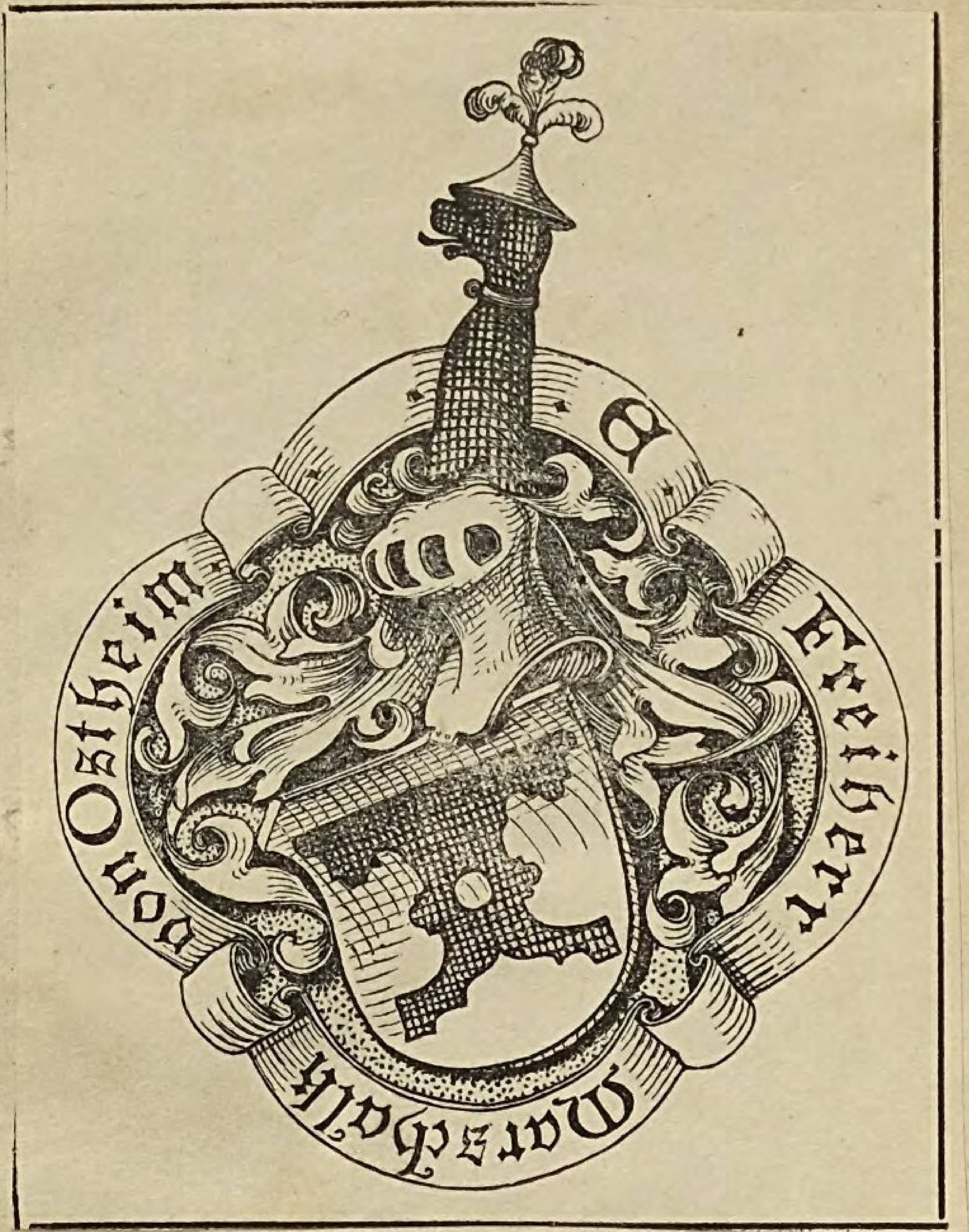
M. v. O.
Hist.
O. 26
4.



H. p. o. 24/4

F. C. Schloſſer's

Weltgeſchichte

für das

deutſche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Vierter Band.

Frankfurt a/M. 1846.

Franz Varrentrapp's Verlag.

Ph. Krebs.

Druck von Auguſt Oſterrieth
in Frankfurt a. M.

Inhalt des vierten Bandes.

Geſchichte der alten Welt.

Seite

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit (Fortſetzung: Geſchichte der Römer) 1

X. Von Sulla's Tod an bis auf das erſte Triumvirat . 3
1. Charakter der letzten Zeit der römiſchen Republik . . 3
2. Die nächſte Zeit nach Sulla's Tod 7
3. Der Krieg mit Sertorius 9
4. Der Sklavenkrieg 12
5. Pompejus und Craſſus. 18
6. Der Seeräuberkrieg 23
7. Der letzte Mithridatiſche Krieg 26
8. Die Catilinariſche Verſchwörung 39
9. Innere Angelegenheiten von der Catilinariſchen Verſchwörung an bis auf das erſte Triumvirat 46

XI. Von der Bildung des erſten Triumvirats an bis zum Untergange der Republik 52
1. Das erſte Triumvirat 52
2. Cäſar in Gallien 62
3. Innere Geſchichte Rom's vor dem Ausbruche des zweiten Bürgerkrieges 66
4. Der zweite Bürgerkrieg 73
5. Cäſar als Alleinherrſcher 87
6. Von Cäſar's Tod an bis zum zweiten Triumvirat . . 99
7. Von der Bildung des zweiten Triumvirats an bis auf die Schlacht bei Aktium 109

XII. Literatur und Bildung der Römer in der republikaniſchen Zeit 124
1. Literatur und Bildung in den erſten Zeiten der Republik . 124
2. Literatur und Bildung vom Beginn der puniſchen Kriege an bis auf Cicero's Zeit 130
3. Literatur und Bildung zu Cicero's Zeit 149

XIII. Die römiſche Kaiſerzeit von Auguſtus an bis auf Hadrian 168
1. Octavianus Auguſtus als Alleinherrſcher 168
2. Die germaniſchen Völker und ihre Kriege mit den Römern zu Auguſt's Zeit 179
3. Die Regierung der Kaiſer aus Auguſt's Familie . . . 193
4. Von Nero's Tod an bis auf Veſpaſian's Thronbeſteigung . 227
5. Die letzte Zeit des jüdiſchen Staats und die Entſtehung des Chriſtenthums 236
6. Die Kaiſer Veſpaſianus und Titus 251

Seite
7. Die römiſchen Provinzen von Auguſtus an bis auf Veſpaſian's Zeit und die Verhältniſſe der Römer zu den germaniſchen und brittiſchen Völkerſchaften 260
8. Die römiſche Kaiſerzeit von Titus Tod an bis auf Hadrian 274
9. Der Kaiſer Hadrianus 288
10. Rückblick auf den Geiſt des Lebens und das Staatsweſen der erſten Zeit des Kaiſerreichs 296
11. Literatur und Bildung von Auguſt's Zeit an bis auf Hadrian 309
1. Das Auguſteiſche Zeitalter der Literatur . . . 309
2. Die Zeit von Auguſtus bis auf Hadrian . . . 327
12. Literatur und Bildung zu Hadrian's Zeit 352

XIV. Die römiſche Kaiſerzeit von Hadrian's Tod an bis auf Conſtantin den Großen 364
1. Allgemeines über den Zuſtand der römiſchen Welt in ihren letzten Zeiten 364
2. Antoninus Pius und Antoninus Philoſophus . . . 368
3. Die Nachfolger der Antonine bis auf Alexander Severus . 374
4 Alexander Severus und die Entſtehung des neuperſiſchen Reiches 389
5. Die Nachfolger des Alexander Severus bis auf Diokletian . 392
6. Diokletian und ſeine Mitkaiſer 409
7. Ausbreitung und Entwickelung des Chriſtenthums bis zur Zeit Conſtantin's des Großen 421
8. Heidniſche Literatur und Bildung von Hadrian's Zeit an bis auf Conſtantin den Großen 434

XV. Die letzten zwei Jahrhunderte des Alterthums . . . 460
1. Conſtantin der Große 460
2. Das Chriſtenthum als herrſchende Religion im römiſchen Reiche 466
3. Conſtantin's des Großen Nachfolger bis auf Valens Zeit . 474
4. Beginn der ſogenannten Völkerwanderung 491
5. Von Valens Tod an bis auf Alarich's Einfall in Griechenland 495
6. Die Wanderungen der Gothen und die Geſchichte des römiſchen Reiches während derſelben 501
7. Die Wanderungen der Vandalen und Hunnen und die Geſchichte des römiſchen Reiches während derſelben . . . 515
8. Der Untergang des weſtrömiſchen Reiches 526
9. Odoaker und Theodorich der Große 537
10. Von Theodorich's des Großen Tod an bis zum Untergang des oſtgothiſchen Reiches 541

XVI. Religion, Bildung und Literatur in den letzten zwei Jahrhunderten des Alterthums 555
1. Das Chriſtenthum. 555
2. Literatur und Bildung der letzten Zeiten des Alterthums . 566

Geſchichte der alten Welt.

II. Völker der griechiſch-römiſchen Zeit.

(Fortſetzung.)

X. Von Sulla's Tod bis auf das erſte Triumvirat.

1. Charakter der letzten Zeit der römiſchen Republik.

Die Geſchichte der hundert Jahre, welche der Einführung einer Monarchie in Rom vorausgingen, iſt in doppelter Hinſicht wichtig und belehrend: ſie zeigt uns nämlich zugleich die höchſte Blüthe und die größte moraliſche Entartung des römiſchen Volkes. Beides iſt, wie die Geſchichte aller Staaten lehrt, immer mit einander verbunden; allein das Sittenverderbniß iſt nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine Folge der blühenden Cultur, ſondern eine ihr gleichzeitige und aus denſelben Urſachen hervorgehende Erſcheinung. Der zunehmende Reichthum einer Nation vermehrt die Mittel des Genuſſes und die Ungleichheit des Vermögens, er erzeugt alſo auch eine größere Menge von Genüſſen, ſowie eine größere Mannichfaltigkeit der Lebensverhältniſſe und der geiſtigen Anregungen. Auf dieſe Weiſe erſcheint leider bei jedem Volke zu derſelben Zeit, in welcher es ſich durch Größe des Geiſtes und der Thaten am meiſten auszeichnet, zugleich auch eine große moraliſche Verdorbenheit. Außerdem ſind aber auch gewiſſe politiſche Verhältniſſe mit ſtrenger Sittlichkeit unvereinbar, wenn anders nicht der Beſſere das Opfer des Schlechteren werden ſoll.

Wenn man dieſe unbeſtreitbaren Sätze feſthält, ſo wird man über manche traurigen Erſcheinungen dieſes Zeitraumes weniger erſtaunen. Man muß aber dabei auch den wichtigen Umſtand beachten, daß die ſittliche Verdorbenheit der höheren Klaſſen von Griechenland und Rom von uns leicht aus dem Grunde falſch

beurtheilt wird, weil ſie weit offenkundiger war, als die Entartung der Ariſtokratieen und Hauptſtädte unſerer Tage iſt. Die neuere Zeit birgt ihre Sittenloſigkeiten im Dunkel des Schweigens, und ſucht auf jede Weiſe zu verhindern, daß die eigentlichen Triebfedern der Dinge und das innerſte Weſen der herrſchenden Klaſſe enthüllt werden. Im Alterthum dagegen erſtreckte ſich die Öffentlichkeit des Staatslebens auch ſogar auf alle Privatverhältniſſe, und es werden deshalb, ſelbſt bei einer blos oberflächlichen Betrachtung der alten Geſchichte, Dinge ſichtbar, welche in neuerer Zeit gewöhnlich nur den Eingeweihten bekannt ſind. Deshalb kann nur derjenige unter uns über den moraliſchen Zuſtand unſerer Zeit im Vergleich mit dem des Alterthums richtig urtheilen, der das Leben und die ſogenannten Denkwürdigkeiten der großen Welt kennt. Er muß nicht allein die ganze Reihe der Memoiren, welche in Frankreich in acht und ſiebenzig Bänden geſammelt worden ſind, ſondern auch die der Mutter des Regenten, einer pfälziſchen Prinzeſſin, ſowie die Denkwürdigkeiten aller Zeitgenoſſen Ludwig's XV., der Töchter Friedrich Wilhelm's I., der Gräfin Lichtenau und Conſorten, die von Lang und viele ähnliche geleſen haben. Er muß ferner die Denkwürdigkeiten aus den Zeiten der beiden letzten Stuart's, die der zwei erſten Regenten aus dem Hannover'ſchen Hauſe, des Prinzen von Wales und ſeiner Gemahlin, der Genoſſen engliſcher Orgien, der Henriette Wilſon, des berüchtigten Ouvrard und der ruſſiſchen Günſtlinge ſtudirt haben. Er muß endlich den Gerichtsverhandlungen Englands und Frankreichs Schritt vor Schritt gefolgt ſein, und das Leben der europäiſchen Hauptſtädte, wie das der deutſchen Bäder und Spielhöllen ſelbſt geſehen haben. Wer kann, wer mag dies thun? Wie viele Thorheiten und Schlechtigkeiten könnte aber ein ſolcher Mann der Welt zeigen, wenn er die Verſchwendungen, die Schwelgereien, überhaupt die ganze Lebensweiſe der höheren Klaſſe von London, Paris, Neapel, Hamburg und anderen neueren Städten ebenſo beſchreiben wollte, wie uns die Sitten und Gewohnheiten der alten Römer von ihren eigenen Schriftſtellern beſchrieben worden ſind!

Der moraliſche Zuſtand war in der letzten Zeit der römiſchen Republik nicht ſchlechter, als er bei ähnlichen Verhältniſſen immer zu ſein pflegt. Ja, die damalige römiſche Welt zeigt uns, neben

den in der Natur der Dinge begründeten Gebrechen, ſogar noch große Vorzüge, wie ſie kein civiliſirtes Volk der neueren Zeit uns darbietet. Während nämlich der Staat und die Sitten untergingen, erſchien dagegen die Wirkung, welche die Grundſätze und Verfaſſungen des Alterthums auf den Geiſt des öffentlichen Lebens und auf die Charaktergröße einzelner Männer ausübten, gerade damals im glänzendſten Lichte. Das ſtille häusliche Glück und die allgemein verbreitete bürgerliche Behaglichkeit der chriſtlichen Welt waren freilich weder in Griechenland noch im römiſchen Reiche jemals zu finden; dagegen zeigt ſich aber in der letzten Zeit der römiſchen Republik, ungeachtet aller moraliſchen Verdorbenheit, ein edler Stolz und ein auf Verherrlichung des Vaterlandes gerichteter Patriotismus, die bedeutenden Männer handeln ſtets nach feſten Grundſätzen, und das Leben der höheren Klaſſen wird von Philoſophie erleuchtet, das der niederen von einem geſunden Verſtande geleitet. Wer könnte dies Alles im ganzen neueren Europa wieder finden? Schwerlich hat außerdem irgend eine Regierung der Welt ſo viele Talente und Kenntniſſe in ſich vereinigt, als der römiſche Senat jener Zeit. Große Charakterkraft, hohe Bildung in der herrſchenden Klaſſe, durchdringender Einfluß der Philoſophie auf das Leben erſcheinen ſelbſt unter den Griechen kaum jemals in einem ſo glänzenden Lichte, als unter der römiſchen Ariſtokratie der letzten republikaniſchen Periode. Die Geburt hatte freilich auch damals ihre Geltung, ſie gab aber für ſich allein weder Einfluß noch Schutz, und ohne Bildung, ohne Tüchtigkeit im Leben konnte Keiner emporkommen oder ſich im Beſitze der Macht und des Anſehens behaupten; denn einige hundert Familien kämpften gegen einander mit gleichen Mitteln um den erſten Rang. Geburt, Glanz, Schimmer, hergebrachte Meinung und Vorurtheil der Menge beförderten niemand, ſondern jeder mußte ſich ſelbſt Gott und Schickſal ſein. Dieſe Bedeutung, welche das Talent, die Bildung und ein auf feſte Grundſätze geſtütztes Leben hatten, war ſo groß, daß ungeachtet der herrſchenden ſittlichen Verdorbenheit ſelbſt eine ſtoiſche Strenge, wie ſie Cato der Jüngere beſaß, und die echt römiſche Lebensweisheit eines Caſſius und Brutus allgemeine Anerkennung fanden. Freilich konnte wegen des vorherrſchenden Charakters jener Zeit das auf dieſe

Weiſe erlangte Anſehen und Übergewicht nicht anders dauernd erhalten werden, als entweder durch einen großen Anhang oder durch den Beſitz eines bedeutenden Vermögens, und es war deshalb außer der Bildung durchaus noch erforderlich, daß man entweder an der Spitze eines Heeres geſtanden habe, oder daß man unermeßlich reich ſei.

Den eigentlichen Grund der hohen Bildung der römiſchen Ariſtokratie darf man weder in der einheimiſchen Rechtswiſſenſchaft, noch in der damals unter den Römern ſich verbreitenden Bücherweisheit der Griechen ſuchen, ſondern vielmehr in der Anſchauung des menſchlichen Lebens ſelbſt, welche dem Römer von einem Ende der Erde bis zum anderen dargeboten war, oder mit anderen Worten in der Schule, die der Kriegsdienſt und die Verwaltung der Provinzen ihm eröffneten. Das römiſche Volk kam damals durch Herrſchaft oder durch Krieg mit den verſchiedenartigſten Völkern in unaufhörliche Berührung, und unzählige Römer wurden als Beamte oder Soldaten in alle Gegenden der bekannten Erde verbreitet. Dieſe Männer, welche wegen der Leichtigkeit des Sklavenerwerbs von allen gemeinen Beſchäftigungen frei waren, und in den Provinzen das Gefühl der Überlegenheit erhielten, erwarben ſich leicht die Kenntniß aller Künſte und Erfindungen, und lernten das Leben in ſeinen mannichfaltigen Geſtaltungen und Bedürfniſſen kennen. Namentlich war Kleinaſien eine ſolche Quelle der Lebenserfahrung und Erkenntniß, weil daſelbſt, dem Urſitze der Menſchheit nahe, die alte aſiatiſche Bildung mit der griechiſchen zuſammentraf, und von dort aus halb barbariſche Völker nicht ſowohl durch Waffengewalt, als durch die unwiderſtehliche Kraft der Civiliſation bezwungen wurden.

Bildung, Talent und Charakter waren es, was den römiſchen Staat groß machte und ſeine republikaniſche Freiheit ſo lange Zeit hindurch erhielt. Sie ſind die Lichtſeiten des römiſchen Weſens im Zeitalter der untergehenden Republik, ſie geben der Geſchichte dieſer Periode ihren Hauptreiz, und zeigen uns neben den dunkelu Farben des Privatlebens das Staatsleben dieſer Zeit in einem Glanze, wie er ſelten wieder gefunden wird. Wenn auch nicht zu verkennen iſt, daß Ehrgeiz und Habſucht die Seele

dieſes Weſens bildeten, daß das Geld damals eine eigentliche Macht im Staate geworden war, und daß eine unerſättliche Genußſucht die Nation in den Abgrund des Verderbens hinabriß, ſo leuchtet doch andererſeits mitten aus dieſer allgemeinen Verdorbenheit der Geiſt des Alterthums und der Sinn, welcher die Römer groß gemacht hat, aufs glänzendſte hervor. Die letzte Zeit der römiſchen Republik iſt dadurch eine der intereſſanteſten und belehrendſten Perioden der ganzen Weltgeſchichte geworden.

2. Die nächſte Zeit nach Sulla's Tod.

Die römiſche Ariſtokratie hatte durch Sulla's blutige Reformen die verlorene Stärke und den alten Trotz wieder erhalten; feſten Beſtand aber konnte Sulla ebenſowenig dem Adel, als dem Staat überhaupt geben. Im Gegentheil, der Dictator war kaum aus dem Leben geſchieden, als die früheren Scenen ſich wiederholten; ſeine Einrichtungen ſtürzten ſehr bald zuſammen, der Staat ſchwebte von neuem in der beſtändigen Gefahr der Umwälzung, und es begann ein fortdauernder Revolutionszuſtand, der nach den heftigſten Erſchütterungen und nach blutigen Bürgerkriegen mit der Errichtung einer Monarchie endete. Die Männer, welche ſich in Sulla's Erbe theilten, beſaßen nur mäßige Talente, und geriethen bald mit einander ſelbſt in Zwiſt. Ihre Uneinigkeit gewährte einem bei Sulla's Tode noch ganz jungen Manne, Cajus Julius Cäſar, die Möglichkeit, ſich unbemerkt über ſie emporzuſchwingen. Cäſar, der an Geiſt und Talent ihnen Allen weit überlegen war, ſuchte nicht, wie dieſe Männer, unter der Ariſtokratie zu glänzen, ſondern ſich über ſie zu erheben und die Alleinherrſchaft zu erlangen. Er erkannte gleich anfangs aus Sulla's Beiſpiel, daß Rom nur durch dieſelben Mittel unterworfen werden könne, durch welche es ſelbſt den ganzen Erdkreis ſich unterworfen hatte, oder mit anderen Worten, daß ganz allein Volksgunſt, Kriegsthaten und Benutzung des Augenblicks zum bleibenden Beſitze der höchſten Macht führen könnten. An ihn und die vier bedeutendſten Männer aus Sulla's Umgebung knüpft ſich daher vorzugsweiſe die Geſchichte der nächſten dreißig bis vierzig Jahre nach Sulla's Tod an. Dieſe vier Männer, welche unter Sulla's

Herrſchaft etwa dieſelbe Stellung hatten, wie die Marſchälle Napoleon's im franzöſiſchen Kaiſerreiche, waren Lucullus, Pompejus, Craſſus und Metellus Pius. Von ihnen war Pompejus der Mächtigſte, Craſſus der Reichſte, Lucullus der Glänzendſte, Metellus endlich der Edelſte, bis auch er, als Anführer eines Heeres in Spanien, dem Sittenverderbniſſe ſeiner Zeit erlag.

Noch in demſelben Jahr, in welchem Sulla ſtarb, brachen die Unruhen in Rom wieder aus. Einer der beiden Conſuln, Marcus Aemilius Lepidus, wollte den Tod des Alleinherrſchers benutzen, um ſich eine mächtige Partei zu bilden; er machte zu dieſem Zwecke den Antrag, alle von Sulla erlaſſenen Geſetze aufzuheben, die Flüchtlinge und Verbannten zurückzurufen und ihnen ihre eingezogenen Güter wiederzugeben. Ein ſolcher Vorſchlag konnte nicht angenommen werden, ohne daß dadurch zugleich eine neue Revolution hervorgerufen worden wäre, dieſe würde aber gewiß ebenſo blutig geweſen ſein, als die Sullaniſche. Der ganze Senat und Lepidus College, Quintus Lutatius Catulus, widerſetzten ſich daher dem Antrage. Lepidus ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern änderte nur ſeinen Plan. Er begab ſich, noch ehe ſein Conſulat zu Ende war, in die ihm für das nächſte Jahr ertheilte Provinz Cisalpinien (Oberitalien), um dort ein Heer zu rüſten und mit dieſem ſeine Gegner in Rom zu überwältigen. Viele Flüchtlinge und Verbannten ſchloſſen ſich an ihn an, und bald erſchien er mit einem ziemlich ſtarken Heere vor den Thoren der Stadt. Er wurde mit Verluſt zurückgeſchlagen, und ſeine Truppen zerſtreut; er ſammelte aber ſchnell ein neues Heer, und nahm eine feſte Stellung in Etrurien. Nun ward Pompejus, der Haupterbe der Sullaniſchen Militärgewalt, gegen ihn ausgeſchickt, und dieſer dämpfte den Aufſtand mit blutiger Strenge. Lepidus nahm ſich ſelbſt das Leben, die Reſte ſeines Heeres aber begaben ſich unter der Anführung eines flüchtigen Proſcribirten, Marcus Perperna, nach Spanien. Nach römiſchen Geſetzen konnte niemand Oberanführer in einem Kriege ſein, der nicht ein obrigkeitliches Amt bekleidete, Pompejus hatte aber dieſen Krieg nicht allein geführt, ohne Beamter des Staates zu ſein, ſondern ihn auch noch dazu ungemein ſchnell beendigt; er erhielt dadurch eine Stellung, wie ſie in Rom noch nie jemand

gehabt hatte. Er bekam aber zugleich auch eine ungeheuere Einbildung von ſich ſelbſt, die ihn auf eine falſche Bahn riß. Schmeichleriſche Freunde oder vielleicht auch Sulla ſelbſt hatten ihm ſchon vorher den Beinamen des Großen gegeben, und er ſelbſt hatte die unſelige Grille, ſich Alexander den Großen zum Vorbilde zu nehmen. Dabei ſtrebte er ſein ganzes Leben hindurch nach Sulla's dictatoriſcher Gewalt, wollte aber die von dieſem gebrauchten Mittel durchaus nicht anwenden, ſondern ſuchte mit Ängſtlichkeit immer den Schein zu behalten, als wenn er ſich ſcheue die Verfaſſung zu verletzen.

Trotz der Unterdrückung des von Lepidus erregten Aufſtandes konnte die Ordnung im römiſchen Staate nicht lange erhalten werden; das Gleichgewicht der Gewalten und das gegenſeitige Verhältniß der Familien war zu ſehr zerrüttet, als daß ferner an eine dauernde Ruhe gedacht werden konnte. Einzelne Volkstribunen ſuchten gleich nach Lepidus Beſiegung jene alten Vorrechte wieder an ſich zu reißen, welche Sulla dem Tribunat genommen hatte. Schon im Jahre 75 v. Chr. ward den Tribunen das Recht, höhere Stellen zu bekleiden, zurückgegeben und auf dieſe Weiſe das Tribunat wieder zu einem Mittel gemacht, durch welches ehrgeizige Große ſich beim Volk einſchmeicheln und alſo leichter in den Beſitz der erſten Staatsämter gelangen konnten. Schon dies allein wäre hinreichend geweſen, um Sulla's ariſtokratiſche Verfaſſung in ihren Grundfeſten zu erſchüttern.

3. Der Krieg mit Sertorius.

Den Freunden und Erben Sulla's drohte eine noch größere Gefahr von Außen, als Lepidus und die Tribunen in Rom ſelbſt hervorgerufen hatten. In Spanien hatten ſich nämlich nach und nach alle Reſte der Marianiſchen Partei geſammelt und eine neue Kriegsmacht geſchaffen, welche beſonders dadurch furchtbar ward, daß ein tüchtiger Feldherr die Anführung erhielt. Quintus Sertorius, welcher kurz vor Sulla's Rückkehr Statthalter in Spanien geweſen war, hatte (83 v. Chr.) unter dem Conſul Lucius Cornelius Scipio Aſiaticus gegen Sulla gefochten, und war, als die Truppen des Erſteren zu dem Letzteren übergingen, in Gefangen-

ſchaft gerathen. Sulla hatte ihm damals die Freiheit geſchenkt, und Sertorius war ſogleich nach Spanien zurückgekehrt, wo er mit leichter Mühe wieder von ſeiner Provinz Beſitz nahm, weil er ſich früher die Zuneigung der Einwohner erworben hatte. Sulla hatte ihn hierauf proſcribirt und durch ein gegen ihn abgeſchicktes Heer aus Spanien vertreiben laſſen. An der Republik verzweifelnd, hatte Sertorius damals den Entſchluß gefaßt, aus den Grenzen der bekannten Welt zu fliehen, und auf den ſogenannten Inſeln der Seligen (den heutigen canariſchen Inſeln) Rettung und Schutz zu ſuchen. Unterwegs hatte er aber auf die Nachricht von einer Empörung, welche in Mauretanien ausgebrochen war, ſeinen Plan geändert, und war an der Küſte dieſes Königreichs gelandet, um den Empörten Hülfe zu leiſten und ſich in ihrem Lande einen Zufluchtsort zu verſchaffen, welcher der Welt, die er nicht aus den Augen verlieren wollte, näher lag, als jene faſt noch ganz unbekannten Inſeln. Er ſchlug nicht nur den mauretaniſchen König, ſondern auch ein römiſches Hülfs-Corps, welches Sulla demſelben geſchickt hatte, und wartete nun in Mauretanien auf beſſere Zeiten. Eine willkommene Botſchaft rief ihn bald wieder nach Europa zurück. Die ſtreitbaren Luſitanier nämlich, welche von Sulla's Statthalter in Spanien angegriffen wurden, glaubten in dem kriegserfahrenen Sertorius einen neuen Viriathus zu finden, und ließen ihn durch Abgeordnete auffordern, nach Luſitanien zu kommen, um ihre Führung zu übernehmen. Sertorius folgte dem Rufe, und focht mit großem Glück gegen die Truppen des Statthalters. Sulla, welcher anfangs wenig auf ihn geachtet hatte, fand ſich zuletzt bewogen, einen ſeiner tüchtigſten Generale, den Metellus Pius, gegen ihn auszuſchicken (79 v. Chr.).

Die Tüchtigkeit, welche Sertorius im Kampfe gegen die Sullaner zeigte, zog in Verbindung mit ſeinem Glücke bald alle Flüchtlinge und Proſcribirte zu ihm; ſelbſt die Reſte der von Pompejus in Afrika beſiegten Marianer, ſowie fünf Legionen, welche unter Perperna's Anführung ſich von Lepidus Heere gerettet hatten, ſammelten ſich um Sertorius. Dieſer war bald von einer ſo großen Zahl geächteter Senatoren umgeben, daß er behaupten konnte, nicht Sulla's neuer Senat in Rom, ſondern

der alte, der ſich in Spanien gebildet habe, ſei die eigentliche Regierungsbehörde des römiſchen Staates. Sertorius vereinigte mit den Talenten und Erfahrungen eines gebildeten römiſchen Feldherrn alle Eigenſchaften des Viriathus, ſeine Lebensweiſe war ganz den Sitten und Gewohnheiten des luſitaniſchen Volkes angemeſſen, und dieſes hing daher mit großer Zuneigung an ihm. Er bildete neben ſeinen römiſchen Truppen ein auf römiſche Weiſe disciplinirtes Heer von Spaniern, und ließ den Krieg je nach den Umſtänden bald von dieſen auf die ihnen eigenthümliche Weiſe, bald von ſeinen Landsleuten auf römiſche Art führen. Metellus konnte nichts gegen ihn ausrichten, weil weder er noch ſeine Soldaten die Beſchwerlichkeiten eines ſolchen Krieges zu ertragen vermochten. Sertorius ward daher für die Ariſtokraten zu Rom immer gefährlicher, und beunruhigte ſie zuletzt ſo ſehr, daß ſie den Mann, der von Sulla ſo hoch geſtellt worden war, und ſo eben den Aufſtand des Lepidus unterdrückt hatte, gegen ihn zu ſchicken beſchloſſen. Vielleicht hatte man dabei aber auch die geheime Abſicht, den allzu mächtig gewordenen Pompejus aus Italien zu entfernen. Pompejus wurde, obgleich er noch immer keines der höheren Ämter bekleidet hatte, an der Spitze eines zweiten Heeres und mit dem Titel eines Proconſuls nach Spanien geſandt (76 v. Chr.), und ſollte das Commando mit Metellus theilen. Er erfuhr gleich das erſte Mal, als er dem Sertorius gegenüber ſtand, daß er es diesmal nicht mit einem Papirius Carbo oder Domitius Ahenobarbus zu thun habe; denn er mußte den Verſuch, eine belagerte Stadt zu entſetzen, ſogleich und mit großem Verluſt an Menſchen wieder aufgeben. Vier Jahre lang behauptete Sertorius das Feld gegen zwei der größten Generale aus Sulla's Schule. Seine Gegner litten nicht blos durch die Art, wie er den Krieg führte, ſondern auch durch die Natur des ſpaniſchen Landes ſelbſt; ſie ſahen ſich ſogar manchmal außer Stand, ihren Truppen die nöthigen Lebensmittel zu verſchaffen. Pompejus, der einen großen Theil ſeines eigenen Vermögens auf dieſen Krieg verwendete, verzweifelte im Jahre 74 v. Chr. an ſeinem Glück, und wäre damals gewiß nach Italien zurückgekehrt, wenn ihm nicht Lucullus, der ihn ſeiner eigenen Plane wegen noch länger entfernt haben wollte, mit Aufbietung ſeines ganzen

Einfluſſes die nöthigen Verſtärkungen und Geldunterſtützungen verſchafft hätte.

Sertorius ging zwar endlich unter, er erlag aber nicht den Talenten ſeiner beiden Gegner, ſondern dem thörichten Dünkel eines Mannes aus ſeiner Umgebung. Der ehrgeizige Perperna wußte nämlich nicht blos die Spanier gegen ihn aufzuwiegeln, ſondern auch unter ſeinen eigenen Landsleuten eine förmliche Verſchwörung anzuzetteln. Mistrauen und Zwietracht riſſen im Heere des Sertorius ein, viele von ſeinen Leuten gingen zu den Feinden über, er ſelbſt ward bitter, hart und zuletzt ſogar grauſam, dies vermehrte die Zahl der Unzufriedenen, und endlich räumten ihn Perperna und ſeine Mitverſchworenen bei einem Mahl aus dem Wege (72 v. Chr.). Perperna hatte gehofft, daß er als Oberfeldherr entweder den Krieg mit Glück fortſetzen oder einen günſtigen Frieden erlangen könne, er ſah ſich aber bald in ſeiner Erwartung getäuſcht. Die Spanier wieſen den Mörder ihres Feldherrn mit Abſcheu zurück, uud mit dem römiſchen Theile des Heeres allein war er dem Pompejus und Metellus nicht gewachſen. Er ward von dem Erſteren geſchlagen, gefangen genommen und ohne Weiteres aus der Welt geſchafft. Die mit Sertorius ver bündeten ſpaniſchen Völkerſchaften wurden hierauf ohne große Mühe ſchnell wieder unterworfen (71 v. Chr.). Pompejus mußte zwar die Ehre, den gefährlichen Krieg beendigt zu haben, mit Metellus theilen, allein die Gunſt des Volkes wandte ſich ihm vorzugsweiſe zu; denn ihn hatte das Glück ſeither überall gekrönt, er verſtand es, ſeinen mittelmäßigen Fähigkeiten den Schein angeborener Geiſtesgröße zu geben, und der Pöbel aller Stände und aller Zeiten huldigt bekanntlich blos dem Glück und dem Schein, weil er für wahres Verdienſt nur wenig Sinn hat.

4. Der Sklavenkrieg.

Während Pompejus in Spanien die Gegner der Ariſtokratie vernichtete, erwarb ſich ein anderer Sullaniſcher General, Marcus Licinius Craſſus, in Italien ein großes Verdienſt um den römiſchen Staat. Er beendigte nämlich einen furchtbaren Sklavenkrieg, der für Rom leicht ſehr gefährlich hätte werden können;

denn eines Theils hatten damals die Heere des Staats zu gleicher Zeit mit drei verſchiedenen Feinden, mit Sertorius, mit Mithridates und mit den mächtigen ciliciſchen Seeräubern, zu kämpfen, und anderes Theils gerieth der Ackerbau von Italien nicht blos durch die Empörung der Sklaven an und für ſich ſelbſt ins Stocken, ſondern konnte ſogar auch durch die Beſiegung derſelben leicht ganz zu Grunde gehen, weil die damit verbundene Tödtung vieler Sklaven die Zahl der Feldarbeiter verringerte. Der unſelige Misbrauch, daß die großen Familien von Rom ſich auf Koſten des Staates ungeheuere Güter verſchafft hatten, und dieſe durch Tauſende von Sklaven bearbeiten ließen, rächte ſich jetzt auf eine furchtbare Weiſe. In Sicilien und Italien war der freie Bauernſtand zum größten Theil ausgerottet und durch unzählige Sklaven ebenſo erſetzt worden, wie man in unſeren Tagen einen großen Theil der Fabrikarbeiter durch Maſchinen erſetzt hat. In der letzten Zeit hatte man die Gefahren, mit welchen das Sklavenweſen den Staat bedrohte, noch auf eine andere Weiſe in hohem Grade geſteigert. Das zunehmende Wohlgefallen des Volkes an den Gladiator-Spielen und das Streben der vornehmen Römer, in dieſen grauſamen Vergnügungen, die ſie dem Volke bereiteten, einander zu überbieten, hatte eine ſtarke Vermehrung ſolcher Sklaven zur Folge gehabt, welche ſich durch die größte Rohheit auszeichneten. Es ward nämlich ein förmliches Gewerbe, in Thracien, Gallien und anderen unciviliſirten Ländern ganze Schaaren von Sklaven einzukaufen, dieſe für den Gladiatoren-Kampf einüben zu laſſen und dann an diejenigen Beamten, welche dem Volke Spiele geben wollten, zum Kampf auf Tod und Leben zu verdingen. Ja, die Sklavenhändler ſpeculirten ſogar auch auf die bürgerlichen Unruhen; ſie ließen viele ſtarken und frechen Sklaven blos deshalb zu tüchtigen Fechtern einüben, um ſie nachher an ehrgeizige Volkstribunen und andere Unruheſtifter zu verkaufen, die ſich ihrer wie einer Art von Garde bedienten, um ihre Plane mit Gewalt durchzuſetzen. Die Hauptanſtalten zur Erziehung ſolcher Fechter waren in Ravenna und Capua, weil an beiden Orten die Lebensmittel viel wohlfeiler waren, als in Rom und in anderen Städten. Wie einträglich dieſes Gewerbe ſein mußte, geht daraus hervor, daß auch viele freien Leute ſich damals

als Gladiatoren verdingten, un daß manche Senatoren und Ritter es nicht unter ihrer Würde hielten, ſolche Gladiator-Schulen zu halten und perſönlich die Einübung der Sklaven zu leiten. Freilich war dieſes Treiben der Hauptſache nach nicht viel ärger, als das Boxen in England iſt, wo es bekanntlich auch förmliche Schulen des Fauſtkampfes gibt, und wo dieſer manchmal gerade in der höchſten Klaſſe ſeine größten Kenner und Verehrer hat.

Der furchtbare Sklavenkrieg, welcher 73 v. Chr. ausbrach, ging von einer jener Fechterſchulen aus. Drei und ſiebenzig Sklaven nämlich entflohen aus dem Kerker, in welchem ihr harter Herr, Lentulus Batuatus, ſie zu Capua eingeſperrt hatte, um ſie zu Gladiatoren einüben zu laſſen, nahmen in einer mit Metzgerbuden und Garküchen angefüllten Straße die vorhandenen Meſſer und Bratſpieße weg, befreiten mit dieſen Werkzeugen ihre zurückgelaſſenen Unglücksgefährten, und flohen dann aus der Stadt, um entweder irgend eine Freiſtätte zu erreichen, oder im ſchlimmſten Falle mit den Waffen in der Hand ihr Leben wenigſtens theuer zu verkaufen, ſtatt ſich zur Unterhaltung eines grauſamen Volkes unter einander morden zu müſſen. In geringer Entfernung von der Stadt ſtießen ſie zufällig auf einen Waffen-Transport, der für ihren Herrn beſtimmt war; ſie bemächtigten ſich desſelben, und nahmen dann eine feſte Stelle am Fuße des Veſuv, wo ſie die Landmiliz von Capua, die ihnen nachgeſetzt war, zurückſchlugen und ihrer Waffen beraubten. Jetzt ſtellten ſie den Thracier Spartacus, welcher den gelungenen Befreiungsverſuch angeſtiftet hatte, an ihre Spitze, und der Zufall wollte es, daß dieſer Mann angebornen Beruf zum Führer und Feldherrn beſaß, die Gegenden genau kannte, und die Umſtände gehörig zu benutzen verſtand. Unter ſeiner Führung erſtürmten die Empörer zunächſt viele Häuſer, in welchen Sklaven eingeſperrt waren, und zogen auch viele freien Landleute an ſich, die am Rauben Vergnügen fanden oder durch die Noth zur Verzweiflung gebracht waren. In kurzer Zeit waren ſie ſo ſtark an Zahl, daß ſie mehrere campaniſchen Städte einnehmen und plündern konnten. Bald trieb ihr Beiſpiel auch die vielen Sklaven zur Empörung, welche im Gebirge und über dasſelbe hinaus bis nach Lukanien hin die

Heerden römiſcher Großen bewachten. Dieſe Hirten und die vielen armen Gebirgsbewohner, welche mit ihnen gemeine Sache machten, wurden ihnen um ſo nützlicher, als ſie abgehärtet und zum Krieg im Gebirge trefflich geeignet waren. Die ganze Maſſe der Empörten wuchs zuletzt bis auf ſiebenzigtauſend Mann an. Sie beſtanden ihrer Abkunft nach größtentheils aus Thraciern und Galliern; die Letzteren waren beſonders zahlreich, bildeten unter ihren Führern Oenomaus und Crixus ein eigenes Corps, und übten in Campanien dieſelben Gräuel, wie die erbitterten Volkshaufen des Bauernkriegs und der franzöſiſchen Revolution in Süddeutſchland und Frankreich.

Spartacus ſchlug mehrere römiſchen Heere, welche gegen ihn ausgeſchickt worden waren, und bediente ſich der Waffen derſelben, um ſeine Schaaren gleich einem regelmäßigen Heere auszurüſten. Er ſuchte Ordnung, Disciplin und eine geregelte Verbindung unter ſeinen Horden einzuführen; es gelang ihm dies aber nicht, ja, er vermochte nicht einmal den wilden Verheerungen der rohen Schaaren eine Schranke zu ſetzen. Der Krieg nahm überhaupt, wie alle ſolche Empörungen, einen furchtbaren Charakter an, und Spartacus ſelbſt mußte durch ſchreckliche Grauſamkeiten dem rachgierigen Sinne der Leute, an deren Spitze er ſtand, Genüge zu leiſten ſuchen. Die Sklaven verfuhren mit den Römern ungefähr auf die Weiſe, wie in neuerer Zeit die empörten Neger auf St. Domingo mit den Weißen. Sie gebrauchten ſie zu den nämlichen Zwecken, zu welchen ſie ſelbſt von ihnen gebraucht worden waren, ſie veranſtalteten nämlich zu Ehren der gebliebenen Sklaven Feſtſpiele, und Hunderte von gefangenen Römern mußten dabei als Gladiatoren mit einander auf Tod und Leben kämpfen.

Ungeachtet der Zuchtloſigkeit des Sklavenheeres führte doch Spartacus den Krieg mit ſo großer Geſchicklichkeit, daß er ſich zwei Jahre lang im ungeſtörten Beſitze des ganzen Landſtrichs, der die heutigen Provinzen Baſilicata und Calabrien umfaßt, zu behaupten wußte. Indeſſen erkannte er zuletzt, daß mit dem rohen Haufen auf die Dauer nichts auszurichten ſei, und forderte daher ſein Heer auf, die errungenen Siege blos zur Flucht aus Italien zu benutzen, und ſich vereint bis zu den Alpen durchzuſchlagen, von wo ſie dann mit den erbeuteten Schätzen einzeln in ihre

Heimath zurückkehren ſollten. Dieſem Vorſchlage widerſetzten ſich die Gallier, und das Heer löſte ſich in Folge davon in zwei Theile auf. Die Mehrzahl der Gallier wandte ſich unter Crixus Führung nach der öſtlichen Küſte von Italien, Spartacus dagegen zog mit den Übrigen am Fuße der Apenninen nach Oberitalien hin. Die Erſteren wurden bald von einem römiſchen Heere angegriffen und insgeſammt vernichtet. Ihr Beſieger, der eine der beiden Conſuln des Jahres 72 v. Chr., eilte gleich nach der Schlacht, ſich mit ſeinem Collegen zu vereinigen, welcher an der Spitze eines anderen Heeres gegen Spartacus gezogen war; der Letztere verlegte ihm aber den Weg, und brachte an einem und demſelben Tage beiden Conſuln nach einander eine Niederlage bei. Kurze Zeit nachher ſchlug er in Oberitalien zwei andere Heere, welche von einem Proconſul und einem Prätor angeführt wurden. Nichts hätte ihn jetzt hindern können, ſeinen Marſch über die Alpen auszuführen; er ließ ſich aber vom Glücke blenden, gab den gefaßten Plan wieder auf, und beſchloß gegen Rom ſelbſt zu marſchiren. Ein römiſches Heer, das ſich ſeinem Marſche widerſetzte, ward von ihm völlig geſchlagen; dieſer Sieg war aber der Gipfel ſeines Glückes. Die Römer übertrugen nämlich nach der erlittenen Niederlage (72 v. Chr.) die Führung des Krieges dem Marcus Licinius Craſſus, einem Manne, der zwar kein beſonders geſchickter General war, ſich aber in Sulla's Schule wenigſtens Kriegserfahrung erworben hatte. Craſſus gehörte außerdem zu den Häuptern der herrſchenden Oligarchie, er konnte ſich daher nicht nur ein viel größeres Heer verſchaffen, als alle früheren Befehlshaber gehabt hatten, ſondern er beſaß auch das nöthige Anſehen, um die Kriegszucht wiederherzuſtellen, welche damals, wie dies in allen unglücklichen Kriegen der Römer zu geſchehen pflegte, ganz zerfallen war. Schon dieſe Verhältniſſe würden genügt haben, um dem Krieg eine andere Wendung zu geben; Craſſus galt aber damals auch für einen großen General, weil es hieß, daß Sulla ihm ſeinen letzten und wichtigſten Sieg verdankt habe. Er konnte alſo Sulla's Veteranen zu den Waffen rufen und durch ſie ſeinem zahlreichen Heer eine Kraft verleihen, welche die Truppen ſeiner Vorgänger nicht gehabt hatten.

Spartacus erkannte ſehr bald, daß er einen anderen Feldherrn und ein anderes Heer vor ſich habe, als die früheren geweſen waren. Er mußte gleich anfangs ſeinen Angriff auf Rom aufgeben, und ſich mit ſeinen Schaaren nach Lukanien ziehen. Craſſus folgte ihm auf dem Fuße nach. Eine entſcheidende Schlacht vermieden beide Generale mit gleicher Gewandtheit; Craſſus vernichtete aber alle einzelnen Abtheilungen der Feinde, die ſich vom Hauptheere zu entfernen wagten, ſchnitt dieſem ſelbſt alle Zufuhr ab, und drängte es immer weiter nach Süden. Spartacus trat jetzt mit Seeräubern in Unterhandlung, um ſein Heer nach Sicilien überſetzen zu laſſen, wo die Maſſe der Sklaven noch größer war als in Italien.

Die Seeräuber nahmen das Geld, welches ihnen für die Überfahrt verſprochen war, entfernten ſich aber, als die Schätze der empörten Sklaven auf ihre Schiffe geladen waren, und ließen Spartacus mit ſeinen Schaaren in Italien zurück. Die Betrogenen zogen ſich hierauf in den bruttiſchen Bergwald Sila. Hier wurde ihr Lager von Craſſus mit Wall und Graben ſo enge eingeſchloſſen, daß dem Spartacus nichts übrig blieb, als entweder mit ſeinem Heere durch Hunger umzukommen oder die feindliche Umſchanzung ſtürmend zu überſteigen. Er wählte das Letztere, überraſchte die Römer, und gelangte glücklich über ihre Werke hinüber. Die Römer geriethen dadurch anfangs in eine ſo große Beſtürzung, daß ſie daran dachten, Pompejus aus Spanien zu Hülfe zu rufen; ſie beruhigten ſich aber bald wieder, als die bisher einträchtigen Sklaven unter ſich zerfielen, und die Gallier ſich wieder vom übrigen Heere trennten. Auf die Nachricht davon ſuchte Craſſus ſchnell eine Entſcheidung herbeizuführen, damit Pompejus ihm nicht zur Seite gegeben werde, und dieſer da ernte, wo er allein geſäet hatte. Er überfiel zuerſt die Gallier und rieb ſie völlig auf. Dann brachte er die Übrigen unter Spartacus in eine ſo verzweifelte Lage, daß ihnen kein anderer Ausweg blieb, als ſich ſelbſt in die Hände ihrer Feinde zu liefern oder unter den ungünſtigſten Umſtänden ein Treffen zu beginnen. Spartacus entſchied ſich für das Letztere, ward aber geſchlagen und fand den Heldentod, den er geſucht hatte. Seine zerſprengten Schaaren wurden hierauf von Craſſus einzeln verfolgt und ohne

Gnade niedergehauen. Der römiſche Feldherr verſchonte ſelbſt die Gefangenen nicht, und ließ ſechstauſend derſelben an den Bäumen der Hauptſtraße aufknüpfen, die von Capua nach Rom führte (71 v. Chr.) Die Geſammtzahl der in dieſem Kriege umgekommenen Sklaven ſoll mehr als ſechszigtauſend betragen haben.

Als Craſſus in der Ueberzeugung, den Staat von einer ſehr großen Gefahr befreit zu haben, nach Rom zurückkam, ahnete er nicht, daß er dem Pompejus, welcher damals gerade von Spanien her durch Oberitalien heimkehrte, eine Nachleſe ſeiner Ernte übrig gelaſſen habe. Ein kleiner Reſt der empörten Sklaven war nämlich ohne ſein Wiſſen in einer abgelegenen Gegend von Lukanien zurückgeblieben, und einzelne Zerſtreute, die aus den letzten Gefechten entkommen waren, vereinigten ſich mit demſelben, ſo daß die ganze Schaar bis auf fünftauſend Mann anwuchs. Dieſe Schaar ſuchte ſich über die Alpen zu retten, Pompejus ſtieß aber zufälliger Weiſe auf ſie, vertilgte ſie, und dachte klein genug, wegen dieſer That öffentlich einen Theil von Craſſus Ruhm in Anſpruch zu nehmen. Er meldete dem Senat ſeine vorgebliche Heldenthat mit dem Zuſatze, die Sklaven ſeien von Craſſus in offenen Schlachten beſiegt worden, er ſelbſt aber habe die Wurzel des Krieges ausgerottet. Dies mußte einen Zwiſt zwiſchen beiden Männern herbeiführen, zumal da ſie ſchon vorher aus Neid und Eiferſucht in Spannung gerathen waren.

5. Pompejus und Craſſus.

Als Pompejus und Craſſus von ihren Siegen nach Rom zurückkamen, war Lucullus, der eine von den Männern, die mit ihnen Sulla's Einfluß getheilt hatten, mit der Bekriegung des Königs Mithridates beſchäftigt, der andere aber, Metellus Pius, hatte in Spanien durch Weichlichkeit und Üppigkeit den väterlichen Ruhm der Rechtlichkeit und Sitteneinfachheit verloren, und kam in Folge davon nach und nach um ſeine ganze Bedeutung. Pompejus und Craſſus ſtanden alſo damals allein an der Spitze der römiſchen Ariſtokratie. Jeder von Beiden hatte ſeinen Anhang im Adel, und verfügte außerdem über die Stimmen der vielen Bürger, die ſich unter ihren Fahnen Ruhm und Beute erfochten

hatten; Pompejus hatte aber einen noch größeren Einfluß als Craſſus, weil er durch ſeine glücklichen Unternehmungen der Abgott des Volkes geworden war. Beide Männer bewarben ſich um das Conſulat des folgenden Jahres (70 v. Chr.), und erhielten es. Pompejus hatte, obgleich er als bloßer Privatmann einige Male zum Feldherrn ernannt worden war, ſeither noch kein Staatsamt bekleidet, ja, er hatte ſogar noch nicht einmal das zur Erlangung des Conſulats vorgeſchriebene Alter erreicht. Nichts deſto weniger erhielt er das Conſulat, und ging alſo auf der außerordentlichen Laufbahn weiter, die er von Anfang an betreten hatte und auch ſpäter nicht wieder verließ. Sein Beiſpiel zeigt daher aufs deutlichſte, daß die römiſche Verfaſſung, trotz der Unmenſchlichkeiten, mit denen Sulla ſie von neuem zu befeſtigen geſucht hatte, ſelbſt der bloßen Form nach nicht mehr beſtand. Eine kleine Zahl von Familien, die man als ebenſoviele fürſtlichen Geſchlechter anſehen muß, gebot ohne Rückſicht auf Geſetz und Verfaſſung über das römiſche Reich, und wenn etwa einer aus ihrer Mitte, wie dies damals dem Pompejus gleich nach der Erlangung des Conſulats begegnete, durch die Eiferſucht der Anderen ſich gehemmt ſah, ſo wußte er mit Hülfe ſeines Anhangs im Volke ſein Anſehen gegen ſie zu behaupten. Pompejus beſaß aber die Volksgunſt in ſo ausgezeichnetem Grade, daß ſein Nebenbuhler Craſſus nicht eher gewagt hatte, ſich um das Conſulat zu bewerben, als bis er der Einſtimmung dieſes mächtigen Mannes gewiß war.

Pompejus Anſehen beruhte vorzugsweiſe auf dem Glanze ſeiner außerordentlichen Thaten und auf der Gunſt des Volkes, Craſſus dagegen hatte ſeinen Einfluß auf ganz andere Verhältniſſe gegründet. Er war der reichſte Mann ſeiner Zeit, und beſaß in ſeinem ungeheueren Vermögen eine Macht, durch welche er alles das erſetzte, was ihm an Talent, Volksgunſt und Verdienſt abging. Die Bedeutung, welche ſein Geld ihm verſchaffte, und die Art, wie er dasſelbe vermehrte und anwandte, zeigen uns eine Seite des damaligen Charakters der Römer und ihres Staates, welche immer überwiegender wurde weshalb wir ſein Weſen und Treiben näher ins Auge faſſen müſſen. Das Geld war damals gewiſſermaßen eine Staatsgewalt geworden, und verlieh dem-

jenigen, der es in reichem Maße beſaß eine größere Bedeutung, als Geburt und Verdienſte; auf welche Art man es erworben hatte, war ganz gleichgültig. Craſſus ließ ſich ſein ganzes Leben hindurch von der ſchmutzigſten Habſucht leiten, er opferte ſeiner Geldgier jedes Gefühl von Menſchlichkeit und Ehre; er ward deshalb verachtet und verſpottet, nichts deſto weniger gaben ihm ſeine Reichthümer den erſten Rang im Staat; denn ſie verſchafften und erhielten ihm die Gunſt des Volkes, und machten die meiſten großen Familien, die durch grenzenloſe Verſchwendung in Schulden geſtürzt wurden, von ihm abhängig. Nachdem es im römiſchen Staat einmal dahin gekommen war, konnte freilich die alte republikaniſche Verfaſſung, welche ganz auf Ackerbau und Sitteneinfalt gegründet war, nicht länger beſtehen. Auch iſt es unter dieſen Umſtänden leicht einzuſehen, wie und warum der große Sinn der älteren und die Philoſophie und Bildung der ſpäteren Römer nachher unter den Kaiſern ſo ſchnell in die äußerſte Niedrigkeit und Engherzigkeit ausarten konnte. Die Art, wie Craſſus ſich bereicherte, zeigt uns dies am beſten, ſie gibt zugleich den traurigen Beweis, daß zu ſeiner Zeit nicht Induſtrie und eigentliche Handelsthätigkeiten, ſondern Misbrauch der Staatsgewalt, Raub, Wucher und Niederträchtigkeit die Hauptmittel des Erwerbs geworden waren.

Craſſus Vermögen war faſt ganz ein erworbenes. Er beſaß anfangs nur etwas über ſiebenmal hunderttauſend Gulden oder gegen viermal hunderttauſend Thaler; in der letzten Zeit ſeines Lebens aber hatte er es dahin gebracht, daß er im Stande war, drei Monate lang jedem Bürger das nöthige Brod zu ſchenken und einmal das ganze Volk au zehntauſend Tiſchen zu ſpeiſen. Ungeachtet ſolcher unerhörter Ausgaben beſaß er doch vor ſeinem parthiſchen Feldzuge, in welchem er das Leben verlor, noch ſiebenzehn Millionen Gulden oder neun und eine halbe Millionen Thaler; was aber dieſe Summe im Vergleich mit dem Geldwerth unſerer Tage bedeuten wollte, kann man aus dem Umſtand ermeſſen, daß zu Craſſus Zeit das Pfund Brod in der Regel nur einen Kreuzer oder drei und einen halben Pfennig preußiſches Geld koſtete. Seine Haupt-Speculation machte Craſſus zur Zeit der Sullaniſchen Proſcriptionen: er kaufte nämlich Güter von Geächteten an

ſich, und da dieſe wegen ihrer Menge natürlich ſehr billig zu haben waren, bei der ſchnell wiederhergeſtellten Ruhe aber bald bedeutend im Preiſe ſtiegen, ſo mußte er dadurch in kurzer Zeit viel Geld gewinnen. Er beſchränkte ſich aber nicht blos auf dieſe Ankäufe, ſondern er ließ auch, wie ein Catilina und andere Männer von der ruchloſeſten Geſinnung, reiche Leute auf die Proſcriptionsliſte ſetzen, um ihre Güter an ſich zu bringen. Außerdem ſuchte er noch auf eine andere Weiſe aus den Gräueln der Sullaniſchen Zeit Gewinn zu ziehen: er benutzte nämlich die Verheerungen, die das Feuer bei Marius und Sulla's Einzug in Rom angerichtet hatte, zu einer Speculation. Er ſchaffte ſich fünfhundert Sklaven an, welche die Bauhandwerke verſtanden, und kaufte dann zerſtörte Häuſer und Straßen der Stadt, die damals ſehr wohlfeil waren. Als bald nachher das geſunkene Vertrauen wieder ſtieg, verſchaffte er ſich durch den Verkauf dieſer Bauplätze und durch die Vermiethung ſeiner Bauleute einen ebenſo großen als ſicheren Gewinn. Eine dritte Speculation, die er machte, beruhte ebenfalls auf dem Sklavenhandel, der überhaupt eines der einträglichſten Geſchäfte in Rom war, wenn man ihn ſo trieb, wie der ältere Cato und Craſſus: er kaufte nämlich viele Sklaven, die er ſo zu ſagen fabrikmäßig zu Bedienten, Schreibern, Vorleſern u. dgl. m. bilden ließ und dann an die vornehmen Familien verhandelte. Auch Bergbau und Landwirthſchaft betrieb er im Großen als Gewerbe. Er benutzte ferner die herrſchende Verſchwendung, um durch Anlehen Geld zu verdienen. Endlich bediente er ſich, wie alle Großen von Rom, auch der Staatsgeſchäfte zu ſeiner Bereicherung. Er ließ ſich z. B. am Ende ſeines Lebens die Führung des parthiſchen Krieges blos aus dem Grund übertragen, damit er in Aſien plündern und rauben könne, und nahm bei dieſer Gelegenheit nicht nur aus dem Tempelſchatze von Jeruſalem über ſechs und zwanzig Millionen Gulden oder fünfzehn Millionen Thaler, ſondern ſchrieb auch in Syrien ungeheuere Lieferungen aus, blos um ſich dieſelben durch große Summen abkaufen zu laſſen. Übrigens war Craſſus, wie alle verſtändigen Wucherer und Speculanten, nicht immer blos aufs Zuſammenraffen bedacht, er machte im Gegentheil aus Klugheit einen großen Aufwand, ſchenkte bedeutende Summen weg, und lieh angeſehenen

Männern ohne Zinſen. Auf dieſe Weiſe verſchaffte er ſich einen bedeutenden Anhang im Volk, brachte einen großen Theil der Ariſtokratie in Abhängigkeit von ſich, und gebot über ſehr viele Familien, die er, wenn er auf Zahlung beſtand, verderben, durch neue Anlehen aber retten konnte.

Craſſus ſtand wegen ſeines großen Einfluſſes dem ehrgeizigen Pompejus, der ſein ganzes Leben hindurch immer allein herrſchen wollte, ſehr im Wege und brachte ihn um einen Theil ſeiner Macht. Beide Männer lebten während ihres gemeinſchaftlichen Conſulats in ſtetem Zwiſt, und erſt am Ende deſſelben wurden ſie in einer Volksverſammlung zu einer öffentlichen Ausſöhnung bewogen, die aber freilich nur eine ſcheinbare war. Pompejus ſah ſich durch Craſſus und andere Häupter der Ariſtokratie ſogar genöthigt, ſeine ariſtokratiſchen Grundſätze aufzugeben und gegen ſeine Neigung als Demokrat aufzutreten. Er wollte nicht neben, ſondern über einem Craſſus, Lucullus und Metellus ſtehen. Dieſe hatten aber den größten Theil der Ariſtokratie zu Anhängern, er mußte daher ſeinen Einfluß auf den großen Haufen derer ſtützen, die von ihm ihr Glück erwarten konnten, oder mit anderen Worten, er mußte ſich unter den Rittern, in der eigentlichen Bürgerſchaft und in dem gemeinen Volk einen Anhang verſchaffen. Er ward alſo Demagog, und erſchütterte in Folge davon während ſeines erſten Conſulats dieſelben Sullaniſchen Einrichtungen, die er durch Mord und Zerſtörung hatte begründen helfen. Er verſchaffte namentlich den Volkstribunen die ganze Macht wieder, die ſie vor Sulla's Dictatur gehabt hatten, und brachte es dahin, daß die Gerichte zu gleichen Theilen aus den Senatoren, den Rittern und den Plebejern beſetzt wurden. Von dieſem Augenblick an war Pompejus wieder der Abgott des Volkes, er führte ſeitdem in Rom eine ſtille Herrſchaft, und ſein Wille entſchied mehrere Jahre hindurch in allen Angelegenheiten. Er übernahm deshalb auch nicht, wie die Conſuln nach dem Ablaufe ihrer Amtszeit zu thun pflegten, eine Statthalterſchaft, ſondern blieb zwei Jahre lang in Rom, bis das Volk ihm zur Beendigung des Seeräuberkrieges eine Militärgewalt übertrug, von der man bisher noch keinen Begriff gehabt hatte.

6. Der Seeräuberkrieg.

Der Seeraub, der in den griechiſchen Gewäſſern von jeher ſtark getrieben wurde, hatte in der letzten Zeit aus ganz natürlichen Gründen eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß die Korſaren eine furchtbare Conföderation bilden konnten, und, gleich den Flibuſtiern des ſiebenzehnten Jahrhunderts, eine eigentliche politiſche Macht wurden. Dieſes ganz außerordentliche Aufblühen der griechiſchen und kleinaſiatiſchen Seeräuberei begann mit der Entſtehung der römiſchen Weltherrſchaft, und die Ausbreitung der Letzteren war eine Haupturſache der vermehrten Macht der Seeräuber. Die Haupt-Seemächte waren früher Rhodus, Korinth und Karthago geweſen; die beiden letzteren Staaten wurden durch die Römer vernichtet, die Rhodier aber, welche bisher im Archipelagus die See-Polizei geübt hatten, ihrer Kriegsflotte beraubt. Die Römer ſelbſt hatten damals, wie man bei Sulla's Mithridatiſchem Feldzuge ſieht, im Oſten des mittelländiſchen Meeres durchaus keine Seemacht. Die Beherrſcher von Egypten und Cypern endlich beſchützten den Seeraub, weil ſie mit den Seleuciden faſt beſtändig in Fehde waren, und auf dieſe Weiſe dem ſyriſchen Handel ſehr ſchaden konnten. Alle dieſe Umſtände erleichterten den Korſaren ihr Treiben, und machten den Seeraub zu einem ſicheren und einträglichen Gewerbe. Die vielen Seeräuber traten endlich in einen Bund, und als um das Jahr 144 v. Chr. ein heftiger Thronſtreit die Kraft des ſyriſchen Reiches völlig lähmte, bemächtigten ſie ſich des bisher den Seleuciden unterworfenen Landes Cilicien, und machten daſſelbe zu ihrem Hauptſammelplatz. Die Römer duldeten anfangs dieſes Unweſen, weil ſie ſelbſt nicht unmittelbar darunter litten. Auch erhielten ſie von den Seeräubern die für ihren Luxus unentbehrlichen Hausſklaven von griechiſcher, kleinaſiatiſcher und ſyriſcher Bildung. Die römiſchen Statthalter in Kleinaſien verbanden ſich ſogar öfters mit den Korſaren, um ſich durch förmliche Contracte einen Antheil an ihrem Gewinne zu verſchaffen. Natürlich ſtockte bald aller Handel im Oſten, und die Bewohner der griechiſchen Inſeln, ſowie die Schiffer der kleinaſiatiſchen, ſyriſchen und egyptiſchen Küſten fingen bei der Störung ihres ſeitherigen Erwerbs an, ſich

ebenfalls auf Kaperei zu legen. Es iſt daher auch nicht zu verwundern, daß ſchon zur Zeit des Krieges zwiſchen Sulla und Mithridates die Seeräuber eine größere Macht beſaßen, als der pontiſche König und die Römer, und daß Lucullus damals mit ſeiner Flotte wohl dem Erſteren gewachſen war, dagegen aber bei einem Kampfe, den er mit den Seeräubern zu beſtehen hatte, ſeine meiſten Schiffe einbüßte.

Seit dieſer Zeit ſteigerte ſich das Übel von Jahr zu Jahr immer mehr, und die Seeräuber erhielten eine wahrhaft furchtbare Macht. Sie griffen nicht mehr blos Schiffe an, ſondern plünderten auch Seeſtädte und ganze Küſten, landeten ſogar oft in Sicilien und Italien, und ſchleppten dort reiche Einwohner und ſelbſt vornehme römiſche Beamten auf ihre Schiffe, um von den Angehörigen derſelben großes Löſegeld zu erpreſſen. Endlich machten ſie auch die Zufuhr nach Rom manchmal geradezu unmöglich. Selbſt in Oſtia, dem Hafen von Rom, erſchienen ſie einſt, und nahmen die dort vor Anker liegende römiſche Flotte weg. Sie hatten damals eine Conföderation unter ſich gebildet, und einen förmlichen Raubſtaat organiſirt, deſſen Mittelpunkt die ciliciſche Küſte war. Erwählte Oberhäupter leiteten auf ſyſtematiſche Weiſe die Unternehmungen, Bundes-Admirale führten die einzelnen Flotten an, die Conföderation beſaß nicht weniger als zwölfhundert große Fahrzeuge, und vierhundert feſte Seeplätze wurden nach und nach von ihren Truppen erobert. Eine ſolche Macht und ein ſo entſetzliches Raubweſen konnten die Römer zuletzt natürlich nicht länger dulden. Sie begannen im Jahr 78 v. Chr. einen förmlichen Krieg mit den Piraten; der erſte Feldherr aber, welcher gegen dieſe geſchickt wurde, wußte die eigentliche Wurzel des Übels nicht zu treffen, und der zweite, des berühmten Redners Marcus Antonius gleichnamiger Sohn, war ohne alle Fähigkeit, ſuchte ſich, ſtatt die Seeräuber zu bekriegen, durch Unterhandlungen mit ihnen auf leichte Weiſe zu bereichern, und richtete dann in der nämlichen Abſicht die ihm anvertraute Macht gegen die Kreter. Marcus Antonius ward von dieſen geſchlagen, und der Senat mußte nun vor allen Dingen die erlittene Niederlage zu rächen ſuchen. Er ſchickte unter einem Vetter des Metellus Pius, welcher davon den Beinamen Kreticus erhielt, eine Flotte gegen die Inſel

Kreta. Während die Römer mit den Kretern beſchäftigt waren, konnten ſie ſich um die Seeräuber nicht bekümmern, und dieſe nahmen daher an Zahl und Macht immer mehr zu. Es kam endlich dahin, daß die Zufuhr nach Rom faſt ganz ſtockte, und eine Theuerung in der Stadt entſtand. Dies nöthigte den Senat, Alles aufzubieten, um die Seeräuberei völlig zu unterdrücken, das Volk drang laut auf die Ergreifung der ernſteſten Maßregeln, und Pompejus benutzte die herrſchende Stimmung, um von neuem in außerordentlicher Weiſe auftreten zu können. Ein ihm befreundeter Tribun, Aulus Gabinius, machte (67 v. Chr.) der Volksverſammlung den Vorſchlag, daß Pompejus mit der Leitung des Seeräuberkrieges beauftragt, und zur ſchnellen Beendigung desſelben mit einer Macht bekleidet werde, wie ſie noch nie einem Bürger anvertraut worden war. Pompejus ſollte nach dem Vorſchlage des Gabinius auf drei Jahre das Commando der ganzen Land- und Seemacht des Staates erhalten, über dieſe ebenſo wie über die öffentlichen Kaſſen unbedingt verfügen dürfen, und, um die Seeräuber an allen Orten zugleich angreifen zu können, auf allen Küſten des Reiches bis zehn deutſche Meilen landeinwärts unumſchränkt gebieten. Dieſer Antrag ward vom Volke mit lautem Jubel aufgenommen, und die Getraidepreiſe ſanken ſchon bei der bloßen Bekanntmachung desſelben, weil das Zutrauen zu Pompejus unbedingt war. Zwar widerſetzten ſich die beiden Conſuln, ſowie zwei Volkstribunen und mehrere andere einflußreichen Männer einem Vorſchlage, der die ganze Macht des Staates in die Hände eines einzigen Mannes legen wollte; allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk verlangte eine augenblickliche Abhülfe der Noth, und Pompejus ſelbſt ſorgte dafür, daß ſeine Anhänger den Marktplatz und die Volksverſammlung füllten, um jeden, der einen verſtändigen Widerſpruch zu erheben wagte, in Schrecken zu ſetzen. Gabinius drang nicht allein mit ſeinem Antrage durch, ſondern Pompejus forderte und erhielt auch faſt noch einmal ſo viel, als jener vorgeſchlagen hatte.

Mit einer ſo ungeheueren Macht war die ſchnelle Beſiegung der Seeräuber nicht ſchwer. Pompejus vertheilte ſeine fünfhundert Schiffe und die vier und zwanzig Unter-Admirale, die er ſich hatte auswählen dürfen, auf ſolche Weiſe, daß die Seeräuber nur

an wenigen Orten Widerſtand zu leiſten wagten und die meiſten ſich ihm ſogleich freiwillig ergaben. Sie wurden in allen ihren Schlupfwinkeln aufgeſucht, und der ganze Krieg in neun und vierzig Tagen zu Ende gebracht. Zehntauſend Korſaren wurden getödtet, zwanzigtauſend gefangen genommen, und hundert und zwanzig Häfen und Burgen derſelben zerſtört. Die gemachten Gefangenen ſiedelte Pompejus theils an einem Orte Achaja's an, theils in der ciliciſchen Stadt Soli, welche bei dieſer Gelegenheit den Namen Pompejopolis erhielt.

Während Pompejus noch mit der Ausführung der von ihm zur völligen Beendigung des Krieges und zur Verpflanzung der Seeräuber getroffenen Maßregeln beſchäftigt war, ſchickten die Kreter, welche von Metellus mit unerhörter Grauſamkeit bekriegt wurden, Abgeordnete an ihn, und erboten ſich, ihm alle ihre Städte zu übergeben. Pompejus nahm ohne Rückſicht darauf, daß Metellus ein geſetzliches Commando führte, das Anerbieten der Kreter an, und ließ dieſem befehlen, von der Fortſetzung des Krieges abzuſtehen. Als Metellus dieſen Befehl nicht beachtete, ſchickte Pompejus einen ſeiner Legaten mit einem Corps gegen ihn ab, und es entſtand nun auf Kreta ein förmlicher Krieg zwiſchen Metellus und den Truppen des Pompejus. Der Letztere würde ſogar ſelbſt gegen Metellus zu Felde gezogen ſein, und ohne Rückſicht auf den lauten Unwillen des römiſchen Senats die ihm anvertraute Gewalt gegen einen römiſchen Staatsbeamten geltend gemacht haben, wenn er nicht, gerade als er dies thun wollte, die Führung des Mithridatiſchen Krieges erhalten hätte.

7. Der letzte Mithridatiſche Krieg.

Als Sulla nach der Beſiegung des Königs Mithridates VI. nach Italien zurückkehrte, ließ er die unruhigen Legionen, die von Fimbria zu ihm übergegangen waren, unter dem Oberbefehl ſeines Legaten Lucius Licinius Murena in Kleinaſien zurück. Dieſer fing ſogleich einen neuen Krieg mit Mithridates an, weil er, wie jeder römiſche General jener Zeit, Ruhm und Reichthümer zu ernten wünſchte. Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden, da Mithridates dem Friedensvertrage zuwider viele Gegenden

von Kappadocien beſetzt hielt. Murena war dem pontiſchen König nicht gewachſen, und ward, nachdem er bis gegen deſſen Hauptſtadt Sinope vorgedrungen war, mit Verluſt in die römiſche Provinz zurückgeſchlagen. Sulla ſchickte darauf an Murena’s Stelle einen anderen Legaten nach Aſien, und befahl dieſem, den Frieden wieder herzuſtellen, weil er nicht wollte, daß Länder, die er ſelbſt nicht mit dem Reiche vereinigt hatte, von einem Anderen erobert würden (81 v. Chr.). Mithridates fügte ſich in die gemachten Forderungen, rüſtete ſich aber ſogleich zu einem neuen Krieg, und benutzte einige Jahre ſpäter die Lage der Dinge in Rom und Aſien, um ſeinen alten Plan mit größerer Heeresmacht und unter günſtigeren Umſtänden zu verfolgen. Die Römer hatten damals zugleich mit Sertorius, mit den empörten Sklaven und mit den Seeräubern Krieg zu führen; dadurch erhielten in Aſien Mithridates und Tigranes freien Spielraum. Einerſeits ward nämlich die Kraft des parthiſchen Staates durch innere Zwiſte gelähmt; andererſeits hatte Mithridates noch einen Theil von Kappadocien im Beſitz, und Bithynien ward beim Tode des Königs Nikomedes III. von den Römern als Vermächtniß in Anſpruch genommen. Das ſyriſche Reich war endlich durch Thronſtreitigkeiten ſo ſehr zerrüttet, daß ein Theil desſelben in die Hände eines benachbarten arabiſchen Fürſten fiel, alle nördlichen Provinzen von dem armeniſchen König Tigranes beſetzt wurden, und nur ein ganz kleiner Reſt einem Sprößling des Seleukus Nikator verblieb. Mithridates und Tigranes wurden in Folge dieſer Verhältniſſe die Hauptmächte von Vorderaſien. Sie ſchloſſen ſich enger an einander an, und verfolgten nach gemeinſchaftlichen Beſchlüſſen ihre herrſchſüchtigen Plane. Tigranes fiel in Kappadocien ein, und ſchleppte mehrere hunderttauſend Einwohner dieſes Landes mit ſich fort, um mit ihnen die verlaſſenen Gegenden ſeines Reiches zu bevölkern (76 v. Chr.); Mithridates aber überſchwemmte Bithynien mit ſeinen Truppen (75 v. Chr.).

Mithridates hatte diesmal, ehe er in das Gebiet der Römer einbrach, ſich gegen die Ueberlegenheit ihrer Taktik zu ſichern geſucht. Auch hatte er die Anhänger der Marianiſchen Partei bei ſich aufgenommen, mit Sertorius einen Vertrag geſchloſſen, dieſem

vierzig Kriegsſchiffe und etwa ſieben Millionen Gulden oder vier Millionen Thaler gegeben, und dafür Generale und Officiere erhalten, welche ſein Heer auf römiſche Art einübten, und durch ihre Anweſenheit bei ihm ſeinen Unternehmungen in den Augen der Bewohner der römiſchen Provinzen das Anſehen gaben, als führe er ſeinen Krieg in Verbindung mit einem römiſchen Staat (dem des Sertorius) und im Intereſſe eines Theiles des römiſchen Volkes. So wichtig indeſſen dies Alles für ihn war, ſo gewährte ihm doch die Hauptſache, die römiſche Einübung und Bewaffnung ſeines Heeres, den beabſichtigten Vortheil nicht; denn dieſes verlor als eine aus unzähligen Völkern des Orients zuſammengeleſene Maſſe ſeinen aſiatiſchen Charakter nicht, und konnte daher unmöglich etwas gegen Römer und Italiäner ausrichten, ſobald dieſelben einen fähigen General an ihrer Spitze hatten. Der römiſche Senat ſchickte im Jahre 74 v. Chr. die beiden Conſuln Lucius Licinius Lucullus und Marcus Aurelius Cotta mit zwei Heeren nach Aſien. Der Letztere zeigte ſich ſehr ungeſchickt, und wurde gleich anfangs geſchlagen; Lucullus dagegen wußte den pontiſchen König aus allen ſeinen Stellungen zu verdrängen und überall, wo dieſer im offenen Felde zu erſcheinen wagte, in die Flucht zu ſchlagen. Man übertrug daher bald dem Lucullus allein die Leitung des Krieges, und ließ ſie ihm einige Jahre hinter einander. Er rechtfertigte das in ihn geſetzte Vertrauen vollkommen. Schon im dritten Jahre des Krieges ward Mithridates von ihm dahin gebracht, daß er ſein Stammland Pontus den Römern preisgeben und ſich nach Armenien zu Tigranes flüchten mußte. Der Letztere befand ſich jedoch in keiner beſſeren Lage; denn obgleich er ſein Reich bis an die ſyriſche Küſte ausgedehnt hatte, ſo ward er doch wegen ſeiner drückenden Herrſchaft in allen neu erworbenen Provinzen gehaßt, und konnte ſich ſogar auf ſeine angeſtammten Unterthanen nicht verlaſſen, weil er Hunderttauſende von Fremden unter ihnen angeſiedelt hatte, und dieſe natürlich ſtets bereit waren, ein eindringendes feindliches Heer auf jede Weiſe zu unterſtützen. Er hätte daher auch gewiß ſeinen Schwiegervater aufgegeben und mit Lucullus Frieden geſchloſſen, wenn dieſer nicht in der Wahl ſeines Abgeordneten an ihn einen Misgriff gemacht hätte; denn die Rückſicht auf Verwandtſchaft, Treue

und Pflicht galt dem armeniſchen König ebenſo wenig, als dem Beherrſcher von Pontus. Lucullus ſchickte den ſtolzeſten Mann aus der ſtolzeſten Familie Rom's, ſeinen Schwager Publius Clodius Pulcher, an Triganes, um mit dieſem über einen Friedensvertrag zu unterhandeln. Nach der Meinung der Gelehrten iſt dieſer Mann der nachher ſo berühmt gewordene Volkstribun Clodius; er gehörte dem Geſchlechte der Claudier an, deren Namen um jene Zeit in die Form Clodier überging. Clodius benahm ſich ſo trotzig und übermüthig, daß Tigranes unmöglich auf ſeine Forderungen eingehen konnte. Lucullus mußte alſo zu den Waffen ſeine Zuflucht nehmen. Er drang mit nicht mehr als zwei Legionen in Armenien ein, marſchirte gerades Weges nach Tigranokerta, der Hauptſtadt des Landes, und ſtellte hier auf offenem Felde ſein kleines Heer den Myriaden des Tigranes entgegen. Ungeachtet der mehr als zwanzigmal größeren Zahl der Feinde ſchlug Lucullus dieſelben völlig, vernichtete mit Einem Schlage die ganze Macht des Tigranes, und bemächtigte ſich der Hauptſtadt desſelben (69 v. Chr.). Ein ſolcher Sieg würde unglaublich ſein, wenn man nicht den großen Unterſchied in Anſchlag brächte, welcher zwiſchen der Beſchaffenheit orientaliſcher Truppen und dem Geiſte, der Ordnung und der kriegeriſchen Tüchtigkeit eines römiſchen Heeres beſtand. Unermeßliche Schätze fielen in die Hände des Siegers: das baare Geld allein, welches Lucullus im königlichen Schatze zu Tigranokerta vorfand, betrug neunzehn und eine halbe Millionen Gulden oder gegen elf Millionen Thaler.

Lucullus ſchlug bald nach der Einnahme von Tigranokerta die verbundenen Heere des Mithridates und Tigranes noch einmal, und dachte ſchon an einen Feldzug nach dem Lande Parthien, an deſſen Beherrſcher ſich die beiden beſiegten Könige gewandt hatten; allein das höchſte Glück ward, wie dies oft der Fall iſt, für Lucullus der Anfang ſeines Unglückes. Es war nicht etwa die wiederauflebende Macht ſeiner Gegner, was ihn ins Verderben ſtürzte, ſondern die Verhältniſſe ſeines eigenen Vaterlandes und der moraliſche Geiſt ſeiner Zeit. Lucullus hatte, als er beim Beginn des Krieges nach Kleinaſien gekommen war, dieſes Land in einem wahrhaft verzweifelten Zuſtande gefunden. Die römiſchen

Statthalter, Zollpächter und Capitaliſten hatten die Einwohner auf eine Weiſe mishandelt, wie heut' zu Tage nur in Provinzen geſchieht, die von türkiſchen Paſcha's regiert werden. Dieſe Blutſauger waren nicht blos nach ihrer gewohnten Weiſe verfahren, ſondern ſie hatten auch noch insbeſondere die von Sulla eingetriebene ungeheuere Straffteuer (ſ. Thl. III. S. 554) benutzt, um ſich auf Koſten des unglücklichen Landes zu bereichern. Sie hatten das Geld dafür zu ſo unerhörten Zinſen vorgeſchoſſen, daß die Schuld zu der Zeit, als Lucullus in Kleinaſien ankam, bis auf das Zehnfache des urſprünglichen Betrags angewachſen war. Da eine ſo ungeheuere Summe nicht aufzutreiben war, ſo hatten die Gläubiger die einzelnen Städte zur Verkaufung ihrer Götterſtatuen, ihrer Tempelgeräthe und ſelbſt ihrer Kinder gezwungen, viele Bürger zu Sklavendienſten genöthigt und, um das Geld herauszupreſſen, obrigkeitliche Perſonen ſo fürchterlich gequält, daß ſie dieſelben ſogar zur Sommerszeit nackt in glühender Mittagshitze, Winters aber ſtundenlang mit bloßen Füßen auf dem Eis oder in Sümpfen ſtehen ließen. Lucullus ſuchte gleich von Anfang an die armen Kleinaſiaten aus ihrer Noth zu retten. Leider war auch er eigennützig und unrechtlich, wie faſt alle römiſchen Großen jener Zeit, ſo daß man ihm vorwarf, er ſei nicht aus Menſchenliebe gegen die Blutſauger aufgetreten, ſondern weil er den Raub allein haben wolle. Man darf indeſſen behaupten, daß er zu viel Einſicht und Bildung hatte, um ſein Vermögen auf den Ruin der ihm anvertrauten Provinzen gründen zu wollen, er bereicherte ſich daher auch nur theils vermittelſt der Tempel und öffentlichen Schatzkammern, theils mit der Beute der Länder des inneren Aſiens, welche Jahrhunderte lang nicht geplündert worden waren. Um dem Unweſen der Capitaliſten zu ſteuern, hatte Lucullus die Verordnung erlaſſen: daß der Theil des Capitals, der aus den angewachſenen Zinſen entſtanden war, getilgt werden ſolle; daß niemand über zwölf Procent Zinſen nehmen und auf mehr, als den vierten Theil der Güter des Schuldners, Beſchlag legen dürfe; endlich, daß derjenige, welcher Zins vom Zins erhebe, zur Strafe das Capital ſelbſt verlieren ſolle.

Dieſe ſtrengen Verfügungen Lucull's hatten zwar für Kleinaſien die Folge gehabt, daß innerhalb vier Jahren alle Schulden der Städte und Staaten getilgt wurden; Lucullus ſelbſt aber hatte

ſich dadurch den unverſöhnlichen Haß aller der Römer, welche Geld-geſchäfte trieben, zugezogen, und mußte bald für ſeine wohlthätigen Bemühungen büßen. Die einflußreichſten Männer Rom's arbeiteten unaufhörlich an ſeinem Sturz, und ſie konnten ihren Zweck um ſo leichter erreichen, als Lucullus auch die Mehrzahl ſeiner Sol-daten ſo ſehr gegen ſich aufgebracht hatte, daß dieſe ſchon längſt einen anderen Anführer an ſeiner Stelle zu ſehen wünſchten. Die Unzufriedenheit ſeines Heeres hatte ihren Anfang ebenfalls bereits zu der Zeit genommen, als Lucullus noch in Kleinaſien ſtand. Er hatte den Soldaten das Plündern verboten, und ſie dadurch um ſo mehr erbittert, als der Kern ſeines Heeres aus den Legionen des Fimbria beſtand, welche nur der Beute wegen kämpfen wollten und an Ungehorſam und Aufruhr gewöhnt waren (ſ. Th. III. S. 552 f.). Dazu kam noch, daß Lucullus auch im Lager ſtets die ſtrengſte Mannszucht gehalten, und gleich im Anfange des Krieges das Heer zwei Winter nach einander unabläſſig beſchäftigt hatte. Lucull's Feinde in Rom ſuchten ſeine unzufriedenen Soldaten auf jede Weiſe aufzuwiegeln, während ſie ſich zugleich die größte Mühe gaben, ſeine Abberufung zu be-wirken. Sie verbanden ſich zu dieſem Zwecke mit den Anhängern des Pompejus und mit den Demagogen, welche den echt Sullan-iſchen Ariſtokraten Lucullus nicht leiden konnten, und dagegen den ehrgeizigen, immer den Umſtänden dienenden Pompejus faſt wie einen Gott verehrten, obgleich derſelbe Sulla's Schwert und Dolch geweſen war. Unmittelbar nach Lucull's letztem Siege verwandelte ſich die lange zurückgehaltene Unzufriedenheit ſeines Heeres in offene Auflehnung. Als er die Soldaten nach dem nördlichen Armenien führte, ſchloſſen ſie aus allem, was er that, nicht mit Unrecht, daß er die Abſicht habe, auch den Parther-König anzu-greifen und alſo den ſchon ſo lange dauernden Krieg noch durch einen neuen Feldzug zu verlängern. Dies erbitterte ſie im höchſten Grad; denn ſie waren durchaus nicht geneigt, ſich zur Befried-igung des Ehrgeizes eines verhaßten Feldherrn gebrauchen zu laſſen, und das rauhe Klima von Nord-Armenien, ſowie die un-wegſamen Gebirge dieſes Landes und die Rohheit ſeiner Bewohner dienten ihnen zu einem guten Vorwand ihres Ungehorſams. Sie weigerten ſich weiter zu ziehen, und ſogar nachdem Lucullus die

beiden verbündeten Könige noch einmal in einer Schlacht beſiegt hatte, mußte er dem Willen des Heeres nachgeben. Er wandte ſich von Armenien nach Meſopotamien, eroberte hier die reiche Stadt Niſibis, und ſuchte vergebens ſein unzufriedenes Heer durch die Beute derſelben, ſowie durch den Winteraufenthalt in dem warmen Klima dieſer Gegend wieder mit ſich auszuſöhnen. Um Lucull's Unglück voll zu machen, benutzte der ſchlaue Mithridates die weite Entfernung desſelben zu einem Verſuche, ſein altes Reich wieder zu erobern. Er ward in Pontus mit Jubel empfangen, und bemächtigte ſich nicht nur dieſes Landes, ſondern beſetzte auch das Königreich Kappadocien, und trug über einen der Untergenerale Lucull's einen glänzenden Sieg davon. Lucullus, welcher noch immer gehofft hatte, ſein Heer zum Zuge gegen die Parther bewegen zu können, trat hierauf ſogleich den Rückmarſch nach Pontus an; allein in Rom war kurz vorher dem Conſul Manius Acilius Glabrio die ſeither von Lucullus verwaltete Statthalterſchaft Bithynien übertragen worden, und die Nachricht davon rief unter den Truppen eine förmliche Empörung hervor. Sie verweigerten ihrem Feldherrn den ferneren Gehorſam, und dieſer ſah ſich plötzlich von faſt allen ſeinen Soldaten verlaſſen (67 v. Chr.). Glabrio ſelbſt wagte weder die Leitung eines Heeres zu übernehmen, in welchem die verwilderten Legionen Fimbria's den Kern bildeten, noch auch fühlte er ſich der Führung eines Krieges mit dem ſiegreich zurückgekehrten Mithridates gewachſen. Da er nun überdies wußte, daß man in Rom die Abſicht habe, die Fortſetzung des Krieges dem Pompejus zu übertragen, ihn ſelbſt aber dieſem unterzuordnen, ſo blieb er unthätig in ſeiner Statthalterſchaft Bithynien und ließ den Krieg auf ſich beruhen.

Pompejus hatte ſchon längſt nach der Ehre geſtrebt, auch die Beendigung des Mithridatiſchen Krieges an ſich zu reißen, wie er die Führung der Kriege mit Sulla's Gegnern in Sicilien und Afrika, mit Sertorius und mit den Seeräubern zu erlangen gewußt hatte. Er befand ſich zu der Zeit, als Lucullus von ſeinem Heere verlaſſen wurde, an der Spitze der ungeheueren Macht, die ihm zur Beſiegung der Seeräuber übergeben worden war, und bewarb ſich durch ſeine Freunde in Rom um die Übertragung des Commando's gegen Mithridates Einer derſelben, der

Volkstribun Cajus Manilius, forderte 66 v. Chr. das Volk durch einen beſonderen Antrag auf, ihm dieſes Commando und zugleich eine faſt grenzenloſe Gewalt im Reiche zu geben. Pompejus ſollte nach dem Vorſchlage des Manilius alle Rechte, die man ihm zur Unterdrückung der Piraten ertheilt hatte, ſowie alle ihm bereits anvertrauten Flotten und Heere behalten, außerdem aber noch die in den aſiatiſchen Ländern ſtehenden Truppen bekommen, und im ganzen Orient überhaupt unumſchränkt gebieten. Dies hieß im Grunde ebenſo viel, als den geſammten römiſchen Staat einem einzigen Manne unterwerfen und insbeſondere die ganze Ariſtokratie von ihm abhängig machen. Der Vorſchlag des Manilius fand daher heftigen Widerſpruch; er ging aber deſſen ungeachtet durch, weil Pompejus damals der Abgott des Volkes war, und weil durch die ſiegreiche Rückkehr des Mithridates nach Pontus und Kappadocien die römiſchen Ritter und Capitaliſten, deren Vermögen größtentheils in Aſien angelegt war, in Angſt und Schrecken gerathen waren.

Als Pompejus zu ſeiner bereits ſo großen Macht noch die unbeſchränkte Herrſchaft über den Orient erhalten hatte, war es für ihn leicht, den Krieg glorreich zu beendigen. Daß er damit anfing, alles, was Lucullus in Aſien verordnet hatte, umzuſtoßen, war eine ſeiner unwürdige kleinliche Eiferſucht, und hatte eine unverſöhnliche Feindſchaft zwiſchen beiden Männern zur Folge. Lucullus feierte zwar in Rom einen glänzenden Triumph, zog ſich aber nach ſeiner Rückkehr faſt ganz von den Staatsgeſchäften zurück, und lebte dem Genuſſe ſeines Reichthums. Er hatte ſchon nach der Eroberung von Tigranokerta ſo große Schätze zuſammengebracht, daß er von dieſer Zeit an ſogar alle Koſten des Krieges ohne Zuſchuß aus der Staatskaſſe hatte tragen können. Er hatte ſich aber damals zugleich auch zu einem wahrhaft königlichen Luxus fortreißen laſſen, und konnte ſich ſeitdem nie mehr gewöhnen, in Pracht und Üppigkeit Anderen nachzuſtehen. Er legte in Rom die ſchönſten und ausgedehnteſten Gärten an, welche ſogar dann noch bewundert wurden, als die Kaiſer ganz ungeheuere Anlagen der glänzendſten Art gemacht hatten; er baute große Paläſte und Landhäuſer, die mit den koſtbarſten Gemälden und Statuen ausgeſchmückt wurden, er ließ ungeheuere Dämme auf-

führen und große Teiche und Kanäle graben, blos damit er Seefiſche für ſeine Tafel mäſten könne. Seine Mahlzeiten waren ſo üppig und verſchwenderiſch, daß ſie für alle Zeiten ſprichwörtlich geworden ſind. Er ließ nämlich nicht allein für ſeine Prachteſſen die koſtbarſten Speiſen und Getränke aus allen Weltgegenden zuſammenbringen, ſondern richtete auch ſeinen Haushalt ſo ein, daß er jeden Tag eine Anzahl Freunde mit nach Hauſe führen und ihnen ohne weitere Vorbereitung ein Eſſen vorſetzen konnte, deſſen Koſten auf etwa fünftauſend Gulden oder nahe an dreitauſend Thaler geſchätzt wurden. Wenn auf dieſe Weiſe Lucull's aſiatiſcher Feldzug für die römiſchen Sitten verderblich geworden iſt, ſo hat ſich eben derſelbe Mann dagegen auch um die Vermehrung der Annehmlichkeiten des Lebens im Abendland und um die Ausbreitung der realen Wiſſenſchaften verdient gemacht. Lucullus hat nämlich nicht nur die Kirſchen und andere in Kleinaſien einheimiſchen Obſtſorten nach Europa verpflanzt, ſondern namentlich auch manche nützliche Erfindung des Orients in ſeiner Heimath eingeführt. Er wußte Wiſſenſchaft und Kunſt auch im Kriege zu ehren, und brachte Kunſtwerke, Bücher und mechaniſche Apparate, die er in den griechiſchen Städten von Pontus fand, nach Rom.

Der Ausgang des Kriegs, welchen Pompejus gegen Mithridates und Tigranes unternahm, konnte durchaus nicht zweifelhaft ſein, da dem neuen Oberfeldherrn eine zehnfach größere Macht, als ſein Vorgänger gehabt hatte, zu Gebote ſtand. Außerdem begann Pompejus auch ſeine Unternehmungen damit, daß er einen Vertrag mit dem Parther-Könige Phrahates III. zu Stande brachte, durch welchen Tigranes und Mihridates jeder Ausſicht auf Hülfe beraubt wurden. Dazu kam endlich noch, daß damals Tigranes, welcher zwei ſeiner Söhne hatte tödten laſſen, auch mit dem dritten in Zwiſt gerathen war, und durch die offene Empörung desſelben in ſeinem Stammlande zurückgehalten wurde. Pompejus wandte zunächſt ſeine ganze Macht gegen Mithridates. Er zwang ihn in der Nähe des Euphrat zu einer entſcheidenden Schlacht, und tödtete oder zerſprengte ſein ganzes Heer (66 v. Chr.). Mithridates mußte nach dieſer Niederlage ſeine aſiatiſchen Provinzen preisgeben, und rettete ſich in ſein bosporaniſches Reich (ſ. Th. III. S. 548). Pompejus eilte nicht ihn zu verfolgen,

ſondern gründete, gleich einem orientaliſchen Herrſcher, ſich ſelbſt zu Ehren eine große Stadt, welche auf dem Schlachtfeld erbaut und Nikopolis oder Siegesſtadt genannt wurde. Um ſie zu bevölkern, ergriff er dieſelben Maßregen, welche Nebukadnezar und Tigranes zur Vergrößerung ihrer Hauptſtädte ergriffen hatten: er zwang Schaaren von Bewohnern anderer Gegenden, ihren Wohnſitz nach Nikopolis zu verlegen. Außerdem ſiedelte er auch viele Römer, die er verſorgen wollte, in der neuen Stadt an.

Mit Tigranes wurde Pompejus ſehr leicht fertig. Er knüpfte mit dem empörten Sohne desſelben, der ſeinem Vater ſchon den größten Theil von Armenien entriſſen hatte, Unterhandlungen an, und brachte dadurch den alten Tyrannen, der ebenſo niederträchtig im Unglück als übermüthig im Glück war, zur Verzweiflung. Sobald Pompejus gegen die Feſtung Artaxata, in welcher ſich Tigranes befand, heranrückte, ging dieſer als demüthig Bittender ihm entgegen, und überließ ſich und das Seinige der Willkür des römiſchen Feldherrn. Pompejus wollte den jungen Tigranes nicht auf Koſten des alten groß und mächtig machen, er gewährte daher dem Letzteren den Beſitz ſeines ererbten Reiches unter der Bedingung, daß er den früher gemachten Eroberungen für immer entſage und ſeinem Sohn einen kleinen Theil von Armenien abtrete. Als ſich der jüngere Tigranes getäuſcht ſah, bemächtigte er ſich ſchnell einer Feſtung, um ſich ſelbſt das zu erkämpfen, was die argliſtige Politik der Römer ihm verſagte; er ward aber gefangen genommen, und nachher von Pompejus mit nach Rom geführt.

Pompejus zog aus Armenien gegen den Kaukaſus hin, um Mithridates in ſeinem bosporaniſchen Reich aufzuſuchen. Er gab jedoch ſchon am ſüdlichen Fuße des Kaukaſus ſeinen Vorſatz wieder auf, weil er nicht den Muth hatte, ſich durch die kräftigen Bergvölker und ihre wilden Schluchten hindurchzuſchlagen, und kehrte über Armenien nach Pontus zurück. In der Stadt Amiſus verſammelte er viele kleinaſiatiſche Fürſten und Abgeordneten um ſich, und erließ wie ein Kaiſer Dekrete über die Verhältniſſe ihrer Staaten. Er hob einzelne Fürſtenthümer auf, errichtete an ihrer Stelle neue, und vertheilte Diademe wie Spielmarken. Obgleich er im Allgemeinen uneigennütziger war, als

Lucullus, und weit mehr ſeine Soldaten als ſich ſelbſt zu bereichern ſuchte, ſo wurde doch durch ſeine Anordnungen die Lage der Kleinaſiaten verſchlimmert; denn er ſtürzte die Fürſten des Landes in Schulden, und gab die Staaten und Städte wieder den habgierigen römiſchen Rittern Preis. Von Amiſus zog er nach Syrien, wo ſich ihm die Ausſicht auf leichte Eroberung und auf große Beute eröffnete. Derjenige Theil von Syrien, welchen Tigranes beherrſcht hatte, war von dieſem den Römern abgetreten worden; um einen anderen ſtritten zwei Brüder des makkabäiſchen Hauſes, Johann Hyrkanus II. und Ariſtobul II.; in einem dritten herrſchte der Seleucide Antiochus XIII. Aſiaticus. Pompejus machte Syrien zu einer römiſchen Provinz, und ließ nur einige kleinen Fürſtenthümer und Städte als tributpflichtige Vaſallenſtaaten beſtehen. Antiochus erhielt nämlich das Ländchen Komagene im nordöſtlichen Syrien; ein andrer Prinz bekam die Gegend von Chalcis am Orontes-Fluſſe als Fürſtenthum; Johann Hyrkanus ward an die Spitze der Juden geſtellt, mußte aber den Königstitel aufgeben und ſich mit dem Namen eines Hohenprieſters begnügen; einige Städte endlich wurden mit größerer oder geringerer Freiheit beſchenkt. Unter den Letzteren iſt die Stadt Edeſſa, welche öſtlich vom Euphrat in der meſopotamiſchen Landſchaft Osroëne, an der Stelle des jetzigen Orfa lag, die bemerkenswertheſte; denn der Staat von Edeſſa blieb bis über die Zeiten der Kreuzzüge hinaus beſtehen, und behauptete im Mittelalter, ſogar mitten unter dem Drucke der byzantiniſchen Regierung, unter dem Fanatismus der arabiſchen Khalife und unter der rohen Herrſchaft ſeldſchuckiſcher Horden, ſeine griechiſche Einrichtung und Bildung.

Alle ſyriſchen Fürſten und Völkerſchaften, ſelbſt die arabiſchen Emir's des Landes, ließen ſich die Entſcheidungen des römiſchen Feldherrn gefallen; nur Ariſtobul, der Fürſt der Juden, widerſetzte ſich den Geboten desſelben. Ariſtobul war dadurch König geworden, daß ſein älterer Bruder, Johann Hyrkanus, ihm die Regierung freiwillig abgetreten hatte; ſpäter aber hatte ſich der Letztere von dem Statthalter Antipater, dem Vater des nachherigen Königs Herodes des Großen, bewegen laſſen, die Herrſchaft ſeinem Bruder wieder zu entreißen. Als Pompejus erſchien,

belagerte Ariſtobul ſeinen Bruder in Jeruſalem. Beide Prinzen wandten ſich zu gleicher Zeit an den römiſchen Feldherrn, und dieſer entſchied zu Gunſten Johann Hyrkan's. Ariſtobul fügte ſich anfangs nicht in den Willen des Pompejus; als dieſer aber mit ſeinem Heere gegen Jeruſalem zog, ergab er ſich ſelbſt ihm freiwillig; ſeine Anhänger dagegen verweigerten die Übergabe von Jeruſalem und zogen in die höheren Theile der Stadt zurück. Sie vertheidigten ſich mit ſo großer Hartnäckigkeit, daß Pompejus ſie drei Monate lang vergeblich belagerte, und endlich erſt durch Benutzung der ſtrengen Sabbath-Feier die Stadt erſtürmen konnte. Viele tauſend Juden verloren dabei das Leben (63 v. Chr.). Pompejus drang damals zum großen Ärgerniß der Frommen in das Allerheiligſte des Tempels ein, fand ſich aber eben ſo getäuſcht, wie jeder, der die Weihe von Myſterien oder geheimen Geſellſchaften in der Hoffnung ſucht, ein Geheimniß zu erfahren, welches andern Menſchen unzugänglich iſt. Übrigens rührte er den Tempelſchatz nicht an.

Während Pompejus in Syrien über das Loos der Fürſten und Völker entſchied, befreite ihn die Gunſt des Schickſals von ſeinem gefährlichſten Feinde. Mithridates hatte, ſobald das Glück von ihm gewichen war, mit Verräthereien ſeiner nächſten Angehörigen zu kämpfen. Er ließ einen ſeiner Söhne umbringen, weil derſelbe ihm verdächtig geworden war; deſſen ungeachtet knüpfte bald nachher ein anderer Sohn, den er zum König von Bosporus ernannt hatte, mit den Römern Unterhandlungen an, und nahm ſich dann aus Furcht vor der Rache des Vaters ſelbſt das Leben. Einen dritten Sohn tödtete Mithridates, weil die Mutter desſelben eine ihr anvertraute Feſtung mit beträchtlichen Schätzen dem Pompejus übergeben hatte. Mithridates konnte ſeitdem niemanden aus ſeiner Umgebung mehr trauen, und war in ſteter Lebensgefahr; denn ſeine eigenen Söhne und Weiber unternahmen oder leiteten die Verſuche, ihm das Leben zu nehmen. Nachdem er alle dieſe Empörungen entdeckt und jedes Mal einen Theil ſeiner Familie umgebracht hatte, trachtete ihm auch ſein Lieblingsſohn, Pharnaces, nach dem Leben. Mithridates verzieh ihm, der undankbare Sohn ſtiftete aber von neuem eine Verſchwörung an, und belagerte den Vater in der Burg von Panti-

kapäum. Obgleich ſchon drei und ſiebenzig Jahre alt, focht Mithridates bei dieſer Gelegenheit doch wie ein junger Mann. Als er ſah, daß ſein Kampf erfolglos bleiben werde, tödtete er ſich ſelbſt (63 v. Chr.). Pharnaces lieferte die Leiche ſeines Vaters dem Pompejus aus, unterwarf ſich ſelbſt der Willkür desſelben, und ward dafür als Beherrſcher des bosporaniſchen Reiches anerkannt.

Mit dem Tode des Mithridates war der ganze Feldzug des Pompejus beendigt, und der eitle Sieger kehrte mit einem ſo ſtolzen Selbſtbewußtſein nach Rom zurück, daß ſeine Prahlereien ihm nachher oft den Spott der vornehmen Kreiſe zuzogen. Er verließ Aſien im Jahre 62 v. Chr., und feierte im folgenden Jahre einen Triumph, der alle früheren in Schatten ſtellte, und bei welchem Pompejus ſich die ärgſten Übertreibungen erlaubte. Auf vorangetragenen Tafeln waren die Namen von tauſend Feſtungen und neunhundert anderen Orten, die er eingenommen hatte, ſowie von neun und dreißig wiederhergeſtellten oder neu gegründeten Städten und von achthundert eroberten Kriegsſchiffen zu leſen. Eine Menge Waffen und Koſtbarkeiten und viele Millionen Geld wurden zur Schau getragen. Unter den Koſtbarkeiten befanden ſich unter Andern ein mit Edelſteinen beſetztes goldenes Trinkgeſchirr für neun Schenktiſche, drei goldene Statuen, ein goldener Berg mit Thieren und Obſtbäumen, eine Grotte von Perlen, an welcher eine Sonnenuhr angebracht war, und ein prachtvolles Becken mit dem größten Edelſtein, von dem man je gehört hatte. Der junge Tigranes, mehrere Söhne des Mithridates, der Juden-König Ariſtobul und viele kleineren Fürſten mußten als Gefangene den Triumphzug verherrlichen. Pompejus ſelbſt war mit Alexander's des Großen Waffenrocke geſchmückt, und fuhr auf einem mit Edelſteinen verzierten Wagen. Welche Schätze durch ihn aus Aſien nach Rom gebracht wurden, kann man aus dem Umſtand ermeſſen, daß bei Gelegenheit ſeines Triumphs jeder ſeiner Soldaten mit mindeſtens ſechshundert fünfzig Gulden oder dreihundert zwei und ſiebenzig Thalern beſchenkt ward, und außerdem noch als Belohnung für die Beſiegung der Piraten fünfhundert zwei und ſiebenzig Gulden oder dreihundert ſieben und zwanzig Thaler erhielt.

Schon aus dieſen wenigen Angaben läßt ſich erkennen, wie verderblich die Unterwerfung des Orients auf die Sitten der Römer einwirken mußte. Die Reichthümer und der ganze Luxus der öſtlichen Völker wurden auf einmal nach der neuen Hauptſtadt der Welt verſetzt, und zugleich Hunderttauſende von verdorbenen Aſiaten als Sklaven in die römiſchen Familien gebracht. In den unterworfenen Ländern aber, welche als die Provinzen Aſien, Bithynien, Cilicien und Syrien dem Reiche einverleibt wurden, fingen die römiſchen Statthalter, Zollpächter und Capitaliſten ihr habgieriges Treiben an, und ſogen das Mark dieſer Länder aus. Die kleinen Könige und Fürſten, denen man ihr Land gelaſſen hatte, mußten, um ſich behaupten zu können, irgend eine der vornehmen Familien oder einen einzelnen Mann aus der herrſchenden Klaſſe als ihre Herren anerkennen, und den Schutz, den dieſe ihnen gewährten, zum Theil mit faſt unglaublichen Geldſummen bezahlen. Pompejus z. B., deſſen Uneigennützigkeit doch gegen die Habgier eines Lucullus und anderer Großen ſo ſehr abſticht, ließ ſich von einem kappadociſchen Könige monatlich mehr als fünf und ſechszigtauſend Gulden oder ſieben und dreißigtauſend Thaler bezahlen; dieſer König beſaß aber weder einen Schatz noch Domänen, und mußte alſo ſeine Unterthanen bis aufs Blut drücken, um ſeinen Schützer zufrieden ſtellen zu können. Übrigens kann man Männer, welche, wie Pompejus, Lucullus und Andere, Könige zu ihren Klienten hatten, natürlich nicht als Privatleute anſehen; ſie ſpielten die Rolle von Monarchen, umgaben ſich mit monarchiſchem Glanz, und waren gleichſam die Häupter von einer Anzahl Dynaſtieen, welche in Rom zuſammen wohnten und die Herrſchaft der Welt unter ſich getheilt hatten.

8. Die Catilinariſche Verſchwörung.

In demſelben Jahre, in welchem Pompejus den Mithridatiſchen Krieg beendigte (63 v. Chr.), gerieth die Stadt Rom in die Gefahr, vom Auswurfe der Ariſtokratie aufs ſchrecklichſte mishandelt zu werden. Dieſe Gefahr entſprang aus dem unerhörten Luxus und der dadurch bewirkten Geldverlegenheit eines großen Theiles

der vornehmen Welt. Die Reichthümer und Genüſſe des Orients waren nach Rom verſetzt worden, und riſſen gleich einem Strudel Alles in den Abgrund des Verderbens. Schaaren von Sklaven, welche die erſtorbenen Sinne durch Künſte der Wolluſt zu erwecken oder den müßigen Verſtand durch Spitzfindigkeit zu beſchäftigen verſtanden, waren an die Stelle der früheren Genoſſen des ländlichen Herdes getreten; ſtatt der derben Poſſen und ländlichen Feſte, an welchen die Vorfahren ſich ergötzt hatten, waren Prunkzüge, Gladiatorſpiele und Thierhetzen die Lieblingsunterhaltung des Volkes geworden; Luculliſche Schwelgereien hatten die einfachen Mahle der alten Zeit längſt verdrängt; die thönernen Geſchirre mit einfacher Malerei, wie die Etrusker und Campaner ſie verfertigt hatten, waren durch Gefäße von koſtbarer orientaliſcher Stein-Compoſition und durch Becken von Silber, Gold und Edelſtein-Verzierung erſetzt worden; kurz, das ganze Leben hatte einen orientaliſch-griechiſchen Anſtrich erhalten, ſtatt daß es früher zuerſt den einfachen ſamnitiſchen und dann den der Natur noch nahe ſtehenden, ungeſucht ſchönen griechiſch-europäiſchen Charakter gehabt hatte. Schwelgerei und Luxus ohne Gleichen waren Mode geworden, und ſelbſt ſolche Männer der Ariſtokratie, welche wie Cicero weder ein beſonderes Vergnügen daran fanden, noch auch großen Reichthum beſaßen, mußten des Anſtandes halber die herrſchenden Thorheiten mitmachen. Dieſe Verſchwendungen beſchränkten ſich nicht blos auf das Privatleben, ſondern auch die Verwaltung der höheren Staatsämter war für jeden, der ſie bekleidete, mit dem größten Aufwand an Geld verbunden. Die Spiele, welche die Aedilen dem Volk auf ihre Koſten geben mußten, wurden immer prächtiger und großartigen, ſo daß man unermeßliche Summen haben mußte, wenn man ſeinen Vorgängern gleich kommen, geſchweige denn ſie übertreffen wollte. Marcus Aemilius Scaurus der Jüngere z. B., der Sohn des im Jugurthiniſchen Kriege berüchtigt gewordenen gleichnamigen Mannes, ließ als Aedil im Jahr 58 v. Chr. ein Theater erbauen, welches ihn viele Hunderttauſende koſtete, und doch nur für die kurze Zeit ſeiner Amtsthätigkeit beſtimmt war; denn es wurde, nachdem Scaurus ſeine Spiele darin hatte halten laſſen, wieder abgeriſſen. Dieſes Theater, welches nicht weniger als

ſechszigtauſend Zuſchauer faßte, war unter Andern mit dreihundert und ſechszig Marmorſäulen und dreitauſend Statuen von Bronze geſchmückt. Die Decorationen und die Garderobe entſprachen der Pracht des Gebäudes, ſie waren von Scaurus in ſolcher Fülle angeſchafft worden, daß allein das, was davon nicht gebraucht ward, über hunderttauſend Gulden oder ſieben und fünfzigtauſend Thaler werth war.

Solchen Verſchwendungen konnten natürlich nur wenige Familien auf die Dauer gewachſen ſein, und Schulden waren daher an der Tagesordnung. Der berühmte Cajus Julius Cäſar z. B. gerieth durch die Spiele, die er als Aedil dem Volke gab, in eine Schuldenlaſt von mehr als drei und zwanzig Millionen Gulden oder dreizehn Millionen Thaler. Zwar wußten ſich die vornehmen Herren ſpäter als Statthalter oder Feldherrn auf Koſten der unterworfenen Völker wieder zu erholen; allein ſogar dieſe unerhörten Erpreſſungen und Kriegs-Contributionen reichten bei den Meiſten nicht lange aus. Ein großer Theil der Ariſtokratie blieb daher nicht allein immer verſchuldet, ſondern ſank auch, weil er dem herrſchenden Luxus nicht entſagen wollte und konnte, immer tiefer herab. Bei der herrſchenden Grundſatzloſigkeit kannten die Verſchuldeten in Bezug auf die Art, wie ſie zu Geld kommen konnten, keine Rückſicht. Hatte ja doch ſchon ein Conſul des Jahres 86 v. Chr. ſich nicht geſcheut, eine geſetzliche Verfügung durchzuſetzen, nach welcher den verſchuldeten Wüſtlingen der vornehmen Klaſſen drei Viertel ihrer Schulden geſtrichen werden ſollten (ſ. Th. III. S. 554)! Auch das zu Sulla's Zeit ſo häufig gegebene Beiſpiel, daß man durch Plünderungen im Krieg und durch Theilnahme an den Unruhen und Mordſcenen in der Vaterſtadt ſich auf leichte Weiſe ein Vermögen machen konnte, mußte in einem moraliſch entarteten Volke ſchreckliche Wirkungen haben. Was ein Craſſus bei Gelegenheit von Sulla's Proſcriptionen im Großen that, das thaten Catilina und Andere im Kleinen: ſie bedienten ſich der Ächtungen, um die Habe von Mitbürgern an ſich zu bringen; und wie Lucullus ſich als Feldherr in Aſien unermeßliche Reichthümer geſammelt hatte, ſo verſchafften ſich einzelne Officiere niederen Ranges, wie z. B. der Sullaniſche Centurio Luſcius, manchmal in einem einzigen Feldzug ein Vermögen von

einer Million Gulden oder fünfmal hundert fünfzigtauſend Thalern.

Aus dieſen Verhältniſſen ging die im Jahre 63 v. Chr. unterdrückte Catilinariſche Verſchwörung hervor; denn die Anſtifter derſelben wollten nicht ſowohl die Form des Staates ändern und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, als vielmehr die Gräuel der Sullaniſchen Zeit erneuern, um dadurch ihrer Schulden ledig zu werden, ſich auf Unkoſten ihrer Mitbürger zu bereichern, und zugleich ihre Feinde zu vertilgen. Lucius Sergius Catilina, der Urheber und Leiter dieſer Verſchwörung, gehörte zu jenen Männern von vornehmer Geburt, welche durch Ausſchweifungen aller Art ihr Vermögen durchgebracht hatten, und, wie in neuerer Zeit Mirabeau, mehr ihre ungeheuere Schuldenmaſſe, als den Staat und ſeine Gerichte fürchteten. Er hatte ſchon früher mit eigener Hand grauſenhafte Mordthaten verübt und ſeinen eigenen Bruder erſchlagen (ſ. Th. III. S. 559), war deſſen ungeachtet im Jahr 69 v. Chr. Prätor geworden, und bewarb ſich zugleich mit dem Redner Marcus Tullius Cicero um das Conſulat des Jahres 63, und zwar nicht ohne die Hoffnung ſeinen Zweck zu erreichen. Er trat zu eben derſelben Zeit mit dem frechſten Geſindel von Rom und Italien in Verbindung, um mit Raub, Mord und Brand gegen ſeine eigene Vaterſtadt zu wüthen und ſich dadurch die Mittel zu ſeinen Laſtern und Verſchwendungen zu verſchaffen. Er ſuchte und fand die Genoſſen ſeiner frevelhaften That nicht etwa blos in der Hefe des Volkes, nein, ſo tief war die Ariſtokratie von Rom geſunken, daß ein großer Theil ſeiner Mitverſchworenen ſogar aus Männern der erſten Klaſſe beſtand. Elf Senatoren, fünf Volkstribunen, zwei Quäſtoren und ſelbſt der vornehmſte von den Prätoren hatten ſich mit ihm verbunden, und auch ſogar der Mitconſul Cicero's, Cajus Antonius Hybrida, obgleich er nachher die Verſchworenen mit den Waffen in der Hand verderben half, ſtand im Verdacht, daß er das Gelingen des Anſchlags nicht ungern geſehen haben würde. Ebenſo war auch Craſſus der Theilnahme verdächtig, und Cajus Julius Cäſar, der in demſelben Jahre Oberprieſter wurde, zeigte ſich wenigſtens nicht gerade ſehr thätig, um den Ausbruch der Verſchwörung zu hindern oder die Urheber

derſelben zu beſtrafen. Wie traurig mußte es mit einer ariſtokratiſchen Regierung, die nach Außen ſo glänzend daſtand, in ihrem Inneren beſchaffen ſein, wenn die erſten Männer der erſten Familien ſich bei einem auf Mord und Raub gerichteten Unternehmen betheiligen konnten! und wie ſehr war bei einer ſolchen Entartung der herrſchenden Klaſſe den Römern die monarchiſche Staatsform Bedürfniß geworden!

Über ein Jahr lang ſchwebte die Gefahr über der Stadt; ſie war aber nicht etwa ein Geheimniß, ſondern vielmehr aller Welt bekannt. Der beſſere Theil der Ariſtokratie wußte, daß einige der erſten Staatsbeamten mit dem verworfenſten Geſindel in Verbindung getreten ſeien, daß die Verſchworenen in der Stadt ſelbſt ihre Mordverſammlungen hielten, und daß Catilina ſogar Ausſicht habe, Conſul zu werden; man mußte daher einen rechtlichen Mann unter denen ſuchen, die keine patriciſchen Ahnen hatten. Die Ariſtokraten, welche ſonſt ſo eiferſüchtig waren, beförderten Cicero's Wahl zum Conſul, weil er Catilina's Feind war und zu den wenigen rechtlichen Männern Rom's gehörte. Cicero ward nebſt Antonius Hybrida erwählt, und richtete ſogleich ſeine ganze Thätigkeit auf die Unterdrückung der Verſchwörung. Die Hauptſchwierigkeit beſtand für ihn darin, daß man, nach dem in Rom geltenden Recht, ohne einen förmlichen gerichtlichen Beweis weder die Urheber durch das, was wir die hohe Polizei nennen, zur Rechenſchaft ziehen, noch den Fortgang der Verſchwörung hemmen konnte. Schon unterhandelten die Verſchworenen mit der galliſchen Völkerſchaft der Allobroger, deren Geſandte damals zufällig in Rom anweſend waren, um bewaffnete Hülfe, ſchon hatten ſie die in Italien angeſiedelten Veteranen Sulla's, die das Ihrige durchgebracht hatten, für ſich gewonnen, und doch war es noch nicht möglich geweſen, einen Beweis gegen ſie zu erhalten. Cicero half ſich endlich, wie ſich engliſche und franzöſiſche Miniſter in unſern Tagen oft geholfen haben. Er ſtand mit loſen vornehmen Damen ſehr gut, und brachte durch eine derſelben einen Verſchworenen dahin, daß er ſeine Genoſſen verrieth. Auf dieſem Wege erlangte er den gewünſchten gerichtlichen Beweis, ſo daß er am zwanzigſten October Catilina im Senat öffentlich zur Rede ſtellen und überführen konnte. Hierauf ließ er ſich und

ſeinem Collegen, welcher jetzt die Sache des Vaterlandes nicht mehr verrathen konnte, den in bedenklichen Zeiten gebräuchlichen Auftrag geben, durch jedes mögliche Mittel den Staat zu retten. Ungeachtet dieſes Senatsbeſchluſſes, welcher den Conſuln eine Art von dictatoriſcher Machtvollkommenheit verlieh, war die Sache noch immer ſchwierig; denn Catilina war bei ſeiner ungemeinen Frechheit und Kühnheit nicht einzuſchüchtern, Sulla's Soldaten hatten in Verbindung mit anderen verzweifelten Menſchen, die ſich mit ihm vereinigt hatten, in Etrurien bereits die Waffen ergriffen, und die Verſchworenen in Rom warteten nur auf die Ankunft derſelben, um dann Rom an allen Ecken anzuzünden und Cicero nebſt dem größten Theile der Senatoren zu ermorden.

Unter dieſen Umſtänden wirkte Cicero's Beredſamkeit Wunder. Er wußte durch ſeine berühmten Catilinariſchen Reden den alten römiſchen Sinn ſogar in den Herzen, in welchen das Gefühl für Vaterland und Ehre erſtorben zu ſein ſchien, von neuem zu entflammen, ſo daß ſelbſt diejenigen, die den Catilina insgeheim begünſtigten, ihn ſogleich aufgaben, weil ſie fürchteten, ebenfalls als Gebrandmarkte zu erſcheinen. Gleich die erſte Rede, welche Cicero im Senat gegen Catilina hielt, machte eine ſolche Wirkung, daß Catilina ſich genöthigt ſah, noch an demſelben Tag die Stadt zu verlaſſen. Er begab ſich zu den mitverſchworenen Truppen in Etrurien, wo er ſogleich die Inſignien des Conſulats anlegte. Bald nachher entdeckten die allobrogiſchen Geſandten dem Conſul die Anforderungen, welche die Verſchworenen an ſie gemacht hatten; ſie ſetzten auf Cicero's Rath die Unterhandlungen mit den Verſchworenen fort, und verſchafften ſich Urkunden, welche ſtaatsverrätheriſche Plane enthielten, und mit den Unterſchriften der vornehmſten Verſchworenen verſehen waren. Durch dieſe Papiere wurden die Häupter der Verſchwörung ihres Verbrechens überführt; Cicero ließ ſie verhaften, und trug im Senat darauf an, daß ſie ſogleich ohne weitere Unterſuchung hingerichtet würden. Dieſer Antrag widerſtritt jedoch einem alten Geſetze, nach welchem jeder Bürger, der zu einer Criminalſtrafe verurtheilt worden war, das Recht hatte, an die Volksverſammlung zu appelliren. Daran hielt ſich Cäſar, welcher in einer langen Rede die Unrechtmäßigkeit eines ſolchen Verfahrens aus einander ſetzte, und ſtatt deſſen

verlangte, daß die Verſchworenen nur zu lebenslänglicher Bewachung und zum Verluſt ihres Vermögens verurtheilt werden ſollten. Ein großer Theil des Senats neigte ſich zu Cäſar's Meinung, und Cicero's Beredſamkeit würde ſchwerlich durchgedrungen ſein, wenn nicht für ſeinen Antrag ein Mann aufgetreten wäre, der zu allen Zeiten weit mehr durch ſeinen Charakter, als durch ſein Talent wirkte. Dies war Marcus Porcius Cato der Jüngere, ein Urenkel des Cato Cenſorius. Cato der Jüngere oder, wie man ihn zum Unterſchied von ſeinem berühmten Ahnen auch nennt, Cato von Utika war der einzige von ſeinen Landsleuten, der die Staatsgeſchäfte aus reinen Motiven und ohne Rückſicht auf Privatvortheil betrieb. Alle Anderen waren, wenn ſie auch mitunter eine beſſere Richtung einſchlugen, nicht feſt und ſtandhaft darin, weil ſie nur von einem vorübergehenden Eifer oder, wie Cicero, von vorherrſchender Liebe zu Ehre und Ruhm, nicht aber von wahrhaft edelem Sinne und von eingepflanzter Tugend geleitet wurden; Cato dagegen, der den ſtrengen Lehrſätzen der ſtoiſchen Philoſophie huldigte, war mitten in dieſer verdorbenen Zeit das Bild eines alten Römers, er behauptete, trotz der allgemeinen Entartung, die Geſinnungen und die einfachen Sitten der Vorfahren, und beſaß wahre Seelengröße, vermöge deren er ſtets gegen den Strom zu ſchwimmen vermochte, während alle Anderen von demſelben mit fortgeriſſen wurden. Ein ſolcher Mann hatte in der Reinheit und Feſtigkeit ſeines Sinnes ſelbſt eine Macht, die gerade dann, wenn das Übel am größten war, ſich am wirkſamſten zeigen mußte; denn es liegt eines Theils in der Natur des menſchlichen Weſens, daß eine von Grund aus geſunde Organiſation, wenn ſie erkrankt iſt, ſich vermittelſt der noch übrigen beſſeren Elemente von ſelbſt wieder herſtellt, und anderes Theils haben einzelne kräftige Charaktere und der wahre Patriotismus in Verbindung mit dem geſunden Menſchenverſtande, der überall in der Maſſe des Volks nur ſchwer untergeht, in freien Staaten ſtets eine wunderbare Gewalt. Was daher Cicero mit allem ſeinem Talente nicht erreichen konnte, das bewirkte Cato durch den Eindruck ſeiner echt römiſchen Geſinnung: er führte, als er für Cicero's Meinung auftrat, in der Catilinariſchen Angelegenheit die Entſcheidung herbei. Der ganze Senat ſprach

die Todesſtrafe gegen die Verſchworenen aus. Cicero ließ dieſes Urtheil ſogleich vollziehen. Das Volk empfing ihn mit Jubel, als er am Abend dieſes wichtigen Tages nach Hauſe zurückkehrte: er ward von der zahlloſen Menge, die ſich auf dem Markt geſammelt hatte, wie im Triumphe zu ſeiner Wohnung geleitet, und als Retter des Staat s mit dem Namen Vater des Vaterlandes geehrt.

Von jetzt an beſtand die weitere Verfolgung der Sache nur in militäriſchen Maßregeln. Dieſe wurden nicht von Cicero betrieben, ſondern ſein College Antonius zog an der Spitze eines Heeres den Truppen Catilina's entgegen. Ein blutiges Treffen entſchied den Kampf. Catilina und ſeine Soldaten fochten heldenmüthig, und wurden erſt nach einer verzweifelten Gegenwehr beſiegt: ſie blieben größtentheils auf dem Schlachtfeld, unter ihnen auch Catilina (62 v. Chr.). Die Sache ſchien damit noch nicht zu Ende gebracht zu ſein; denn die Creaturen des Pompejus ſuchten aus dem Umſtande, daß Cicero römiſche Bürger, ohne ihnen die Berufung ans Volk zu geſtatten, hatte hinrichten laſſen, Vortheil für ihren Schützer zu ziehen. Ein Legat des Pompejus, Quintus Cäcilius Metellus Nepos, der aus Aſien zurückgekehrt und zu einem der Volkstribunen des Jahres 62 erwählt worden war, hatte noch vor Catilina's Beſiegung dem Retter der Stadt aus dieſem Verfahren laut und öffentlich ein Verbrechen gemacht, und unter Cäſar's Mitwirkung den Antrag geſtellt, daß Pompejus eiligſt nach Rom gerufen werde, um die Maßregeln gegen Catilina zu leiten und die durch Cicero geſtörte Ordnung wiederherzuſtellen. Metellus gebrauchte, um ſeinen Vorſchlag durchzuſetzen, ſogar Gewalt: er umgab ſich mit bewaffneten Schaaren, lieferten ſeinen Gegnern förmliche Gefechte auf dem Marktplatz, und ruhte nicht eher, als bis der Senat den Conſuln die Vollmacht gegeben hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Hierauf floh Metellus zu Pompejus nach Aſien.

9. Innere Angelegenheiten von der Catilinariſchen Verſchwörung an bis auf das erſte Triumvirat.

Pompejus, welcher im Anfang des nächſten Jahres (61 v. Chr.) aus Aſien zurückkam, hatte durch die ihm anvertraute Gewalt und

durch die glückliche Beendigung der Kriege im Oſten eine Stellung von ganz außerordentlicher Art erhalten. Er ſtand an der Spitze eines ſiegreichen Heeres, das er im Kriege bereichert hatte, brachte große Beute mit, und beſaß die nöthigen Mittel, um ſeine Creaturen durch Ehrenſtellen und Schätze, das Volk aber durch Geſchenke, Spiele und Gepränge noch mehr an ſich zu feſſeln. An das Fortbeſtehen der Verfaſſung und Freiheit konnte unter ſolchen Umſtänden Keiner mehr glauben; es fragte ſich vielmehr jetzt nur, ob Pompejus im ruhigen Beſitze ſeiner ſtillen Oberherrſchaft bleiben, oder ob ein Anderer die Macht desſelben an ſich reißen werde. Pompejus verſtand es nicht, ſich auf der Höhe zu behaupten, zu welcher vor ihm noch nie ein Römer ohne revolutionäre Mittel gelangt war. Er hatte nicht Entſchiedenheit genug, und wollte eine Stellung, die nur durch die Gewalt der Waffen behauptet werden konnte, auf friedliche und ſcheinbar geſetzliche Mittel ſtützen. Man hatte allgemein erwartet, daß er mit ſeinem Heer in Rom einrücken werde; er entließ dasſelbe aber, ſobald er in Italien gelandet war, und erſuchte die Soldaten nur, ſich zum Triumph wieder einzufinden. Wie ſehr erſtaunte er, als er die Verhältniſſe in Rom ganz verändert fand, und ſchon mit ſeiner erſten Forderung zurückgewieſen wurde, er, der in Aſien als unumſchränkter Gebieter über das Schickſal von Königreichen entſchieden hatte! Craſſus, Lucullus und Metellus Kreticus waren ſeine perſönlichen Feinde, und ſuchten an der Spitze eines großen Theils der Ariſtokratie ſeine Übermacht zu brechen; Cato belebte alle echt römiſchen Seelen im Senat mit dem Geiſte der beſſeren Zeiten, und trat dem Pompejus und ſeinem Anhang aufs kräftigſte entgegen; Cicero hatte ſich an die Partei des Letzteren angeſchloſſen, und gab derſelben ein großes Gewicht, weil er durch ſeine Beredſamkeit und durch den bei der Unterdrückung der Catilinariſchen Verſchwörung erworbenen Ruhm eine Bedeutung erlangt hatte, wie niemals zuvor ein Anderer durch bloße Künſte des Friedens. Pompejus fand daher die Zahl der Stimmen, über welche er ſonſt im Senat geboten hatte, ſehr vermindert. Man erkannte ihm zwar die gewünſchten Ehrenbezeugungen zu; allein die Hauptſache, die unbedingte Beſtätigung ſeiner im Orient gemachten Anordnungen und die Vertheilung von Ländereien an

ſeine Soldaten, ward ihm nicht gewährt. Er wandte ſich daher an das Volk. Auch hier arbeiteten ihm ſeine Feinde mit dem größten Nachdruck entgegen, und er ſah bald ein, daß ſich die Sache ohne offene Gewalt nicht durchſetzen laſſe. Dazu konnte er ſich jedoch nicht entſchließen, er nahm ſeine Forderungen lieber zurück. Jetzt war Pompejus in Gefahr, die ganze Frucht ſeiner bisherigen Laufbahn, d. h. die ſtille Herrſchaft über das römiſche Reich, zu verlieren. Er ſah ſich daher nach einem Mittel um, ſein wankendes Anſehen wieder zu befeſtigen, und fand es in der Verbindung mit Cäſar.

Cajus Julius Cäſar, welcher damals mit Hülfe des Pompejus ſich an die erſte Stelle im Staate zu drängen ſuchte, ward jetzt der wichtigſte Mann ſeiner Zeit; wir müſſen deswegen den Faden der Erzählung für einige Augenblicke unterbrechen, um den früheren Lebenslauf dieſes Mannes zu betrachten. Cäſar war im Jahre 100 v. Chr. geboren, und ſtammte aus einer alten patriciſchen Familie. Schon als ganz junger Mann zeigte er gegenüber dem allmächtigen Sulla eine Entſchiedenheit und Feſtigkeit, wie ſie Pompejus damals nicht zu äußern wagte. Der Letztere hatte auf Sulla's Befehl ſeine Gemahlin verſtoßen, um des Dictators Stieftochter zu heirathen. Auch von Cäſar verlangte Sulla, daß er ſich von ſeiner Gemahlin trenne, weil ſie eine Tochter Cinna's war. Cäſar gehorchte nicht, obgleich Sulla ihm mit dem Tode drohte. Er floh aus Rom und hielt ſich ſo lange verſteckt, bis ihm Sulla auf die dringenden Fürbitten Anderer verziehen hatte, kehrte aber vorſichtiger Weiſe erſt nach Sulla's Tode nach Rom zurück. Er begann dann ſeine politiſche Laufbahn auf die gewöhnliche Art mit der Vertheidigung ſeiner Clienten vor Gericht. Bald darauf reiſte er nach Rhodus, um unter der Leitung des berühmten griechiſchen Rhetors Molon ſich in der politiſchen Beredſamkeit zu vervollkommnen. Gleich nach ſeiner Rückkehr ergriff er die Volks- oder Oppoſitions-Partei; denn ſo wenig er ſeiner Geburt, ſeiner Bildung und ſeinem ganzen Weſen nach plebejiſch war, ſo ſah er doch ſchon früh ein, daß in Rom die Demagogie in Verbindung mit der Anführung im Kriege der einzige Weg zur Alleinherrſchaft ſei. Im Jahre 68 v. Chr. ging er als Quäſtor nach Luſitanien. Drei Jahre nachher war er

Aedil, und ſuchte ſich das ſchauluſtige Volk durch ſo prachtvolle Spiele zu gewinnen, daß er dadurch tief in Schulden gerieth. Kurz nachher erhielt er das Oberprieſteramt und die Prätur. Sowie er zu jener Zeit bei Gelegenheit der Catilinariſchen Verſchwörung die ſtrengen Maßregeln laut misbilligte und der Schonung und Milde das Wort redete, ſo unterſtützte er gleich nachher, weil er zu ſeinem weiteren Emporkommen des Pompejus bedurfte, die Unruhen, welche der Tribun Metellus Nepos im Intereſſe desſelben zu erregen ſuchte. Er ward deshalb vom Senate zugleich mit Metellus ſeines Prätor-Amtes entſetzt; das Volk wollte ihn zwar mit Gewalt wieder in dasſelbe einſetzen, er war aber klug genug, dieſe Hülfe auszuſchlagen, weil ſie ihm nur einen vorübergehenden Triumph bereitet und ihn dagegen für immer mit der Ariſtokratie entzweit haben würde. Der Senat dankte ihm dafür öffentlich und übergab ihm das entzogene Amt wieder. Nach dem Ablaufe desſelben ward er als Proprätor nach Spanien geſandt, konnte aber ſeiner vielen Schulden wegen nicht eher abreiſen, als bis Craſſus einem von ſeinen Gläubigern eine Bürgſchaft von etwa zwei Millionen Gulden oder elfmal hunderttauſend Thalern geleiſtet hatte. Wie von allen einzelnen Begebenheiten ſeines Lebens, ſo erzählt man auch von ſeiner Reiſe nach Spanien eine jener Anekdoten, deren Wahrheit um ſo mehr zu bezweifeln iſt, je beſſer und kürzer ſie den Charakter eines Mannes bezeichnen. Es heißt, daß Cäſar, als einer ſeiner Begleiter in einem kleinen galliſchen Orte die Frage aufgeworfen, ob auch wohl in dieſem elenden Städtchen ebenſo wie in Rom Streit um die Leitung der Verwaltung herrſche, demſelben zugerufen habe: „Ich für meine Perſon möchte lieber der Erſte in dieſem Städtchen, als der Zweite in Rom ſein." Cäſar benutzte, wie alle römiſchen Großen, ſeine Statthalterſchaft, um ſich zu bereichern, und brachte in Spanien ſo viel Geld zuſammen, daß er, als er im nächſten Jahr nach Rom zurückkam, alle ſeine Schulden bezahlen konnte.

Seit dieſer Zeit ſtrebte Cäſar danach, das Conſulat und unmittelbar nach demſelben die Führung eines Heeres zu erhalten, um ſich dadurch den Weg zu ſeinem eigentlichen Ziele, der Allein-

herrſchaft in Rom, zu bahnen. Er beſaß zwar die Volksgunſt in hohem Grade, und war von dieſer Seite her des Erfolges gewiß; allein er ſah auch recht wohl ein, daß er eines Theils ohne eine Verbindung mit dem ſeitherigen Haupte des Staates nie die Möglichkeit erhalten werde, ein und dasſelbe Heer Jahre lang anzuführen und es dadurch ganz zu dem ſeinigen zu machen, und daß anderes Theils dieſelben Männer im Senat, welche den allzu mächtig gewordenen Pompejus zu ſtürzen ſuchten, ſich auch ſeinen eigenen Planen entgegenſetzen würden. Er ſuchte alſo Pompejus zu einer Verbindung mit ſich zu bewegen. Dieſer war leicht gewonnen, weil er hoffen konnte, mit Cäſar's Hülfe die Beſtätigung ſeiner aſiatiſchen Anordnungen und die Verſorgung ſeiner Soldaten durchzuſetzen, und weil er in ſeiner Kurzſichtigkeit nicht bedachte, daß die große Maſſe der Menſchen nicht die ſinkende, ſondern die aufgehende Sonne anbetet. Indeſſen würde eine Verbindung zwiſchen Cäſar und Pompejus allein für die Zwecke beider Männer nicht genügend geweſen ſein; ſie mußten durchaus auch Geld haben, um ſowohl die Führer des Volkes von ſich abhängig zu machen, als auch die ſogenannten Füßler zu zwingen, d. h. die urtheilsloſen, blos bei der Abſtimmung thätigen Mitglieder der höchſten Reichsbehörde, die man im franzöſiſchen Nationalconvent den Bauch zu nennen pflegte und jetzt das Centrum nennt. Cäſar wandte ſich daher an Craſſus. Er gewann denſelben durch die Ausſicht, ohne große Anſtrengung die Herrſchaft mit ihm und Pompejus theilen zu können, ſöhnte ihn mit Letzterem aus, und brachte ſo das erſte ſogenannte Triumvirat (d. h. den Bund der drei Männer) zu Stande. Durch dieſe Verbindung, welche das Geld, den Anhang und die Volksgunſt der drei einflußreichſten Männer von Rom mit einander vereinigte, waren Cäſar, Pompejus und Craſſus allen Ciceronen, Catonen, Metellen, ſowie dem ganzen Senat und der Volksverſammlung überlegen. Daß dieſelbe aber zuletzt nur dem Cäſar zu Statten kommen mußte, und daß dieſer den Bund blos in der Abſicht geſchloſſen hatte, ſeine Mitverbündeten als Werkzeuge zu ſeiner eigenen Erhebung zu gebrauchen, das ſah weder Pompejus noch Craſſus ein. Mit dem Triumvirat, welches im Jahre 60 v. Chr. geſchloſſen wurde, ward die alte Verfaſſung des römiſchen Staates vernichtet,

und eine Art von Monarchie an ihre Spitze geſetzt. Freilich war die monarchiſche Gewalt zwiſchen drei Männern getheilt, dies war aber blos zufällig, und dauerte nur ſo lange, bis der Eine von ihnen ſeinen Antheil an der Macht des Staates genug vergrößert hatte, um ſich ſeiner Genoſſen ohne Gefahr entledigen zu können.

XI. Von der Bildung des erſten Triumvirats an bis zum Untergange der Republik.

1. Das erſte Triumvirat.

Pompejus, Craſſus und Cäſar beabſichtigten, als ſie die Verbindung ſchloſſen, welche man das erſte Triumvirat nennt, nicht eine dauernde Beherrſchung des römiſchen Reichs, ſondern ſie verfolgten dabei beſtimmte einzelne Zwecke. Cäſar ſuchte das Conſulat zu erhalten, und wollte ſich dann mit Hülfe der beiden anderen Mitverbündeten auf längere Zeit eine Statthalterſchaft und die Führung eines Heeres verſchaffen. Craſſus ſtrebte als Triumvir nach keinem anderen Ziel, als nach der Befriedigung ſeiner Habgier. Pompejus endlich wünſchte die Beſtätigung ſeiner aſiatiſchen Einrichtungen und die Vertheilung von Ländereien unter ſeine Soldaten durchzuſetzen. Die beiden letzteren Männer hatten daher auch, als ſie den Bund mit Cäſar ſchloſſen, keineswegs die Abſicht, die ariſtokratiſche Partei, der ſie angehörten, verderben zu helfen; und ebenſo wenig wollte Cäſar dem Volk und ſeinen Tribunen die Macht zurückgeben, die ihnen der Verfaſſung nach gebührte. Pompejus und Craſſus erreichten durch ihren Bund mit Cäſar zwar ihre Zwecke, ſie ſchadeten ſich ſelbſt aber mehr, als ſie ſich nützten; denn ſie verſchafften dadurch, ohne es zu wiſſen und zu wollen, dem herrſchſüchtigen Cäſar die Mittel, durch welche er ſich über ſie emporſchwingen und zum Beſitze der Alleinherrſchaft gelangen konnte.

Cäſar erhielt durch des Craſſus Geld und durch des Pompejus Einfluß das Conſulat, obgleich Lucullus, Cato, Cicero und andere Freunde der Verfaſſung Alles aufboten, um ſeine Erwählung zu hintertreiben. Dagegen ſetzten die Ariſtokraten durch, daß zugleich ein Mann ihrer Partei, Marcus Calpurnius Bibulus, zum Conſul ernannt wurde. Zwei einander feindliche Männer ſtanden alſo im Jahre 59 v. Chr. als Collegen an der Spitze des Staates; es war aber der Eine von ihnen nicht allein viel fähiger, gewandter und kräftiger als der Andere, ſondern er beſaß auch von Anfang an einen weit größeren Anhang. Die Folge davon war ein fortdauernder Streit beider Conſuln, welcher damit endigte, daß die großen Herren, denen ihre glänzenden Hofhaltungen, ihre Prachteſſen und Fiſchteiche weit mehr am Herzen lagen, als die Intereſſen des Vaterlandes, in der Unterſtützung ihres Parteihauptes bald ermatteten, ſich und ihren Conſul lächerlich und verächtlich machten, und dadurch ihrem Feinde Cäſar Gelegenheit gaben, ſich in der Gunſt des Volkes zu befeſtigen. Cäſar verfolgte unaufhaltſam und mit der größten Schlauheit ſein Ziel. Die Behutſamkeit, mit welcher er dabei immer den Schein vermied, als wenn er ſeinen eigenen Vortheil ſuche, läßt uns deutlich den großen Geiſt erkennen, der den Augenblick opfert, um die Zukunft zu gewinnen.

Cäſar trat zuerſt mit dem Vorſchlage zu einem Ackergeſetz auf. Vergebens ſtrengte die ſenatoriſche Partei alle ihre Kräfte an, um in der Volksverſammlung die Annahme desſelben zu hintertreiben, vergebens verkündigte Bibulus einen Stillſtand der Staatsgeſchäfte, Cäſar gewann mit Craſſus und Pompejus Hülfe die Mehrzahl der Stimmen für ſich, und ein von ihm abhängiger Tribun, Vatinius, brachte Cäſar's Collegen mit Gewalt zum Schweigen. Bibulus ward mitten in der Volksverſammlung überfallen, nach Hauſe gejagt und dort von den Schaaren des Vatinius belagert gehalten. Auch nachher zwang dieſer den ariſtokratiſchen Conſul, bei allen wichtigen Begebenheiten zu Hauſe zu bleiben, und machte ihn dadurch für das ganze Jahr unſchädlich. Durch ſein Ackergeſetz hatte Cäſar ſeine Verpflichtungen gegen Pompejus erfüllt und zwanzigtauſend arme Bürger mit Staatsländereien verſorgt; ein anderer Geſetzvorſchlag, den er durchſetzte, verſchaffte ihm die

Unterſtützung des Ritterſtandes für ſeine übrigen Plane. Er bewog nämlich das Volk, den Pächtern der Staatseinkünfte ein Drittel der Pachtſumme zu erlaſſen. Dann brachte er es ohne die mindeſte Schwierigkeit dahin, daß die Volksverſammlung die aſiatiſchen Einrichtungen des Pompejus beſtätigte.

Sobald Bibulus nicht mehr öffentlich auftreten konnte, war Cäſar alleiniger Conſul in Rom; Pompejus aber ward von der ariſtokratiſchen Partei getrennt, und machte ſich zugleich durch die abhängige Stellung, in welche ihn ſein unnatürlicher Bund mit Cäſar gebracht hatte, verächtlich. Der Umſtand, daß er damals Cäſar's Tochter Julia heirathete, mußte ihm noch mehr das Anſehen der Selbſtſtändigkeit rauben. Andererſeits konnten die Ariſtokraten nichts gegen Cäſar ausrichten, weil ſie theils zu ſchlaff waren, um mit Nachdruck zu handeln, theils durch Cäſar auf ſchlaue Weiſe unſchädlich gemacht wurden. Dem Cicero bot Cäſar eine Stelle in der mit der Vertheilung der Ländereien beauftragten Commiſſion an, und jener überlegte lange, ob er ſie annehmen und ſich an Cäſar anſchließen ſolle; als er endlich die Stelle ablehnte, verband ſich Cäſar in der Stille mit deſſen Todfeind Clodius, der ihn dann im nächſten Jahr aus der Stadt trieb. Cato war noch weit weniger als Cicero ein Mann, der ſich gewinnen ließ, Cäſar gebrauchte daher Gewalt gegen ihn. Er ließ ihn, als er bei der Berathung des Ackergeſetzes den drei verbundenen Großen zu widerſprechen wagte, auf dieſelbe Weiſe wie Bibulus aus der Volksverſammlung treiben. Ohnmächtige Witze und Declamationen waren das Einzige, was den Gegnern der Triumvirn übrig blieb. Dieſe ließen dagegen fürs nächſte Jahr zwei Conſuln erwählen, die ihnen ganz ergeben waren, und als der Senat den Cäſar dadurch zu kränken ſuchte, daß er ihm am Ende ſeines Conſulats anſtatt eines Commando's oder einer Statthalterſchaft die Aufſicht über Straßen und Wälder übertrug, ließ er ſich durch die Volksverſammlung zum Statthalter von Oberitalien und Illyrien ernennen. Ja, er ſchaffte die Vorſchrift des Gracchiſchen Geſetzes, daß die Statthalterſchaften alle Jahre neu vertheilt werden ſollten, ab, und ließ ſich dieſe beiden Provinzen gleich auf einen Zeitraum von fünf Jahren übertragen. Jetzt zeigte ſich die ohnmächtige Rache in ihrer ganzen Erbärmlichkeit: als nämlich Cäſar noch

eine dritte Provinz, das jenſeitige Gallien, zu erhalten wünſchte, ertheilte ihm der erſchrockene Senat dieſelbe von freien Stücken, weil er wenigſtens verhindern wollte, daß die Volksverſammlung ſich noch einmal das ihm allein zuſtehende Recht, die Statthalterſchaften zu vergeben, anmaße und dadurch ſein Anſehen untergrabe.

Cäſar überließ nachher ſeinen beiden Collegen die Angelegenheiten der Stadt, und zog mit einem Heere nach Oberitalien und Gallien, blieb aber in fortwährender Verbindung mit jenen, und arbeitete unausgeſetzt für die Befeſtigung ihrer gemeinſchaftlichen Macht. Das nächſte Ziel der drei Männer war die Vertreibung Cato's und Cicero's. Beide hatten durch die Bildung des Triumvirats an Einfluß und Bedeutung gewonnen, weil ſie ſich nicht, wie Andere, von der Rückſicht auf Privatvortheil oder von Leidenſchaften leiten ließen, und weil die ariſtokratiſche Partei, deren Häupter ſie damals waren, wegen der von den Triumvirn drohenden Gefahr feſter zuſammenhielt. Beide mußten daher unſchädlich gemacht werden; dazu ward der aus dem Mithridatiſchen Kriege nicht gerade rühmlich bekannte Publius Clodius Pulcher (ſ. oben S. 29) gebraucht. Dieſer haßte Beide in den Tod, und war von Cicero einige Jahre zuvor ſchwer beleidigt worden. Die Geſchichte des Verhältniſſes zwiſchen Clodius und Cicero wirft ein ſo klares Licht auf den Charakter jener Zeit, daß wir die Art, wie dieſe Feindſchaft entſtanden war, nicht übergehen dürfen. Es läßt ſich aus derſelben namentlich erkennen, daß oft die herrſchenden Parteien aus Staatsklugheit einen recht unruhigen Mann auftreten ließen, um das Bedürfniß des Schutzes recht fühlbar zu machen: gerade wie in neuerer Zeit die franzöſiſche Regierung manchmal ſelbſt Emeuten veranſtaltet hat, um eine Partei unſchädlich zu machen. Clodius gehörte einer der älteſten patriciſchen Familien an, und beſaß zugleich alle Vorzüge und alle Laſter der damaligen Ariſtokratie. Er war bei der Catilinariſchen Verſchwörung für die Unterdrückung derſelben thätig geweſen, hatte ſich aber gleich nachher an Cäſar angeſchloſſen, weil die Eiferer für die Sitten im Senat ihn ſeiner Ausſchweifungen wegen haßten und verfolgten. Dieſe Gegner benutzten eine ſeiner vielen Frechheiten, um ihn zu ver-

derben. Er hatte ſich nämlich zu einem weiblichen geheimen Gottesdienſte gedrängt, bei welchem kein Mann gegenwärtig ſein durfte, und darauf begründete man eine Anklage, vermöge deren er als Frevler gegen die Sitten und gegen die Staatsreligion vor Gericht gezogen wurde. Clodius ſuchte ſich anfangs dadurch zu helfen, daß er Verwirrungen und Unruhen erregte, und als endlich doch das Gericht gehalten wurde, ſchüchterte er die Richter theils durch ſeinen Anhang im gemeinen Volk ein, theils gewann er ſich ihre Stimmen durch Geld. Er ward freigeſprochen und durch dieſe Freiſprechung erſt recht gefährlich; denn er war ſeitdem der allmächtige Liebling des Volkes. Bei jenem Proceſſe war Cicero gegen Clodius aufgetreten, das vergaß ihm der leidenſchaftliche Lüſtling nie. Um ſich an ihm und dem ganzen Senate rächen zu können, ſuchte er das Tribunat zu erlangen, und da kein Patricier dasſelbe bekleiden durfte, ſo beſchloß er, ſich von einem Plebejer an Kindesſtatt annehmen zu laſſen. Dies war jedoch an beſtimmte Formen gebunden, welche von der Ariſtokratie abhängig waren und es ſeinen Feinden leicht machten, die Sache zu hintertreiben. Clodius würde daher ſeinen Zweck nicht erreicht haben, wenn ſich nicht die Triumvirn ſeiner angenommen hätten, um Cicero zu verderben. Sie verhalfen ihm, mit gänzlicher Vernachläſſigung jener Formen, zur Adoption, und verſchafften ihm dann das Tribunat des folgenden Jahres (58 v. Chr.).

Dieſes Tribunat war eines der unruhigſten in der ganzen letzten Zeit der Republik. Clodius ſuchte vor allen Dingen das Volk durch ſehr demokratiſche Maßregeln für ſich zu gewinnen. Er ſetzte unter Andern vier Geſetze durch, von welchen jedes irgend eine Einrichtung der guten alten Zeit umſtieß. Zuerſt ließ er ein beſtehendes Geſetz aufheben, vermittelſt deſſen es den Augurn und Staatsbeamten möglich gemacht war, bedenkliche Volksverſammlungen aus religiöſen Gründen verſchieben zu laſſen. Das zweite ſeiner Geſetze verordnete, daß das Getraide, welches früher den Armen nur um einen geringen Preis ausgetheilt ward, ihnen ganz umſonſt gegeben werden ſollte. In Folge dieſer Verordnung wurde nicht nur die jährliche Ausgabe des Staats um ſechszehn bis zwanzig Millionen Gulden (neun bis elf Millionen Thaler) vermehrt, ſondern auch eine Menge müßigen Volkes in

die Stadt gezogen und alſo gerade derjenige Theil der Bevölkerung vermehrt, welcher der Ruhe am gefährlichſten war. Das dritte Geſetz war das verſtändigſte von allem, was Clodius that. Er beſchränkte nämlich die cenſoriſche Gewalt, die in einer Zeit, wo der Haß und das Intereſſe der Parteien allen anderen Rückſichten vorangingen, eine allzu gefährliche Macht war, und entzog den einzelnen Cenſoren die Möglichkeit, einen Bürger willkürlich ſeines politiſchen Einfluſſes zu berauben, indem er verordnen ließ, daß die Cenſoren einen Senator nur dann aus dem Senat ausſtoßen dürften, wenn ſie beide darüber einſtimmig wären und vorher eine förmliche Unterſuchung veranſtaltet hätten. Die vierte Neuerung des Clodius war die verderblichſte; denn ſie ſchlug dem ariſtokratiſchen Elemente der Verfaſſung eine tiefe Wunde, und blieb leider beſtehen, während die anderen Geſetze bald nach Clodius Tribunat aufgehoben wurden. Sie betraf die Zuſammenkünfte einzelner Innungen zu gemeinſchaftlichen Feſten oder zu beſtimmten politiſchen Zwecken. Solche Vereine ſind eine der gefährlichſten Sachen, die in einem ariſtokratiſchen Staate gedacht werden können, weil ſie den Unruheſtiftern freien Spielraum gewähren, und den Widerſtand gegen die Behörde, der dem Einzelnen unmöglich iſt, von Seiten ganzer Maſſen erleichtern. Sie waren daher in Rom verboten, und durften nur dann gebildet werden, wenn der Senat eine beſondere Erlaubniß dazu gegeben hatte. Clodius hob dieſe Beſchränkung auf, und ſtellte dadurch nicht allein die frühere Verbindung der einzelnen Zünfte und anderer Genoſſenſchaften wieder her, ſondern veranlaßte auch die Entſtehung von neuen Vereinen und eigentlichen Klubbs, welche einen Staat im Staate bildeten, und zur Durchſetzung von beſtimmten politiſchen Zwecken gebraucht wurden.

Um ſeine Plane leichter verwirklichen zu können, machte es Clodius ebenſo, wie es in Rom alle gewaltthätigen Tribunen zu machen pflegten: er reizte den großen Haufen zu Gewaltthaten, und hielt bewaffnete Schaaren von Sklaven und gemeinen Bürgern. Sobald er ſich mächtig genug fühlte, ſuchte er ſich ſeiner beiden Hauptgegner zu entledigen. Er ſchlug zu dieſem Zwecke zwei verſchiedene Wege ein: den Cato entfernte er auf eine ſcheinbar ehrenvolle Weiſe aus Rom, gegen Cicero aber erhob er eine ge-

richtliche Klage, und ruhte nicht eher, als bis er die Verbannung desſelben durchgeſetzt hatte. Cato ward auf Clodius Antrag von der Volksverſammlung nach Cypern geſchickt, wo damals einer der Ptolemäiſchen Prinzen herrſchte, der den Clodius früher beleidigt hatte. Da dieſer König von einem Theile ſeiner Unterthanen in Rom verklagt wurde, ſo beredete Clodius die Volksverſammlung, die Cyprier von ſeiner Herrſchaft befreien zu laſſen und dieſes Geſchäft dem ſtandhaften Freunde republikaniſcher Freiheit, Cato, zu übertragen. Damit aber Cato nicht ſo bald wieder nach Rom zurückkehren könne, ſo wurde ihm auf den Antrag des Tribunen noch ein zweites auswärtiges Geſchäft gegeben: er ſollte nämlich einen Theil der Bürger von Byzanz, der von den Anderen vertrieben worden war, wieder in ſeine Vaterſtadt zurückführen und die Zwiſtigkeiten in dieſer Stadt beilegen. Gegen Cicero zog Clodius ein altes Geſetz hervor, nach welchem jeder des Todes ſchuldig war, der einen Bürger hatte hinrichten laſſen, ohne demſelben zuvor die Berufung ans Volk zu geſtatten. Cicero bot Alles auf, um die Abſichten ſeines Feindes zu vereiteln, und erniedrigte ſich in ſeinem Kleinmuth ſogar zu Fürbitten beim Volke, obgleich er ſich dadurch ſelbſt für ſchuldig erkannte. Er war jedoch nicht zu retten, da die Triumvirn den Clodius insgeheim unterſtützten, und Pompejus bei dieſer Gelegenheit der ariſtokratiſchen Partei zeigen wollte, daß ſie ſich an ihn halten müſſe, wenn ſie nicht kühnen Anführern des Pöbels erliegen wolle. Cicero kam der Verurtheilung durch freiwillige Verbannung zuvor, er verließ am letzten März (58 v. Chr.) die Stadt und begab ſich nach Theſſalonich. Clodius brachte hierauf einen Volksbeſchluß zu Stande, durch welchen Cicero geächtet und bis auf vierhundert römiſche (gegen achtzig deutſche) Meilen aus Rom verbannt wurde. Auch ließ er das Vermögen desſelben einziehen und ſein Haus niederreißen.

Cicero erhielt ſchon im folgenden Jahre die Erlaubniß zur Rückkehr, weil Clodius dem Pompejus bald zu gefährlich wurde, als daß dieſer ihm nicht hätte entgegenarbeiten müſſen. Clodius wurde nämlich nach Cato's und Cicero's Entfernung immer kühner, ſuchte ſeine Partei mit der ariſtokratiſchen gegen Pompejus zu vereinigen, und ließ dieſem ſogar durch ſeine bewaffneten Schaaren

nachſtellen, ſo daß derſelbe die Volksverſammlung nicht mehr beſuchen konnte. Schon im Oktober machten daher Cicero's Freunde einen Verſuch, das Volk zur Zurücknahme des Verbannungsgeſetzes zu bewegen, ſie konnten damals aber noch nicht durchdringen. Sie ſchritten daher zur Gewalt und bekämpften Clodius mit ſeinen eigenen Waffen. Titus Annius Milo, ein Todfeind desſelben, nahm eine Anzahl Gladiatoren in Dienſt, und es kam zwiſchen dieſen und den Banden des Tribunen zu häufigen Gefechten in den Straßen und auf dem Markt. Im Anfange des folgenden Jahres wiederholte einer der neuen Conſuln den Antrag auf Cicero's Zurückberufung, und Milo, welcher an Clodius Stelle Tribun geworden war, unterſtützte denſelben mit ſieben ſeiner Collegen. Clodius hintertrieb die Sache in der Volksverſammlung ſelbſt durch einen förmlichen Kampf, in welchem einer der Tribunen tödtlich verwundet wurde und viele Menſchen das Leben verloren. Auch nachher erfüllte er die Stadt noch ein halbes Jahr lang mit Gewaltthätigkeiten und Gefechten, und erſt am vierten Auguſt gelang es den Freunden Cicero's mit Hülfe des Pompejus, das Volk zur Zurücknahme des Verbannungsſpruches zu bewegen. Cicero's Rückkehr ward eine Quelle neuer Bewegungen. Er ſelbſt ſchnaubte Wuth und Rache gegen jeden, der ſich im mindeſten zweideutig gegen ihn benommen hatte, und Clodius fuhr fort, ihn und ſeine übrigen Feinde mit Waffengewalt zu verfolgen. Als Cicero, den der Senat für die Einziehung ſeines Vermögens entſchädigt hatte, ſein zerſtörtes Haus wieder aufbaute, ließ Clodius die Arbeiter überfallen; Cicero ſelbſt wurde, ſo oft er ſich auf der Straße ſehen ließ, von den Schaaren ſeines Feindes angegriffen, und gerieth mehrmals in offenbare Lebensgefahr. Er ſtellte dagegen den Antrag, daß alle durch Clodius bewirkten Verordnungen für ungültig erklärt werden ſollten. Die Annahme dieſes Vorſchlages ward jedoch von Cato hintertrieben, welcher die ihm aufgetragenen Geſchäfte beendigt hatte, und natürlich nicht zugeben konnte, daß in Folge eines ſolchen Geſetzes auch das, was er ſelbſt in Cypern angeordnet hatte, umgeſtoßen werde.

Die Unruhen dauerten bis in das folgende Jahr hinein fort. Pompejus machte ſich durch die Rolle, die er dabei ſpielte, in Aller Augen verächtlich, was weit ärger war, als wenn er ſich

verhaßt gemacht hätte. Er ſchwankte bei der herrſchenden Unordnung und Verwirrung hin und her, und ergriff immer nur halbe Maßregeln. Was half es ihm, daß er ſich (57 v. Chr.) bei Gelegenheit einer Theuerung auf fünf Jahre mit der oberſten Leitung des Getraidewesens beauftragen, und zu dieſem Zweck eine noch größere Gewalt ertheilen ließ, als er früher beim Seeräuberkrieg erhalten hatte? Er verſtand nie ſeine Macht gehörig zu gebrauchen, und blieb immer von den Umſtänden abhängig. Unterdeſſen ſchritt Cäſar in Gallien, wo er ruhmvolle Kriege führte, feſt und ſicher ſeinem Ziel entgegen: er übte und gewann ſich ſeine Truppen und erweckte durch ſeine Siege und verſtändige Vertheilung der gemachten Beute Achtung, Zuneigung und Vertrauen in der römiſchen Bürgerſchaft. Er bedurfte noch einiger Zeit, um die Macht, die er ſich in Gallien ſchuf, zu befeſtigen, und kam daher mit Freuden den Wünſchen der beiden anderen Triumvirn entgegen, als dieſe Anſtalten trafen, ſich um das Conſulat des nächſten Jahres zu bewerben, um dann als Proconſuln ebenfalls ein Heer und eine Provinz zu erhalten. Im April des Jahres 56 v. Chr. hielt Cäſar mit Pompejus und Craſſus eine Zuſammenkunft in der Stadt Lucca. Wie tief der römiſche Adel geſunken, und wie ſehr der Staat damals ſchon das Eigenthum der Triumvirn oder vielmehr des kräftigſten und verſtändigſten unter ihnen geworden war, geht daraus hervor, daß viele römiſchen Großen nach Lucca reiſten, um ſich dem mächtigen Cäſar und ſeinen Verbündeten zu empfehlen. Es fanden ſich daſelbſt mehr als zweihundert Senatoren ein und ſo viele Beamten, die das Recht hatten, ſich von Lictoren begleiten zu laſſen, daß man nicht weniger als hundert und zwanzig Lictoren zählte. Die Triumvirn erneuten ihren Bund, und faßten den geheimen Beſchluß, daß Cäſar eine Verlängerung ſeiner Statthalterſchaft auf weitere fünf Jahre, Pompejus und Craſſus aber das Conſulat des nächſten Jahres und nach Ablauf desſelben ein Heer und eine Provinz erhalten ſollten.

Pompejus und Craſſus erreichten ihren Zweck nur mit ſehr großer Mühe, ungeachtet Cäſar ſeinen ganzen Einfluß für ſie verwendete. Cato und viele andere Ariſtokraten, unter ihnen auch einer der regierenden Conſuln, arbeiteten ihnen mit dem größten

Nachdruck entgegen, und die beiden Triumvirn mußten, aus Furcht durchzufallen, die Wahlen ſo lange zu hintertreiben ſuchen, bis die Amtszeit des ihnen feindlichen Conſuls abgelaufen war. Die Parteien geriethen oft auf den Straßen an einander, und das neue Jahr begann, ohne daß Conſuln gewählt waren. Endlich ſetzten Craſſus und Pompejus ihre Erwählung durch. Sie fingen ihre Amtsverwaltung damit an, daß ſie durch ganz öffentliche Beſtechungen die Erwählung Cato's zum Prätor verhinderten, weil derſelbe ſich mit der beſtimmt ausgeſprochenen Abſicht, ihre Plane zu hintertreiben, um dieſes Amt bewarb. Auch in den Comitien, in welchen die Aedilen gewählt wurden, trugen ſie den Sieg davon, obgleich ihre Gegner dabei mit Bewaffneten erſchienen und mehrere Bürger im Handgemenge erſchlugen. Es verbreitete ſich ſogar die falſche Nachricht, Pompejus ſelbſt ſei erſchlagen worden, und Julia, Cäſar's Tochter und Pompejus Gemahlin, erſchrack darüber ſo ſehr, daß ſie in Folge davon erkrankte und ein Jahr ſpäter ſtarb. Craſſus und Pompejus hatten nicht ſobald den Beſitz des Conſulats erlangt, als ſie ſich desſelben zu ihrem Zwecke bedienten. Sie ließen durch den ihnen ergebenen Tribunen Trebonius die in Lucca getroffenen Verabredungen zu einem Volksbeſchluß erheben. Zwar verſuchten Cato und Andere auch damals ihre Plane zu vereiteln, allein alle Bemühungen derſelben waren fruchtlos, da Pompejus und Craſſus ſich ſogar nicht ſcheuten, ihre Gegner durch die Lictoren gewaltſam aus der Volksverſammlung vertreiben zu laſſen. Cäſar's Statthalterſchaft wurde ihm auf weitere fünf Jahre verlängert, Craſſus erhielt die Statthalterſchaft von Syrien, Pompejus aber die von Spanien; den beiden Letzteren wurde außerdem das Commando, welches ſie als Statthalter erhielten, auf fünf Jahre übertragen und endlich noch das Recht gewährt, zu ihren Kriegen ſo viele Truppen, als ihnen gut ſcheine, aufzubieten.

Craſſus begab ſich nach dem Ende ſeines Conſulats in ſeine Provinz Syrien, Pompejus aber benutzte die ihm früher auf fünf Jahre übertragene Sorge für die Lebensmittel der Hauptſtadt, um in Rom zurückbleiben zu können, und ließ Spanien durch ſeine Legaten verwalten. Craſſus hatte ſich Syrien aus keinem anderen Grunde geben laſſen als weil er, wie einſt Lucullus, ſich

durch einen Krieg in Aſien zu bereichern wünſchte. Er machte einen Zug gegen die Parther, täuſchte ſich aber über den Charakter der Feinde, und betrieb das ganze Unternehmen auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe. Schon gleich im erſten Jahre ſeines Krieges kehrte er, gerade als die Dinge ſich für ihn günſtig geſtalteten, zum Überwintern nach Syrien zurück, und ſtatt hier die nöthigen Vorbereitungen zum zweiten Feldzuge zu machen, dachte er nur daran, wie er ſich auf Koſten der Provinzbewohner und ihrer Tempel bereichern könne (ſ. oben S. 21). Im folgenden Jahre ließ er ſich durch einen verrätheriſchen Fürſten in eine ihm gelegte Falle locken, und erlitt bei der meſopotamiſchen Stadt Karrä eine ſchreckliche Niederlage. Er ward dann auf der Flucht gefangen genommen und getödtet (53 v. Chr.). Die Sage berichtet, daß die Parther ihm geſchmolzenes Gold in den Mund gegoſſen hätten.

2. Cäſar in Gallien.

Während Pompejus in Rom nach und nach einen großen Theil ſeines früheren Anſehens einbüßte, Craſſus aber ſich zuerſt bei ſeinen Mitbürgern immer mehr verhaßt machte und dann in Parthien Leben, Ehre und ein vortreffliches Heer verlor, bahnte ſich Cäſar durch ſeine Unternehmungen in Gallien den Weg zur Alleinherrſchaft. Von dem Augenblick an, wo er als Statthalter auf fünf Jahre nach Gallien gezogen war, zeigt die römiſche Geſchichte eine auffallende Ähnlichkeit mit der Geſchichte der Franzoſen während der erſten Unternehmungen Bonaparte's in Italien. Beide Male erblicken wir in der Hauptſtadt eine ſchwache republikaniſche Adminiſtration, die durch ewige Unruhen gequält wird, an deren Fortdauer den verſchiedenen Parteien mehr liegt, als an Frieden und Ruhe; beide Male ſehen wir andererſeits einen General mit kaiſerlicher Gewalt unumſchränkt über ein großes Land gebieten, und dieſer zeigt ſich als ein Mann von überlegenem Geiſte, von rückſichtsloſer Entſchloſſenheit und, wenn es ſein muß, von furchtbarer Grauſamkeit; er verfährt unter dem Scheine demokratiſcher Geſinnung ganz monarchiſch, richtet die Provinz nach ſeinem Willen ein, und erwirbt ſich durch Sieg und Er=

oberung, durch Blut und Raub eine unbedingte Gewalt über ſein Heer.

Cäſar hatte nur etwa vierzigtauſend Mann mit nach Gallien genommen, er wußte aber die Nothwendigkeit einer öfteren Verſtärkung derſelben ſo geſchickt herbeizuführen, daß er mit Einwilligung des Senats die Zahl ſeiner Truppen nach und nach bis auf das Dreifache vermehrte. Dieſes Heer ward von ihm an ſtrenge Kriegszucht und an alle Arten von Entbehrungen gewöhnt, zugleich aber auch ſo ſehr an ſeinen Führer gefeſſelt, daß es demſelben unbedingt vertraute und gehorchte. Cäſar zeigte in ſeinen galliſchen Kriegen alle Eigenſchaften eines großen Feldherrn, und breitete ſeine Statthalterſchaft, welche in Gallien blos die ſüdlichen Küſtenländer in ſich begriff, allmälig bis nach Britannien hin und bis an die Grenzen der Niederlande aus. Übrigens wurden ihm ſeine Unternehmungen durch die Gallier ſelbſt erleichtert, weil dieſe unter ſich in ewige Streitigkeiten verwickelt waren und daher ſtets fremder Hülfe bedurften. Auch iſt es als eine beſondere Gunſt des Glückes anzuſehen, daß Cäſar gerade zu der Zeit nach Gallien kam, als die mit den Römern verbündeten galliſchen Völker durch die Angriffe der Helvetier und Germanen ſehr ins Gedränge gebracht wurden.

Die Helvetier, ein keltiſches Volk, welches im Oſten des Jura wohnte, hatten damals aus unbekannten Gründen beſchloſſen, mit Weibern und Kindern ihr Land zu verlaſſen und ſich in Gallien neue Wohnſitze zu erkämpfen. In einer Maſſe von nicht weniger als dreimal hundert und fünfzigtauſend Menſchen, unter welchen freilich nur etwa neunzigtauſend kampffähige Männer waren, überſtrömten ſie das Land der benachbarten galliſchen Völkerſchaften. Dieſe riefen das römiſche Heer zu Hülfe, und Cäſar, der ihr Geſuch ſehr gern erfüllte, beſeitigte die ganze Gefahr mit einem einzigen Schlage. In einer blutigen Schlacht beſiegte er die Helvetier, vernichtete einen großen Theil derſelben, und machte die übrigen unſchädlich. Gleich darauf bot ſich ihm eine zweite Gelegenheit dar, die Gallier gegen die Schrecken einer Völkerwanderung zu ſchützen. Die Sequaner hatten in einem Kriege mit ihren Nachbarn, den Aeduern, Germanen zu Hülfe gerufen, und es war von dieſen eine Schaar über den Rhein gezogen,

welche hundert und zwanzigtauſend Mann ſtark war und unter einem erwählten Anführer, Arioviſt, ſtand. Dieſe Deutſchen benutzten die Ohnmacht des Volkes, welches ſie zu Hülfe gerufen hatte, um ihm einen Theil ſeines Landes zu nehmen, und ſich in demſelben anzuſiedeln. Die Sequaner wandten ſich, um der läſtigen Gäſte los zu werden, an Cäſar, und dieſer ließ ſich nicht zweimal bitten. Arioviſt war den Römern ſchon aus früherem Verkehr bekannt. Cäſar ſelbſt hatte ihm als Conſul vom Senat den Ehrentitel eines Freundes der Römer verſchafft. Er verſuchte daher mit ihm zu unterhandeln, ehe er zu den Waffen griff; der Deutſche wies aber die Forderung, die der Römer mit trotzigem Stolz an ihn machte, ebenſo trotzig zurück. Eine Schlacht mußte alſo entſcheiden. Sie ward (58 v. Chr.) nicht weit von dem jetzigen Beſançon geliefert. Arioviſt erlitt eine völlige Niederlage, und floh dann mit dem Reſte ſeiner Schaaren über den Rhein zurück.

Cäſar ließ nachher ſeine Truppen mitten unter den befreiten Völkerſchaften in befeſtigten Lagern überwintern, um, wie es hieß, das Land gegen die Germanen zu ſchützen und den Frieden zwiſchen den einzelnen Völkern zu befeſtigen. Die Ausbreitung der römiſchen Macht in Gallien erweckte Beſorgniß bei den Völkerſchaften des nordweſtlichen Frankreichs, welche wahrſcheinlich aus einer Miſchung von Kelten und Germanen entſprungen waren, unter einander in einer gewiſſen Vereinigung ſtanden, und von den Römern mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Belgen belegt wurden. Dieſe tapferen Stämme, die zwiſchen der Seine und dem Niederrhein wohnten, und von denen die Nervier und Bellovaken am berühmteſten geworden ſind, rüſteten ſich, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Cäſar ſuchte ihnen zuvorzukommen, griff die belgiſchen Völkerſchaften einzeln an, und unterwarf ſie nach hartnäckigen Kämpfen der römiſchen Herrſchaft. Auch die Aquitanen und andere Völker des weſtlichen Frankreichs wurden unterjocht. Doch zog ſich der Krieg ſehr in die Länge, weil die Gallier, wie alle halbwilden Völker, wiederholte und zum Theil höchſt unvorſichtige Verſuche machten, ſich einzeln von der römiſchen Herrſchaft loszureißen, und weil Cäſar ſelbſt jede Gelegenheit zu neuen Feindſeligkeiten gern ergriff. Im Jahre

52 v. Chr. erhoben ſich die galliſchen Völkerſchaften ſogar in Maſſe, und ſuchten unter der Anführung des Vercingetorix, eines Häuptlings vom Volke der Arverner, die Römer aus ihrem Lande zu vertreiben; ſie erlagen aber ungeachtet des großen Heldenmuthes, den ſie im Kampfe bewieſen, der Kriegskunſt und Tapferkeit des römiſchen Heeres und dem ausgezeichneten Feldherrn-Talente Cäſar's. Im ſiebenten Jahre nach Cäſar's Ankunft war die Kraft der Gallier völlig gebrochen, und ihr Land dem römiſchen Volke ganz unterworfen. Cäſar bildete ſich in dieſem Eroberungskriege nicht blos ein tüchtiges Heer, ſondern er erbeutete oder erpreßte auch große Schätze, mit welchen er ſowohl ſeine Truppen zu ſeinem Eigenthume machen, als auch die feilen Bürger in Rom für ſeine Intereſſen gewinnen konnte.

Er bezauberte nachher ſeine militäriſche Nation, die ſich gern ſelbſt bewunderte und gleich den Franzoſen durch rhetoriſche Berichte von den Wunderthaten eines Generals leicht zu gewinnen war, noch durch zwei Züge in Länder, welche bis dahin nur durch dunkle Sagen bekannt geworden waren. Dieſe Länder waren Germanien und Britannien. Von den Bewohnern des Erſteren wußte man nichts, als daß ſie eine Art von Rieſen und durch Wildheit ausgezeichnet wären, die Britten aber bewohnten nach der Meinung der Römer den äußerſten Norden, welcher dieſen nur durch ſeine Zinngruben bekannt war. Cäſar unternahm alſo ſeine Feldzüge auf dem rechten Rheinufer und jenſeit des Canals la Manche, ohne davon unmittelbare Vortheile für den römiſchen Staat zu erwarten, blos weil ihm ein Zug in ganz unbekannte Länder beim römiſchen Volk einen größeren und allgemeineren Ruhm verſchaffen mußte, als alle ſeine Kriege in Gallien. Beide Unternehmungen gaben dem Berichte von ſeinen Zügen das Anziehende der Entdeckungsreiſen, ſeinen Kriegen das Wunderbare ritterlicher Abenteuer und ſeinen Planen das Großartige der Entwürfe eines Alexander. Cäſar's Unternehmungen dieſſeit des Rheins beſtanden übrigens nur aus kurzen Streifereien. Er hatte nämlich, nach Arioviſt's Vertreibung, im Jahre 55 v. Chr. noch einmal in Gallien ſelbſt mit deutſchen Schaaren zu kämpfen; dieſe beſtanden aus mehr als viermal hunderttauſend Tenchtheren und Uſipetern, welche in das belgiſche Gallien einbrachen und von

Cäſar über den Rhein zurückgejagt wurden. Dieſer verfolgte ſie bis über den Rhein, und griff auf ſeinem Zuge auch die Sigambrer an, welche zwiſchen der Lahn und der Sieg wohnten, und die fliehenden Uſipeter und Tenchtherer bei ſich aufgenommen hatten. Er ſchlug zwiſchen Coblenz und Bonn eine Brücke über den Rhein, und ſetzte durch einen dreiwöchentlichen Streifzug die Sigambrer in Schrecken, kehrte aber dann auf die Nachricht, daß die benachbarten Sueven ihre ganze Volksmacht rüſteten, wieder über den Rhein zurück. Zwei Jahre nachher zog er, als die Sueven einen Streifzug nach Gallien machten, noch einmal an den Rhein, baute oberhalb der erſten Brücke eine zweite, und trieb die Feinde über den Fluß zurück. Nach Britannien ſetzte Cäſar zwei Jahre nach einander (55 u. 54 v. Chr.) über. Er fand hier Völkerſchaften, welche viel roher waren, als die Germanen und Gallier, und überwältigte die im Süden der Inſel wohnenden Stämme. Da er aber ſeine Plane im eigenen Vaterlande nicht aus den Augen verlieren durfte, ſo hielt er es für gerathen, weder ſelbſt zu lange jenſeit des Oceans zu verweilen, noch auch einen Theil ſeines Heeres zur Bewachung der Unterworfenen daſelbſt zurückzulaſſen. Er gab alſo die in England gemachten Eroberungen freiwillig wieder auf, und begnügte ſich mit dem Ruhme, daß die Römer zuerſt durch ihn das nördliche Weltmeer und ein bis dahin blos dem Namen nach bekanntes Land kennen gelernt hatten.

3. Innere Geſchichte Rom's vor dem Ausbruche des zweiten Bürgerkrieges.

Während Cäſar unabläſſig beſchäftigt war, ſein Heer in Gallien zu verſtärken und für ſich zu gewinnen, während er ſich beim römiſchen Volke den Ruhm erwarb, ganz Ungewöhnliches unternommen zu haben, während er in den unwegſamſten Gegenden Krieg führte und Märſche machte, wie ſie kein römiſcher Feldherr vor ihm gemacht hatte, blieb ſein Auge unverwandt auf Rom gerichtet, wo Pompejus ſich in Partei-Streitigkeiten einmiſchte, und zur Freude Cäſar's ganz außer Acht ließ, daß ſein eigener Ruhm in demſelben Grade dahinwelkte, in welchem der ſeines Nebenbuhlers emporblühte, und daß zur Erlangung und Behauptung

der Alleinherrſchaft nicht ein großer Anhang in der Stadt, ſondern ein ergebenes tüchtiges Heer das entſcheidende Werkzeug ſei. Einige Zeit hindurch erhielt ſich das freundliche Verhältniß zwiſchen beiden Nebenbuhlern, auch nachdem der Tod der Julia das Band der Verwandtſchaft gelöſt hatte; der Gang der Dinge ſelbſt aber mußte über kurz oder lang einen Bruch herbeiführen.

In Rom herrſchte einige Zeit hindurch Unordnung und Verwirrung. Im Jahre 54 v. Chr. konnten deshalb die Conſul-Wahlen nicht zu Stande kommen, und auch im darauf folgenden dauerte es ſieben Monate, bis endlich Conſuln ernannt wurden. Pompejus ſpielte dabei eine klägliche Rolle. Der Ehrgeiz des Clodius und Milo und die zwiſchen ihnen beſtehende Feindſchaft war damals die Haupturſache der Unruhen. Beide ſtrebten nach einem höheren Staatsamte, der Eine nach der Prätur, der Andere nach dem Conſulat, ſie lieferten ſich förmliche Schlachten auf den Straßen, und brachten die Stadt in die größte Aufregung. Pompejus blieb des Clodius Freund, weil derſelbe einem ſeiner nächſten Angehörigen zum Conſulat zu verhelfen verſprach, und doch wollte er auch nicht offenbarer Gegner Milo's ſein, weil dieſer vom Senat kräftig unterſtützt wurde. Die ganze Ordnung im Staate ſchien damals ſich auflöſen zu wollen. Der frühere Tribun Aulus Gabinius ſetzte als Statthalter von Syrien gegen den ausdrücklichen Befehl des Senats einen vertriebenen egyptiſchen König gewaltſam wieder in ſein Reich ein, und ließ ſich dafür unermeßliche Geſchenke geben. Im Jahre 55 v. Chr. verpflichteten ſich ſogar die beiden regierenden Conſuln durch einen ſchriftlich und rechtskräftig abgefaßten Vertrag, den ſie mit zwei anderen Großen ſchloſſen, zum ſchändlichſten Betruge gegen den Staat. Sie übernahmen es nämlich, den Männern, die den Vertrag mit ihnen geſchloſſen hatten, zum Conſulate zu verhelfen, und erhielten dagegen das Verſprechen, daß dieſelben ihnen vermittelſt eines falſchen Zeugniſſes gewiſſe Provinzen verſchaffen wollten. Obgleich die Sache dem Senat angezeigt und der Vertrag ſelbſt öffentlich vorgelegt wurde, ſo blieb das Verbrechen doch unbeſtraft. Auch Gabinius wurde, als er wegen ſeines Vergehens angeklagt worden war, freigeſprochen, und zwar aus keinem anderen Grund, als weil man damals fürchtete, Pompejus möchte dieſen Proceß

benutzen, um ſich zum Dictator machen zu laſſen. Man hatte aus Furcht vor einer Dictatur Leute zu Richtern gewählt, welche bereit waren gegen Pflicht und Gewiſſen zu handeln. Bedarf es neben ſolchen Vorfällen noch eines beſonderen Beweiſes, daß die republikaniſche Verfaſſung nicht länger beſtehen konnte? Die Gerichte ſind eine der ſtärkſten Grundlagen jeder freien Verfaſſung, weil ihr Ausſpruch die Verkündigung des Geſetzes iſt, und weil alſo durch ſie die Geſetze ſelbſt erhalten werden. Es kommt dabei nicht darauf an, ob manchmal aus menſchlicher Schwäche oder aus mangelhafter Kenntniß des Rechtes ein ungerechtes Urtheil ausgeſprochen wird, wenn nur im Allgemeinen die Richter untadelhaft und die Gerichte dem Einfluſſe der Parteien entzogen ſind. Dies war aber in Rom durchaus nicht mehr der Fall. Wollte man übrigens bei der Beurtheilung des damaligen Zuſtandes von Rom das Beiſpiel Englands herbeiziehen, ſo würde man ſich ſehr täuſchen: denn hier ſind zwar ebenfalls Beſtechungen und ſolche Unruhen, wie Clodius ſie erregte, nicht ſelten, allein da in England der regierende Theil feſt ſteht und immer monarchiſch verfährt, ſo müſſen dergleichen Verwirrungen jedes Mal wieder der Ordnung weichen, in Rom dagegen war Alles ſchwankend, und oft wurden die Unruhen von der Obrigkeit ſelbſt erregt.

Von allen den vielen Frevelthaten, welche damals in Rom begangen wurden, war der an Clodius verübte Mord die folgenreichſte. Clodius und Milo, Beide von Gladiatoren begleitet, trafen eines Tages zufälliger Weiſe auf der Landſtraße zuſammen, die von Rom nach dem latiniſchen Städtchen Bovillä führte. Es entſpann ſich ſogleich ein Kampf zwiſchen ihren Leuten, und Clodius wurde dabei getödtet (im Anfang des Jahres 52 v. Chr.). Dieſer Mord brachte in Rom die größte Bewegung hervor. Zwei Tribunen ließen die Leiche des Clodius vor der Rednerbühne hinſtellen, und reizten den Pöbel durch ihre Reden auf; dieſer trug die Leiche in das Rathsgebäude, und verbrannte ſie dort auf einem aus den Bänken errichteten Scheiterhaufen. Das ganze Gebäude ging bei dieſer Gelegenheit in Flammen auf, auch einige benachbarten Häuſer brannten ab, und Milo's Wohnung ward nur mit Mühe gegen die Zerſtörungswuth des großen Haufens

vertheidigt. Die Sicherheit der Stadt gerieth durch die Gewaltthätigkeiten bewaffneter Schaaren in die größte Gefahr, die Consulatswahlen, welche im vorigen Jahre nicht zu Stande gekommen waren, konnten auch jetzt wieder mehrere Monate hindurch nicht vorgenommen werden, und der Pöbel forderte mit Ungeſtüm den Pompejus bald zum Dictator, bald zum Conſul. Endlich kam es dahin, daß Pompejus zum Conſul erwählt wurde, und zwar ohne einen Collegen zu erhalten (im März 52 v. Chr.). Er beſaß alſo jetzt eine Art von königlicher Gewalt, und gebrauchte dieſelbe zunächſt, um durch die Unterdrückung Milo's die Ruhe wieder herzuſtellen. Das Gericht, welches über dieſen gehalten wurde, drohte den ganzen Staat umzuſtürzen. Milo und ſeine Freunde ließen durch ihre Gladiatoren einen Sklaven, der gegen ſie zeugen ſollte, gewaltſam aus dem Hauſe eines Kriminalrichters fortſchleppen, ſie hielten einen Bürger einige Monate lang auf einem Landgut eingeſperrt, damit er nicht gegen ſie zeugen könne, und als endlich das Gericht gehalten werden ſollte, bedrohten ſie das Leben der Richter, ja ſogar des Conſuls mit ihren Bewaffneten. Pompejus ließ daher Soldaten in die Stadt einrücken, und ſtellte ſie auf dem Marktplatze auf, wo das Gericht gehalten wurde. Es kam zu einem förmlichen Kampfe zwiſchen ihnen und den Schaaren Milo's und viele Bürger verloren dabei das Leben. Endlich gelang es, die Richter durch die Soldaten vollkommen zu ſchützen, und die Sache konnte in Ruhe entſchieden werden. Milo, welchen Cicero ſpäter beſſer in einer geſchriebenen, als damals durch ſeine im Anblick der Soldaten gehaltene Rede vertheidigte, ward für ſchuldig erklärt und ging nach Marſeille in die Verbannung.

Pompejus wurde durch ſeine Erhebung zum alleinigen Conſul von Cäſar getrennt und wieder zur ariſtokratiſchen Partei gezogen. Er hatte ſeine Erwählung nicht blos den Clodianern, die ſeine Abneigung gegen Milo kannten, zu verdanken, ſondern auch der Ariſtokratie, welche von ihm Schutz gegen den Pöbel erwartete. Dieſe fühlte alſo das Bedürfniß einer feſten Hand, die das Ruder des Staates führe; ein großer Theil derſelben war, wie ein alter Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, zu der Überzeugung gekommen, daß man ſich einem einzigen Arzte anvertrauen müſſe,

und gab dem Pompejus den Vorzug, weil er offenbar derjenige war, welcher nur gelinde Mittel anwenden würde. Auch Pompejus wandte ſich der Ariſtokratie wieder mit Entſchiedenheit zu, ſobald dieſe ihm unbedingtes Vertrauen ſchenkte und freiwillig die höchſte Macht in ſeine Hände zu legen ſchien; denn theils ſah er ſelbſt ein, daß er nur in Verbindung mit ihr dem Cäſar werde widerſtehen können, theils erhielt die Tochter des eifrigen Ariſtokraten Cäcilius Metellus Scipio, welche er um jene Zeit zur Gemahlin nahm, den größten Einfluß auf ihn, und trieb ihn zu dieſer Verbindung. Sobald er ſich wieder mit der Ariſtokratie ausgeſöhnt hatte und ihr unentbehrlich geworden war, ſchien ſeine Macht feſt gegründet zu ſein: er erhielt eine unbedingte Herrſchaft in Rom und die Verlängerung ſeiner Statthalterſchaft Spanien auf fünf weitere Jahre. Was half ihm aber alle dieſe Macht da er durch ſeine Verbindung mit der Ariſtokratie die ganze Kraft der Volkspartei auf Cäſar's Seite hinüberdrängte, und außerdem gehindert wurde, im äußerſten Nothfalle die alten Formen des Staates zu verletzen und nach ſeinem eigenen Willen zu handeln! Cäſar dagegen beſaß eine Macht, über welche er unbedingt verfügen konnte. Sein Heer, das er nach und nach bedeutend vermehrt hatte, ſtand zu ihm in demſelben Verhältniſſe, wie Bonaparte's Garde zu dieſem: die Soldaten hatten wirkliche perſönliche Anhänglichkeit an ihn, ſie kannten gewiſſermaßen nur ſich und ihren General, und waren bereit, für ihren Führer und für die kriegeriſche Ehre, welche dieſer zum Götzen ſeines Heeres gemacht hatte, Alles zu unternehmen.

Cäſar erwartete ruhig einen Anlaß, um den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, und die Ariſtokraten in Rom beförderten gleichſam wetteifernd den Ausbruch eines Krieges, zu deſſen Führung ſie doch durchaus keine Anſtalten trafen. Der Senat machte zuerſt mehrere Verordnungen, welche verſteckt gegen Cäſar gerichtet waren, dann ließ er durch einen Cenſor eine große Zahl Senatoren, welche zur Partei desſelben gehörten, aus der Liſte ſtreichen; ja, er ging ſelbſt ſo weit, daß er (51 v. Chr.), zum großen Ärger aller Gemäßigten und Beſonnenen, durch den Conſul Marcus Claudius Marcellus den Antrag ſtellen ließ, es ſolle über Cäſar's Provinzen ſchon ein Jahr früher, als die Zeit

ſeiner Verwaltung abgelaufen ſei, verfügt werden. Das Letztere mußte man freilich bald wieder fallen laſſen. Pompejus ſtellte ſich, als wenn er an dieſen Dingen keinen Antheil habe, und doch wußte man allgemein, daß er mit im Spiele ſei; ſelbſt ſeine Freunde bedauerten daher den ſchwachen Mann, der mit halben und alſo auch falſchen Maßregeln einen entſchloſſenen und des Beiſtandes ſeiner Truppen ſicheren General angreifen wollte. Cäſar ſah dem Äußerſten ruhig entgegen, und wartete, bis die Unvorſichtigkeit ſeiner Gegner ihm den Vorwand zu militäriſchen Maßregeln geben werde. Unterdeſſen warb er ſich durch Beſtechungen in den Reihen ſeiner Feinde ſelbſt Anhänger. Er gewann auf dieſe Weiſe im Jahre 50 v. Chr. unter Anderen ſeine ſeitherigen heftigen Gegner Lucius Aemilius Paullus und Cajus Scribonius Curio, von welchen jener damals Conſul, dieſer Volkstribun war. Dem Letzteren bezahlte er alle ſeine Schulden, die nach der geringſten Angabe etwa eine Million Gulden oder eine halbe Million Thaler, nach der wahrſcheinlicheren höchſten aber fünf und eine halbe Millionen Gulden oder drei Millionen Thaler betrugen.

Unglücklicher Weiſe war Cicero zu jener Zeit als Statthalter der Provinz Cilicien von Rom abweſend, ſonſt hätte ſein Einfluß den Ausbruch der Feindſchaft vielleicht noch einige Zeit verzögert. Die Ariſtokraten drängten aber die Sache zur Entſcheidung. Cäſar wollte nach Rom kommen und ſich um das Conſulat bewerben, noch ehe die Zeit ſeiner Statthalterſchaft zu Ende gegangen war, und alſo auch ſein Heer ſich noch nicht aufgelöſt hatte. Man hatte im Jahr 52 ihm dies zugeſtanden, jetzt aber wollte man es wieder zurücknehmen, und verlangte, daß er durchaus zuerſt ſein Heer entlaſſe. Das ganze Jahr (50) hindurch wurde dieſe Frage behandelt, bis endlich Curio im Senat den Antrag ſtellte, daß Beide, Pompejus und Cäſar, ihr Heer entlaſſen ſollten. Die große Mehrzahl der Senatoren ſprach ſich für dieſen Vorſchlag aus, allein deſſen ungeachtet kam man wieder auf die frühere Forderung zurück. Cäſar, der ſich, um ſo nahe als möglich zu ſein, an die Südgrenze ſeiner Provinz Oberitalien begeben hatte, machte dagegen das ſchriftliche Anerbieten, er wolle ſein Heer entlaſſen, wenn Pompejus das Gleiche thue; ſeine Anhänger

konnten es aber kaum dahin bringen, daß ſein Brief im Senat vorgeleſen wurde. Vergebens boten Curio und die beiden von Cäſar gewonnenen Tribunen Quintus Caſſius Longinus und Marcus Antonius Alles auf, um die Annahme dieſes Vorſchlages durchzuſetzen; vergebens ſuchte der verſtändige Marcus Claudius Marcellus, welcher kein Freund Cäſar's war, den Senat zu bewegen, daß man nicht eher einen feindlichen Entſchluß faſſe, als bis man eine Truppen-Aushebung vorgenommen und ein Heer aufgeſtellt habe; vergebens trugen zwei andere Männer darauf an, daß Pompejus ſich in ſeine Provinz Spanien begeben ſolle, damit Cäſar keinen Vorwand zum Kriege habe, — der Haß der ariſtokratiſchen Partei ließ ſich nicht länger beſchwichtigen; wer nicht für einen Verräther gelten wollte, mußte ſchweigen, und Pompejus war ſo ſehr von ſich eingenommen, daß er auf die Frage, was für Truppen er denn dem Cäſar, wenn dieſer gegen Rom ziehen würde, entgegenſtellen wolle, die übermüthige Antwort gab: er brauche nur mit dem Fuße auf den Boden zu ſtampfen, um Legionen genug hervorzurufen. Der Senat ließ ſich von der Leidenſchaft fortreißen, und faßte (im Januar 49 v. Chr.) einen Beſchluß, vermöge deſſen Cäſar, wenn er nicht bis zum erſten März ſein Heer entlaſſen habe, im voraus für einen Feind des Vaterlandes erklärt ward. Die Tribunen Antonius und Caſſius legten ihr Veto gegen dieſen Beſchluß ein, man nahm aber keine Rückſicht darauf, obgleich ſelbſt Sulla, als er den Tribunen alle ihre Vorrechte ſchmälerte, ihnen doch das Recht gelaſſen hatte, jeden Senatsbeſchluß durch ihre Einſprache ungültig zu machen. Einer der beiden Conſuln forderte ſogar die Tribunen drohend auf, ſich aus der Rathsverſammlung zu entfernen, und der Senat faßte in ſeiner Übereilung einen Beſchluß, den man ſonſt nur in der äußerſten Noth zu faſſen pflegte: er erklärte das Vaterland in Gefahr, und gab den Conſuln nebſt allen übrigen Beamten den Auftrag, durch außerordentliche Mittel für die Rettung desſelben Sorge zu tragen. Zu gleicher Zeit ward Pompejus zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Macht ernannt. Antonius, Caſſius und Curio ergriffen mit Freuden den ihnen durch dieſes Verfahren gegebenen Vorwand, nach Revenna, wo Cäſar ſich befand, zu gehen und ihn im Namen des Volkes aufzufordern, die

Verfaſſung aufrecht zu erhalten. Dieſer beſann ſich nicht lange, weil ſeine Gegner noch nicht gerüſtet waren, und ſo begann im Frühjahr des Jahres 49 v. Chr. der Krieg zwiſchen Cäſar und der Ariſtokratie.

4. Der zweite Bürgerkrieg.

Noch ehe es zum Kampfe ſelbſt kam, zeigte ſich der große Unterſchied, der zwiſchen den beiden kriegführenden Theilen und ihren Kräften beſtand. Auf der einen Seite waltete die Leidenſchaft und der Stolz einer Partei, in welcher jeder befehlen und leiten wollte; der Leiter des Ganzen durfte ſeine Unterbefehlshaber nicht nach den Fähigkeiten, ſondern nur nach dem Range wählen; jeder ſeiner Beſchlüſſe ward vielfach beklügelt, und im beſten Falle ſehr langſam ausgeführt. Außerdem waren, um das Unglück voll zu machen, auch gar keine Anſtalten im voraus getroffen worden. Auf der anderen Seite dagegen gebot der Wille eines einzigen Mannes; keiner durfte reden als er; Alles war zu einem entſcheidenden Schlage gehörig vorbereitet, und die Kriegsbedürfniſſe brauchten nicht erſt, wie bei den Pompejanern, zuſammengeſucht und von den Bewohnern Italiens erpreßt zu werden. Der einzige Vortheil, welchen Cäſar's Gegner vor ihm voraushatten, beſtand darin, daß ſie die Staatskaſſe, die Flotte und alle Provinzen des Reiches außer Gallien und Oberitalien in ihrer Gewalt hatten; dagegen war aber die ganze revolutionäre Kraft der Zeit auf Cäſar's Seite. Er hatte außerdem den Vorzug der perſönlichen Überlegenheit, und beſaß ein geübtes und ſchlagfertiges Heer, während ſeine Feinde das ihrige erſt neu bilden mußten. Pompejus ließ ſchnell in ganz Italien Truppen werben und allenthalben mit Gewalt Geld, Getraide und Waffen beitreiben; er verſchonte dabei ſelbſt die Tempelſchätze nicht. Die Truppen-Aushebungen und die Bewachung der verſchiedenen Theile Italiens wurden einer Anzahl Senatoren übertragen; unter dieſen befand ſich auch Cicero, welcher kurz vorher aus ſeiner Statthalterſchaft zurückgekommen war, und ſich vergebens bemüht hatte, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Er ſo wenig, als die meiſten anderen Unterbefehlshaber taugten zu Führern oder auch nur zu bloßen Rathgebern im Kriege.

Cäſar hatte in Ravenna nur eine einzige Legion bei ſich; da aber ein großer Theil ſeiner übrigen Truppen bereits in Eilmärſchen nach Oberitalien zog, ſo trug er kein Bedenken, den Krieg ſogleich zu beginnen, um ſeinen Gegnern zuvorzukommen. Rhetoriſche Geſchichtſchreiber haben die Eröffnung dieſes zweiten Bürgerkrieges für die Unterhaltungsſucht dadurch intereſſanter zu machen geſucht, daß ſie Cäſar's Einzug in Italien auf poetiſche Weiſe ausſchmückten. Nach ihren Erzählungen verſank Cäſar, als er mit ſeiner Legion am Rubikon, dem Grenzfluſſe ſeiner Statthalterſchaft, angekommen war, in tiefes Nachdenken, und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Noch iſt es Zeit, umzukehren; einen Schritt weiter, und der Bürgerkrieg iſt erklärt!" Nach einigen Augenblicken aber faßte er ſich wieder, und ſetzte mit den Worten: „Die Würfel ſind gefallen!" über den Fluß. Cäſar ſelbſt, der uns eine Geſchichte des zweiten Bürgerkrieges hinterlaſſen hat, erzählt nichts der Art, und auch einige andere Geſchichtſchreiber des Alterthums ſchweigen davon, und die ganze Erzählung widerlegt ſich ſelbſt, weil Cäſar das, was er damals that, längſt beſchloſſen hatte, und weil er durchaus nicht der Mann war, der in demſelben Augenblicke, wo er den Krieg begann, ſein Heer durch die Äußerung von Bedenklichkeiten entmuthigt hätte. Cäſar fand überall, wohin er kam, die günſtigſte Aufnahme, vertrieb allenthalben die Truppen ſeiner Gegner, und rückte unaufhaltſam auf Rom los. Die Nachricht von ſeinem Einfall in Italien verbreitete Schrecken und Verwirrung unter ſeinen Gegnern, zumal da die erſten Truppen, die man ihm entgegen ſchickte, ſogleich zu ihm übergingen. Alles gerieth in die größte Beſtürzung; die Führer zeigten ſich unentſchloſſen und verzagt, die neugeworbenen Truppen liefen aus einander, und die vornehmen Herren, welche noch kurz vorher von Pompejus Alles gehofft hatten, meiſterten ihn jetzt mit ſpöttelndem Witze, ſtatt ihm zu gehorchen. Die ariſtokratiſche Partei erkannte, daß ſie Italien gegen Cäſar's Heer, welches im vollen Anmarſch war, nicht würde vertheidigen können. Sie beſchloß daher, die Halbinſel vorerſt ganz aufzugeben und den Krieg nach Griechenland zu verſetzen, und glaubte dies um ſo eher thun zu können, als ſie die Flotte des Staates, den ganzen Oſten des Reiches und die Provinzen Afrika und Spanien beſaß, und alſo Italien auf

allen Seiten von der See her angreifen konnte. Cäſar verſuchte dies zu hindern, und eilte nach Brunduſium, wo Pompejus ſeine Truppen einſchiffte, er kam aber zu ſpät; denn Pompejus hatte, weil ſein ganzes Heer nicht auf einmal eingeſchifft werden konnte, die Stadt ſtark befeſtigen laſſen, und ſich dadurch in den Stand geſetzt, die einzelnen Theile ſeines Heeres nach Griechenland hinüberzubringen, ehe Cäſar, der dazu noch keine Schiffe hatte, eine förmliche Belagerung beginnen konnte. Die eingebildeten vornehmen Herren der ariſtokratiſchen Partei machten freilich dem Pompejus, den ſie durchaus nur als ihr Werkzeug anſahen, Vorwürfe, weil er mit den wenigen und höchſt unzuverläſſigen Truppen, die bei Cäſar's Ankunft ſich noch in Brunduſium befanden, nicht gegen die ſechs Legionen alter Soldaten, mit welchen Cäſar ihn angriff, Stand hielt; allein dieſer Tadel zeigt nur, wie übel ein Mann daran war, der für Leute handeln ſollte, die ſich aufs Reden und Berathſchlagen beſſer verſtanden, als aufs Ausführen.

Cäſar war jetzt Herr der ganzen Halbinſel, in welche er erſt vor zwei Monaten eingerückt war; Sardinien und Sicilien ließen ſich nach dem Verluſte von Italien nicht behaupten, und die Ariſtokraten räumten daher dieſe Inſeln ebenfalls. Der Sieger beſchloß, ſich zunächſt nach Spanien zu begeben, damit er die ganze weſtliche Hälfte des Reiches unterworfen habe, ehe er ſeine Waffen gegen den Oſten wende. Pompejus hatte in Spanien ein tüchtiges Heer alter Truppen ſtehen, ſchon die Klugheit gebot daher ſeinem Gegner, vor allen Dingen Italien von dieſer Seite her ſicher zu ſtellen: Cäſar mußte nach den Worten, welche ihm die Geſchichtſchreiber in den Mund legen, zuerſt das Heer ohne Feldherrn beſiegen, weil es ihm dann leicht war, auch den Feldherrn ohne Heer zu überwältigen. Ehe er nach Spanien aufbrach, begab er ſich nach Rom, wo er ſchnell einige nöthigen Anordnungen machte, und ſich der von Pompejus in der Eile zurückgelaſſenen Staatskaſſe bemächtigte. Er ließ gleich nach ſeiner Ankunft das Volk und den Reſt des Senats zuſammenkommen, um ſeine Mitbürger durch Äußerungen der Milde zu beruhigen. Er zeigte Achtung für die beſtehenden Formen, und bewies ſich aus Klugheit ſelbſt gegen diejenigen ſchonend und mild, welche, wie der Tribun Lu-

cius Cäcilius Metellus, ihn an Dingen hindern wollten, zu denen er ſelbſt freilich kein anderes Recht hatte als das der Waffen, die aber eben deßhalb ihm nicht verwehrt werden konnten. Metellus wollte nicht zugeben, daß Cäſar ſich des Staatsſchatzes bemächtigte, und ſtellte ſich, als ſeine Proteſtationen nichts halfen, vor die Thür der Schatzkammer, um ſie gleichſam mit ſeinem Leibe zu ſchützen; Cäſar ließ ihn bei Seite ſchieben, beſtrafte ihn aber für ſeine Widerſetzlichkeit nicht. Man pries und lobte daher ſeine Milde und Freundlichkeit überall, gleich nach ſeiner Entfernung aus Rom aber bewies er durch ſein Verfahren gegen die Stadt Maſſilia (Marſeille), daß dieſe große Milde eine Frucht der Klugheit geweſen ſei, und daß er, wo es ihm nützlich dünkte, auch hart und grauſam ſein könne. Als er nämlich auf ſeinem Marſche nach Spanien ſich der Stadt Maſſilia näherte, verſchloſſen ihm die Bürger derſelben die Thore, weil ſie bis zu beendigter Sache neutral bleiben wollten; Cäſar brauchte aber ihren Hafen und ihre Schiffe, er ſchloß daher die Stadt ein, ließ einen Theil ſeiner Truppen zur Belagerung zurück, und beſtrafte die Maſſilier, als ſie ſich nach langer und hartnäckiger Vertheidigung ergeben mußten, auf eine äußerſt grauſame Weiſe. In Spanien hatte er einen ſchwierigen Kampf zu beſtehen, und es gelang ihm nur mit Mühe, die Pompejaniſchen Legionen zu beſiegen und ſich das Land zu unterwerfen.

Nach glücklicher Beendigung des ſpaniſchen Krieges kehrte Cäſar nach Rom zurück, und ließ ſich zum Dictator ernennen, um auf geſetzmäßige Weiſe einige ihm nöthig ſcheinenden Geſetze geben zu können. Er gewährte allen Verbannten mit Ausnahme Milo's die Erlaubniß zur Rückkehr, ertheilte den Bewohnern von Oberitalien das römiſche Bürgerrecht, und brachte das Schuldenweſen durch die Verfügung in Ordnung, daß die verpfändeten Güter nach einer billigen Taxation gerichtlich geſchätzt und die gezahlten Zinſen vom Kapital abgezogen werden ſollten. Er hatte ſich lange bedacht, ehe er die Würde eines Dictators annahm, denn ſie war verhaßt und erinnerte an Sulla, der zuerſt die Dictatur zu einem unbeſchränkten Königthume gemacht hatte. Schon nach elf Tagen legte er daher dieſes Amt wieder nieder, und ließ dagegen ſich und einen ſeiner Anhänger zu Conſuln wählen. Bald

nachher ſchiffte er einen Theil ſeines Heeres in Brunduſium ein, um ſeine Gegner in Griechenland aufzuſuchen. Dieſe waren, während er Italien, Sicilien, Sardinien, Maſſilia und Spanien unterworfen, die Dinge in Rom geordnet und ein Heer unter Curio nach Afrika abgeſchickt hatte, ſehr ſaumſelig geweſen, und hatten nichts weiter gethan, als daß ſie den Publius Cornelius Dolabella, welcher Dalmatien für Cäſar beſetzen ſollte, von dort vertrieben und einen anderen feindlichen Führer, der demſelben Hülfe leiſten ſollte, gefangen nahmen. Cäſar landete ungehindert an der Oſtküſte des adriatiſchen Meeres, bemächtigte ſich eines großen Theils von Epirus, und verſchanzte ſich dann, um die Ankunft ſeiner übrigen Truppen aus Brunduſium abzuwarten, in der Nähe der Stadt Dyrrhachium, welche von den Pompejanern beſetzt war. Als die erwarteten Verſtärkungen zu lange ausblieben, beſtieg er einſt in einer ſtürmiſchen Nacht ein Boot, um nach Brunduſium zu fahren, und hier war es, wo er, als der Steuermann umkehren wollte, ihm das berühmte Wort zurief: „Fürchte dich nicht, denn du trägſt Cäſar und ſein Glück!“ Doch mußte er ſich zur Rückkehr entſchließen, ohne Brunduſium erreicht zu haben. Nach langer Zeit kamen endlich die ſehnlich erwarteten Truppen bei ihm an. Nun lagerte er ſich dem feindlichen Heere gegenüber, und ſuchte daſſelbe durch Verſchanzungen ganz einzuſchließen; Pompejus zeigte aber alle Erfahrungen eines alten Feldherrn, bekämpfte Liſt mit Liſt, und bewies ſich nicht allein durch die Wahl und den Wechſel ſeiner Stellungen ſeinem Gegner gewachſen, ſondern lieferte ihm auch ſechs Hauptgefechte, welche meiſtens zu ſeinen Gunſten ausfielen. Cäſar konnte ſich zuletzt nicht mehr in der Nähe der Küſten halten, da er Mangel an Lebensmitteln litt und ſeine Feinde die See beherrſchten. Er entzog ſich daher ſeinem Gegner durch ſchnelle und geſchickte Märſche, und gelangte auf ſchwierigen Wegen nach Theſſalien. Pompejus beging den großen Fehler, ihm zu folgen, ſtatt daß er von ſeiner aus fünfhundert Schiffen beſtehenden Flotte hätte Vortheil ziehen und nach Italien überſetzen ſollen.

Auch in Theſſalien, wo beide Heere in der Nähe der Stadt Pharſalus ihre Lager aufſchlugen (im Sommer des Jahres 48 v. Chr.) hätte Pompejus gern eine Schlacht vermieden; denn ſein Vortheil

war offenbar zu zaudern, während Cäſar die erſte Gelegenheit ergreifen mußte, die Sache zur Entſcheidung zu bringen; allein Pompejus konnte nicht ſeinen eigenen Anſichten folgen. Er war von zweihundert Senatoren umgeben, die auch in Theſſalien den röm iſchen Senat vorſte llen wollten, und hatte eine Menge vornehme Herrn in ſeinem Lager, welche ſich nach Rom zurückſehnten und nicht daran gewöhnt waren, ihren Willen und ihre Meinung der beſſeren Einſicht eines Anderen unterzuordnen. Dieſe ſtolzen Ariſtokraten zweifelten in ihrem leidenſchaftlichen Übermuth ſo wenig am Siege, daß ſie ſchon über die Früchte desſelben berathſchlagten und gegen ihre Feinde eine Proſcription mit Gütereinziehungen beſchloſſen. Die Folge ihres Unverſtandes war nicht etwa blos der Verluſt der Schlacht, ſondern auch der Untergang der republikaniſchen Verfaſſung ſelbſt. Pompejus führte ein aus römiſchen Junkern und aus ganz ungeübten jungen Soldaten beſtehendes Heer den kampfgewohnten nud abgehärteten Legionen entgegen, welche Cäſar ſich in einem langen Kriege gebildet und mit echt militäriſchem Geiſte beſeelt hatte. Wie hätte bei dieſer großen Verſchiedenheit der beiden Heere der Ausgang des Kampfes zweifelhaft ſein können? und was konnte es den Pompejanern nützen, daß ſie der Zahl nach den Truppen Cäſar's um das Doppelte überlegen waren? Die Erſteren erlitten eine völlige Niederlage, und wenn man Cäſar's eigenen Angaben nur einigermaßen Vertrauen ſchenken darf, ſo ward ſelten eine entſcheidende Schlacht mit ſo leichter Mühe gewonnen; denn er ſelbſt verlor nur zweihundert und dreißig Mann, während auf Seiten ſeiner Gegner nicht nur viele Tauſende umkamen, ſondern auch das Lager derſelben und mehr als vier und zwanzigtauſend Gefangene in die Hände des Siegers fielen. Was nicht getödtet oder gefangen genommen wurde, zerſtreute ſich fliehend nach allen Seiten hin. Pompejus ſelbſt entkam und war glücklich genug, das Meer zu erreichen. Cäſar entehrte ſeinen Sieg nicht durch grauſame Rache; denn er konnte auf ſein Heer und auf ſeine eigene perſönliche Überlegenheit feſt vertrauen, und durfte deshalb ſchonend verfahren.

Pompejus, der ſchon in der Schlacht gleich Anfangs den Kopf verloren hatte, erlangte auch nachher die Beſonnenheit nicht

wieder; ſonſt hätte er ſich auf ſeine Flotte begeben, die noch immer das Meer behauptete, und wäre nach Afrika gegangen, wo ſeine Unterfeldherren in Verbindung mit dem Könige Juba von Numidien ein ſehr bedeutendes Heer geſammelt hatten. Die Flotte hatte zwar einige Zeit zuvor ihren Ober-Admiral, Marcus Calpurnius Bibulus, durch den Tod verloren, war aber im Kampfe mit Cäſar's Flotte ſeither immer glücklich geweſen, und hatte derſelben einige bedeutende Niederlagen beigebracht. Übrigens beſtand des Pompejus Seemacht hauptſächlich aus egyptiſchen, phöniciſchen und griechiſchen Schiffen, und dieſe fuhren nach der Schlacht bei Pharſalus größtentheils in ihre Heimath zurück. Pompejus wandte ſich nach Aſien, alſo gerade in ſolche Länder, deren Bewohner durchaus nicht geneigt ſein konnten, ſich für ihn aufzuopfern; denn ſein Schwiegervater Metellus Scipio hatte im vorhergehenden Jahre als Proconſul von Syrien dort grauſam gehauſt und die meiſten kleinaſiatiſchen Fürſten waren an Pompejus ſo tief verſchuldet, daß ihnen jede Gelegenheit, dieſe Schuld los zu werden, willkommen ſein mußte. Cäſar kannte dieſe Verhältniſſe ſehr gut, und hielt deshalb für das Rathſamſte, dem Pompejus nach Kleinaſien nachzuſetzen. Dieſer erfuhr ſchon in Cypern, daß die Rhodier ſeine Freunde abgewieſen, die ſyriſchen Städte aber allen ſeinen Anhängern bei Todesſtrafe den Eintritt verboten hatten. Er mußte alſo ſeinen Plan ändern, und kam zu ſeinem eigenen Verderben auf den unſeligen Gedanken, ſich nach Egypten zu wenden. Auch dorthin folgte ihm Cäſar nach; denn er ſah wohl ein, daß er ſeinem Gegner keine Zeit laſſen dürfe, ſich ein neues Heer zu ſammeln, und daß ſein Kampf mit der elenden römiſchen Ariſtokratie beendigt ſein werde, ſobald er ihren Lenker und Leiter gefangen oder getödtet haben würde.

In Egypten herrſchte der dreizehnjährige König Ptolemäus XII. Dionyſos unter vormundſchaftlicher Leitung von drei jener verſchmitzten Leute, welche die Wiſſenſchaft und Bildung ihrer Zeit zu ihrem eigenen Vortheile zu gebrauchen verſtanden. Dieſe drei Männer, Theodotus, Achillas und Pothinus, handelten, als Pompejus an der Küſte des Landes ankam und um Aufnahme bat, nach jenem alten Grundſatze der orientaliſchen Staatskunſt, nach welchem man dem Sieger, der ſich eines Thrones bemächtigen

will, nicht beſſer dienen zu können glaubt, als wenn man den Gegner desſelben aus dem Wege räumt. Sie beſchloſſen, Pompejus unter dem Schein einer freundlichen Aufnahme ans Land zu locken und dann ſogleich umzubringen. Achillas fuhr in Begleitung einiger Officiere auf einem kleinen Boot an des Pompejus Schiff, um ihn abzuholen, indem er ſich des Vorwandes bediente, daß man wegen der Seichtigkeit des Waſſers nicht wagen könne, ſich mit dem Schiffe ſelbſt dem Ufer zu nähern. Pompejus achtete der Warnungen ſeiner Freunde und Begleiter nicht, ſondern ſtieg mit vier von ſeinen Leuten in das Boot. Kaum war dieſes gelandet, als Achillas mit den Seinigen im Angeſicht der Gemahlin des Pompejus, die ſich auf dem Schiffe befand, über ihn herfiel und ihn zuſammenhieb. An Hülfe war nicht zu denken; ſelbſt der Leiche konnte man ſich nicht bemächtigen, weil die in der Nähe liegende egyptiſche Kriegsflotte das Pompejaniſche Schiff zu ſchleuniger Flucht nöthigte. Die egyptiſchen Miniſter ließen dem Ermordeten den Kopf abſchneiden, um ihn für Cäſar aufzubewahren; den Rumpf beſtattete ein Freigelaſſener des Pompejus an der Meeresküſte. Als einige Tage nachher Cäſar landete, reichte Achillas ihm das Haupt des Pompejus dar. Cäſar wandte ſich mit Abſcheu von dem gräßlichen Anblicke hinweg, brach in Thränen aus, und beſchloß den Getödteten an ſeinen Mördern zu rächen. So berichten einige Schriftſteller des Alterthums, und man würde höchſt ungerecht gegen Cäſar ſein, wenn man mit dem engliſchen Geſchichtſchreiber Ferguſon an der Wahrheit ihrer Erzählung zweifeln und nicht zugeben wollte, daß der Gedanke an ehemalige Freundſchaft und das Gefühl, wie gebrechlich jede menſchliche Größe ſei, dem Sieger beim Anblicke des bleichen Hauptes eine Thräne wahrer Rührung habe entlocken können, ſo wenig empfindſam Cäſar ſonſt auch ſein mochte.

Cäſar war bei der Verfolgung des Pompejus von Theſſalien nach dem Hellespont und von da über Rhodus nach Egypten geſegelt, und die Leichtigkeit, mit der er überall ſein Anſehen geltend machte, zeigt am beſten, wie wenig Feſtigkeit und Einheit die Partei und folglich auch die Macht des Pompejus hatte. Kaum war Cäſar am Hellespont erſchienen, ſo übergab der Pompejaner Cajus Caſſius Longinus die ihm anvertrauten ſiebenzig

Schiffe dem ſiegreichen Feinde; kaum hatte er einige Legionen in Bithynien ans Land geſetzt, ſo unterwarf ſich ihm ganz Kleinaſien. Cäſar gewährte den Aſiaten einen Nachlaß an ihren Steuern, traf ſchnell einige nöthigen Anordnungen, und eilte dann nach Egypten. Hier zeigte er den verſchmitzten und treuloſen Regenten, daß ſie ſich in ſeinem Charakter geirrt hatten; denn er trat als Herr und Gebieter auf, nahm ſich der Schweſter des Königs, der Kleopatra, an, welche durch die Leute, die ſich des jungen Königs bemächtigt hatten, von dem ihr gebührenden Antheil an der Regierung ausgeſchloſſen worden war, und ließ Pothinus, der einen Anſchlag auf ſein Leben machte, hinrichten. Kleopatra ſtand damals in der Blüthe ihrer Jahre, ſie zeichnete ſich nicht ſowohl durch große Schönheit, als durch ungemeine Anmuth aus, und hatte alle jene Buhlerkünſte des Orients erlernt, die ihr für einen Wollüſtling, wie Cäſar war, einen unwiderſtehlichen Reiz geben mußten; ſie gewann daher dieſen völlig für ſich, und wurde von ihm als Mitregentin in ihrem Lande eingeſetzt. Achillas begann hierauf an der Spitze des egyptiſchen Heeres einen förmlichen Krieg mit Cäſar, von welchem uns Hirtius, einer der Generale Cäſar's, eine ausführliche Beſchreibung hinterlaſſen hat. Da Cäſar nur einige tauſend Mann Soldaten bei ſich hatte, ſo ſchien es leicht ihn zu beſiegen, und wirklich hielt ihn auch dieſer ſogenannte alexandriniſche Krieg neun Monate lang in Egypten zurück. Erſt als Verſtärkungen aus Aſien gekommen waren, konnte er die Sache beendigen. Er ſchlug das egyptiſche Heer völlig: der junge König, Achillas und die übrigen Theilnehmer an Pompejus Ermordung, mit Ausnahme des Theodotus, verloren dabei das Leben. Cäſar erhob Kleopatra zur Herrſcherin des Landes, ließ einen Theil ſeiner Truppen in Egypten zurück, und begab ſich dann, ehe er nach Rom ging, zuerſt nach Kleinaſien. In dieſes Land riefen ihn die glücklichen Unternehmungen, welche Pharnaces, der Sohn und Mörder Mithridates des Großen, gemacht hatte. Dieſer war im vorhergehenden Jahr aus ſeinem Reiche Bosporus hervorgebrochen, um den römiſchen Bürgerkrieg zur Eroberung der von ſeinem Vater beherrſchten Länder zu benutzen. Er hatte Kappadocien, Armenien und Pontus in Beſitz genommen, und Cäſar's Statthalter in Bithynien beſiegt. So

ſehr daher Cäſar auch eilen mußte nach Rom zu kommen, ſo fühlte er doch die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres zu ſtellen, um Pharnaces aus Kleinaſien zu treiben und nach dem Bosporus zurückzujagen. Nur auf dieſe Weiſe konnte er ſich, wie einſt Pompejus nach dem Siege über Mithridates, in Aſien als unumſchränkter Gebieter des römiſchen Reiches zeigen. Cäſar führte das ganze Unternehmen mit ungemein großer Schnelligkeit aus. Er ordnete auf ſeinem Marſche nach Pontus die Angelegenheiten der aſiatiſchen Fürſten und Städte, ſchlug dann Pharnaces in einer Schlacht, nöthigte ihn zur eiligen Flucht nach dem Bosporus, und beendigte die Sache in ſo kurzer Zeit, daß er den ganzen Krieg in die drei, ſpäter ſprichwörtlich gewordenen Worte faſſen konnte: Veni, vidi, vici (ich kam, ſah und ſiegte).

In Rom, wohin Cäſar im December des Jahres 47 v. Chr. zurückkam, hatte unterdeſſen eine ſchreckliche Verwirrung geherrſcht. Er ſelbſt war vom Volke gleich nach der Schlacht bei Pharſalus auf immer zum Volkstribunen, auf fünf Jahre zum Conſul und auf ein Jahr zum Dictator erwählt worden, und hatte den Marcus Antonius, der bei Pharſalus einen Flügel ſeines Heeres angeführt hatte, als ſeinen Magiſter equitum oder Stellvertreter nach Rom geſandt, weil die Stadt eines militäriſchen Regenten bedurfte. Antonius verband mit großen Fähigkeiten ſo wenig Grundſatz und Sittlichkeit, daß er vielmehr wegen ſeiner Ausſchweifungen und wegen ſeiner Neigung zu Gewaltthätigkeiten als einer der verworfenſten und laſterhafteſten Menſchen ſeiner Zeit anzuſehen iſt. Er trug in Rom ſeine Laſter öffentlich zur Schau, und empörte ganz Italien durch ſeinen unanſtändigen Aufzug, ſeine Gelage und ſeine rückſichtsloſen Freveltharen. Nächſt ihm leitete der eben ſo unmoraliſche Volkstribun Publius Cornelius Dolabella in Cäſar's Namen die Staatsgeſchäfte, dieſer beſaß aber nicht einmal Talent. Beide Männer waren tief verſchuldet, und Dolabella beſchloß, die Lage der Dinge zu benutzen, um ſich ſeiner Gläubiger mit Gewalt zu entledigen. Er trug auf eine allgemeine Schuldentilgung an. Als ſich einer ſeiner Collegen und der geſammte Senat ſeinem Vorſchlage widerſetzten, kam es zu den ſchrecklichſten Scenen. Die Parteien kämpften auf den

Straßen und in der Volksverſammlung mit einander, das Blut floß in Strömen, wie einſt zur Zeit des Saturninus und Sulpicius, und mehrere hundert Bürger verloren dabei ihr Leben. Antonius zog zwar Truppen in die Stadt, und nahm einen gebieteriſchen Ton an, es war ihm aber dabei nicht, wie er vorgab, um die Beilegung der Unruhen zu thun, ſondern er wollte nur ſeine Rolle behaupten. Die Gährung dauerte daher bis zu Cäſar's Ankunft fort. Dieſer fand die ganze Stadt bereit, alles zu thun und zu leiden, was er fordere oder auferlege; Kronen, Statuen, das Recht, Krieg und Frieden zu machen, und viele andere Ehren und Vorrechte ertheilte ihm der feige Senat von freien Stücken. Er ſelbſt ſuchte damals vor allem Anderen ſeine Freunde durch Gnadenbezeugungen zu befriedigen, und ſich die Mittel zu dem bevorſtehenden afrikaniſchen Feldzug zu verſchaffen. Das Letztere erreichte er durch ſcheinbar freiwillige Anlehen von reichen Bürgern und durch die Einziehung der Güter aller derer, welche noch immer die Waffen gegen ihn trugen, das Erſtere aber dadurch, daß er ſeine Günſtlinge mit Geld beſchenkte und zu Ehrenſtellen beförderte, bei deren Beſetzung er weder auf das geſetzliche Alter, noch auf die vorgeſchriebene Zeitfolge der Ämter oder die bisherige Zahl ihrer Verwalter Rückſicht nahm.

Sobald die Umſtände es erlaubten, ſchiffte ſich Cäſar mit einem Theile ſeines Heeres nach Afrika ein. Curio, den er gegen die dortigen Pompejaner und ihren Verbündeten, den König Juba von Numidien, geſchickt hatte, war von dieſen beſiegt und mit ſeinem Heere vernichtet worden. Nach der Schlacht bei Pharſalus hatten ſich die Reſte der Pompejaniſchen Macht größtentheils nach Afrika begeben, während die beiden Söhne des Pompejus, Cnäus und Sextus Pompejus, eine neue Flotte ſammelten. An der Spitze des afrikaniſchen Heeres der Pompejaner ſtand als Oberfeldheer Metellus Scipio; einzelne Abtheilungen befehligten Cato der Jüngere, Labienus, Afranius und einige andere Männer. Auch der König Juba blieb mit Cäſar's Feinden verbündet, und leiſtete ihnen mit ſeiner ganzen Kriegsmacht Hülfe. An Zahl der Truppen ſtand daher Cäſar den Pompejanern weit nach, dagegen mangelte es dieſen an Männern, die ſich auf die Leitung des Krieges verſtanden, obgleich ihre Generale als untergeordnete Führer zum Theil recht tüchtig waren. Als Cäſar erſchien, ſuchten die Pompejaner ſein Heer durch den kleinen Krieg nach und nach

aufzureiben, und Cäſar gerieth während der ſechs Monate, die ſein afrikaniſcher Feldzug erforderte, mehrmals in eine bedenkliche Lage, wußte ſich aber ſtets zu helfen. Endlich gelang es ihm, die Feinde bei der Stadt Thapſus zu einem entſcheidenden Treffen zu nöthigen (46 v. Chr.). Er nahm nämlich nahe bei Thapſus eine ſolche Stellung ein, daß ſeine Gegner entweder dieſe Stadt, in welcher eine bedeutende Beſatzung lag, preisgeben oder eine Hauptſchlacht wagen mußten. Sie thaten das Letztere, und wurden, wie bei Pharſalus, nicht blos größtentheils aufgerieben, ſondern Cäſar erſtürmte auch ihr Lager und machte durch dieſen einzigen Sieg jeden ferneren Widerſtand unmöglich. Nur ein kleiner Theil des Pompejaniſchen Heeres entrann nach Spanien. Metellus, Juba und andere Anführer tödteten ſich ſelbſt. Dasſelbe that auch Cato der Jüngere, der edelſte Mann von der ganzen ariſtokratiſchen Partei. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch mit raſtloſer, uneigennütziger Thätigkeit für die Erhaltung der alten republikaniſchen Sitten und der alten freien Verfaſſung gearbeitet (ſ. oben S. 45). Er ſelbſt ward im ganzen ſpäteren Alterthum und im Mittelalter als Ideal des Gerechten, ſein philoſophiſcher Selbſtmord als Ermunterung zum Kampfe für wahre Freiheit, wie Chriſti Tod als der Antrieb zur Barmherzigkeit betrachtet. Der Dichter Dante, der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, unter der Allegorie einer Reiſe durch die Hölle, durchs Fegefeuer und durch die himmliſchen Sphären, das menſchliche Leben in ſeiner tiefſten Verworfenheit, in ſeiner büßenden Rückkehr zur erſten Reinheit und in ſeiner Erhebung zum Schauen der Gottheit beſungen hat, macht Cato zum Wächter des Berges, auf deſſen Höhen das irdiſche Paradies iſt. Cato allein wird neben den Patriarchen von Chriſtus aus dem Vorhofe der Hölle erlöſet, damit er den nach Reinheit ſtrebenden Seelen den Weg zur Binſe chriſtlicher Demuth zeige. Sein Antlitz ſtrahlt vom Glanze der vier Sterne der vier Cardinaltugenden, wie vom Sonnenlicht. Er, heißt es, wiſſe, was wahre Freiheit werth ſei, denn er habe um ihretwillen das Leben geopfert. Außer dieſem Gedanken folgte der edle Stoiker dem Grundſatze der ſtoiſchen Philoſophie, daß man ſich ſelbſt den Tod geben müſſe, wenn man nicht frei leben könne, und daß die Pflicht und wahre Größe des Menſchen darin beſtehe, ſo zu ſterben, wie man gelebt habe. Er traf zuerſt die nöthigen Maß-

regeln, um in der Stadt Utika, deren Vertheidigung er während des Krieges geleitet hatte, die Ordnung zu erhalten, und trug für die Rettung derer Sorge, welche nicht wie er den Tod der Unterwerfung vorziehen wollten. Hierauf verſammelte er ſeine Freunde um ſich, brachte in ihrem Kreiſe den letzten Abend ſeines Lebens mit philoſophiſchen Geſprächen zu, zog ſich nachher in ſein Schlafgemach zurück, beſchäftigte ſich einen Theil der Nacht mit der Leſung einer Platoniſchen Schrift über die Unſterblichkeit der Seele, und durchbohrte ſich dann mit einem Dolche. Sein Selbſtmord muß nach chriſtlichen Anſichten anders beurtheilt werden, als das Alterthum ihn beurtheilt hat; Cato handelte aber dabei dem alten römiſchen Sinne gemäß, dem das Vaterland und ſeine Freiheit über Alles ging, und folgte einer Lebensanſicht und Überzeugung, die alle edlen Männer von Griechenland und Rom geleitet hat. Wie unendlich weit ein ſolcher Mann in ſittlicher Hinſicht über ſeine Zeitgenoſſen hervorragte, das ſieht man am beſten, wenn man die Feſtigkeit und Ruhe, mit welcher er die alten Formen verfocht und bei ihrem Untergang in den Tod ging, mit dem Benehmen eines Cicero vergleicht. Auch Cicero beſaß Vaterlandsliebe, aber ſie war bei ihm ſchwächer, als die Eitelkeit, und dieſe brachte ihn dahin, daß er ſich, aller ſeiner patriotiſchen Begeiſterung ungeachtet, den Umſtänden fügen und nicht beſſer ſein wollte, als ſeine Zeit. Er dachte gleich nach der Schlacht bei Pharſalus nur daran, wie er die Gnade des Siegers erlangen könne, und brachte faſt ein ganzes Jahr angſtvoll in Brunduſium zu. Als endlich Cäſar aus Egypten zurückkehrte, begab ſich Cicero zu ihm und ward freundlich aufgenommen. Er ſuchte dann mit kriechendem Sinne ſich alle diejenigen geneigt zu erhalten, welche bei Cäſar etwas galten. „Ich höre, ſchrieb er damals an einen ſeiner Freunde, nicht auf, allen den Leuten Beſuche zu machen, die jetzt am Ruder ſind; denn was bleibt mir anders übrig? Man muß ſich nach den Umſtänden richten.“ Nichts deſto weniger gerieth Cicero, wiewohl ganz ohne Noth, noch einmal in große Angſt, als Cäſar ſich durch dieſelbe Klugheit, die ihn ſonſt ſo mild und gnädig machte, bewogen fand, in Afrika ein Beiſpiel der Strenge zu geben, als er nämlich nicht blos die Soldaten, welche gegen ihn geſtritten hatten, ſondern auch einige gefangenen

Führer unter ſeinen Augen niederhauen ließ. Das iſt offenbar nicht alterthümlicher Sinn, ſondern die Alltäglichkeit eines Beamtenlebens; es iſt Kriecherei der Salons und Hofmoral der vornehmen Welt, welche freilich lacht, wenn man ihr von Cato's männlichem Sinn und von ſeiner unwandelbaren Treue gegen ſich ſelbſt redet.

Mit der Beſiegung der Pompejaner in Afrika war der Krieg noch nicht ganz zu Ende gebracht; denn die Reſte der geſchlagenen Partei ſammelten ſich noch einmal in Spanien, und es entſpann ſich dort ein neuer Kampf, welcher gefährlicher wurde, als irgend einer der früheren Kriege geweſen war. Mehrere ſpaniſchen Städte hatten ſich, erbittert über Cäſar's tyranniſche Statthalter, während des afrikaniſchen Krieges empört und von den Pompejanern Beſatzungen angenommen; ſogar ein großer Theil der dortigen Truppen Cäſar's hatte den Gehorſam aufgekündigt und ſich aus Furcht vor der Strafe für die Gegenpartei erklärt. Die entſchloſſenſten Officiere, die beſten Soldaten des durch die Schlacht bei Thapſus vernichteten Heeres hatten ſich hierauf nach Spanien gewendet, und Sextus Pompejus war von den empörten Truppen an ihre Spitze geſtellt worden. Cäſar ſah ein, daß ſeine perſönliche Gegenwart durchaus erforderlich ſei. Er eilte von Rom, wohin er erſt vier Monate zuvor aus Afrika zurückgekehrt war, nach Spanien, und ſein Glück verließ ihn auch auf dieſem Kriegszuge nicht. Er lieferte, nach einigen kleineren Unternehmungen, den Feinden bei Munda eine entſcheidende Schlacht, in welcher er ſiegte (im März des Jahres 45 v. Chr.). Doch hatte er hier den härteſten Kampf zu beſtehen; denn der Kern der kräftigen ſpaniſchen Nation und die beſten Soldaten des römiſchen Volks, lauter Leute, welche nur in der Verzweiflung ihr Heil ſuchten, ſtanden ihm gegenüber. Sein erſter Angriff ward völlig zurückgeſchlagen, und er ſelbſt ſah ſich, wie einſt Sulla bei Orchomenos, genöthigt, zur Rettung ſeiner Sache ſein eigenes Leben aufs Spiel zu ſetzen. Er ſprang vom Pferde, ſtürzte ſich, um erkannt zu werden, mit entblößtem Haupt unter die zurückweichenden Veteranen, drang mit dem Schwert auf die Feinde ein, und rief dabei den Seinigen die Worte zu: „Wollt ihr euren Feldherrn einem Knaben überliefern?" Es gelang ihm, den geſunkenen Muth ſeiner Soldaten

wieder aufzurichten; er würde aber deſſen ungeachtet am Ende doch noch die Schlacht verloren haben, wenn ſeine Gegner bei dem Angriffe, den Cäſar's numidiſche Reiterei auf ihr Lager machte, ruhig geblieben wären, und nicht, um ihr Gepäck zu retten, die Schlachtordnung verlaſſen hätten. Die Pompejaner erlitten hierauf eine ſo große Niederlage, daß die Zahl ihrer Todten auf drei und dreißigtauſend angegeben wird. Auch Cnäus Pompejus fiel auf der Flucht. Sein Bruder Sextus, welcher an der Schlacht keinen Theil genommen hatte, fand im inneren Spanien eine Zufluchtsſtätte, ſammelte die Trümmer der beſiegten Partei, und erſchien nach Cäſar's Tode wieder im Beſitze einer bedeutenden Macht.

5. Cäſar als Alleinherrſcher.

Cäſar war nach der Schlacht bei Munda im unbeſtrittenen Beſitze der Alleinherrſchaft über das römiſche Reich, und hoffte dieſen durch dieſelbe perſönliche Überlegenheit, die ihm die Herrſchaft verſchafft hatte, für immer befeſtigen zu können. Die ganze Geſchichte des Bürgerkrieges zeigt uns auf's deutlichſte, daß Cäſar alle ſeine Zeitgenoſſen an Geiſt und Kraft übertraf, und deshalb berufen war, über ſie zu herrſchen. Wenn Jemand noch daran hätte zweifeln können, ſo würden es die übertriebenen, zum Theil lächerlichen Auszeichnungen, Ehren und Vorrechte, welche Senat und Volk dem Sieger unmittelbar nach ſeinem afrikaniſchen Krieg aufdrangen, hinreichend bewieſen haben. Der Senat übertrug ihm noch vor ſeiner Rückkehr aus Afrika die Dictatur, welche er ſeither nur auf je ein Jahr erhalten hatte, für die Dauer von zehn Jahren, ſowie die Cenſur auf drei Jahre; er ließ ihm eine Statue mit der Inſchrift „dem Halbgott!“ errichten, und zur Feier ſeines Sieges über Juba ein vierzigtägiges Dankfeſt halten. Der Senat beſchloß außerdem noch, daß Cäſar bei ſeinem Triumph, wie einſt Camillus (ſ. Th. III. S. 232), in einem mit weißen Roſſen beſpannten Wagen fahren und von zwei und ſiebenzig Lictoren begleitet werden ſolle. Er erkannte ihm noch viele andere Ehrenbezeugungen dieſer Art zu, von welchen Cäſar ſelbſt einen großen Theil ablehnte. Nach der Rückkehr aus Afrika feierte Cäſar vier Triumphe, dem Namen nach aber nicht über die beſiegten Mit-

bürger, ſondern über die Gallier und über die Könige von Egypten, Pontus und Numidien. Die erbeuteten Schätze, welche dabei zur Schau getragen und dann in die Staatskaſſe niedergelegt wurden, ſollen allein an baarem Gelde hundert neun und fünfzig Millionen Gulden (über acht und achtzig Millionen Thaler) betragen haben; dazu kamen noch zweitauſend acht hundert zwei und zwanzig goldene Kränze, welche zwanzigtauſend vierhundert und vierzehn Pfund wogen. Die Bahren, auf welchen dieſe Schätze getragen wurden, ſowie die Abbildungen von Maſſilia und die Gemälde des perſonificirten Rheins, der Rhone und anderer Flüſſe oder Städte, welche den Zug zierten, waren aus Schildpatt oder aus den ſeltenſten Hölzern verfertigt. Unter den Gefangenen, welche gefeſſelt dem Triumphwagen Cäſar's voranzogen, waren der galliſche Fürſt Vercingetorix, die Schweſter der Kleopatra und des Königs Juba Sohn die vornehmſten. Nachdem die vier Triumphe gehalten waren, beſchenkte Cäſar das Volk und die Soldaten aufs freigebigſte, und befriedigte die Schauluſt ſeiner Mitbürger durch prachtvolle Feſtſpiele. Er ließ das Volk an zwei und zwanzig tauſend Tiſchen bewirthen, und außerdem unter wenigſtens hundert und fünfzigtauſend Bürger je zehn Pfund Öl, etwas über einen Berliner Scheffel Getraide und eine Geſammtſumme von mindeſtens ſechs Millionen Gulden (gegen drei und eine halbe Millionen Thaler) vertheilen. Von den Soldaten bekam jeder gemeine Infanteriſt etwas mehr als zweitauſend Gulden (zwölfhundert Thaler), jeder Centurio das Doppelte, jeder Kriegstribun das Vierfache; außerdem wurden allen Veteranen noch Ländereien geſchenkt. Endlich hielt Cäſar zur Einweihung eines neuen Tempels der Venus, der vorgeblichen Stammmutter ſeiner Familie, die glänzendſten Spiele, bei welchen unter Andern vierhundert Löwen erſchienen und ein Seegefecht nebſt einem Scheintreffen von achthundert Mann und von zwanzig Elephanten geliefert ward.

Zeigt ſchon dies Alles den glänzenden Gebieter der Welt, ſo gab ſich ſeine Alleinherrſchaft noch beſtimmter nach ſeiner Rückkehr aus Spanien kund. Nicht blos der Senat und das Volk überboten ſich von dieſem Augenblick an in Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen, ſondern auch Cäſar ſelbſt begann damals nach dem

Glanze der Monarchie zu ſtreben, ſtatt daß er früher nur nach ihrer Macht geſtrebt hatte, weil er ebenſo, wie Alexander der Große und Bonaparte, nicht ſtark genug war, die höchſte Gunſt des Glücks zu ertragen, ohne noch Höheres zu ſuchen, welches dann leerer Glanz war. Der Senat ließ ihm als einem Gott und als dem zweiten Gründer der Stadt Statuen errichten, welche gleich denen der anderen Götter geehrt werden ſollten. Er übertrug ihm die Dictatur, die Cenſur und die Oberprieſterwürde auf Lebenszeit, und ertheilte ihm außerdem für immer den Titel Imperator oder Feldherr, der ſeither als bloßer Ehrentitel den ſiegenden Feldherrn gegeben, aber nach der Feier des Triumphes immer wieder abgelegt worden war, von Cäſar's Zeit an aber nach und nach die Bedeutung der kaiſerlichen Oberhoheit und Machtvollkommenheit erhielt. Der Senat verlieh dem neuen Gebieter des Reiches außerdem das Recht, das Purpurgewand und den Lorbeerkranz, die beiden Hauptzierden beim Triumph, immer zu tragen, ſowie im Senat und beim Rechtſprechen auf einem goldenen Seſſel zu ſitzen. Er erklärte ihn ferner für heilig und unverletzlich, ließ ſein Bild auf die Münzen prägen, eine Ehre, welche in Rom noch nie einem Lebenden zuerkannt worden war, benannte den Monat, in welchem Cäſar geboren war, nach dem Namen ſeines Geſchlechtes den Julius, und erwies ihm noch viele andere Schmeicheleien von ähnlicher Art. Cäſar nahm dieſe Ehrenbezeugungen nicht allein an, ſondern ſuchte auch ſelbſt die Vergötterung, die man mit ihm trieb, noch mehr zu befördern. Er zog, obgleich er keine förmliche Leibgarde hielt, mit militäriſcher Begleitung umher, rühmte ſich der Abſtammung von der Göttin Venus, von Romulus und von den mythiſchen Königen von Alba Longa, ließ dieſelbe auf dem Gepräge ſeines Siegels andeuten, und gab in ſeinem Benehmen gegen den Senat und die Tribunen eine wahre Verachtung der noch beſtehenden republikaniſchen Formen zu erkennen; kurz, er zeigte ſich in allen Stücken als König und Herr, während er vorher den Schein angenommen hatte, als wenn er nur einſtweilen die oberſte Gewalt in ſeine Hände nehmen wolle, um die eingeriſſenen Misbräuche abzuſtellen. Daß dies nicht mehr ſeine Abſicht war, daß er dem römiſchen Leben keine Freiheit und Bewegung mehr laſſen wollte, zeigte er

zuerſt bei dem Triumphe, welchen er nach ſeinem ſpaniſchen Feldzuge hielt, und der aus dieſem Grund alle Beſſeren in Rom aufs tiefſte betrübte. Bisher hatte er ſich geſcheut, einen Triumph über die beſiegten Republikaner zu feiern; jetzt aber hielt er einen glänzenden Einzug in die Stadt, bei welchem er zuerſt von allen Römern über Mitbürger triumphirte. „Nicht als Überwinder von fremden Fürſten und Völkern, ſagt ein Geſchichtſchreiber des Alterthums, kehrte er triumphirend nach Rom zurück, ſondern als der Beſieger der Söhne des angeſehenſten römiſchen Bürgers. Mehr als irgend etwas Anderes, was er that, ſchmerzte dies das römiſche Volk. Man hielt es für ſchrecklich, daß Cäſar ſeines Vaterlandes Unglück glänzend entfaltete, und laut über Thaten frohlockte, die vor Göttern und Menſchen nur dadurch zu entſchuldigen waren, daß ſie ein unvermeidliches Übel geweſen.“

Cäſar erlag ſeinem Glücke, ſtürzte aber dadurch ſowohl ſich ſelbſt, als ſein Vaterland, das er durch die Errichtung einer conſtitutionellen Monarchie hätte retten können, in den Abgrund des Verderbens. Er zeigte zwar große Milde und Schonung gegen die Perſonen, und erneuerte die ſchrecklichen Scenen nicht, durch welche einſt Sulla ſein Syſtem hatte befeſtigen wollen; aber er ſuchte zu dem königlichen Anſehen, das er ſich errungen hatte, auch den äußeren Glanz des Königthums hinzuzufügen, verachtete alle alten Staatsformen, und untergrub dadurch die Grundpfeiler, auf welche eine dem Bedürfniſſe der Zeit entſprechende, von Despotie und orientaliſchem Hofweſen freie Monarchie hätte gegründet werden können. Sein ganzes Verfahren und alle Plane, die er als Alleinherrſcher verfolgte, deuten darauf hin, und zeigen aufs deutlichſte, daß mit ihm eine ganz neue Periode beginnen ſollte; er verdarb aber gerade dadurch Alles auf dieſelbe Weiſe, wie in neuerer Zeit die Republikaner der franzöſiſchen Revolution, weil er die Macht der Gewohnheit nicht in Anſchlag brachte. Rieſenmäßige Plane, wie orientaliſche Despoten und hierarchiſche Kaſten-Regenten ſie zu entwerfen pflegten, ſollten die neue Aera bezeichnen. Zu dieſen ungeheueren Entwürfen gehörte z. B. die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe, die Durchgrabung der Landenge von Korinth, die Vergrößerung von Rom, welches eine ungeheuere Hauptſtadt der Welt werden ſollte, und endlich

ein Kriegszug gegen die Parther, der durch die unbekannten Länder des Nordens gehen und alſo zugleich ein Weltentdeckungszug ſein ſollte. Um die Römer aus freien Bürgern zu Unterthanen zu machen, die republikaniſchen Ämter und Würden in bloße Hofſtellen oder Kanzleiämter umzuwandeln und die Conſuln, Prätoren, Aedilen und Senatoren zu Miniſtern und Regierungsräthen herabzudrücken, vermehrte er die Zahl der Beamten, erhöhte die Mitgliederzahl des Senats bis auf neunhundert, nahm Leute ohne Anſehen und Vermögen in denſelben auf, und machte, wie dies bei uns leider überall eingeführt iſt, aus Stellen leere Titel und Ehren. So ertheilte er z. B. Leuten, welche nie ein Amt bekleidet hatten, den Titel Prätor, Conſular, Proconſular und dgl. m., und ernannte einmal, als ein Conſul am letzten Tage des Jahres ſtarb, für den Reſt dieſes Tages noch einen neuen Conſul, weil er ſich des Conſulats gerade ſo bediente, wie die Fürſten der neueren Zeit der Ordenszeichen. Wie ſehr er ſich in ſeiner Willkürlichkeit über alle Rückſichten hinwegſetzte, kann man daraus erkennen, daß er manchmal im Senat einen Vortrag durch Männer halten ließ, welche von der vorgetragenen Sache durchaus nichts verſtanden, und daß er zuweilen, um den Beſchlüſſen ſeines Senats Würde und Form zu geben, in der Einleitung zu denſelben Senatoren als anweſend anführte, welche meilenweit von Rom entfernt waren. Ungeachtet dieſes Verfahrens war er jedoch kein bloßer Despot, kein Herrſcher, der nach Laune handelte und von ſeiner Umgebung abhing, wie die meiſten der Kaiſer, welche bald nach ihm über das römiſche Reich geboten; allein es kann nicht geleugnet werden, daß er ſeine Aufgabe verkannte, und dadurch ſowohl die Schrecken des Bürgerkrieges von neuem herbeiführen half, als auch die Entſtehung derjenigen Art monarchiſcher Regierung erleichterte, deren wohlthätige oder verderbliche Wirkung ganz von der Perſönlichkeit des Regenten und ſeiner Hofleute abhängt.

Cäſar wandte übrigens ſeine gebietende Stellung im Staat auch zu wohlthätigen Verbeſſerungen an. Er ſchärfte die Strafen auf Unterſchleif und andere Verbrechen, und fügte dem Rechte der freiwilligen Verbannung, welches von jeher dem angeklagten Bürger gewährt worden war, die Einziehung des Vermögens hinzu. Er traf

ferner neue und beſſere Beſtimmungen in Betreff der Provinzverwaltung. Er ſetzte die Zahl der Bürger, welche Getraideſpenden vom Staat in Anſpruch nehmen konnten, auf hundert und fünfzigtauſend herab. Er ordnete das Schuldenweſen, und ſchlug, wie bereits oben angegeben iſt, zur Milderung der dadurch entſtandenen Noth einen Mittelweg ein, der die Verſchuldeten rettete, ohne die Gläubiger zu verderben. Auch dem Luxus ſuchte er zu ſteuern: er verbot nämlich ſchon nach ſeiner Rückkehr aus dem Oſten der ärmeren Klaſſe den Gebrauch des Purpurs, der Perlen und Sänften, und ließ ſtrenge Aufſicht über die Verſchwendungen für die Tafel führen. Freilich verhielt es ſich mit dieſem Geſetze gerade ſo, wie mit den ähnlichen Verordnungen Sulla's: durch bloße Geſetze war ein Übel nicht auszurotten, welches in dem allgemeinen Zuſtande der Sitten wurzelte. Dieſe Verordnungen des Imperators konnten um ſo weniger fruchten, da derſelbe Mann, der eine größere Einfachheit des Lebens einzuführen ſuchte, durch ſein eigenes Beiſpiel und durch die Schwelgereien, die er einem Antonius und anderen Männern ſeiner Umgebung geſtattete, die Sitten verdarb. Cäſar ſuchte endlich nicht blos die entartete römiſche Welt durch Geſetze gründlich zu verbeſſern und dem Staate monarchiſchen Ton und monarchiſche Richtung zu geben, ſondern er erwarb ſich auch zu derſelben Zeit durch die Verbeſſerung des Kalenders ein Verdienſt um das bürgerliche Leben und um die Geſchäfte desſelben. Dieſe Kalenderverbeſſerung gereichte dem geſammten chriſtlichen Europa und einem Theile des Orients anderthalb Jahrtauſende hindurch zum größten Nutzen. Die Römer hatten ſeit dem Decemvirat ſtatt des früheren Mondenjahres ein Sonnenjahr eingeführt, welches nicht genau aſtronomiſch beſtimmt war, ſo daß man durch öftere Einſchaltungen bewirken mußte, daß beſtimmte Monate fortdauernd beſtimmten Jahreszeiten entſprachen. Dieſe Einſchaltungen waren jedoch nicht nur an und für ſich ſehr unbequem eingerichtet, ſondern die Oberprieſter, welche ſie zu beſorgen hatten, verfuhren auch dabei ſehr willkürlich, und gaben oft zu Gunſten der Statthalter oder Zollpächter oder aus anderen Gründen dem Jahr abſichtlich eine größere Länge oder Kürze. In Folge davon war eine ſolche Unordnung eingetreten, daß das Jahr 46 v. Chr. nicht um die Zeit des Winter-Sonnenſtillſtands,

ſondern zur Herbſt-Nachtgleiche ſeinen Anfang nahm. Um dieſer Verwirrung für immer abzuhelfen, gab Cäſar in jenem Jahre dem Kalenderweſen eine ganz neue Einrichtung. Er führte eine Jahrform ein, die ſich nicht blos durch die ſpätere Zeit des Alterthums hindurch erhielt, ſondern auch nachher von allen chriſtlichen Völkern angenommen wurde, bei ihnen bis zum Jahre 1582 unſerer Zeitrechnung allgemein gebräuchlich blieb, und noch jetzt bei allen griechiſchen, koptiſchen und neſtorianiſchen Chriſten die übliche Jahresrechnung iſt. Sie wird gewöhnlich der Kalender des alten Styls oder nach dem Namen ihres Gründers der Julianiſche Kalender genannt. Dieſe Verbeſſerung des Kalenders, bei welcher ſich Cäſar der Hülfe des alexandriniſchen Aſtronomen Soſigenes bediente, beſtand darin, daß die Monate diejenige Zahl von Tagen erhielten, welche ſie bei uns noch jetzt haben, und daß eine alle vier Jahre Statt findende Einſchaltung von Einem Tage verordnet wurde. Der Julianiſche Kalender hat nur den einzigen Mangel, daß, da der Lauf der Erde um die Sonne nicht ganz einen Vierteltag mehr als dreihundert fünf und ſechszig Tage umfaßt, die vierjährige Einſchaltung eines Tages um ein Geringes zu viel iſt. Die dadurch eingetretene Verſchiebung der Jahreszeiten, welche im Julianiſchen Kalender gegenwärtig bis zu zwölf Tagen geſtiegen iſt, hat im Jahr 1582 den Papſt Gregor XIII. zu einer neuen Verbeſſerung veranlaßt, auf welcher der bei den proteſtantiſchen und katholiſchen Völkern eingeführte Gregorianiſche Kalender beruht.

So vortrefflich auch die von Cäſar gemachten Einrichtungen und Geſetze zum Theil ſein mögen, ſo wünſchenswerth auch die Befeſtigung und Erhaltung der Ordnung im Staate war, ſo konnte dies ſeine Zeitgenoſſen doch nicht mit der von ihm beabſichtigten Einführung eines unumſchränkten Königthums ausſöhnen. Sein ſichtliches Streben danach ſetzte ihn vielmehr mit dem ganzen Geiſt ihrer Staatsverfaſſung, ihres Lebens, ihrer Literatur und Poeſie in Widerſpruch. Sein parthiſcher Zug, der ihn mehrere Jahre von Rom entfernt halten konnte, und der Umſtand, daß er als ſeine Stellvertreter drei Männer zurücklaſſen wollte, die bei jedem rechtlichen Mann Angſt und Schrecken erwecken mußten, deuteten auf eine bevorſtehende militäriſche Despotie von fürchter-

licher Art. Dieſe Männer waren: der ausſchweifende, aller Freiheit feindliche und zu jeder Gewaltthat geneigte Antonius, den er als Conſul einſetzte, der wilde und dabei ganz talentloſe Dolabella, den er zu deſſen Collegen ernannte, und der zum Magiſter equitum erwählte Marcus Aemilius Lepidus, der durch ſeine Trägheit und Unfähigkeit ebenſo gefährlich war, als die beiden Anderen durch ihre unſinnige Liebe zu Verſchwendungen und Gewaltthätigkeiten. Ein allmächtiger Dictator, welcher abenteuernd auf Welteroberung auszog, zwei Conſuln, die bereits früher die blutigſten Unruhen erregt hatten, jederzeit zum Ärgſten bereit waren, und noch dazu unter einander in offener Feindſchaft lebten, und ein Stellvertreter des Dictators, der, gerade weil er träge und unbedeutend war, ſich zum willenloſen Inſtrument eines Gewalthabers vortrefflich eignete — welch eine Ausſicht für die noch an Freiheit gewöhnten Römer! Der Gedanke an die ſchreckliche Despotie, welche nahe bevorſtand, erweckte in einem Theile von Cäſar's eigenen Freunden und in einigen anderen angeſehenen Männern den bereits faſt ganz verſchwundenen Patriotismus, die alte Freiheitsliebe und die noch übrigen Reſte jenes republikaniſchen Stolzes, der zwar aus der großen Maſſe des Volkes völlig gewichen war, dafür aber in einem ganz kleinen Theile der Ariſtokratie um ſo tiefere Wurzeln geſchlagen hatte. Es war damals, wie in allen Zeiten großer Bildung und Verweichlichung, auch in Rom das innere Leben und die Geiſteskraft des kleineren Theiles um ebenſo viel ſtärker und edler, als die Entartung aller Anderen größer war. Jene beſſeren Männer der römiſchen Ariſtokratie verſchworen ſich zur Ermordung des Dictators und zur Wiederherſtellung der Republik. Jeder Verſtändige wird, wie ſchon Dante vielleicht etwas zu ſtark gethan hat, dieſes Unternehmen als das Werk eines unverſtändigen Enthuſiasmus anſehen, und die Ausführung desſelben tief beklagen, wenn auch nicht, wie Dante, mit dem Verrathe, den Judas am Heiland der Welt beging, in eine Reihe ſtellen. War doch die römiſche Welt von der Freiheit, die man zurückzuführen ſuchte, ſchon ſeit der Gracchen Zeit für immer entfernt worden, und verlor ſie doch durch die Vernichtung des kleinen beſſeren Theiles der Nation, welche die nothwendige Folge dieſer Verſchwörung war, mit Einem Streiche faſt alles dasjenige,

was ſich vom altrömiſchen Weſen und Charakter noch bis in dieſe traurige Zeit hinein erhalten hatte!

Mehr als ſechszig Männer, die Blüthe des römiſchen Adels, verbanden ſich insgeheim zum Sturze Cäſar's. Die berühmteſten derſelben waren: der damalige Prätor Marcus Junius Brutus, ein Pompejaner, mit deſſen Mutter der Dictator in ſtetem freundſchaftlichem Verkehr lebte, und der, nachdem Cäſar ihn auf dem Schlachtfeld von Pharſalus begnadigt hatte, bei demſelben ſehr in Gunſt ſtand; Cajus Caſſius Longinus, der bald nach der Schlacht bei Pharſalus mit der ihm anvertrauten Flotte zu Cäſar übergetreten war, und zur Zeit der Verſchwörung ebenfalls das Amt eines Prätors in Rom bekleidete; der damalige Prätor von Oberitalien, Decimus Junius Brutus, von jeher ein Freund und Anhänger Cäſar's; endlich Publius Servilius Caſca, welcher gleichfalls ſtets zu Cäſar's Partei gehört hatte, und für das Jahr 43 zum Volkstribunen ernannt worden war. Der Redner Cicero nahm, obgleich er nachher die Mörder Cäſar's lobpries, keinen Theil an ihrer Verbindung; denn er war der Mann nicht, den man zu einer Sache hätte einladen können, bei welcher es nicht aufs Denken und Reden, ſondern auf entſchloſſenes und rückſichtsloſes Handeln ankam. Von den genannten Häuptern der Verſchwörung zeichneten ſich Caſſius und Marcus Brutus durch Größe des Charakters und der Geſinnung vor faſt allen ihren Zeitgenoſſen aus; denn ſie waren Männer, welche echt römiſche Grundſätze mit griechiſcher Philoſophie verbanden. Bonaparte hat ihnen zwar alles Verdienſt abgeſprochen und ſie mit dem gemeinen ariſtokratiſchen Haufen zuſammengeworfen; allein es fehlte ihm zu ſehr an Kenntniß der Alten und an einem inneren Maßſtab, als daß er ein Urtheil über Männer hätte haben können, die nach Geſinnungen und Grundſätzen zu handeln gewohnt waren, und mit dem Studium der Philoſophie Kenntniß des Lebens verbanden. Es haben ſich von beiden Männern einige Briefe erhalten, aus denen aufs klarſte hervorgeht, daß ſie von dem ariſtokratiſchen Sinne, welchen Bonaparte ihnen zuſchreibt, und der allerdings bei der Mehrzahl der ſenatoriſchen Partei herrſchte, weit entfernt waren, und nicht im mindeſten daran dachten, ihre Grundſätze und Erfahrungen zu Gunſten ariſtokratiſcher Strenge

oder für Parteizwecke überhaupt gebrauchen zu wollen. „Es iſt edler,“ ſchreibt Brutus in einem dieſer Briefe dem Redner Cicero, der damals den Senat leitete und ihm über die den Gegnern bewieſene Milde und Schonung Vorwürfe gemacht hatte; „es iſt edler und den Pflichten der Bürger eines freien Staates angemeſſener, die unterliegende Gegenpartei nicht zu drücken und zu verfolgen, als ſeinen mächtigen Freunden ſtets ihre unbegrenzten Forderungen zu gewähren und dadurch ihre Habſucht zu ſteigern.“ An einer anderen Stelle dieſer in bewegter Stimmung und alſo ohne Verſtellung und Declamation geſchriebenen Briefe ruft Brutus aus: „Iſt nicht das Höchſte im Leben erreicht, wenn der Menſch, erfüllt von dem Bewußtſein, daß er recht gehandelt und die Freiheit um ihrer ſelbſt willen geliebt habe, jedes andere irdiſche Gut verachtet?“ Wie wenig dies bloße Redensarten waren, wie gut Brutus das Wiſſen vom Leben, Grundſätze und Anſichten vom Handeln unterſcheidet, zeigt eine dritte Stelle: „Alle jenen großen Vorzüge Cicero's,“ ſagt Brutus, „haben wenig Bedeutung in meinen Augen. Macht er doch von allem dem, was er ſo vortrefflich über Vaterlandsliebe, über edles Selbſtbewußtſein, über Armuth, Verbannung und Tod geſchrieben hat, auf ſich ſelbſt keine Anwendung!“ Wie Brutus, ſo ſpricht auch Caſſius in einem Briefe an eben denſelben Cicero aufs beſtimmteſte die Anſicht aus, daß die richtige Vorſtellung vom wahren Vergnügen mit dem Begriffe der echten, im Leben erreichbaren Tugend zuſammentreffe, daß die Schule weit vom Leben entfernt ſei, und daß die am Buchſtaben klebenden elenden Nachbeter philoſophiſcher Syſteme nur einen ſehr geringen Werth hätten. Beide Männer huldigten übrigens zwei entgegengeſetzten Lebensanſichten, Brutus der ſtoiſchen, Caſſius der epikureiſchen Philoſophie. Beide ſchöpften aber aus dieſen Lehren dieſelbe Kraft für das politiſche Leben, und an Beiden erkennen wir, daß Streben nach edlem und wahrem Genuß im Leben und Verſunkenſein im Gefühle der Pflicht zu einem und demſelben Ziele führen, daß alle tüchtigen Menſchen, je nach der Verſchiedenheit ihres geiſtigen und körperlichen Zuſtandes, ſtets entweder vollen, aber zugleich edlen und reinen Genuß des äußeren Lebens in der Welt, oder die Seligkeit des innern Bewußtſeins der Tugend und der Selbſtbetrachtung ſuchen werden. Die

Schwachen am Geiſte thun dagegen ſehr wohl, wenn ſie mit der Menge ſich immer in der Mitte halten, weil ſie an den äußerſten Enden ſich zu ſehr allein fühlen würden. Es wird übrigens erzählt, daß Caſſius und die anderen Verſchworenen den Marcus Brutus, weil er Cäſar's Günſtling war, nur auf eine ſehr vorſichtige Weiſe in das Geheimniß einzuweihen und zur Theilnahme herbeizuziehen geſucht hätten. Ob ſie aber wirklich zu den Mitteln, welche einige Geſchichtſchreiber berichten, ihre Zuflucht nahmen, muß ſehr bezweifelt werden. Sie legten, wie es heißt, eines Morgens auf ſeinen Prätor-Stuhl einen Zettel nieder, auf welchem die Worte: „Brutus du ſchläfſt!“ ſtanden, und ſchrieben an die Statue des Stifters der Republik, als des angeblichen Stammvaters von Brutus: „O, daß du jetzt lebteſt!“

Die That der Verſchworenen wurde durch Cäſar's unſeliges Streben nach dem äußeren Glanze der Herrſcherwürde und durch ſeine unvorſichtigen Verſuche, das Volk an den Gedanken eines Königthumes zu gewöhnen, beſchleunigt. Der Conſul Antonius überreichte ihm bei einem Feſte vor dem verſammelten Volk ein Diadem, das Volk verhielt ſich aber ſtumm, anſtatt, wie man gehofft hatte, der Sache zuzujauchzen, und Cäſar fand es gerathen, den dargebotenen Königsſchmuck zurückzuweiſen. Ein anderes Mal ward Cäſar's Statue mit dem Diadem gekrönt und gleich nachher er ſelbſt bei einem feierlichen Aufzuge von einigen Leuten laut als König begrüßt. Zwei Tribunen ließen die Thäter verhaften, wurden aber dafür auf Cäſar's Befehl ihres Amtes entſetzt, weil ſie ſelbſt, wie es hieß, jene Auftritte veranlaßt hätten, um ihn zu verdächtigen. Endlich wurde von den Beamten, welche die ſibylliniſchen Bücher (ſ. Th. III. S. 209) zu bewachen hatten, angezeigt, daß nach einer in denſelben enthaltenen Prophezeiung das römiſche Volk nur unter der Anführung eines Königs über die Parther ſiegen könne; und nun hieß es, der Senat müſſe den Beſchluß faſſen, daß dem Dictator zur glücklichen Führung des parthiſchen Krieges geſtattet ſei, außerhalb Italiens ſich König nennen zu laſſen. Alle dieſe Dinge bewogen die Verſchworenen, Cäſar's Ermordung eher zu vollbringen, als ſie anfangs willens geweſen waren. Sie beſchloſſen übrigens die That in der Mitte des verſammelten Senats ſelbſt auszuführen, obgleich dieſer größten-

theils aus Cäſar's Creaturen zuſammengeſetzt war; denn ſie wollten dadurch dem römiſchen Volke beweiſen, daß von ihnen kein Meuchelmord geübt worden ſei, ſondern daß ſie, die erſten Bürger von Rom, im Angeſichte der ganzen Welt für ein an der Verfaſſung begangenes Verbrechen die außerordentliche Strafe vollzogen hätten, die ſie auf gewöhnlichem Wege nicht hätten bewirken können, weil der Verbrecher durch ſeine Soldaten den Staat ſelbſt und ſeine Gerichte in Feſſeln gehalten. Sie hätten jedoch, nachdem ſie einmal Mord und Blut als Mittel zu ihrem Zwecke wählen zu müſſen geglaubt hatten, ſich durchaus entſchließen müſſen, zu gleicher Zeit auch den Antonius umzubringen; ihre That würde dann wenigſtens nicht ſo unmittelbar traurige Folgen gehabt haben, als dieſelbe nachher leider hatte. Auch kam wirklich die Ermordung dieſes gefährlichſten von allen Anhängern Cäſar's unter ihnen zur Sprache; da aber einer der Verſchworenen, der demſelben Dank ſchuldig war, ſeine Zuſtimmung verweigerte, ſo ließ man die Sache wieder fallen.

Der Senat ward von Cäſar, welcher wenige Tage nachher zum parthiſchen Feldzug abreiſen wollte, auf den fünfzehnten März (44 v. Chr.) zu einer Sitzung in den geweihten Saal des von Pompejus erbauten Theaters beſchieden, und dieſe Gelegenheit beſchloſſen die Verſchworenen zur Ausführung ihrer That zu benutzen. Cäſar ſoll, wie es heißt, durch einen Traum ſeiner Gemahlin und durch andere Vorbedeutungen gewarnt worden ſein, ſich aber ſeinem entſchloſſenen Charakter gemäß darüber hinweggeſetzt haben. Wahrſcheinlich beruhen alle dieſe Erzählungen auf dem doppelten Umſtande, daß die Lage der Dinge an und für ſich ſelbſt Befürchtungen für Cäſar's Leben erweckte, und daß alle folgenreichen Begebenheiten von den Menſchen gern mit außerordentlichen Erſcheinungen in Verbindung gebracht werden; denn die Verſchwörung ſelbſt ward nicht verrathen, und nur erſt auf dem Gange zur Senats-Sitzung ſoll Cäſar neben vielen anderen Eingaben auch eine ſchriftliche Anzeige davon erhalten haben, die er aber natürlich nicht mehr leſen konnte. Jeder der Verſchworenen hatte einen Dolch unter ſeiner Toga verborgen. Als die Sitzung eröffnet war, trat einer von ihnen vor Cäſar, und bat um die Begnadigung ſeines verbannten Bruders, die Anderen näherten

ſich dem Dictator ebenfalls unter dem Scheine, als wollten ſie dieſes Geſuch durch ihre Fürbitten unterſtützen. Casca fiel zuerſt über Cäſar her, verwundete ihn aber nur leicht. „Verruchter, was beginnſt du?" ſchrie Cäſar aufſpringend, und packte den Mörder am Arm. Sogleich drangen die Übrigen mit ihren Dolchen auf ihn ein. Vergebens ſuchte der wehrloſe Mann Widerſtand zu leiſten, er verhüllte, als er ſich unrettbar verloren ſah, ſein Haupt, und ſank von drei und zwanzig Wunden bedeckt vor der Statue des Pompejus nieder. Jener Zuruf an Casca war ſein letztes Wort geweſen. Zwar berichten Einige, er habe, als er den Brutus unter ſeinen Mördern erblickte, dieſem ſchmerzvoll zugerufen: „Auch du, mein Sohn?"; allein dieſe Angabe wird nicht nur ſchon von anderen Geſchichtſchreibern des Alterthums geradezu als ungegründet verworfen, ſondern ſie würde auch die Wahrheit einer Sage vorausſetzen, die ganz gewiß eine bloße Erdichtung iſt. Da nämlich Cäſar mit der geiſtreichen Mutter des Brutus in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand, ſo gab dies zu der Sage Anlaß, daß Brutus Cäſar's Sohn ſei, obgleich der Letztere nur fünfzehn Jahre älter war, als der Erſtere. Dieſe geringe Verſchiedenheit des Alters und die Rückſicht auf das, was die Klugheit von Cäſar erheiſchte, erlauben auch nicht anzunehmen, daß Cäſar ſich im Verkehr mit Brutus des Wortes Sohn blos als eines Ausdruckes ſeiner freundſchaftlichen Geſinnung gegen ihn bedient habe.

6. Von Cäſar's Tod an bis zum zweiten Triumvirat.

Der Senat floh, als Cäſar in ſeiner Mitte ermordet wurde, beſtürzt aus einander. Auch in der Stadt, in deren Straßen die Mörder ſogleich ihre Mitbürger zur Freiheit aufriefen, verbreitete Cäſar's Ermordung Schrecken und Verwirrung. Der große Haufen, welcher von einem monarchiſchen Leiter des Staates Schauſpiele, Geſchenke, überhaupt größere Genüſſe und mehr Freiheit im Genießen erwartete, nahm den Aufruf der Befreier mit Gleichgültigkeit auf, nur wenige Bürger ſchloſſen ſich an dieſelben an, viele beklagten ſogar mit lauter Stimme den Tod des Dictators. Die Verſchworenen hatten vor ihrer That beſchloſſen gehabt, durch einen Volksbeſchluß erklären zu laſſen, daß Cäſar ſich

unrechtmäßige Gewalt angemaßt habe, daß alſo ſeine Geſetze und Einrichtungen aufgehoben, ſeine Güter eingezogen und ſein Leichnam in die Tiber geworfen werden müßten; allein daran war jetzt nicht mehr zu denken. Sie mußten im Gegentheil ſich ſelbſt gegen einen Ausbruch der Wuth des Pöbels zu ſichern ſuchen, und begaben ſich daher mit den Gladiatoren, welche Decimus Brutus für die bevorſtehenden Spiele zuſammengebracht hatte, auf das Capitol. Ihre Beſtürzung ſtieg noch höher, als Antonius, der ſich anfangs verſteckt hatte, den Magiſter equitum Lepidus dahin brachte, daß dieſer die in der Nähe befindlichen Truppen in die Stadt einrücken ließ und ſich bereit erklärte, an ihrer Spitze jenen zu unterſtützen. Die Verſchworenen bildeten, um ſich zu ſchützen, aus ihren Gladiatoren eine Art von Heer. Beide Theile durften ſich jedoch nicht eher zur Anwendung der Gewalt entſchließen, als bis ſie über die Stärke ihrer Parteien ganz im Klaren waren; Beide neigten ſich daher zu Unterhandlungen, ſie bedurften diplomatiſcher Künſte, und dies war ein günſtiger Augenblick für Cicero, um wieder eine Rolle zu ſpielen. Er rieth am ſiebenzehnten März in einer Sitzung des Senats zum Frieden, ſchlug eine Amneſtie vor, und brachte wirklich eine ſcheinbare Ausſöhnung zu Stande. Es ward erklärt, daß das Geſchehene der Vergeſſenheit übergeben werden ſolle.

Dieſer Schein von einer Ausſöhnung mußte bald der Wirklichkeit weichen. Schon wenige Tage nachher benutzte Antonius Cäſar's Leichenfeier zur Aufreizung des Volkes gegen die Mörder. Das Leichenbegängniß ward mit dem größten Pompe gefeiert, und Antonius bot in der Rede, die er dabei auf dem Forum hielt, ſein ganzes Talent auf, um die Gemüther des großen Haufens durch die Erinnerung an Cäſar's glänzende Verdienſte, an ſeine Liebe zum Volk und an die zu deſſen Gunſten gemachten Vermächtniſſe zu erhitzen. Er breitete Cäſar's blutigen Mantel vor den Augen der verſammelten Menge aus, und deutete auf die drei und zwanzig Wunden, welche Cäſar zum Dank für ſeine Verdienſte erhalten habe. Die erbitterte Volksmenge begleitete zuerſt die Leiche zum Scheiterhaufen und zündete dieſen an, dann nahm ſie brennendes Holz von demſelben, um auch die Häuſer der Mörder niederzubrennen. Die Bedrohten trieben freilich den

wüthenden Haufen mit Hülfe ihrer Sklaven zurück, bald nachher aber regte Antonius Cäſar's Veteranen zur Rache auf. Er zog Tauſende derſelben in die Stadt oder in deren Nähe, und bildete aus ihnen eine Art von Leibwache. Dabei wußte er durch Künſte der Heuchelei, in denen er ein Meiſter war, die Verſchworenen von entſchiedenen Maßregeln abzuhalten. Er trat eine Zeitlang zum Scheine gegen Cäſar's Anhänger auf, machte Anträge im Sinne der alten Verfaſſung u. dgl. m. Bald kam es jedoch wieder zu heftigen Scenen zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern. Dieſe glaubten ſich endlich in der Stadt nicht mehr ſicher, und ihre beiden Häupter, Marcus Brutus und Caſſius, welche als Stadt-Prätoren ihren Wohnſitz in Rom haben mußten, ſuchten beim Senat um die Erlaubniß nach, die Stadt verlaſſen zu dürfen, nachdem Decimus Brutus und einige Andere ſchon abgereiſt waren, und ſich in ihre Provinzen begeben hatten. Dieſe Erlaubniß wurde ihnen zwar ertheilt, Antonius wußte aber zu bewirken, daß damit der höchſt unbedeutende Auftrag, Korn für die Stadt zu kaufen, verbunden ward.

Kurz vorher hatte Antonius durch ſeinen Einfluß auf Cäſar's Wittwe alle Papiere und Briefſchaften desſelben an ſich zu bringen gewußt, er hatte außerdem Cäſar's Geheimſchreiber in ſeine Dienſte genommen, und ſich einer ſehr bedeutenden Summe Geld bemächtigt, welche von Cäſar in einem Tempel niedergelegt worden war. Er ſetzte nun im Senat den Beſchluß durch, daß alle Verordnungen Cäſar's, ſelbſt die noch nicht bekannt gemachten, die ſich in ſeinen hinterlaſſenen Papieren finden würden, Geſetzeskraft haben ſollten, und darauf geſtützt, verordnete er alles, was ihm gut dünkte, unter dem Vorwande, daß es in Cäſar's Papieren gefunden worden ſei. Zugleich vermehrte er durch die geraubten Millionen die Zahl ſeiner Anhänger. Er war, nachdem die Verſchworenen und auch Cicero ſich aus der Stadt entfernt hatten, bald Alles in Allem, und der feige Senat verſtummte vor ihm, wie er vor Cäſar verſtummt war. Um jene Zeit erſchien Cajus Julius Cäſar Octavianus, Cäſar's Schweſterenkel, den dieſer adoptirt und zu ſeinem Haupterben eingeſetzt hatte, in Rom, um ſein Erbe in Anſpruch zu nehmen. Er war für Antonius eine ſehr unwillkommene Erſcheinung, und fand in ihm einen

heftigen Gegner. Dieſer junge Mann benahm ſich, obgleich er erſt neunzehn Jahre alt war, mit großer Schlauheit, und da er durch Spiele, die er halten ließ, und durch die Auszahlung der von Cäſar gemachten Vermächtniſſe bald im Volk einen Anhang erhielt, ſo ward er dem Anſehen des Antonius ſehr gefährlich und nützte für kurze Zeit den Feinden desſelben. Dies verſchaffte dem Senat von neuem einiges Gewicht, und Cicero ſäumte nicht, jetzt ſeine Rednertalente wieder geltend zu machen. Er erſchien im Senat und hielt am Ende des Monats Auguſt die erſte von den vierzehn Reden gegen Antonius, welche aus einem früher (Th. II. S. 146) angegebenen Grunde Philippiken genannt wurden. Als Antonius dieſen Angriff am neunzehnten September durch eine harte und bittere Rede vergalt, ſchrieb Cicero ſeine zweite Philippika, die an Heftigkeit ſeinen Reden gegen Catilina nichts nachgibt, und als Flugſchrift verbreitet einen ungeheueren Eindruck auf das römiſche Publikum machte. Antonius, gegen den überdies Octavian die Soldaten aufzuwiegeln begann, ſah ſich jetzt durch die veränderten Verhältniſſe zum Äußerſten gedrängt. Er hatte bereits früher vier Legionen, die in Macedonien lagen, nach Italien beſchieden, und reiſte im Anfange Octobers ihnen nach Brunduſium entgegen. Drei derſelben weigerten ſich aber, ihm zum Angriff auf Rom zu folgen, und zwei von ihnen erklärten ſich ſogar für Octavian. Antonius änderte daher ſeinen Plan. Er hatte einige Zeit vorher die Provinz Oberitalien dem Decimus Brutus nehmen und ſich ſelbſt zutheilen laſſen, und marſchirte jetzt mit den von ihm geſammelten Truppen in dieſe Provinz, um den abgeſetzten Statthalter zu vertreiben.

Antonius hatte kaum die Stadt verlaſſen, als die ariſtokratiſche Partei ihr Haupt wieder emporhob. Sie machte mit Octavianus, der aus den Veteranen ſeines Großoheims und aus Neugeworbenen ein kleines Heer gebildet hatte, gemeine Sache, ließ dieſes eigenmächtige Verfahren des jungen Mannes durch den Senat loben und beſtätigen, und erhob ihn zur Würde eines Senators und Proprätors. Cicero wurde damals das leitende Haupt der ariſtokratiſchen Partei, ja des Staates ſelbſt, und ſpielte unſtreitig die glänzendſte Rolle ſeines ganzen Lebens. Es iſt in der That einzig in der Geſchichte des römiſchen Staates, und bezeichnet

aufs überraſchendſte die eigenthümliche Größe Cicero's, daß damals ein Mann ohne militäriſchen Ruhm, ohne Geldeinfluß, ohne Familienverbindung und Parteianhang blos durch den Ruhm ſeiner Talente und durch ſeine Beredſamkeit an die Spitze des Staates gelangen, und ſich einige Zeit in dieſer Stellung behaupten konnte. Cicero war damals, wie einſt Demoſthenes im Kampfe mit Philipp von Macedonien, durch ſein Rednertalent mächtiger, als Antonius durch ſein Heer, er raubte dieſem durch ſeine Philippiken ſogar die Popularität, die derſelbe ſeither unter Cäſar's Anhängern gehabt hatte, und ſchadete ihm ſo ſehr, daß Antonius ihn von dieſer Zeit an für ſeinen gefährlichſten Feind hielt und bis zum Tode verfolgte. Im Anfange des Jahres 43 v. Chr. wurden Octavian und die beiden Conſuln Aulus Hirtius und Cajus Vibius Panſa an der Spitze von drei Heeren gegen Antonius ausgeſchickt, welcher den Decimus Brutus in der Stadt Mutina (Modena) belagerte, und auf Cicero's Betreiben für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Der Kampf war ſehr hartnäckig und ſchwierig; Antonius zeigte damals, wie bei anderen Gelegenheiten, daß er der Wahl Cäſar's würdig ſei, ſobald er ſich nur zu ermannen und von ſeinen Lüſten loszureißen vermöchte. Er ſchlug nach einander den Conſul Panſa und Octavian, und tödtete dabei den Erſteren. Bald nachher ward er jedoch wider Willen zu einer Schlacht mit Octavian und Hirtius genöthigt, in welcher er ſelbſt völlig geſchlagen ward: auch Hirtius verlor in dieſem Kampfe das Leben. Antonius mußte ſein Heil in der Flucht ſuchen, er eilte mit den Überbleibſeln ſeines Heeres nach Gallien, und die Republik ſchien jetzt wirklich zu triumphiren; denn auch Brutus und Caſſius, die ſich in ihre Provinzen Macedonien und Syrien begeben hatten, waren im Kampfe mit den Anhängern und Truppen des Antonius glücklich geweſen, und hatten ſich des ganzen Oſtens bemächtigt. Allein die kaum wiederhergeſtellte Herrſchaft der Republikaner ward durch einen Mann, von welchem man es am wenigſten erwartet hatte, ebenſo ſchnell wieder vernichtet.

Octavian und ſeine Freunde ſahen wohl ein, daß ſie ſich niemals bleibend mit den Republikanern würden vereinigen können, und hatten jetzt die beſten Ausſichten, zur höchſten Macht im

Staate zu gelangen. Octavian beſaß ein größtentheils aus Cäſar's Veteranen beſtehendes Heer, auch die zerſtreuten Leute von Antonius Heer und die Truppen der gefallenen Conſuln traten in ſeinen Dienſt, die Statthalter von Spanien und Gallien, Lepidus, Cajus Aſinius Pollio und Lucius Munatius Plancus, benahmen ſich gegen die Republikaner ſehr zweideutig, und alle römiſchen Truppen im Abendlande ſchienen wenig geneigt, für die Aufrechthaltung der Republik zu kämpfen. Zu allem dieſem kam nun noch hinzu, daß die republikaniſche Partei nach der Beſiegung des Antonius ſich Octavian's entledigen zu können glaubte, und ihn dadurch tödtlich beleidigte. Der Senat übertrug nämlich die Fortſetzung des Krieges nicht ihm, ſondern dem Decimus Brutus, er ertheilte dem Letzteren wegen des errungenen Sieges Lob und Ehre, und gedachte dabei Octavian's mit keiner Sylbe, und als dieſer ſich um das Conſulat bewarb, ward er von ſeinen ſeitherigen Verbündeten zurückgewieſen. Er gab daher eine Partei, die ihn nur als Werkzeug für ihre Zwecke gebrauchen wollte, ganz auf, und ſchloß ſich dagegen an diejenigen Männer an, welche eben ſo wie er ſelbſt nach der Alleinherrſchaft ſtrebten, und deshalb ſo lange, als die Ariſtokraten noch eine Macht bildeten, ſeine natürlichen Bundesgenoſſen waren. Octavian verband ſich insgeheim mit Antonius und Lepidus, die ſich in Gallien mit einander vereinigt hatten, und von denen der Letztere kurz vorher durch den Senat ebenfalls für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Noch ehe Octavian eine Übereinkunft mit Antonius und Lepidus traf, marſchirte er mit ſeinen Truppen auf Rom los, um das Conſulat zu erzwingen, und da man kein Heer hatte, das man ihm entgegenſtellen konnte, ſo erhielt er alles, was er verlangte. Man gewährte ihm nicht nur das Conſulat, ſondern er bewirkte auch, daß ungeachtet der ausgeſprochenen Amneſtie eine Unterſuchung über Cäſar's Mord verhängt, alle Theilnehmer an demſelben vor Gericht geladen und, als ſie ſich nicht ſtellten, geächtet wurden. Auch die Führung des Krieges gegen Antonius und Lepidus ließ er ſich übertragen. Beide waren mit ihren Truppen nach Oberitalien aufgebrochen, und es hatten ſich auch Munatius Plancus und Aſinius Pollio an ſie angeſchloſſen. Octavian ſetzte ſich mit ſeinem Heere gegen ſie in Beweg-

ung, nicht um ſie zu bekriegen, ſondern um mündlich mit ihnen unterhandeln zu können, und trug daher auch Sorge, daß gleich nach ſeinem Abmarſch die gegen Beide gefaßten Senatsbeſchlüſſe aufgehoben wurden. Nach ſeiner Ankunft in Oberitalien vereinigte er ſich mit Antonius und Lepidus. Decimus Brutus wurde dadurch ſich ſelbſt überlaſſen, und ſuchte ſich, da er ſeinen Feinden nicht gewachſen war, nach Macedonien zu Marcus Brutus zu retten. Allein alle ſeine Soldaten fielen von ihm ab. Er ergriff hierauf die Flucht, ward aber von Reitern des Antonius eingeholt und erſchlagen.

Auf einer Inſel, welche in einem kleinen Fluſſe bei Bologna lag, hielten Octavian, Antonius und Lepidus eine Zuſammenkunft, und berathſchlagten zwei Tage lang mit einander. Sie ſchloſſen einen Bund, der zugleich die Vernichtung der republikaniſchen Partei und die Vertheilung der höchſten Staatsgewalt unter die Verbündeten zum Zweck hatte (im November des Jahres 43 v. Chr.). Dies iſt das ſogenannte zweite Triumvirat. Octavian, Antonius und Lepidus maßten ſich, unter dem Namen der drei mit der Ordnung des verwirrten Staatsweſens bevollmächtigten Männer, auf fünf Jahre die Herrſchaft des Reiches an, und theilten die weſtlichen Provinzen desſelben unter ſich ſo, daß Lepidus Spanien und den Südweſten von Gallien, Antonius das übrige Gallien und Oberitalien, Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien erhielt. Der nächſte Zweck ihrer Vereinigung war jedoch nicht dieſe Theilung der Herrſchaft, die ſie gleich nachher öffentlich bekannt machten, ſondern die Beſiegung und Vertilgung der republikaniſchen Partei. Eine Ausſöhnung mit derſelben war unmöglich, das hatte der junge Mann, deſſen frühe Klugheit, kein zur Erreichung ſeiner Zwecke nöthiges Verbrechen zu unterlaſſen und kein unnöthiges zu begehen, eine außerordentliche Erſcheinung iſt, längſt eingeſehen; er ſchloß daher mit Antonius und Lepidus einen Bund, weil jene Partei nur dadurch völlig vernichtet werden konnte. Da es den drei Männern an den zur Beſtreitung der Kriegskoſten und zur Bereicherung der Soldaten nöthigen Summen fehlte, ſo ward zwiſchen ihnen außerdem eine Maßregel verabredet, durch welche ſie zugleich zu Geld gelangten, und ſich ebenſowohl aller ihrer Feinde, als auch der ſchwachen

und zweideutigen Freunde entledigten. Es wurde von ihnen nämlich beſchloſſen, das von Sulla gegebene Beiſpiel der Proſcriptionen und Gütereinziehungen zu wiederholen. Die Art, wie ſich die drei Männer bei den Berathſchlagungen darüber benahmen, gibt uns beſſer, als alles Andere, ihren verſchiedenen Charakter zu erkennen. Lepidus, ein ehrgeiziger und bereits alter Mann, ſpielte dabei die traurigſte Rolle: die beiden And·ren hatten ihn nur deswegen als Bundesgenoſſen angenommen, damit ſie von ſeinem Namen und von dem Einfluſſe, den ihm Cäſar gegeben hatte, Nutzen ziehen könnten, ſie theilten den Haß der beſchloſſenen Verbrechen mit ihm, waren aber durchaus nicht Willens, ihn an den Früchten derſelben Theil nehmen zu laſſen. Antonius war zu allen Zeiten mehr auf augenblicklichen Genuß, als auf künftigen Vortheil bedacht, er folgte deshalb auch damals vorzugsweiſe den Trieben ſeiner ungezügelten Leidenſchaften. Octavianus allein verfolgte ein in der Ferne liegendes beſtimmtes Ziel, und erwartete mit einer Schlauheit, wie man ſie kaum bei einem erfahrenen Greiſe zu finden gewohnt iſt, den Ausgang des bevorſtehenden Kampfes, um den eintretenden Umſtänden gemäß ſeine Maßregeln zu nehmen. Übrigens wurde von den Triumvirn in Betreff des Krieges mit den Republikanern beſchloſſen, daß die Führung desſelben dem Octavian und Antonius übertragen, Rom und Italien aber während desſelben zur Aufſicht und Verwaltung an Lepidus überlaſſen werden ſollten. Der Treue des Heeres verſicherten ſie ſich durch das Verſprechen, daß ihnen nach der Beendigung des Krieges alle Ländereien und Gebäude von achtzehn italiäniſchen Städten und außerdem noch jedem gemeinen Soldaten fünftauſend Drachmen oder mehr als zweitauſend Gulden (zwölfhundert Thaler) gegeben werden ſollten.

Die Verbündeten marſchirten von Bologna nach Rom, machten hier ihre Übereinkunft durch ein Manifeſt bekannt, und ſetzten die beſchloſſenen blutigen Maßregeln ſogleich ins Werk. Bei dieſer Gelegenheit wiederholten ſich alle Gräuel der Sullaniſchen Zeit, Ermordungen, Plünderungen und Gütereinziehungen füllten den ganzen Reſt des laufenden Jahres aus, und das Schickſal des edelſten Theiles der römiſchen Nation ward ſo durchaus in die Hände des Auswurfes derſelben gelegt, daß die Despotie und

Grauſamkeit, welche bald nachher unter den Kaiſern geübt ward, nichts Auffallendes mehr haben kann, weil ſie als ein Erzeugniß der ausgearteten letzten Generationen der Republik erſcheint. Ueberall Leichen der Gemordeten, in den Häuſern der Geächteten, auf den Straßen, kurz, wo nur immer den Unglücklichen der Dolch des Mörders antraf. Wie an den Pforten des Serails zu Konſtantinopel, ſo wurden damals auf dem Marktplatze von Rom die Köpfe der edelſten Bürger aufgeſteckt. Es war jedem Sclaven, der einen Proſcribirten ermordete, das Bürgerrecht und eine Summe von viertauſend dreihundert Gulden (zweitauſend vierhundert Thalern), jedem Freien aber gegen elftauſend Gulden oder ſechstauſend Thaler verſprochen worden, und dadurch ward die ganze Maſſe des ſchon längſt an Blutvergießen gewöhnten und habgierigen gemeinen Volkes zum Mord aufgereizt. Doch regte ſich auch damals, wie zu allen Zeiten der Entartung, in den wenigen noch unbefleckten Seelen um ſo ſtärker der edlere Theil der menſchlichen Natur, und es werden uns neben den allgemeinen Scenen des Entſetzens auch einige ſchöne Züge von aufopfernder Treue und Liebe berichtet: hier rettete ein Sohn ſeinen Vater unter unſäglichen Mühſeligkeiten und Gefahren durch die Flucht; dort legte ein Sklave die Kleidung ſeines Herrn an, und bot ſich an der Stelle desſelben den Mördern zum Opfer dar; Cicero's Bruder, Quintius Tullius Cicero, ward von ſeinem Sohne verſteckt, die Mörder ſpannten den Letzteren vergebens auf die Folter, als aber der Vater den gemarterten Sohn jammern hörte, trat er hervor und gab ſich zur Rettung desſelben den Mördern preis. Die drei Verbündeten hatten bei der Abfaſſung der Proſcriptions-Liſten einander ihre nächſten Anverwandten und Freunde geopfert, ſo daß des Lepidus Bruder Paulus Aemilius Lepidus, des Antonius Mutterbruder Lucius Julius Cäſar und Octavian's Gönner Cicero diejenigen Männer waren, deren Namen das Verzeichniß der Geächteten eröffneten. Octavian hatte nur ungern, und blos weil er ſich von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt hielt, in die Proſcriptionen eingewilligt, und rettete nachher viele der Geächteten, Lepidus half wenigſtens ſeinem Bruder durch, den er den anderen Beiden hatte preisgeben müſſen, Antonius aber ſprach allen Gefühlen der Menſchlichkeit Hohn. Dieſer ſchreckliche Wüſtling ver-

folgte nicht blos die Proſcribirten, ſondern auch jeden, der ihnen etwa zu helfen geneigt ſein mochte, er ließ ſogar die Köpfe ſeiner Feinde bei Tiſche vor ſich aufſtellen, und ſeine Gemahlin Fulvia, eine wahre Furie, ächtete aus Rache oder um des Geldes willen für ſich allein Viele, die ihr Mann gar nicht kannte. Es bedurfte vieler Bitten ſeiner Mutter, ehe Antonius ſich dazu verſtand, ſeinen Oheim durchſchlüpfen zu laſſen; ſonſt verzieh er nur ſolchen, die ihm beweiſen konnten, daß er aus ihren Gütern nie ſo viel Geld zuſammenbringen werde, als ſie ihm vor ihr Leben bezahlen wollten. Auch Cicero ward ein Opfer ſeiner Rachgier. Octavian hatte denſelben vergebens zu retten geſucht. Doch konnte es dieſem nicht gerade ſehr ſchwer fallen, ihn dem Antonius preiszugeben, weil Cicero in der letzten Zeit ſich höchſt zweideutig gegen ihn benommen hatte. Auch mußte, nachdem man einmal beſchloſſen hatte, jede Art von Unabhängigkeit und jedes feindliche Talent zu vertilgen, gerade Cicero vorzugsweiſe geopfert werden. Cicero irrte eine Zeitlang flüchtig umher, ohne zu einem Entſchluſſe kommen zu können, wohin er ſich wenden ſollte. Nahe bei Cajeta (Gaëta) traf, als er in einer Sänfte nach dem Meere getragen wurde, eine der ausgeſchickten Banden auf ihn, deren Führer Popillius Länas einſt bei einer ſchweren Anklage durch Cicero's Beredſamkeit vom Tod errettet worden war. Der rohe Mörder hatte kein Gefühl der Dankbarkeit: er ließ dem vier und ſechszigjährigen Manne den Kopf abſchlagen, eilte mit demſelben zu Antonius nach Rom, und ward von dieſem reich belohnt. Antonius ließ Cicero's Haupt auf der Rednerbühne aufſtellen, nachdem ſeine entſetzliche Gemahlin, wenn anders dies nicht eine bloße Anekdote iſt, ſich an dem Anblicke desſelben geweidet und die todte Zunge mit Nadeln durchſtochen hatte.

Die Geſammtzahl der Getödteten iſt unbekannt. Von den Senatoren ſollen nach einer Angabe dreihundert, nach einer anderen nur hundert und dreißig proſcribirt und umgebracht worden ſein. Von der reichen Klaſſe oder den Rittern wurden zweitauſend geopfert, aus den geringeren Ständen aber eine noch weit größere Zahl. Die ganze alte Ariſtokratie oder mit anderen Worten faſt die ganze gebildete Klaſſe von Rom wurde damals ausgerottet, und das Vermögen der römiſchen Nation in andere Hände

gebracht. Übrigens nährten dieſe Ermordungen und Plünderungen zwar das Heer, und dienten als Mittel es an die Triumvirn zu feſſeln, welche den Soldaten alle ihre Forderungen gewährten; allein zum Kriege mit Caſſius und Brutus reichten die geraubten Summen um ſo weniger hin, als Antonius ſo unmäßig ſchwelgte und verſchwendete, daß ihn Octavian noch vor dem Abzug aus Italien mit ſeinem eigenen Vermögen unterſtützen mußte. Die drei Männer halfen ſich daher durch drückende Steuern, die ſie den Bewohnern Italiens auferlegten: ſie erhoben unter Andern von allen Häuſern in ganz Italien den Miethzins eines ganzen Jahres als Abgabe. Wie ſehr Italien durch dieſe Erpreſſungen zu leiden hatte, kann man aus dem Umſtand ermeſſen, daß ſchon im vorhergehenden Jahre, zur Ausrüſtung des gegen Antonius abgeſchickten Heeres, eine Steuer ausgeſchrieben worden war, nach welcher nicht nur viele Städte und Privatleute Waffen und Kriegsbedürfniſſe unentgeldlich liefern mußten, ſondern auch jedermann ein Procent von ſeinem Vermögen, die Senatoren aber von jedem Ziegel ihrer Wohnungen faſt fünf Kreuzer oder einen guten Groſchen und die Reicheren ſogar noch mehr zu zahlen hatten.

7. Von der Bildung des zweiten Triumvirats an bis auf die Schlacht bei Aktium.

Als Octavian, Antonius und Lepidus den Krieg mit Brutus und Caſſius begannen, ſtanden ſich beide Theile ungefähr gleich: die drei erſteren beſaßen die weſtliche, die beiden Anderen die öſtliche Hälfte des Reichs. Auch hatten die Letzteren ein Heer geſammelt, welches dem der Erſteren an Zahl und an Tüchtigkeit völlig gewachſen war; denn da die römiſchen Truppen ſeit Sulla's Zeit kein Vaterland mehr kannten, ſondern nur ihren Vortheil und den commandirenden General, ſo waren faſt alle Legionen, welche unter Anhängern der republikaniſchen Partei gedient hatten, dieſen gefolgt. Außerdem hatten die ſyſtematiſchen Ermordungen und Gütereinziehungen der Triumvirn auch den größten Theil der Reichen und Gebildeten genöthigt, ſich an die Republikaner anzuſchließen Brutus und Caſſius waren noch von Cäſar für die nächſte Zeit nach ihrer Prätur zu Statthaltern von Macedonien und Syrien ernannt worden, Antonius hatte aber im vorher=

gehenden Jahre den Senat dahin gebracht, daß ſtatt ihrer ſein eigener Bruder Cajus Antonius die Provinz Macedonien und der Conſul Dolabella Syrien erhielt. Die beiden Häupter der Ariſtokratie hatten ſich jedoch dieſer Verfügung nicht unterworfen, ſondern die verſchiedenen Legionen, welche im Oſten des Reiches ſtanden, an ſich gezogen und mit denſelben im Herbſte des Jahres 44 v. Chr. ihre beiden Gegner beſiegt. Cajus Antonius ward nach dem Verluſt einer Schlacht von ſeinen Truppen dem Brutus ausgeliefert, von dieſem eine Zeitlang in einer Art von freier Haft gehalten, nachher aber, als er die Soldaten desſelben zu verführen ſuchte, hingerichtet; Dolabella wurde von Caſſius in einer Stadt eingeſchloſſen, und brachte ſich, als er keine Möglichkeit der Rettung mehr ſah, ſelbſt ums Leben. Brutus und Caſſius unterwarfen ſich hierauf den ganzen Oſten des Reiches, verloren aber darüber viele Zeit, und konnten namentlich von den Vortheilen, die der Krieg um Mutina ihnen darbot, keinen Nutzen ziehen. Auch ſie verſchafften ſich, wie ihre Gegner, die nöthigen Kriegsgelder durch die härteſten Erpreſſungen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht die römiſchen Bürger, ſondern die armen Provinzbewohner bedrückten. Brutus vernichtete ſogar damals wegen der elenden Summe von nicht ganz viermal hunderttauſend Gulden (etwas über zweimal hunderttauſend Thalern) eine Freiheit, welche von den Perſern, von den Macedoniern und ſeither auch von den Römern erhalten und geſchützt worden war. Die Lycier bildeten nämlich ſeit uralter Zeit eine freie Eidgenoſſenſchaft, deren Hauptſtadt Xanthus war, Brutus verlangte jene Summe von ihnen, und als ſie die Bezahlung derſelben verweigerten, belagerte er ſie in Xanthus, wo das tapfere und freiheitliebende Volk nach einer heldenmüthigen Vertheidigung ſeine Stadt zerſtörte und ſich, wie einſt die Numantiner, unter die Trümmer derſelben begrub. Ebenſo hart verfuhren die republikaniſchen Feldherrn, von Geldmangel gedrängt, auch an anderen Orten: in der Hauptſtadt von Rhodus z. B. erpreßte Caſſius nicht weniger als zwanzig Millionen und achtmal hunderttauſend Gulden (elf und eine halbe Millionen Thaler).

Caſſius und Brutus waren auf dieſe Weiſe zu lange in Aſien zurückgehalten worden, und die Triumvirn hatten daraus Nutzen

gezogen und durch vorausgeſchickte Truppen ganz Macedonien beſetzen laſſen. Als endlich im Herbſte des Jahres 42 v. Chr. die Erſteren mit ihren Heeren zuſammen nach Europa überſetzten, eilten Antonius und Octavianus ihnen entgegen. Bei der thraciſch-macedoniſchen Stadt Philippi trafen ſie mit ihren Gegnern zuſammen, Octavian lagerte ſich mit ſeinen Truppen dem Brutus, Antonius dem Caſſius gegenüber. Beide Theile waren an Zahl einander gleich, und hatten zuſammen zweimal hunderttauſend Mann römiſcher Truppen unter ihren Befehlen. Dieſe entſchieden in zwei Schlachten, die ſie in der Ebene von Philippi einander lieferten, das Schickſal ihres Staates. In der erſten Schlacht blieb der Vortheil im Ganzen auf der Seite der republikaniſchen Feldherrn; Caſſius wurde zwar von Antonius zurückgeſchlagen und verlor ſein Lager, allein Brutus brachte unterdeſſen dem Heer Octavian's eine völlige Niederlage bei, eroberte das Lager deſſelben, nahm ihn ſelbſt beinahe gefangen, und eilte dann ſeinem Freunde zu Hülfe. Er würde wahrſcheinlich auch den anderen Gegner geſchlagen haben, wenn nicht Caſſius einer unzeitigen Verzweiflung Raum gegeben hätte. Als dieſer nämlich die vorausgeſchickte Reiterei des Brutus herannahen ſah, hielt er ſie unglücklicher Weiſe für feindliche Truppen, ſchloß aus ihrer Erſcheinung auf eine Niederlage ſeines Freundes, und endete, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, ſein Leben durch Selbſtmord. Brutus vereinigte die Reſte des geſchlagenen Heeres mit dem ſeinigen, und lieferte zwanzig Tage ſpäter ſeinen Gegnern eine zweite Schlacht, ward aber völlig geſchlagen. Nach der Niederlage gab er ſich, wie einſt Cato, den Grundſätzen ſeiner ſtoiſchen Philoſophie gemäß, ebenfalls den Tod. Sein Heer wurde theils vernichtet, theils dem der Gegner einverleibt. Antonius ließ die Leiche des Brutus verbrennen, und die Aſche der Mutter deſſelben zuſchicken.

Mit dem Siege der Triumvirn bei Philippi (42 v. Chr.) ging die Freiheit des römiſchen Volkes für alle Zeiten unter; denn die noch übrigen Reſte der republikaniſchen Partei wurden leicht vernichtet, und der Kampf zwiſchen Antonius und Octavian, um den ſich die Begebenheiten der nächſten elf Jahre hauptſächlich drehen, entſchied nicht über die Verfaſſung des Staates, ſondern

nur darüber, wer von beiden Männern der Herr desſelben werden ſollte. Die große Wichtigkeit, welche auf dieſe Weiſe die Beſiegung des Brutus und Caſſius erhielt, hat, in Verbindung mit der Charaktergröße beider Männer, zu romantiſchen Ausſchmückungen Anlaß gegeben, wie ſie der nach dem Intereſſanten und Rührenden haſchende Sinn der Menſchen bei allen folgereichen und glänzenden Begebenheiten der Geſchichte erdacht hat. Dichter und Rhetoren haben von dieſen Anekdoten häufig Gebrauch gemacht, um der Phantaſie ſchöne Scenen und Bilder vorzuführen, ſchlaffe Seelen durch ſtarke Eindrücke aufzuregen, und ſchwache Geiſter vorübergehend zu großartigen Gedanken zu erheben. So vortrefflich ſich die Ausſchmückungen der geſchichtlichen Ereigniſſe zu dieſem poetiſchen und declamatoriſchen Gebrauche eignen, ſo ſtörend wirken ſie auf die Belehrung des Verſtandes ein, die der alleinige Zweck der Geſchichtſchreibung iſt. Der Untergang eines Freiſtaates, der durch die Kraft ſeiner Bürger ſich die Herrſchaft der Welt errungen hat, und das blutige Ende von Männern, die für eine Idee gelebt und ihre Grundſätze bis zum Tode behauptet haben, ſind an und für ſich ſelbſt ſo großartige Erſcheinungen, daß ſie weder des Schmuckes hochtrabender Phraſen, noch der Erdichtung von rührenden Nebenumſtänden bedürfen, um im Inneren jedes unverdorbenen Menſchen ein tiefes Intereſſe zu erwecken. Der ganze Gewinn aber, den die Betrachtung vergangener Dinge dem Geiſte gewährt, ſchwindet dahin, wenn den Gebilden der Phantaſie neben der ſchlichten Darſtellung der Wahrheit Raum gegeben und das Gemüth auf Koſten des Verſtandes angeregt wird. Die Ereigniſſe ſelbſt, nicht die Art ihrer Einkleidung, der wirkliche innere Zuſammenhang der Begebenheiten, nicht das künſtliche Gewebe, durch welches man denſelben zu einem rührenden Roman zu machen ſucht, ſind die Mittel, durch welche allein die Geſchichte als eine Lehrerin der Menſchheit wirkt. Wir würden daher alle jene intereſſanten Erzählungen vom Untergange der beiden großen Führer der republikaniſchen Partei mit Stillſchweigen übergehen, wenn nicht einige derſelben zu häufig angeführt würden, als daß ſie dem Publikum, für welches dieſes Werk beſtimmt iſt, unbekannt bleiben dürften. Sie werden uns aber auch zugleich Gelegenheit geben, zu zeigen, wie

oft ſich witzige Anekdoten durch ſich ſelbſt widerlegen. Weil Brutus und Cato's Tod auf einer und derſelben Lebensanſicht beruhte, ſo haben einige Schriftſteller des Alterthumes auch Porcia, die Tochter des Letzteren und Gemahlin des Erſteren, durch Selbſtmord ſterben laſſen, obgleich aus den hinterlaſſenen Schriften ihrer Zeitgenoſſen faſt mit Gewißheit hervorgeht, daß dieſe Frau ſchon einige Zeit vorher an einer Krankheit geſtorben war. Ferner wird das Ende des Brutus von einigen Anekdotenjägern dadurch tragiſcher gemacht, daß ſie ihn an allem Höheren verzweifeln und folgende Worte eines griechiſchen Dichters ausrufen laſſen: „O Tugend, ich habe dich für ein wirkliches Weſen gehalten, du biſt aber nur ein leerer Schein oder doch wenigſtens eine Sklavin des Glückes!" Wenn auch nicht der Bericht, welchen ein Augenzeuge von den letzten Augenblicken des Brutus gegeben hat, gegen eine ſolche Behauptung ſpräche, ſo würde doch das ganze Weſen und Leben dieſes Mannes eine Anekdote widerlegen, welche ſogar gerade dasjenige aufhebt, was den Brutus zum Selbſtmorde bewog. Die berühmteſte jener rhetoriſchen Erdichtungen endlich iſt die keiner Widerlegung bedürfende Erzählung von einem Traumgeſichte, welches dem Brutus zwei Mal erſchienen ſein ſoll. Um die Zeit der Überfahrt des republikaniſchen Heeres von Aſien nach Europa erſchien dem Brutus, wie es heißt, in der Nacht eine große Geſtalt, welche ihm die Worte zurief: „Ich bin dein böſer Genius, bei Philippi wirſt du mich wiederſehen!" In der Nacht, die der letzten Schlacht des Brutus voranging, ſoll dann dieſelbe Geſtalt ihm noch einmal erſchienen ſein, ohne jedoch etwas zu reden. —

Nach der Vernichtung des Brutus und Caſſius behandelten Antonius und Octavianus ihren Collegen Lepidus ſo, wie er es verdiente; ſie gaben ihm eine untergeordnete Rolle, und ſuchten ihn nach und nach ganz bei Seite zu ſchieben. Sie ſelbſt zogen, der Eine nach Aſien, um die Unterwerfung des Oſtens zu vollenden und das den Soldaten zur Belohnung verſprochene Geld einzutreiben, der Andere nach Italien, um den letzten Reſt der republikaniſchen Partei zu vernichten und die verheißenen Ländereien unter die Soldaten auszutheilen. Antonius, der die Unterwerfung von Aſien übernommen hatte, ergab ſich von dieſem Augenblick an ganz ſeinen Lüſten, und erlag dadurch dem Octavian, der ihm

an Genie weit nachſtand, aber keine gewaltſamen Leidenſchaften hatte, und deshalb allein von Beiden im Stande war, nicht nur die Herrſchaft des römiſchen Reichs zu erlangen, ſondern auch die Welt von der republikaniſchen Ordnung zur monarchiſchen hinüberzuführen. Der leichtſinnige Antonius ſchwelgte zuerſt in Kleinaſien auf eine ſo tolle Weiſe, daß er mit ſeinem lüderlichen Gefolge ſogar als Bacchus einherzog. Die nöthigen Summen verſchaffte er ſich durch noch weit ärgere Brandſchatzungen, als Sulla ſie einſt dem unglücklichen Land auferlegt hatte; denn er ſoll von den armen Kleinaſiaten, welche kaum erſt dem Brutus und Caſſius die Unterhaltungskoſten ihres großen Heeres hatten bezahlen müſſen, zweimal hunderttauſend Talente oder vierhundert neun und achtzig Millionen Gulden (faſt zweihundert zwei und ſiebenzig Millionen Thaler) erpreßt haben, eine Summe, die nur dann glaublich wird, wenn man eine Null wegläßt, oder das Wörtchen, welches im Griechiſchen die Summe um eine Null vergrößert, umändert. In Cilicien beſchied Antonius die egyptiſche Königin Kleopatra, welche dem Brutus und Caſſius Beiſtand geleiſtet hatte, vor ſeinen Richterſtuhl. Kleopatra erſchien aber nicht um ſich zu verantworten, ſondern um den üppigen Wüſtling zu blenden und in ihre Netze zu verſtricken. Sie verſtand ſich beſſer, als irgend ein anderes Weib jener entarteten Zeit, auf Buhlerkünſte, und erreichte ihren Zweck vollkommen. Antonius zog mit ihr nach Egypten, und verſank dort ganz in den Lüſten, welche ſeit einigen Jahrhunderten an den Höfen von Syrien und Egypten ſo weit getrieben wurden, als die menſchliche Erfindſamkeit ſie zu treiben vermag. Er ſprach ſeitdem aller Zucht Hohn, und ſchwelgte auf eine wahrhaft unſinnige Weiſe. Sein Koch mußte z. B. die verſchiedenen Gerichte in jeder Stunde friſch zurichten, damit ſie Antonius beſtändig auf demjenigen Punkte der Zubereitung erhalten könne, den der dies erzählende Geſchichtſchreiber den kurzen Augenblick der Reife nennt. Sein noch ſehr junger Sohn ſchenkte einſt einem fremden Schmeichler einen ganzen Tiſch voll goldener und ſilberner Gefäße, und der Haushofmeiſter war höchſt befremdet, als der Beſchenkte zweifelte, ob ein Sohn des Antonius ohne Weiteres über die Schätze ſeines Vaters verfügen könne. Antonius verläugnete zuletzt in ſeiner Lebensweiſe

und in ſeinem Benehmen das Römiſche völlig. Er zeigte alſo der Welt deutlich, daß man von ihm keine Schonung der Sitte, keine Art von Rückſicht, ſondern nur eine unbedingte und unbegrenzte Despotie zu erwarten habe, und machte es ſich dadurch ſelbſt unmöglich, den Platz zu behaupten, den ſeine Talente im römiſchen Reiche verdienten. Ganz natürlich mußte er dem Octavian weichen, deſſen Mittelmäßigkeit, Kälte und Schlauheit viel beſſer den Umſtänden angepaßt waren! Dieſer verſäumte auch nicht, aus des Antonius Verfahren den beſten Nutzen zu ziehen, und fing damit an, daß er ſich des Namens desſelben bediente, um alles Gehäſſige, was er verordnen mußte, auf ſeinen entfernten Collegen zu ſchieben.

Octavian hatte in Italien keine leichte Aufgabe zu vollbringen. Er mußte die Bewohner ganzer Gegenden von Italien verjagen, um den Soldaten die verſprochenen Ländereien verſchaffen zu können. Dieſen Auftrag führte er mit rückſichtsloſer Härte aus, er gerieth aber dabei in nicht geringe Verlegenheit; denn die Soldaten glaubten größtentheils nicht genug erhalten zu haben, und die vertriebenen Einwohner ſetzten ſich an einigen Orten zur Gegenwehr, und wurden dadurch, daß ſie als Bettler und Räuber im Lande umherzogen, eine große Laſt für das Volk und für die Regierung. Er ſelbſt litt Mangel an Geld, und wußte in einer Zeit, wo die Staatskaſſe leer war, wo alle Staatseinnahmen ſtockten und jeder, der etwas beſaß, es ſorgfältig verborgen hielt, die Unzufriedenen nicht zufrieden zu ſtellen. Dies benutzte des Antonius ſchreckliche Gemahlin, Fulvia, welche gern alle Treuloſigkeiten ihres Gemahls überſah, wenn ſie nur unter ſeinem Namen regieren und ſchauderhafte Grauſamkeiten begehen konnte. Sie wollte nicht zugeben, daß Octavian in Italien ein willkürliches Regiment führe, und hatte außerdem vielleicht auch die Abſicht, durch die Erregung eines Zwiſtes mit Octavian ihren Gemahl zur Rückkehr nach Italien zu bewegen, um durch ihn herrſchen zu können. Genug, ſie verband ſich mit ihrem Schwager Lucius Antonius, welcher damals gerade Conſul war, gegen Octavian. Beide nahmen ſich der vertriebenen Italiäner und der unzufriedenen Soldaten an, und ſchienen ſogar geneigt, ſich mit Sextus Pompejus zu verbinden, der die Reſte der republik-

aniſchen Partei geſammelt und die Inſel Sicilien beſetzt hatte. Lucius Antonius erklärte ſich endlich wirklich für die Herſtellung der alten Verfaſſung, und rief alle Freunde derſelben zu den Waffen. Auf dieſe Weiſe kam es zu einem förmlichen Kriege. Octavian ließ zu den vier Legionen, welche er um ſich hatte, ſchnell noch ſechs andere aus Spanien kommen, bemächtigte ſich zur Beſtreitung der Kriegskoſten der italiäniſchen Tempelſchätze, und nöthigte Lucius Antonius, Rom zu verlaſſen. Dieſer warf ſich in die Stadt Peruſia, ward aber dort von Octavian ſogleich enge eingeſchloſſen und von aller Verbindung mit Sextus Pompejus abgeſchnitten. Er litt bald Mangel an Lebensmitteln, verſuchte ſich vergebens mehrere Male durchzuſchlagen, und ward endlich durch Hunger zu einer Capitulation gezwungen (40 v. Chr.). Octavian gewährte ihm ſelbſt freien Abzug, ergriff aber begierig dieſe Gelegenheit, um alle Leute von guter Familie, die noch an der alten Verfaſſung hingen, zu vernichten. Nicht blos der ganze Senat und die Beamten von Peruſia wurden auf ſeinen Befehl getödtet, ſondern Octavian ließ auch vierhundert römiſche Bürger, die in ſeine Gefangenſchaft gerathen waren, unter ihnen die angeſehenſten Männer vom Senatoren- und Ritterſtande, kaltblütig niedermetzeln. Fulvia entzog ſich ihm durch die Flucht nach Griechenland, die anderen Anhänger des Antonius begaben ſich theils zu dieſem, theils zu Sextus Pompejus.

Antonius, der in Egypten ſich ſelbſt ganz vergeſſen hatte, ward damals auch von einer anderen Seite her aus ſeinem Schlummer geweckt. Die Parther brachen nämlich mit zwei großen Heeren gegen Vorderaſien auf, ſie verwüſteten unter der Anführung des Thronerben Pacorus Syrien und Paläſtina, während ein anderes parthiſches Heer, an deſſen Spitze der römiſche Republikaner Labienus ſtand, in Kleinaſien umherzog. Antonius ermannte ſich, als er zugleich von dem Unglücke ſeiner Verwandten und Anhänger in Italien und von den Verheerungen der Parther hörte. Er marſchirte zuerſt gegen die Letzteren, glaubte aber, noch ehe er in ihre Nähe gekommen war, Octavian's Unternehmungen in Italien für wichtiger halten zu müſſen, und wandte ſich nach dem Weſten. In Griechenland traf er mit ſeiner Gemahlin zuſammen. Sie ward von ihm nichts weniger als freundlich aufgenommen, und

ſtarb kurze Zeit nachher. Ehe Antonius hierauf an der Spitze einer Flotte von zweihundert Segeln nach Italien überfuhr, bot ihm Sextus Pompejus einen Bund an; er lehnte es Anfangs ab, als aber Octavian Miene machte, ihm den Eintritt in Italien zu verwehren, vereinigte er ſich mit Pompejus. Die Verbündeten begannen nun eine Blokade der Halbinſel, und bedrohten dieſelbe zugleich mit den Schrecken des Hungers und des Bürgerkrieges. Dies trieb die Freunde des Antonius und Octavianus zu dem Verſuche, eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen. Ihre Bemühung hatte den gewünſchten Erfolg. Antonius gab Sextus Pompejus auf, und vereinigte ſich mit Octavian über eine neue Theilung des Reichs. Ihm ſelbſt ward dabei der Oſten, dem Octavian der Weſten zuerkannt, Lepidus aber behielt die Provinz Afrika, welche der ſchlaue Octavian ſchon früher ihm abgetreten hatte, um ihn an ſein Intereſſe zu feſſeln. Der neue Bund ward durch eine Heirath befeſtigt. Octavian, welcher bereits durch ſeine Gattin, eine Stieftochter des Antonius, mit dieſem verwandt war, vermählte ſeinen Collegen und Nebenbuhler mit ſeiner trefflichen Schweſter Octavia (40 v. Chr.). Sextus Pompejus ward bei dieſer Verbindung aufgeopfert. Er begann daher einen Krieg mit den beiden Männern, welche jetzt ſeine Gegner waren, eroberte Sardinien und Korſika, und hemmte durch ſeine bedeutende Seemacht die Zufuhr nach Italien. Als in Folge davon eine Hungersnoth entſtand, ruhte das gedrückte Volk nicht eher, als bis Antonius und Octavian, welche damals fünf Vierteljahre zuſammen in Rom verweilten, mit Pompejus Unterhandlungen anknüpften (39 v. Chr.). Sie geſtanden demſelben nicht nur den Beſitz der drei italiäniſchen Inſeln zu, ſondern ſie traten ihm auch den Peloponnes ab, verſprachen ihm eine Entſchädigung für ſeine verlorenen väterlichen Güter, und gewährten ſeinen Anhängern die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom, wogegen Pompejus ſich verpflichtete, Italien mit Getreide zu verſorgen. Antonius begab ſich hierauf nach dem Oſten, wo er durch einen ſeiner Befehlshaber, Ventidius Baſſus, die Parther in ihr Reich zurücktreiben ließ.

Von jetzt an betraten die beiden Nebenbuhler, Octavian und Antonius, zwei ganz verſchiedene Wege, die ſie zu einem ganz

verſchiedenen Ziele führten, den Einen zum Untergange, den Anderen zur Alleinherrſchaft. Antonius unternahm einen unglücklichen Kriegszug nach Parthien, verſank wieder in die früheren Tollheiten, gab ſich ganz in die Gewalt der Kleopatra und mishandelte die treffliche Octavia. Dagegen benutzte Octavian mit großer Beſonnenheit die Umſtände zur Erreichung ſeines Zweckes, der Herrſchaft über das ganze römiſche Reich. Seiner Unfähigkeit ſich bewußt, erhob er den als General und Staatsmann ausgezeichneten Marcus Vipſanius Agrippa, einen Mann von ganz niedriger Herkunft, nach und nach zu den höchſten Würden, vertraute ihm die oberſte Leitung im Kriege an, und bediente ſich ſeines Rathes in allen verwickelten Staatsangelegenheiten. Ihm überließ er auch die Führung des Heeres, als im Jahr 38 v. Chr. ein neuer Krieg mit Pompejus ausbrach. Pompejus wurde damals nicht nur von Octavian bekriegt, ſondern auch Lepidus führte von Afrika her ſeine Legionen gegen ihn. Von allen Seiten mit überlegener Macht angegriffen, mußte Pompejus erliegen; denn er beſaß weder Entſchloſſenheit noch Feldherrn-Talent, und hatte ſeine ganze ſeitherige Macht und Bedeutung nur dem Umſtande verdankt, daß alle Anhänger der alten Staatsverfaſſung, alle Verbannten und alle noch übrigen Offiziere von Brutus und Caſſius Heeren ſich zu ihm begeben hatten. Er ward nach kurzem Kampfe völlig beſiegt (36 v. Chr.), entfloh nach Aſien und wurde dort auf Befehl des Antonius getödtet. Gleich nach der Vertreibung des Pompejus entledigte ſich Octavian auch des Lepidus. Dieſer wollte den Krieg mit Pompejus benutzen, um eine größere Bedeutung zu erlangen. Er hatte deßhalb bereits vor der entſcheidenden Schlacht mit Pompejus unterhandelt, und verlangte nach der Beſiegung desſelben den Beſitz von Sicilien. Octavian betrog ihn aber nicht allein um ſeinen Antheil an der Beute, ſondern nahm ihm auch das, was er bisher beſeſſen hatte. Er bedurfte dazu gar keiner Anſtrengung. Lepidus war ein ſo unbedeutender Mann, daß Octavian nicht einmal an die mindeſte Anhänglichkeit der eigenen Soldaten desſelben glaubte, und ſich in dieſer Hoffnung von Wenigen begleitet in das Lager des Lepidus begab, um die Truppen zum Abfall zu bereden. Darin betrog er ſich freilich; denn die über ſeine Dreiſtigkeit er-

bitterten Soldaten empfingen ihn mit Steinwürfen und Pfeilen, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Als aber hierauf Lepidus von ihm eingeſchloſſen ward und keinen entſcheidenden Kampf wagte, ließen ſich ſeine Soldaten einzeln gewinnen, und gingen zu Octavian über. Dieſer hatte nicht nöthig, ſeinen ſeitherigen Nebenbuhler zu tödten, da derſelbe ihm nicht im mindeſten mehr ſchaden konnte; er entzog ihm ſogar die Oberprieſterwürde nicht, weil in Rom von jeher der Grundſatz gegolten hatte, daß die höchſte prieſterliche Würde nur mit dem Leben derer, die ſie bekleideten, endete. Lepidus lebte nachher als Privatmann zurückgezogen bis zu ſeinem Tod im Jahre 13 v. Chr.

Sobald Octavian auf dieſe Weiſe Herr der ganzen weſtlichen Hälfte des Reichs geworden war, traf er die nöthigen Vorbereitungen, um ſich durch Beſiegung des Antonius auch den Oſten zu unterwerfen. Antonius ſelbſt arbeitete ihm dabei in die Hände. Er opferte theils auf ſeinen Kriegszügen ſeine Ehre und ſeine Truppen auf, theils ſchwelgte und prunkte er zu Alexandria als Sklave der Kleopatra. Die Parther hatten, während er in Rom verweilte, einen neuen Einfall in das römiſche Aſien gemacht, waren aber durch Ventidius wieder mit großem Verluſte zurückgeſchlagen worden. Antonius behandelte ſeinen ſiegreichen General mit Undankbarkeit und Kälte, und wollte ſelbſt die Früchte des von dieſem erfochtenen Sieges ernten, er konnte aber durchaus nichts ausrichten. Ein Jahr ſpäter unternahm er zwei Züge nach einander in den Oſten; er büßte dabei den größten Theil ſeines Heeres ein, weil er ſich durch verbündete Fürſten täuſchen ließ, keine Rückſicht auf die Jahreszeit nahm, und die Schwierigkeiten, welche die Bodenbeſchaffenheit der angegriffenen Länder ihm entgegenſetzte, nicht in Anſchlag brachte. Die Beſetzung von Armenien und die hinterliſtige Gefangennehmung des armeniſchen Königs waren die einzigen glücklichen Ergebniſſe dieſer beiden Unternehmungen. Antonius gab während derſelben in Aſien allerlei Verordnungen, durch welche er ſich den Römern ſehr verhaßt machte, und theilte nachher mit höchſt lächerlichem Theaterpomp ganze Länder an aſiatiſche Günſtlinge aus, ſowie an ſeine mit der Kleopatra erzeugten Kinder. Octavian hatte unterdeſſen eine große Heeresmacht geſammelt, welche um ſo zuverläſſiger war,

als er die unruhigen Köpfe theils fortgeſchickt, theils in Colonieen angeſiedelt, theils ums Leben gebracht hatte. Es fehlte ihm nur noch ein guter Vorwand, um den entſcheidenden Kampf mit Antonius zu beginnen. Die edle Octavia ſuchte vergebens den Sturm zu beſchwören, Antonius ſelbſt wies ihre Bemühungen auf beleidigende Weiſe zurück. Sie war von ihrem Gemahl in Rom zurückgelaſſen worden, und hatte ſchon einmal ihren Bruder mit Antonius ausgeſöhnt. Jetzt eilte ſie zu dem Letzteren und nahm Waffen und Geld für ihn mit; ſie erhielt aber unterwegs von ihrem Gemahl den Befehl, nicht weiter zu reiſen. Als ſie ihm hierauf freundlich ſchrieb, er möchte ihr wenigſtens anzeigen, wohin ſie ihm die mitgebrachten Geſchenke ſchicken ſollte, blieb dieſer Edelmuth nicht ohne Wirkung; allein Kleopatra wußte den leichtſinnigen Mann bald wieder zu umſtricken. Sie wandte ihre Buhlerkünſte an, ſtellte ſich krank, that, als wenn ſie ohne Antonius nicht leben könne, und nannte ſeine Ehe mit Octavia eine bloße diplomatiſche Verbindung, durch welche Octavian ihn an ſeine herrſchſüchtigen Plane haben feſſeln wollen. Octavia mußte auf Antonius Befehl nach Rom zurückkehren. Sie vergalt die erlittene Beſchimpfung mit neuen Aufopferungen: ſie verließ das Haus des Antonius nicht, obgleich ihr Bruder es verlangte, und als endlich Antonius ihr auf Kleopatra's Betreiben den Scheidebrief zuſchickte, behielt ſie den ihrem Gemahl von der Fulvia geborenen Sohn, welchen Antonius in Rom zurückgelaſſen hatte, bei ſich, und erzog ihn mit mütterlicher Liebe; ja, ſie nahm ſich ſpäter, nach dem Tode des Antonius und der Kleopatra, ſogar der Kinder dieſer Beiden aufs ſorgſamſte an.

Octavian verſuchte lange vergebens, den römiſchen Senat, in deſſen Mitte Antonius viele Freunde hatte, zu feindlichen Maßregeln gegen dieſen zu bewegen. Es gelang ihm erſt dann, als Antonius den Sohn Cäſar's von der Kleopatra, Cäſarion, für den rechtmäßigen Sohn und Erben des Dictators erklärte, beim Senat auf die Beſtätigung ſeiner willkürlichen aſiatiſchen Verfügungen und Schenkungen antrug, und deutlich genug zu erkennen gab, daß er die römiſche Welt unter das Joch der egyptiſchen Königin beugen wollte. Seine Abhängigkeit von Kleopatra ſchadete ihm mehr als alles Andere in Rom; denn ſie war verhaßt und

gefürchtet, ſeitdem ſie kurz vor Cäſar's Ende bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Rom ſich übermüthig betragen, und Miene gemacht hatte, die Königin des römiſchen Volkes zu ſpielen. Als der Senat dem Begehren Octavian's endlich nachgab, war die Rückſicht gegen Antonius noch ſo groß, daß man nicht ihm, ſondern der Kleopatra den Krieg erklärte, und ihm ſelbſt nur den Oberbefehl in Aſien entzog (32 v. Chr.). Der Ausgang des Kampfes konnte um ſo weniger zweifelhaft ſein, als Octavian unſtreitig die beſten Truppen beſaß, und durch den Einfluß der Kleopatra die treueſten Freunde des Antonius gekränkt wurden. Überdies ward der Letztere durch ſeine Weichlichkeit gehindert, raſch zu handeln und ſeinem Gegner, der noch nicht ganz gerüſtet war, zuvorzukommen. Er zögerte und tändelte lange in Epheſus, ließ ſich durch Schwelgereien in Samos aufhalten, und vergeudete dann in Athen die koſtbare Zeit mit Aufzügen und Feſten zu Ehren der Kleopatra. Als er endlich deſſen ungeachtet noch vor dem Herbſt in Epirus ankam, verſuchte er keine Landung an der italiäniſchen Küſte, ſondern ließ ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen, und ſchwelgte, während dieſe Mangel litten, bis zum nächſten Frühjahr, wo Octavian mit ſeiner Land- und Seemacht über das adriatiſche Meer ſetzte. Am ambraciſchen Meerbuſen, welcher Akarnanien von Epirus trennt, traf Octavian's Flotte auf die des Antonius, und die Landheere Beider lagerten ſich daſelbſt auf der Küſte ebenfalls einander gegenüber. Die Flotten geriethen zuerſt in Kampf und es kam nach einigen kleineren Gefechten zu einer entſcheidenden Seeſchlacht, und zwar unter Umſtänden, die für Antonius ſehr ungünſtig waren. In dieſer Schlacht, welche bei dem akarnaniſchen Vorgebirge Aktium geliefert wurde, trug Octavian oder vielmehr ſein Feldherr Agrippa einen glänzenden Sieg davon (2. September 31 v. Chr.). Auch hier war wieder die Liebe zu Kleopatra, zwar nicht die Urſache, aber doch eine Hauptveranlaſſung zum Verderben des Antonius. Kleopatra war in der Schlacht zugegen; ſie ergriff, als die Sache zum Nachtheile des Antonius auszugehen ſchien, mit allen ihren Schiffen die Flucht. Die egyptiſchen Schiffe bildeten einen weſentlichen Theil der ganzen Flotte, und der Sieg hatte ſich bereits auf die Seite der Gegner zu neigen begonnen, Antonius

verzweifelte daher an ſeiner Sache und floh ebenfalls, obgleich der entſcheidende Augenblick noch nicht gekommen war. In ſeinem Eifer, die egyptiſche Königin einzuholen, verlor Antonius ſo ſehr alle Beſinnung, daß er weder für die Flotte, noch auch ſelbſt für das auf der benachbarten Küſte ſtehende kampfluſtige Landheer Verhaltungsbefehle zurückließ. Die Flotte ward hierauf völlig geſchlagen, das Landheer wartete ſieben Tage auf Antonius Rückkehr und ergab ſich dann dem Sieger.

Octavian ſegelte von Aktium ſogleich nach Kleinaſien, beſtrafte daſelbſt die Städte und Fürſten, welche ſeinem Feinde Hülfe geleiſtet hatten, durch Geldbußen, durch Entziehung von Rechten und durch Abſetzungen. Ein Aufſtand ſeiner Truppen, die nach Italien zurückgeführt worden waren und wegen der verlangten Belohnungen auf eine andere Zeit hatten vertröſtet werden müſſen, nöthigte ihn wieder umzukehren. Er beſchwichtigte die Soldaten ſchnell durch Geld und neue Verſprechungen, und eilte dann in den Orient zurück, weil er in Egypten wahrſcheinlich mehr Widerſtand zu finden fürchtete, als er nachher fand. Antonius war mit Kleopatra geradeswegs nach Egypten gegangen, und hatte ſich dort ſogleich zu dem Heere begeben, welches an der Grenze dieſes Landes lag. Die Truppen nahmen aber weder ihn noch ſeine Boten auf, ſondern erklärten ſich für ſeinen Gegner. Er eilte daher zu ſeiner Geliebten zurück. Kleopatra wollte hierauf eine Flotte auf dem rothen Meer errichten, allein die dort errichteten Werften wurden auf Anſtiften der ſyriſchen Befehlshaber Octavian's von den benachbarten Arabern verbrannt. An der Möglichkeit des Widerſtandes verzweifelnd, ergaben ſich Antonius und Kleopatra dem betäubenden Genuß, und als Octavian zugleich von der afrikaniſchen und aſiatiſchen Seite her Egypten anzugreifen drohte, boten ſie ihm Unterhandlungen an. Octavian ging, um Beide ſicher zu machen, darauf ein, zog aber die Sache recht in die Länge. Kleopatra gab jetzt, um ſich ſelbſt zu retten, den Antonius insgeheim auf. Sie knüpfte für ſich allein Unterhandlungen mit dem Sieger an, und als dieſer in Egypten einbrach, veranlaßte ſie wahrſcheinlich die Übergabe der wichtigen Grenzfeſtung Peluſium. Endlich raffte ſich Antonius auf, und beſchloß, wenigſtens ſein Leben theuer zu verkaufen. Sein erſter

Angriff auf den gegen Alexandria heranziehenden Octavian fiel glücklich aus; beim zweiten Verſuche verließ ihn aber ſeine Reiterei verrätheriſcher Weiſe in demſelben Augenblick, als er ſie gegen den Feind führte, und auch die egyptiſche Flotte ergab ſich dem Octavian ohne Widerſtand. Kleopatra ſuchte ſich dadurch zu retten, daß ſie Antonius zum Selbſtmorde trieb; ſie ließ ihm in dieſer Abſicht die Nachricht hinterbringen, daß ſie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Obgleich Antonius ſeit den letzten Vorfällen den Verdacht der Verrätherei gegen ſie hegte, ſo durchbohrte er ſich doch bei dieſer Nachricht mit dem Schwert, und ließ ſich, als er erfuhr, daß dieſelbe voreilig geweſen ſei, ſterbend zu Kleopatra bringen. Er hauchte in ihren Armen ſein Leben aus. Kleopatra hoffte auf Octavian denſelben Eindruck zu machen, den ſie auf Cäſar und Antonius gemacht hatte, verſah ſich aber, als Octavian nach ſeiner Ankunft in Alexandria ihr die Bitte einer perſönlichen Zuſammenkunft gewährte, für den entgegengeſetzten Fall mit einem ſtarken Gifte, das ſie wahrſcheinlich in einer Haarnadel verborgen hielt. Sie erkannte bald, daß trotz aller ihre Künſte in Octavian keine heftigen Leidenſchaften zu erwecken ſeien, und da ſie aus ſeinen Anordnungen nicht mit Unrecht ſchloß, daß Octavian die Abſicht habe, ſeinen Triumph durch ſie zu verherrlichen, ſo tödtete ſie ſich (30 v. Chr.). Octavian ließ ebenſowohl den Cäſarion, als den Sohn des Antonius und der Fulvia umbringen, die Kinder des Antonius und der Kleopatra aber ließ er nach Rom bringen, wo Octavia ſie in ihr Haus aufnahm und mit den ihrigen erzog.

XII. Literatur und Bildung der Römer in der republikaniſchen Zeit.

1. Literatur und Bildung in den erſten Zeiten der Republik.

Die Bildung der älteſten italiäniſchen Zeit beruhte durchaus auf religiöſem Grunde. Alles Wiſſen und alle geiſtigen Erfahrungen waren ein Eigenthum der Prieſter; dieſen war ſogar die Anwendung der Wiſſenſchaft auf das praktiſche Leben überlaſſen. Es beſtand z. B. bei den Samniten eine beſondere geiſtliche Brüderſchaft, die den Feldbau leitete, und bei den Etruskern beſorgten ja die prieſterlichen Lukumonen die Verfertigung des Kalenders, das Bauweſen und alle anderen Geſchäfte, zu welchen wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erforderlich waren. Den nämlichen religiöſen und prieſterlichen Charakter hatte auch die Bildung der Römer während ihrer Königszeit; doch fand dabei von Anfang an der wichtige Unterſchied Statt, daß durch die kriegeriſche Richtung des römiſchen Staates die Adels- und Prieſterkaſte der Patricier der Wiſſenſchaft und Kunſt immer mehr entfremdet wurde, und daß man daher ſchon frühe, ſo oft man Beider bedurfte, ſeine Zuflucht zu den Etruskern und nachher zu den Griechen in Unteritalien nehmen mußte Mit dem Beginne der republikaniſchen Zeit verſchwand der ältere italiäniſche Geiſt des Lebens ſehr bald ganz aus dem römiſchen Volk, und an ſeine Stelle trat eine andere Art von Bildung, die von ihrem Urſprung an bis zu ihrer höchſten Entwickelung auf der vorherr-

ſchenden Richtung der Nation beruhte. Das ganze Leben der Römer war ein faſt blos äußerliches, auf Ackerbau, Staatsverwaltung und Krieg gerichtetes Leben, in welchem ſtets das Praktiſche, das Reelle, das Dürre, aber dabei Verſtändige und Handgreifliche das Übergewicht hatte. Bejahrte Männer, die in den Geſchäften des Kriegs, der Juſtiz und der Verwaltung ergraut waren, führten die Regierung des Staats; die Geſetze ſchloſſen jeden vor einem beſtimmten Alter von den Ämtern aus; das Volk ward faſt alle Jahre in den Krieg geführt, und hatte während der kurzen Zwiſchenzeiten des Friedens mit dem Landbau, mit der Herſtellung des im Kriege zerrütteten häuslichen Standes, mit den Streitigkeiten über Schulden und mit dem Kampfe gegen patriciſche Vorrechte zu thun, — wo wäre da für Wiſſenſchaft und Kunſt Raum geblieben? wie hätte da ein eigentlicher Sinn für die Schöpfungen der Phantaſie und für theoretiſche Geiſtesbeſchäftigung entſtehen können? Dieſes Übergewicht des Nützlichen und praktiſch Verſtändigen über das rein Geiſtige iſt für alle folgenden Zeiten dem römiſchen Weſen und Leben eigenthümlich geblieben. Es hat zur Folge gehabt, daß die rein nationalen Geiſtesbeſchäftigungen der Römer ſich auf die Rechtswiſſenſchaft und die ſyſtematiſche Landwirthſchaft beſchränkten, alle anderen Arten von Bildung aber nicht in und aus ihnen ſelbſt entwickelt, ſondern von fremden Völkern entlehnt wurden. Andererſeits war jedoch aus demſelben Grunde das Leben der früheren republikaniſchen Zeit zwar rauh und roh, es hatte aber dagegen auch einen gediegenen, ernſten Ton und eine bewunderungswürdige Einheit, ſo daß das Innere dem Äußeren nicht blos entſprach, ſondern mit dieſem innig verſchmolzen war. Die Geſchäfte des Hauſes waren unter Mann und Frau getheilt, die Hausmutter war eine geehrte Matrone, der Mann aber ein fleißiger Landbauer, ein rüſtiger Krieger und ein praktiſcher Staatsmann, der die Dinge nur nach dem Werthe ſchätzte, den ſie für ſeine einfache Lebensweiſe hatten, und deſſen Tugend in der Unbekanntſchaft mit dem Laſter beſtand.

Die vorherrſchende Verſtandesrichtung zeigt ſich auch in dem römiſchen Cultus und ſeiner Geſchichte. Sie war namentlich ſchuld, daß ſich aus dieſem nicht, wie bei den Griechen, eine

vollendetere Nationalpoeſie und eine im Geiſt des Volkes wurzelnde Philoſophie entwickeln konnte. Die Religion war bei den Römern von den älteſten Zeiten her eine bloße politiſche Maſchine, zu deren klugem Gebrauche ſich die wenigen Familien, die den Staat leiteten, feſt verbunden hatten. Ein aus vier Männern beſtehendes ariſtokratiſches Collegium, das ſich ſelbſt ergänzte und den Pontifex maximus oder höchſten Prieſter von Rom zum Präſidenten hatte, leitete alle Ceremonien, und war die Oberbehörde für die übrigen Prieſterſchaften. Die fünf Mitglieder dieſes Collegiums waren lauter Männer, welche Staatsbeamte geweſen waren und fortwährend blieben, ſie gehörten alſo nicht dem geiſtlichen Stand an, der überhaupt im alten Rom niemals zu finden war. Sie ſtanden unter dem Senat und, als ſpäter auch Plebejer zu Mitgliedern ihres Collegiums gewählt werden durften, unter der Volksverſammlung, man konnte von ihren Ausſprüchen an dieſe beiden höchſten Behörden appelliren, und ihr ganzes Walten war alſo von Senats= und Volksbeſchlüſſen abhängig. Ein zweites geiſtliches Collegium bildeten die Augurn oder die vornehmſten weiſſagenden Prieſter, welche nach einer Art von Wiſſenſchaft, vor der das Volk tiefen Reſpect hatte, aus dem Fluge oder dem Fraße der Vögel den göttlichen Willen erforſchten, während andere Prieſter aus der Opferſchau und aus den ſibylliniſchen Büchern weiſſagten. Die Augurn waren nicht Gaukler, nicht Pfaffen, ſondern Staatsmänner, deren Alter und Anſehen den alten Aberglauben unter dem Volk aufrecht erhielt und im Intereſſe der Regierung nutzbar machte. Auch alle übrigen Prieſter waren keine Geiſtlichen im heutigen Sinne des Wortes, ſondern bürgerliche Beamte, die das Volk durch abergläubige Vorſtellungen, durch Feſte, durch Opfer bei den alten Sitten erhielten oder zu dem Ziele hinführten, welches die Obrigkeit ſich vorgeſteckt hatte. Wie die Leitung des Gottesdienſtes ganz und gar eine Sache der Regierung war und von dieſer als eine weltliche Angelegenheit betrieben wurde, ſo war auch jede einzelne Ceremonie an beſtimmte Geſetze und Vorſchriften gebunden. Der Cultus beſtand alſo dem Weſentlichen nach aus bloßen Formen, und dieſe wurden ebenſo ängſtlich genau beobachtet, wie in England die vielen kleinlichen Gerichtsformen. Jedes Opfer mußte in der durch beſtimmte

Staatsgeſetze angeordneten Weiſe gehalten werden, ſelbſt Muſik und Tanz beim Gottesdienſte waren ebenſo genau vorgeſchrieben, als die Formeln des Gebets. Von Myſterien und anderen Lehren oder Gebräuchen, welche die Phantaſie anregten und den Geiſt mit erhabenen Vorſtellungen erfüllten, war in Rom keine Rede. Wie hätte ein ſolcher Cultus der Poeſie eine Stätte gewähren, oder gar, wie bei den Griechen, zur Entwickelung des Drama's Anlaß geben können? Heitere Feſte mit ländlicher Muſik und Poeſie konnten freilich, der Natur des italiäniſchen Landlebens nach, in einer Zeit, wo kein harter Steuerdruck den Landmann unglücklich machte, nicht fehlen; aber ſie waren dem leichten, vorübergehenden Genuſſe des Augenblickes gewidmet, und konnten deshalb nicht auf die Entwickelung einer höheren Bildung einwirken. Das Religionsweſen der Römer hatte alſo eine ſolche Einrichtung, daß zwar dem prieſterlichen Truge für immer der Eingang verſperrt war; aber es war damit auf der anderen Seite auch der Nachtheil verknüpft, daß die Poeſie und Wiſſenſchaft ſich nicht, wie bei den Griechen, des Volksglaubens bedienen konnten, um den Formen und Gebräuchen einen tieferen Sinn unterzulegen, und auch die gemeinen Seelen über das alltägliche Leben und deſſen Geſchäfte zu erheben.

Die erſten Anfänge der Literatur waren bei den Römern, wie bei allen anderen Völkern, poetiſch. Sie beſtanden, ſoweit wir von ihnen Nachrichten haben, aus mehreren Gattungen von Liedern, von denen aber nur unbedeutende Bruchſtücke auf unſere Zeit gekommen ſind. Die erſte Klaſſe bildeten Feſtlieder, die bei Opfern und öffentlichen Gaſtmählern geſungen wurden. Sie ſind weit weniger wichtig, als die drei anderen Gattungen von Gedichten, weil ſie zu ſehr an feſt beſtimmte Formen des Gottesdienſtes und an herkömmliche Sitten und Gebräuche gebunden waren, als daß ſich in ihnen der Charakter der verſchiedenen Zeiten des römiſchen Volkes hätte abſpiegeln können. Die zweite Gattung beſtand aus Spottliedern, welche gegen beſtimmte Perſonen und Verhältniſſe gerichtet waren und bei feſtlichen Gelegenheiten geſungen wurden. Solche Gedichte finden ſich zwar auch bei anderen Völkern, wie z. B. bei den Arabern, bei den Slaven und ſogar bei den Wilden der Sudſeeinſeln, ſie ſind aber von

jeher in keinem Lande von Europa ſo beliebt geweſen, als in Italien, wo zu allen Zeiten viel Sinn für das Burleske herrſchte. In Rom ließen es ſogar die Soldaten bei keinem Triumph an Liedern dieſer Art fehlen, ſie erlaubten ſich in ihnen die derbſten Witze gegen denſelben General, deſſen Ruhm durch den Triumph verherrlicht wurde. Was ſich von dieſen Gedichten erhalten hat, iſt uns meiſtens unverſtändlich, weil ſich ſolche Poeſieen immer auf das Beſonderſte beziehen. Aus dem nämlichen Grunde ſtehen ſie aber auch mit der allgemeinen Bildung und ihrem Gang in keinem Zuſammenhang. Ebendasſelbe gilt von der dritten Gattung römiſcher Gedichte, welche ſehr frühe entſtanden ſind und ſich als Volkspoeſie durch die ganze republikaniſche Zeit hindurch und zum Theil ſogar noch länger erhalten haben. Dieſes ſind die ſogenannten Atellanen, eine Art dramatiſcher Poſſenſpiele mit Charaktermasken. Sie waren in der früheren Zeit nicht in der lateiniſchen, ſondern in der oskiſchen Sprache abgefaßt. Neben dieſen rohen Gattungen von Volkspoeſie zeigt uns die ältere Zeit der Römer zwei bedeutendere Arten von geiſtigen Erzeugniſſen. Die Eine beſtand in mahnenden und belehrenden Sprüchen, deren Inhalt der ſtrengen Sittenlehre des ſamnitiſchen Volkes entlehnt war. Die andere war eine hiſtoriſche Poeſie und beſtand aus Heldenliedern, welche die Thaten berühmter Männer der Vorzeit verherrlichten. Wie die Griechen zur Cither, ſo ſangen die älteſten Römer zum Tone der Flöte die ruhmvollen Unternehmungen ihrer Vorfahren, und aus dieſen Liedern, welche ſpäter zum Theil niedergeſchrieben wurden, ſind alle Nachrichten über die römiſche Königszeit und über die erſten Jahrhunderte der Republik gefloſſen.

Dieſe verſchiedenen Arten von Poeſieen bilden zwar die erſten Anfänge, aber keineswegs die Grundlage der ſpäteren römiſchen Bildung; denn ſie wurden dadurch, daß man ſpäter die griechiſche Bildung in Rom einführte, ganz in die niederen Kreiſe des Lebens zurückgedrängt, und konnten alſo weder auf das innere Leben der gebildeten Klaſſe, noch auf die Entwickelung der römiſchen Cultur und Literatur überhaupt einen Einfluß ausüben. Es ging mit ihnen gerade ſo, wie im Anfange des Mittelalters mit den alten deutſchen Volksliedern, welche neben der eindringenden lateiniſchen

Bildung ſich nur im Volk erhielten. Statt auf dieſen erſten Erzeugniſſen geiſtiger Thätigkeit fortzubauen, überließen die höheren Stände von Rom dieſelben der ungebildeten Klaſſe des Volkes, und nahmen dagegen eine fremde Cultur an. Nicht einmal die dem kriegeriſchen und patriotiſchen Sinne der Römer ſo ſehr angemeſſenen Heldenlieder haben zu einem nationalen epiſchen Meiſterwerke geführt, wie die Heldengeſänge der alten Deutſchen zu dem Niebelungenlied oder wie die älteſten Heldenlieder der Griechen zu den beiden Dichtwerken Homer's. Ebenſo wenig haben ſich aus den anderen früheſten Erzeugniſſen geiſtiger Thätigkeit, wie dies bei den Griechen der Fall war, eine höhere lyriſche und dramatiſche Dichtkunſt oder eine nationale Philoſophie entwickelt. Die hiſtoriſche Poeſie der Vorzeit ward in Rom nicht einmal zu einer vollendeten Geſchichtſchreibung ausgebildet, während dieſe bei den Griechen auf ganz naturgemäße Weiſe nach und nach aus den epiſchen Gedichten hervorging.

Wenden wir uns von den älteſten römiſchen Poeſieen zu der bildenden Kunſt, ſo finden wir in den erſten Jahrhunderten der Republik kaum einen Sinn für dieſelbe. Die Kunſt konnte keine Stätte bei einem Volke finden, welches beſtändig mit Kriegszügen oder mit dem Streit über Mein und Dein und über die Rechte der verſchiedenen Stände beſchäftigt war. Die Römer ſchleppten damals zwar aus den eroberten etruskiſchen und griechiſch-italiäniſchen Städten Kunſtwerke nach Rom, um ihre Tempel und öffentlichen Plätze mit ihnen zu ſchmücken, aber ſie thaten dies nicht aus Wohlgefallen an der Kunſt, ſondern weil ſie ſich beim Anblicke der Kriegesbeute ihrer Überlegenheit bewußt wurden. Sie nahmen daher damals auch in der Berührung mit den gebildeteren unterworfenen Völkern keinen Kunſtgeſchmack an, und riefen ebenſo wenig die Künſtler dieſer Völker herbei, um von ihnen neue Kunſtwerke in Rom verfertigen zu laſſen. Dagegen zeigt ſich bei den Römern vor ihrer Bekanntſchaft mit den Griechen ein ſelbſtſtändiger Anfang in den realen Geiſtesbeſchäftigungen. Sie machten nämlich ſchon früh einige ſchwache Verſuche, die Art Wiſſenſchaft, welche ſie kannten, auf das Leben anzuwenden. Dies geht daraus hervor, daß ſie ſchon früh die Feldmeßkunſt trieben, und ſowohl das Jahr, als die Tageszeiten auf beſtimmte Weiſe einzutheilen

verſtanden. Doch gingen ſie hierin nicht über die rein praktiſche Mathematik hinaus. Nur in der Anwendung dieſer Wiſſenſchaft auf die Kriegskunſt zeigt ſich ein größerer Fortſchritt (ſ. Th. III. S. 259). Fragen wir endlich noch nach dem erſten Anfange der Redekunſt, die ſpäter der eigentliche Kern und Mittelpunkt der römiſchen Bildung wurde, ſo war dieſe im älteren Rom ebenſo wenig zu finden, als in Sparta, obgleich die Beſchaffenheit des Staatsweſens und das tägliche Bedürfniß Beredſamkeit erforderte. Wir hören zwar von berühmten Reden, welche, wie die von Appius Claudius gegen den Frieden mit Pyrrhus gehaltene (ſiehe Th. III. S. 292), auf die Beſchlüſſe des Senats oder der Volksverſammlung einen entſcheidenden Einfluß ausübten; aber dies war ſtets nur die Wirkung der natürlichen Beredſamkeit, nicht der Regel oder der Kunſt, von welcher man in den erſten Jahrhunderten der Republik durchaus nichts wußte.

2. Literatur und Bildung vom Beginn der puniſchen Kriege an bis auf Cicero's Zeit.

Erſt dadurch, daß die Römer mit den Griechen bekannt wurden, erhielten außer dem Rechtsweſen und dem Landbau auch andere Zweige des Wiſſens eine Bedeutung in Rom. Dieſes Eindringen einer fremden Bildung begann zu der Zeit, als die Verfaſſung demokratiſcher, die Ungleichheit des Vermögens und der Lebensweiſe größer wurde, und die Weltherrſchaft der Römer ſich ſo ſchnell ausbreitete, daß die Entwickelung des äußeren Lebens mit dem zunehmenden Bedürfniß einer umfaſſenderen Bildung nicht gleichen Schritt halten konnte (ſ. Th. III. S. 474). Dieſe fand ſich damals bei den Griechen ſo durchaus vollendet vor, daß ſie allen den Anforderungen entſprach, welche die verfeinerten Verhältniſſe des Lebens und die verwickelter gewordenen Geſchäfte der Staatsleitung an die vornehme römiſche Welt machten. Daher war es ganz natürlich, daß man in Rom ſeit der Unterwerfung von Unteritalien und Sicilien die griechiſche Bildung aufnahm. Dieſe konnte aber nur bei den höheren Klaſſen von Rom Eingang finden; denn ſie war ein Bedürfniß für die Staatsgeſchäfte und für das feinere geſellige Leben, nicht ein natürlicher Erfolg fortſchreitender Volksentwickelung. Wie das Eindringen

dieſer fremden Bildung in Rom eine Parteiung unter der Ariſto-kratie hervorrief, iſt bereits früher aus einander geſetzt worden (Th. III. S. 475 ff.). Die wichtigſte Folge, welche die Aufnahme der griechiſchen Bildung in Rom hatte, iſt unſtreitig, daß ſie ſtets Eigenthum der vornehmen römiſchen Welt blieb, daß ſie alſo den einen Theil der Nation auf eine neue Bahn der Entwickelung hinleitete, auf welcher ihm der andere nicht folgen konnte. Die große Maſſe des Volkes wurde dadurch in Bezug auf geiſtige Entwicklung von der gebildeten Klaſſe der Nation ebenſo getrennt, wie dies vor hundert und fünfzig Jahren in Deutſchland geſchah, als die Höfe ſich von allem Nationalen losſagten und franzöſiſche Sitte und Denkweiſe annahmen. Hätte das deutſche Volk damals nicht bereits eine nationale Bildung und Literatur gehabt, ſo würde ebendasſelbe eingetreten ſein, was in Rom eintrat: die veränderte Richtung der vornehmeren Klaſſe hätte keinen anregen-den und fortbildenden Einfluß auf das Weſen der großen Maſſe ausüben können, und dieſe wäre in Folge davon immer mehr in Rohheit verſunken.

Will man die Zeit, in welcher dieſe wichtige Veränderung der römiſchen Bildung eintrat, in einer beſtimmten Jahreszahl an-geben, ſo wird man dazu am paſſendſten das Jahr 270 v. Chr. wählen, weil damals die Griechen in Unteritalien unterworfen wurden, und alſo die Berührung zwiſchen römiſcher und griech-iſcher Sitte dauernd zu werden begann. Doch verhält es ſich mit dieſer Angabe ebenſo, wie mit allen chronologiſchen Beſtimm-ungen in der Geſchichte der Literatur und Kunſt: die geiſtige Ent-wickelung nimmt überall nicht plötzlich, ſondern nur nach und nach eine neue Richtung. Daß die Römer ſchon früher mit der griech-iſchen Literatur nicht ganz unbekannt waren, kann ſogar aus be-ſonderen Umſtänden nachgewieſen werden. Die römiſchen Ge-ſandten z. B., welche elf Jahre früher nach Tarent geſchickt wurden, bedienten ſich dort vor der Volksverſammlung der griech-iſchen Sprache, und Pyrrhus würde gewiß ſtatt des Philoſophen und Staatsmannes Cineas einen ſeiner Generale an die krieger-iſchen Römer geſandt haben, wenn nicht die griechiſchen Anſichten vom Leben und vom Staate bereits in der römiſchen Ariſtokratie Eingang gefunden hätten.

Derjenige Zweig der griechiſchen Literatur, welcher zuerſt in die römiſche Nation oder vielmehr in den ariſtokratiſchen Theil derſelben eindrang, war die Dichtkunſt. Dies hatte einen ganz natürlichen Grund. Die griechiſche Philoſophie bot den Römern, welche damals noch mit dem ererbten geſunden Menſchenverſtand und mit der in Rom einheimiſchen derb praktiſchen Klugheit vollkommen ausreichten, keine Seite dar, durch die ſie ſich ihnen hätte empfehlen können. Ebenſo bedurften ſie zu jener Zeit der politiſchen Theorien und der Redekunſt der Griechen nicht, weil ihre Herrſchaft ſich noch nicht über ganz fremdartige Völker erſtreckte, und weil die, unter langen inneren Kämpfen zu Stande gebrachte, Ausbildung ihrer Verfaſſung allen Klaſſen des Volkes eine praktiſche und gewiſſermaßen inſtinctmäßige Staatsweisheit eingepflanzt hatte, welche beſſer wirkte und ſchönere Früchte brachte, als die griechiſche Staatswiſſenſchaft je einem griechiſchen Staate gebracht hatte. Das Civilrecht endlich, ſowie das Gerichtsweſen und die Religions-Ceremonien beruhten auf uralten Überlieferungen, die ſich den Bedürfniſſen der Zeit gemäß entwickelt hatten, und man bedurfte daher auch hierin des griechiſchen Unterrichts nicht. Ganz anders verhielt es ſich dagegen mit der leichten Literatur und den ſchönen Künſten. Hierin bot ſich dem vornehmen Römer, der gerade damals zu feinerem Lebensgenuß überging, zu Hauſe nichts Genügendes dar; denn die rohen und derben Späſſe der Volkspoeſie konnten ihm unmöglich zuſagen. Die vielen gebildeten Griechen aus Unteritalien, welche als Schützlinge mit den römiſchen Großen in Verkehr kamen, ſuchten ſich daher dieſen dadurch angenehm zu machen, daß ſie römiſche Gedichte im feineren griechiſchen Geſchmack verfaßten. Auf dieſe Weiſe ward zuerſt die Poeſie der Römer durch den eindringenden griechiſchen Geiſt umgewandelt, und die erſten Dichter, welche in der neuen römiſchen Literatur auftraten, waren geborene Griechen.

Dieſe Männer waren Livius Andronikus, Cnäus Nävius und Quintus Ennius. Die beiden Erſteren lebten um das Jahr 235 v. Chr., der Letztere etwa dreißig Jahre ſpäter. Livius Andronikus, welcher wahrſcheinlich in Tarent geboren war, gerieth als römiſcher Kriegsgefangener in Sklaverei, ward aber von ſeinem Herrn freigelaſſen, und ſuchte ſich bei den vornehmen Gönnern,

die er in Rom erhielt, durch Überſetzungen und Nachbildungen griechiſcher Tragödien und Komödien beliebt zu machen. Die Aufführung eines ſeiner Stücke im Jahre 241 oder 240 v. Chr. war der erſte Verſuch, dem griechiſchen Drama einen Platz neben den einheimiſchen Atellanen zu verſchaffen. Cnäus Nävius, ein in Campanien geborener Grieche, ſcheint der begabteſte von den genannten drei Männern geweſen zu ſein. Er ſchlug einen anderen Weg ein, als Livius Andronikus, ſtürzte ſich aber dadurch ſelbſt ins Verderben. Er ſuchte nämlich die römiſche Literatur aus der ariſtokratiſchen Richtung, welche ſie ſo eben erſt erhalten hatte, zurückzuleiten und wieder volksthümlich zu machen. Er ſchrieb alſo nicht für die vornehmen Familien, ſondern für die Volksklaſſe, und wagte es, die ganz politiſche Komödie eines Ariſtophanes nach Rom zu verpflanzen. Er brachte die Metelle, die Scipionen und andere Männer erſten Ranges auf die Bühne, und ſchwang die Geißel der Satyre über ſie. Da er aber als ein Fremder, den keine vornehme Familie beſchützte, der Willkür der regierenden Klaſſe preisgegeben war, ſo ließen ihn ſeine Feinde in den Kerker werfen und ſpäter aus Rom verbannen. Sein Beiſpiel ſchreckte nachher jeden Anderen ab, ein Volksdichter ſein zu wollen oder ſeine Fähigkeiten auf etwas Anderes zu wenden, als auf das, was der regierenden Klaſſe angenehm war. Schon gleich der nächſte Nachfolger des Nävius, Quintus Ennius, welcher in der griechiſchen Stadt Rudiä in Apulien geboren war, als griechiſcher Sprachlehrer nach Rom kam, und hier der Freund und Schützling des älteren Scipio Afrikanus, des Cato Cenſorius und anderer angeſehenen Männer wurde, ſchlug den ganz entgegengeſetzten Weg ein, und gelangte dadurch nicht allein für ſich ſelbſt zu Anſehen und Behaglichkeit, ſondern bewirkte auch, daß die neue griechiſch-römiſche Bildung in den höheren Klaſſen von Rom recht eigentlich Mode ward. Selbſt der heftige Feind derſelben, Cato der Ältere, ließ ſich noch in ſeinen alten Tagen von Ennius überzeugen, daß Rom mit der alten ſamnitiſchen und latiniſchen Bildung nicht länger ausreichen könne. Übrigens wußte der ſchlaue Grieche ſeine literariſche Waare den vornehmen Herren von Rom noch auf andere Weiſe zu empfehlen. Ennius zeigte ihnen nämlich, daß eine Verwandtſchaft

zwiſchen der lateiniſchen, der oskiſchen und der griechiſchen Sprache beſtehe, und daß ſich das Lateiniſche ohne Kenntniß der beiden anderen Sprachen nicht gründlich erlernen laſſe. Dies verſchaffte den griechiſchen Studien ein großes Gewicht in Rom, weil den Männern der herrſchenden Klaſſe Alles daran lag, ihrer Sprache ganz mächtig zu ſein. Ennius verfertigte außerdem ein Heldengedicht auf die Kriegsthaten des älteren Scipio, und gewann dadurch der neuen Literatur noch mehr Boden; denn die hohen Familien wurden durch dieſes Gedicht zu dem Gedanken gebracht, daß es für ihren Ruhm mit den bloßen Thaten nicht genug ſei, ſondern daß ſie auch der Lobredner in Poeſie und Proſa bedürften. Da es damals noch durchaus nicht, wie in den Tagen des Kaiſers Auguſtus, eine Menge hungriger Dichter gab, die mit dem Verſemachen ein Gewerbe trieben, ſo mußte das von Ennius gegebene Beiſpiel nothwendig ſehr viel dazu beitragen, der neuen Art von Literatur Eingang zu verſchaffen. Ennius brachte ferner die Geſchichte der Römer in Verſe; dieſes Werk war ebenfalls ganz für die Leute, welche damals die Dichter beſchützten, berechnet, und paßte zugleich zur römiſchen Nationalbildung. Weniger glücklich war Ennius in dem Gedanken, die Tragödien des Euripides ins Lateiniſche zu überſetzen, weil gerade bei dieſen das Hauptverdienſt in der Form, der Sprache, dem Versbau beſteht, und weil die Römer für das Verſtändniß derſelben noch nicht reif waren; allein er traf doch darin die richtige Wahl, daß Euripides ſich wegen ſeines oratoriſchen Charakters am meiſten von allen beſſeren griechiſchen Tragikern für die Römer eignete.

Durch Ennius und ſeine Gönner ward die neue Richtung des geiſtigen Lebens in Rom vollkommen befeſtigt und unter den Männern der vornehmen Klaſſe herrſchend gemacht. Damit trat indeſſen eine Änderung ein, welche bereits oben angedeutet worden iſt, und die man nicht genug beachten kann, um das Weſen der römiſchen Literatur und Bildung richtig zu verſtehen. Es erfolgte nämlich daſſelbe, was unter den Deutſchen im achtzehnten Jahrhundert nach dem Eindringen der franzöſiſchen Literatur erfolgt iſt: die vornehmen Familien nahmen an dem Treiben des Volkes, dieſes aber an dem geiſtigen Leben von jenen durchaus keinen Antheil mehr, das eigentlich Nationale trat alſo auch aus der

Literatur immer mehr zurück, und die römiſche Bildung, ſtatt ſich unter dem Volke zu verbreiten, ward ein Eigenthum der Kreiſe und Geſellſchaften der höheren Welt. Dieſer kleinere Theil der Nation formte die ganze Literatur nach ſeinen Bedürfniſſen und Intereſſen um, er erlangte eine immer größer werdende Feinheit des Tones und erhöhte ſeinen Lebensgenuß durch Kunſt und Wiſſenſchaft; er ward aber durch den ausſchließenden Beſitz der höheren Bildung vom übrigen Volke getrennt, dieſes ſank dadurch immer tiefer, ſeine Literatur erhielt keine Anregung und Fortbildung, ſondern jeder Fortſchritt ward gehemmt, und die große Maſſe der Römer ward um ſo mehr zu größerer Rohheit gedrängt, als die Ariſtokratie es ſich angelegen ſein ließ, ſie durch Kriegsſcenen, durch das Schauſpiel grauſamer Triumphe, durch blutige Gladiatorkämpfe und Thierhetzen immer weiter von ländlicher Sitte und Einfalt zu entfernen. Wie groß die Kluft war, welche durch die eingeführte griechiſche Bildung zwiſchen dem Volk und der regierenden Klaſſe entſtand, und wie ſchnell dieſe Trennung des römiſchen Volkes in zwei ganz verſchiedene Theile eintrat, zeigt ſich recht deutlich, wenn man die beiden berühmteſten römiſchen Komödienſchreiber, Plautus und Terentius, mit einander vergleicht, weil ſie kurz nach einander lebten, und doch in ihrem Streben und in ihrem ganzen Ton eine ſo große Verſchiedenheit zeigen, daß man glauben möchte, es läge ein ganzes Jahrhundert zwiſchen ihnen.

Marcus Attius Plautus, welcher zu gleicher Zeit mit Ennius lebte und 184 v. Chr. ſtarb, war in einem umbriſchen Dorfe von armen Eltern geboren, und blieb in ſo großer Armuth, daß er nicht etwa blos vom Verkaufe ſeiner Komö ien leben mußte, ſondern ſogar oft genöthigt war, ſich zum Mahlen von Handmühlen und zu anderen gemeinen Arbeiten zu verdingen, um ſein Leben zu friſten. Von ſeinen Komödien haben ſich zwanzig erhalten. Die berühmteſte derſelben, welche den Titel Aulularia führt und eine Satyre auf den Geiz enthält, iſt deshalb vorzugsweiſe wichtig, weil ihr Gegenſtand ſowohl von Moliere in ſeinem Geizhals, als auch von Leſſing bei ſeinen erſten Verſuchen für das deutſche Theater in ſeinem Schatze benutzt worden iſt, ſo daß ſich alſo auch in der neueren Zeit die Verbeſſerung

des Luſtſpiels an ihn anknüpft. Alle Luſtſpiele des Plautus ſind Bearbeitungen griechiſcher Komödien, und zwar vorzugsweiſe der Werke des Diphilus und Philemon (ſ. Th. III. S. 106). Er behielt die griechiſchen Sitten und Charaktere bei, wandelte ſie aber oft plötzlich in römiſche um, und gab manchmal auch dem Ganzen eine römiſche Färbung. Witz und Sprache ſind echt römiſch und gehören ihm ſelbſt an. In Plautus Zeit muß es noch möglich geweſen ſein, allen Klaſſen des römiſchen Volkes eine gemeinſame geiſtige Unterhaltung darzubieten; denn ſeine Stücke ſind volksthümlich und doch zugleich auch für die vornehme Welt berechnet. Er ſelbſt billigte es laut, daß Nävius den Verſuch gemacht habe, dem römiſchen Volk einen Antheil an der halbgriechiſchen Bildung der Vornehmen zu gewähren und dieſer ſoviel als möglich eine nationale Bedeutung zu verſchaffen; aber da ihm des Nävius Schickſal vor Augen ſchwebte, ſo ſuchte er ſein Publikum auf eine weniger gefährliche Weiſe zu unterhalten. Er brachte nämlich zwar oft wunde Stellen der Sitten und Beſtrebungen aus der Mitte des ihn umgebenden Lebens auf die Bühne, aber er hütete ſich dabei wohl, jemand perſönlich zu verletzen. Durch platte und gemeine Späſſe, zu denen er ſich, wie Ariſtophanes, oft herabließ, ſuchte er dem Geiſte der niederen Volksklaſſe zu genügen; den feiner gebildeten Zuſchauer entſchädigte er dafür durch echten Humor, gediegenen Witz und kräftige Darſtellung.

Wenn man bedenkt, daß den Italiänern zu allen Zeiten ein hoher Grad von Derbheit eigen war, und daß ihre Natur in Bezug auf unzarte Witze viel vertragen kann, ſo wird man den Verſuch des Plautus, den geiſtigen Genuß der zwei äußerſten Theile der römiſchen Nation mit einander in Verbindung zu bringen, nicht gerade für etwas durchaus Unausführbares halten. Deſſen ungeachtet war ſchon zur Zeit des Terentius daran nicht im mindeſten mehr zu denken. Im Gegentheil, die römiſche Bühne hörte damals auf, zur Unterhaltung des Volkes zu dienen, und ward eine Anſtalt der Ergötzung und Unterhaltung für die höhere Geſellſchaft. Publius Terentius Afer wurde 193 v. Chr. in Karthago geboren, und kam als Sklave eines Senators nach Rom. Von dieſem freigelaſſen, erhielt er Zutritt in die angeſehenſten Häuſer der Stadt, und ward mit dem jüngeren

Scipio Afrikanus und mit Cajus Lälius dem Weiſen nahe befreundet. Er ſtarb ſchon im neun und dreißigſten Jahre ſeines Alters. Seine Stücke, von denen ſich nur ſechs erhalten haben, ſind freie Bearbeitungen des Menander, welchen Plautus verſchmäht hatte, weil er für ſein Publikum zu fein war (ſ. Th. III. S. 106) In den wenigen Jahren, welche zwiſchen der Zeit des Plautus und dem erſten Auftreten des Terentius lagen, hatte ſich das Weſen der Ariſtokratie in hohem Grade verändert und war der Bildung der Volksmaſſe weit vorausgeeilt. Die großen Familien hatten den Charakter fürſtlicher Häuſer angenommen, und jede von ihnen hatte in der Stadt und auf ihren Landſitzen recht eigentlich einen Hof um ſich gebildet, jede hielt für die Beſchäftigung mit Wiſſenſchaft und Kunſt beſondere Sklaven von griechiſcher Abkunft, und ließ in ihren Geſellſchaften Stücke, die aus dem Griechiſchen bearbeitet waren, vorleſen oder auch wohl aufführen. Auf dieſe Weiſe waren die höheren Stände durch ihre Umgebungen und durch die Art ihres Lebens von den Bedürfniſſen des Volkes ſehr weit entfernt und in ihrem Tone ſehr verfeinert worden. Terenz konnte daher nicht mehr, wie Plautus, danach ſtreben, beiden Theilen der Nation zu genügen. Zwar wurden ſeine Stücke noch öffentlich aufgeführt, aber das Volk hatte keinen Gefallen an ihrem für die vornehme Welt berechneten feinen Ton, und konnte keinen lebendigen Antheil daran nehmen; es lief ſogar einſt aus der Vorſtellung eines dieſer Stücke hinweg, um ſich zu den Gladiatorſpielen zu begeben. Terenz blieb übrigens ſeinen griechiſchen Originalen weit mehr treu, als Plautus, und ſchon dieſer Umſtand beweiſt, daß er an die vernachläſſigte Maſſe des Volkes nicht dachte. Man vermißt überhaupt in ihm gar häufig den ſcharfen und treffenden Witz, der ſich auf die Verhältniſſe der Mitlebenden bezieht und aus der Eigenthümlichkeit des Dichters und ſeiner Nation hervorgeht. Dagegen beſaß er einen ſo hohen Grad von Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks, daß man dieſen Vorzug nicht mit Unrecht größtentheils ſeinem Verkehr mit Scipio und Lälius zuſchreibt, in deren Kreiſen er ſich tagtäglich befand, und mit denen er jedes ſeiner Stücke durchging.

Das Theater konnte, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, in Rom unmöglich emporkommen; ja, es ward ſogar bald nach

Terenz die öffentliche Aufführung von Tragödien und Komödien immer ſeltener. Obgleich dabei auch andere Urſachen mitgewirkt haben, ſo lag doch der Hauptgrund in der Beſchaffenheit der Stücke aller Dichter und in dem Charakter der Ariſtokratie, welche dieſe Stücke und ihre Verfaſſer begünſtigte. Die römiſchen Dramen führten mit Ausnahme weniger einzelnen Züge nur griechiſche Charaktere und Zuſtände vor, ſie konnten daher nur zur Unterhaltung der griechiſch gebildeten Ariſtokratie dienen, und wurden in Folge davon auch bald ganz in die Säle der Vornehmen verbannt. Es iſt aus dieſem Grunde nicht nöthig, die anderen Dichter anzuführen, welche zur Zeit des Plautus und Terentius oder gleich nach ihnen Tragödien oder Komödien verfaßten, wie Pacuvius, Cäcilius Statius und Attius. Sie vermochten ebenſo wenig, als Plautus und Terenz, ein nationales Theater in Rom zu ſchaffen. Dagegen haben alle dieſe Männer von einer anderen Seite her ein großes Verdienſt um die römiſche Bildung gehabt. Sie ſchufen die Sprache ganz um, bereicherten ſie mit neuen Wendungen, und beförderten dadurch das gründliche grammatiſche Studium derſelben, welches von Ennius bereits angeregt worden war, und in der nächſten Zeit den Weg zu dem bahnen half, was das Grundweſen und der eigentliche Charakter der römiſchen Literatur geworden iſt; denn dieſer beſtand weniger in der eigenthümlichen Behandlung des Stoffes, als in der Form der Behandlung. Ehe wir jedoch auf die Entſtehung und Ausbildung des rhetoriſchen Charakters der römiſchen Literatur übergehen, müſſen wir erſt zwei andere Seiten derſelben hervorheben, welche noch der älteren Zeit angehören, nämlich den echt römiſchen Geiſt, der ſich in einigen Schriften geltend machte, und die Fortſchritte der realen Wiſſenſchaften in Rom.

Zu den Schriften der echt-römiſchen Bildung gehören die Werke des älteren Cato, der auch noch dadurch eine beſondere Bedeutung hatte, daß er der älteſte proſaiſche Schriftſteller der Römer war. Sein Werk über den Landbau, die einzige von ſeinen Arbeiten, welche auf unſere Zeiten gekommen iſt, behandelt einen wahrhaft nationalen Gegenſtand. Cato ſchrieb außerdem eine Geſchichte, welche von der Urzeit Italiens bis zu ſeinen Tagen herabging, und nicht durch Zierlichkeit, ſondern durch einen

kräftigen prüfenden Geiſt und durch paſſende Auswahl der Thatſachen gefallen ſollte. Wie wenig ſelbſtſtändig ſich nachher die römiſche Literatur entwickelte, wie ſehr ſie von den Griechen abhängig ward, zeigt das Schickſal dieſes Catoniſchen Werks. Obgleich dasſelbe in echt römiſchem Geiſte verfaßt und mit kritiſchem Sinne geſchrieben war, ſo wurde es doch nachher gerade wegen ſeiner ungeſchmückten Form nur wenig geleſen. Noch weit weniger ließen es ſich die einheimiſchen Geſchichtſchreiber der ſpäteren Zeit einfallen, der Richtung zu folgen, welche Cato eingeſchlagen hatte; ſie wandten ſich lieber zu den griechiſchen Hiſtorikern, und zogen auch unter dieſen einen Theopomp und ähnliche Männer (ſ. Th. II. S. 229) einem Thucydides vor. Übrigens verdient neben Cato keiner der anderen Geſchichtſchreiber der älteren Zeit genannt zu werden. Dieſe waren insgeſammt von beſchränktem Geiſte, neigten ſich zum Übertriebenen und Abenteuerlichen, und füllten die Geſchichte der Römer mit Mährchen an. Sie waren überhaupt bloße Annaliſten oder Chronikſchreiber, oder mit anderen Worten, ſie entwarfen blos eine der Zeitfolge nach geordnete Angabe der äußeren Ereigniſſe, und drangen nicht in den inneren Zuſammenhang derſelben ein; ihre Werke enthalten alſo auch keine eigentliche Geſchichte, ſondern nur das Material derſelben. Auch als Sammlung von Notizen und Thatſachen ſind die Annalen oder Chroniken ebenſo wenig zuverläſſig, als unſere Zeitungen, mit welchen man ſie einigermaßen vergleichen kann. Wie wenig dieſen geiſtloſen Annaliſten ſogar dann zu trauen iſt, wenn ſie über ihre eigene Zeit berichten, zeigt am beſten das Urtheil des Geſchichtſchreibers Polybius über den berühmteſten römiſchen Annaliſten, Quintus Fabius Pictor. Obgleich Fabius Pictor im zweiten puniſchen Kriege mitkämpfte und als römiſcher Senator eine genauere Kenntniß desſelben haben konnte, ſo werden doch ſeine Angaben von dem unmittelbar nach ihm lebenden griechiſchen Geſchichtſchreiber Polybius ſogar in Betreff deſſen, was er als Augenzeuge von den einzelnen Begebenheiten dieſes Krieges berichtet, unbedingt verworfen. Polybius macht bei dieſer Gelegenheit folgende Bemerkung, die auch in unſerer Zeit nicht genug beherzigt werden kann: „Viele nehmen bei der Prüfung hiſtoriſcher Berichte nicht auf die Sache ſelbſt, ſondern auf den Erzähler

Rückſicht, und laſſen ſich z. B. bei dem, was Fabius vom zweiten puniſchen Kriege meldet, durch den Umſtand irre leiden, daß derſelbe Mitglied des römiſchen Senats und ein Zeitgenoſſe dieſes Krieges war; ſie glauben daher, alles, was er ſage, müſſe durchaus wahr ſein. Obgleich nun freilich die Perſönlichkeit des Schriftſtellers ſtets auch mit in Anſchlag zu bringen iſt, ſo darf man doch darauf nicht Alles ankommen laſſen, ſondern die Hauptſache beſteht immer darin, daß der Leſer aus den erzählten Umſtänden ſelbſt urtheile und prüfe."

Die realen Wiſſenſchaften machten durch die Bekanntſchaft mit den Griechen und ihrer Literatur einige Fortſchritte, obgleich man auch damals noch ſo weit zurückblieb, daß z. B. im Kriege mit Perſeus ein Kriegstribun durch die Vorausſagung einer Mondfinſterniß bei ſeinen Kameraden faſt ebenſoviel Aufſehen erregte, als einſt Thales durch die Vorherverkündigung einer Sonnenfinſterniß bei den Kleinaſiaten erweckt hatte. Man konnte dieſe Wiſſenſchaften für die Kriegskunſt, das Bauweſen, die Anlage der Heerſtraßen und andere öffentlichen Unternehmungen nicht entbehren, man ließ ſich daher in denſelben gern von den Griechen weiter führen. Dies verſchaffte dann auch der epikureiſchen Philoſophie Eingang, die ſonſt für die römiſche Denk- und Sinnesart durchaus nicht paßte, weil die Religion noch zu tief im Volke wurzelte. Der Athener Epikur, welcher um das Jahr 300 v. Chr. lebte, hatte die entartete cyrenaiſche Philoſophie wieder hergeſtellt (ſ Th. II. S. 277). Nach ſeiner Lehre beſtand das höchſte Gut und der Zweck des Lebens in dem Vergnügen, dieſes beſchränkte Epikur zwar auf die Seelengenüſſe, er erklärte aber die Seele ſelbſt für einen vom Körper unzertrennlichen und gleich dieſem phyſiſchen Theil der menſchlichen Natur. Es war eine natürliche Folge dieſer Anſicht, daß Epikur die Beobachtung und Erforſchung der Natur zu einem Hauptgegenſtande der Philoſophie machte. Dadurch erhielt ſeine Schule bei den praktiſchen Römern vielen Beifall, und es ſcheinen unter ihnen, in Folge des Einfluſſes der epikureiſchen Philoſophie, ſchon früh Werke über die Natur der Dinge geſchrieben worden zu ſein. Dieſe ſind aber insgeſammt untergegangen, und die älteſte römiſche Schrift darüber, die ſich erhalten hat, gehört dem Titus Lucretius Carus

an, welcher erſt im Anfange des letzten Jahrhunderts vor Chriſto lebte. Sein Werk über die Natur der Dinge iſt ein Lehrgedicht, und behandelt das ganze epikurei che Syſtem. Lucretius nahm ſich dabei griechiſche Lehrgedichte aus der alexandriniſchen Zeit zum Muſter, und da dieſe untergegangen ſind, ſo können wir nicht urtheilen, wie viel in dieſem Werke ihm ſelbſt eigenthümlich angehört. Das Gedicht des Lucretius iſt übrigens da, wo lyriſche Stellen vorkommen, voll wahrer Begeiſterung; ſonſt iſt es nur in den Epiſoden oder in den hier und da eingeſchobenen Abſchweifungen von dem Gegenſtande dichteriſch, dann aber auch oft in ausgezeichnetem Grade. Wenn wir durch dieſen Blick auf Lucretius der Zeit vorausgeeilt ſind, ſo gehören dagegen die Werke eines anderen Dichters, den wir noch erwähnen müſſen, in diejenige Zeit, in welcher griechiſche Sitte und Bildung ſoeben erſt im römiſchen Volke feſte Wurzeln geſchlagen hatten. Cajus Lucilius, ein römiſcher Ritter aus der Stadt Sueſſa in Campanien, ward 148 v. Chr. geboren und ſtarb im Jahre 103. Mit dem jungen Scipio nahe befreundet, hat er, wie Ennius, durch ein Heldengedicht die Familie der Scipionen verherrlicht, und damit zugleich ſich ſelbſt und ſeinen Beſchäftigungen bei der römiſchen Ariſtokratie großes Anſehen verſchafft. Sein Verkehr mit der halb griechiſch gewordenen vornehmen Welt von Rom hat ihn nicht abgehalten, Satyren zu ſchreiben, in welchen er nicht nur den echt römiſchen Witz dem ausländiſchen vorzog, ſondern auch im alt-römiſchen Geiſte gegen das Griechiſche zu Felde zog, und insbeſondere den herrſchend gewordenen Ton der jungen Leute geißelte, die ſich eine Ehre daraus machten, beſſer Griechiſch als Lateiniſch zu verſtehen. Seine Werke ſind untergegangen, und ihr Verluſt iſt in hohem Grade zu bedauern, weil in ihnen ein alt-römiſch geſinnter und mit Witz, Erfahrung und Urtheil begabter Mann der neuen Bildung entgegen zu arbeiten ſuchte, und dabei Perſonen und Verhältniſſe mit ſcharfen Zügen zeichnete. Eine dauernde Wirkung konnten übrigens dieſe Satyren nicht haben, da die Zeit nicht aus ihrem Gange zu bringen war, und die griechiſch-römiſche Richtung in Verbindung mit dem tiefgefühlten Bedürfniſſe der Rhetorik gerade zu Lucilius Zeit vollkommen durchdrang.

Die Rhetorik, welche in Italien noch heut' zu Tage die erſte der Wiſſenſchaften iſt, ward zur Zeit des Lucilius auch die Hauptgrundlage der römiſchen Bildung. Damals war nämlich die Verfaſſung des Staates nach und nach in eine unvollkommene Demokratie übergegangen, ſie hatte alſo eine ſolche Form und Einrichtung erhalten, daß die künſtliche Beredſamkeit und die Dialektik (ſ. Th. II. S. 232) für die Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften ganz unentbehrlich wurden. Es bedurfte daher ſeitdem nur eines zufälligen Anlaſſes, um alle Studien dahin zu richten. Dieſen Anlaß gab eine atheniſche Geſandtſchaft, die im Jahre 156 v. Chr. nach Rom kam, und hier eine ähnliche Revolution hervorbrachte, wie einſt die Erſcheinung der ſicilianiſchen Sophiſten in Athen (ſ. Th. II. S. 232 f.). Dadurch wurde das, was ſchon längſt im Zuge war, vollſtändig zu Stande gebracht, und der Hauptcharakter der römiſchen Bildung für alle Zeiten beſtimmt. Jene Geſandtſchaft ward wegen einer Geldſtrafe geſchickt, die ein von den Römern ernanntes Auſträgalgericht den Athenern auferlegt hatte, und die Mitglieder derſelben waren die größten Meiſter der Redekunſt jener Zeit und die Häupter der drei philoſophiſchen Hauptſchulen, der Peripatetiker Kritolaus, der Akademiker Karneades und der Stoiker Diogenes von Babylon. Kritolaus von Phaſelis, welcher nicht mit dem früher (Th. III. S. 434) erwähnten achäiſchen Strategen verwechſelt werden darf, war der Vorſteher der peripatetiſchen Lehranſtalt. Daß in dieſer nach ihres Meiſters Beiſpiel die Dialektik und Rhetorik mit großem Eifer getrieben wurde, verſteht ſich bei einer philoſophiſchen Schule, die von Anfang an das praktiſche Leben ins Auge gefaßt hatte, ganz von ſelbſt. Karneades von Cyrene war einer der bedeutendſten Philoſophen der von Plato gegründeten Akademie. Kurz vor ihm hatte Arceſilaus (ſ. Th. II. S. 269) die Platoniſche Philoſophie und Lehranſtalt dem Zeitgeiſte mehr anzupaſſen geſucht, indem er die überſinnlichen Dinge als unerkennbar in den Hintergrund drängte, die von anderen Schulen darüber aufgeſtellten Lehrſätze mit Zweifeln bekämpfte, und das Handeln und Wirken im Leben für das Hauptziel jeder Philoſophie erklärte. Karneades ging in dieſer Tendenz noch weiter, und ward, weil er faſt nur auf die Bildung des Redners und

Advokaten hinarbeitete und die Akademie zu einer vollkommenen Bildungsſchule für Staatsmänner und Weltleute machte, der Stifter der dritten oder neuen Akademie. Er zeichnete ſich außerdem ganz beſonders durch unglaubliche Fertigkeit der Rede und durch eine Dialektik und Disputirkunſt aus, welcher nichts widerſtehen konnte. Die rein philoſophiſchen Lehren dieſes Mannes und ſeiner Nachfolger haben für die Weltgeſchichte keine Bedeutung, ſondern nur der allgemeine Umſtand, daß Karneades und die anderen Häupter der Akademie das Platoniſche Syſtem, dem ſie der Hauptſache nach treu blieben, von Zeit zu Zeit mit dem herrſchenden Geiſt in Einklang brachten, und dadurch ſich ſelbſt und ihrer Schule Anſehen und Einfluß erhielten. Die ſtoiſche Philoſophie, an deren Spitze damals Diogenes von Babylon ſtand, war um das Jahr 300 v. Chr. durch den Cyprier Zeno gegründet worden, und erhielt ihren Namen von dem Umſtande, daß ihr Stifter mit ſeinen Schülern vorzugsweiſe gern in einer Stoa von Athen (ſ. Th. I. S. 417) zuſammenkam. Sie war der Hauptſache nach ein veredelter Cynismus; denn Zeno hatte das cyniſche Syſtem und ſeine Anwendung von dem Schmutze mit welchem deſſen letzte Anhänger es befleckt hatten, gereinigt, und den Bedürfniſſen edler Seelen angepaßt. Weil die Moral das Hauptelement und der eigentliche Mittelpunkt des Stoicismus war, ſo eignete ſie ſich nicht allein für alle beſſeren Menſchen, die in den Zeiten der Entartung Kraft und Selbſtgefühl behielten, ſondern ſie ſtand auch überhaupt dem Leben in allen ſeinen ſittlichen Beziehungen näher, als die mehr auf reine Erkenntniß und ihre Anwendung gerichteten Lehren eines Plato und Ariſtoteles, und fand deshalb zugleich mit dem Epikureismus bei dem praktiſchen Volke der Römer mehr Eingang, als dieſe. Auch die Stoiker hatten ſich übrigens, wie die anderen philoſophiſchen Schulen, die Bildung des Staatsmannes und Redners zu einer beſonderen Aufgabe gemacht. In der Redekunſt ſtrebten ſie, dem Grundcharakter ihrer Philoſophie gemäß, vorzugsweiſe nach gedrängter Kraft. Die Dialektik war für ſie ebenfalls ein Hauptſtudium, und der um das Jahr 240 v. Chr. lebende Chryſippus von Soli, der geiſtvollſte unter den ſtoiſchen Weiſen und

der Lehrer des Diogenes von Babylon, zeichnete ſich darin eben ſo ſehr aus, als der Akademiker Karneades.

Das Erſcheinen der drei atheniſchen Redner und Philoſophen in Rom mußte den bedeutendſten Einfluß auf die Bildung des römiſchen Volkes haben, da ihr Streben ebenſowohl mit der dort herrſchend gewordenen Richtung, als mit dem veränderten Charakter des Staatslebens völlig übereinſtimmte. Auch war ihnen in der letzteren Zeit durch andere Männer ſo vorgearbeitet worden, daß ihre Wirkſamkeit den fruchtbarſten Boden fand. Seit Ennius Auftreten war das Intereſſe für grammatiſche Studien lebendig geworden. Ein berühmter griechiſcher Rhetor, der als Geſandter des Königs Eumenes II. nach Rom gekommen war, hatte während ſeiner Anweſenheit Vorleſungen über Redekunſt gehalten. Neben dieſen Ausländern hatten ſogar zwei römiſche Ritter eine Schule der Beredſamkeit eröffnet. Endlich waren zwölf Jahre vor der atheniſchen Geſandtſchaft tauſend Achäer als Geißeln nach Italien gekommen, welche insgeſammt wiſſenſchaftlich gebildete Männer waren, und von denen manche, wie der Geſchichtſchreiber Polybius und der ſtoiſche Philoſoph Panätius, mit dem jüngeren Scipio, mit Lälius und anderen römiſchen Großen innig befreundet wurden. Der Sinn für die neue griechiſche Bildung war alſo allgemein geworden, und es war ein ganz neuer Eifer für die griechiſche Literatur und für ihre Übertragung auf römiſchen Boden entſtanden. Man hatte namentlich erkannt, wie ſehr die Griechen in Rhetorik und Dialektik den Italiänern voraus wären, und welchen Nutzen das Studium ihrer Literatur für das Staatsleben und die Beredſamkeit darböte. Als daher die drei erſten griechiſchen Philoſophen und Rhetoren nach Rom kamen, ſtrömte Alles ihnen zu, um aus dem Verkehr mit ihnen wie aus einer reinen Quelle die neue Bildung zu ſchöpfen. Sie wurden in den Häuſern der vornehmen Familien gerade ebenſo aufgenommen, wie im vorigen Jahrhundert ein Voltaire, d'Alembert, Diderot, Raynal und andere Franzoſen an den Höfen Friedrich's des Großen und anderer deutſchen Fürſten. Beſonders machte Karneades großes Aufſehen; er trat in Rom auf die nämliche Weiſe auf, wie einſt Gorgias und andere Sophiſten in Athen (ſ. Th. II. S. 233), und ſetzte die Römer nicht wenig in Erſtaunen, als er ſich erbot,

heute eine Rede zum Lobe der Gerechtigkeit und morgen eine andere zu ihrem Tadel zu halten, und doch ſeine Zuhörer von Beidem auf gleiche Weiſe zu überzeugen. Die römiſche Welt fühlte ſich ebenſo ſehr, wie zu Gorgias Zeit die Athener, von einer Weisheit und Kunſt angezogen, mit der man in einer halb demokratiſchen Republik ſo Vieles ausrichten konnte. Ganz Rom fand die griechiſche Art, über die Staatsangelegenheiten zu philoſophiren und die öffentlichen Geſchäfte zu treiben, ſo einladend, daß Jedermann ſie zu erlernen wünſchte, und daß Cato der Ältere darauf drang, eine für den altrömiſchen Charakter ſo gefährliche Geſandtſchaft ſchnell abzufertigen und ihr lieber ihre Bitte ohne Weiteres zu gewähren, als die römiſche Jugend noch länger ihrer Verführung preiszugeben. Der Strom war jedoch nicht mehr zu hemmen; durch die Erſcheinung der drei griechiſchen Philoſophen ward die neue Richtung, welche in die Bildung der Römer kam, für immer entſchieden, und obgleich ſechs Jahre nachher die altrömiſche Partei im Senat den Beſchluß durchſetzte, daß die vielen fremden Philoſophen und Rhetoren, die ſich in Rom niedergelaſſen hatten, aus der Stadt entfernt werden ſollten, ſo blieb doch die Sache wie ſie geweſen war. Solche Polizeimaßregeln konnten gerade diejenigen Griechen nicht treffen, welche, wie Polybius und Panätius, in die Kreiſe der vornehmen Welt aufgenommen worden waren, und durch ihre große geiſtige Überlegenheit mehr wirkten, als hundert griechiſche Rhetoren vom gewöhnlichen Schlag. Überdies paßte das neue Weſen zu ſehr zu dem veränderten Charakter der römiſchen Ariſtokratie ſelbſt, als daß es hätte ausgerottet werden können. Der perſönliche Vortheil, der Genuß und die Ehre des äußeren Lebens, die feinen Beſtimmungen über Mein und Dein, die Wirkſamkeit im Senat und in der Volksverſammlung beſchäftigten den vornehmen Römer Tag für Tag; ihm mußte alſo auch, wie in neuerer Zeit dem Franzoſen, die *Form* des Vortrags und die Manier des Verkehrs weit mehr am Herzen liegen, als ſolchen Völkern, denen ein inneres Leben neben dem äußeren aufgegangen iſt, oder die, wie die Deutſchen, dem Letzteren abgeſtorben ſind.

Von dieſer Zeit an war die griechiſche Literatur die Grundlage und das Rhetoriſche der Haupt-Charakterzug der römiſchen

Bildung, dagegen trat das Volksthümliche und urſprünglich Römiſche ganz in den Hintergrund. Von einer ausländiſchen Literatur abhängig und auf einen einzelnen Theil des römiſchen Volkes beſchränkt, hörte die römiſche Bildung auf, ſich als ein, man möchte ſagen, organiſcher Beſtandtheil des nationalen Lebens durch ſich ſelbſt zu entwickeln und von Geſchlecht zu Geſchlecht zu vererben, ſie wurde und blieb eine fremde und ſchulmäßig angelernte. Eine auf griechiſche Lehrſätze geſtützte Beredſamkeit ward das Haupt-Erforderniß für die Wirkſamkeit im Senat und vor dem Volke; der Nutzen für das äußere Leben und die Form der Sprache wurden der Maßſtab für die Bildung und Literatur; die vornehmen Kreiſe erhielten einen eleganten Ton und einen Anſtrich von geiſtreicher Unterhaltung, von philoſophiſcher Bildung und von Beleſenheit in griechiſchen Schriften; die Nachahmung griechiſcher Dichter und Proſaiſten endlich wurde die einzige Art von Schriftſtellerei, welche bei der herrſchenden Ariſtokratie auf Beifall hoffen durfte. Daß in Folge dieſer Richtung der Cultur auch die Damen einen großen Einfluß auf die römiſche Bildung und Literatur erhielten, war dem ganzen Charakter derſelben nach natürlich, um ſo mehr, da in Rom von jeher die Frauen eine hohe Stellung eingenommen hatten (ſ. Th. III. S. 255). Wie die franzöſiſche Sprache im Kreiſe gewiſſer Pariſer Damen und der durch ſie gebildeten Schriftſteller jene Feinheit und Artigkeit, jenen Ton und Witz erhalten hat, die in Frankreich als das Vollendete und Muſterhafte der Literatur gelten, ſo waren es auch in Rom angeſehene Damen und beſtimmte Salons, durch die ein beſonderer feiner Ton der Sprache geſchaffen wurde. Ja, ſogar noch ehe ein ausgezeichneter Schriftſteller in der neuen Art von römiſcher Bildung auftrat, gaben ſchon einige Damen der Sprache eine größere Leichtigkeit und Gewandtheit, einen feineren und zarteren Ton. Dieſe Damen waren die der Scipioniſchen Familie angehörende Mutter der Gracchen, Cornelia, die Tochter Lälius des Weiſen, Lälia, ſowie einige Frauen aus der Liciniſchen Familie und aus dem Geſchlechte der Mucier.

Wie ſehr die neue Richtung der römiſchen Cultur am Ende dieſes Zeitraumes durchgedrungen war, und welche Bedeutung Wiſſenſchaft und Literatur erhalten hatten, läßt ſich am deutlichſten

an den drei Männern erkennen, welche von Marius Zeit an bis auf Cäſar die höchſte Macht in Händen hatten, Sulla, Lucullus und Pompejus. Es geht nämlich aus dem, was wir von ihrer Bildung und von ihrem Verhältniſſe zur Literatur wiſſen, nicht blos aufs klarſte hervor, daß damals ein ſehr hoher Grad von Bildung nöthig war, um ſeine Stellung in der Geſellſchaft und im Staate zu behaupten, ſondern auch daß dieſe Bildung faſt ganz und durchaus griechiſch war.

Sulla verband große geiſtige Bildung mit ganz verdorbenen Grundſätzen und mit rohen Genüſſen, und brachte ebenſo, wie ſeine meiſten Zeitgenoſſen und unter den Neueren viele der ausgezeichnetſten Männer ſeit Voltaire's Zeit, Sinnlichkeit und Verdorbenheit in ein philoſophiſches Syſtem. Er ſuchte in jeder Art von geiſtiger Unterhaltung einen Genuß, ſelbſt in der niedrigſten. Er freute ſich an Poſſenſpiel und Pantomimen, verſchenkte große Staatsländereien an Leute, die ihm durch witzige Einfälle einen frohen Augenblick machten, und ſchrieb ſelbſt ſatyriſche Luſtſpiele, welche nach allem, was wir davon erfahren, ebenſo originell und witzig, als unzüchtig geweſen ſein müſſen. Indeſſen vergaß er unter Poſſen und gemeinen Luſtbarkeiten das ernſte Studium nicht; das beweiſen die Geſetze, die er als Dictator gab, ſowie die von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten ſeines Lebens und der Einfluß, den er auf die Verbreitung der griechiſchen Literatur unter den Römern ausübte. Die Geſetze, durch welche er die Adminiſtration, das Gerichtsweſen und das tägliche Leben des Volkes zu ordnen und zu regeln ſuchte (ſ. Th. III. S. 562), zeigen uns einen denkenden Mann, der die Wurzel des Übels kannte, obgleich er nicht den rechten Weg einſchlug, um ſie auszurotten. Seine Denkwürdigkeiten, die ſich übrigens nicht erhalten haben, müſſen eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen geweſen ſein, weil er noch während der ſchrecklichen Krankheit, die ihm den Tod gab, am letzten Theile derſelben arbeitete. Sie waren in griechiſcher Sprache geſchrieben, und Sulla ließ durch Lucullus, der des Griechiſchen mächtiger war, und durch einen griechiſchen Freigelaſſenen, wie Friedrich der Große durch Voltaire, Thiébault und Andere, dem Werke die letzte Feile geben. Dieſe Sorge für die Form, ſowie der Werth, den Sulla auf ſein griechiſch geſchriebe-

nes Buch legte, mußten ſehr viel zur Verbreitung und Empfehlung der griechiſchen Literatur unter den Römern beitragen. Endlich wirkte Sulla auf die neue Richtung und Bildung noch dadurch ſehr mächtig ein, daß er die Werke des Ariſtoteles nach Rom brachte und Abſchriften derſelben machen ließ (ſ. Th. II. S. 423). Dieſe Bücher benutzte namentlich der gelehrte Grieche Tyrannion, welcher von Lucullus und Murena nach Rom gebracht wurde, hier eine Art von höherer Unterrichtsanſtalt anlegte, und ſich durch dieſelbe großen Ruf und große Reichthümer erwarb.

Auch bei Lucullus war die Beſchäftigung mit der griechiſchen Literatur eine Art von Luxus, und hielt mit ſeinem Aufwand auf ſinnliche Pracht und Ergötzung gleichen Schritt; er wirkte aber gerade dadurch ſehr bedeutend auf die geiſtige Richtung ſeiner Zeit ein. Er legte eine große Bibliothek an, die er, um zu glänzen, jedermann öffnete; alle griechiſchen Gelehrten hatten Zutritt in ſein Haus, und er ſelbſt theilte im Alter ſeine Zeit zwiſchen Gaſtmählern, Bauten, Gartenanlagen und der Beſchäftigung mit den griechiſchen Künſten und Wiſſenſchaften. Er war der griechiſchen Sprache völlig mächtig, und ſchrieb in derſelben ein Werk über den italieniſchen Bundesgenoſſenkrieg. Daß er übrigens auch für die Einführung der griechiſchen realen Wiſſenſchaften in Rom thätig war, iſt bereits früher (oben S. 34) bemerkt worden. Auch Pompejus, der ſonſt an Bildung dem Sulla und Lucullus nachſtand, hat das Studium der nützlichen Wiſſenſchaften unter den Römern ſehr gefördert. Er führte die Waſſer- und Windmühlen, die er in Kleinaſien fand, in Italien ein, wo man bis dahin nur Handmühlen gekannt hatte, und machte dadurch, daß er mediciniſche Schriften der Griechen durch einen ſeiner Freigelaſſenen ins Lateiniſche überſetzen ließ, für das Studium der Heilkunde unter den Römern Epoche. Dieſe Bemühungen des Pompejus waren jedoch ebenſo, wie ſein Eifer für die Anwendung griechiſcher Philoſophie und Rhetorik auf das römiſche Leben, von ganz anderer Art, als das, was Lucullus that. Sie hingen nämlich nicht im mindeſten mit eigener Geiſtesbildung und mit einem wirklichen und lebhaften Intereſſe daran zuſammen, ſondern ſie entſprangen vielmehr blos aus ſeiner Eitelkeit und aus ſeinem thörichten Streben, in den Augen der

Welt als ein zweiter Alexander der Große zu erſcheinen. Pompejus umgab ſich mit griechiſchen Gelehrten jeder Art, und nahm einen derſelben, Theophanes von Mitylene, zum Geſchichtſchreiber ſeiner Thaten an, bei deſſen Wahl er freilich nicht glücklicher war, als Alexander bei der des Kalliſthenes (ſ. Th. II. S. 314 und 372). Beſonders merkwürdig iſt das, was uns von Pompejus Beſuche bei dem ſtoiſchen Philoſophen Poſidonius berichtet wird. Als Pompejus aus ſeinem glänzenden aſiatiſchen Feldzug nach Italien zurückkehrte, beſuchte er unterwegs den kranken Poſidonius; er ließ dabei den ganzen Pomp eines römiſchen Oberfeldherrn hinweg, gab am Lager des Philoſophen laut ſeine Bewunderung gegen ihn zu erkennen, und drückte ihm ſein Bedauern aus, daß er keinen Beweis ſeines Rednertalents erhalten könne. Welchen Eindruck mußte es auf die römiſche Welt machen, daß der Mann, der als Beherrſcher von Aſien Könige vor ſich beſchieden und willkürlich über ganze Reiche verfügt hatte, einem griechiſchen Philoſophen auf dieſe Weiſe ſeine Hochachtung bezeugte und ſich dabei ſeines Glanzes völlig entäußerte!

3. Literatur und Bildung zu Cicero's Zeit.

Die neue Bildung des römiſchen Volkes, welche ganz auf der bloßen Form beruhte, und für die unmittelbare Anwendung im politiſchen und ſocialen Leben berechnet war, wäre gewiß ebenſo, wie die Sitten der Römer, ſogleich in Pomp und theatraliſches Übermaß ausgeartet, wenn nicht Cicero dieſe Gefahr erkannt, und der römiſchen Literatur dadurch, daß er den einzig richtigen Weg einſchlug, eine feſte und beſtimmte Richtung gegeben hätte. Er iſt auf dieſe Weiſe der wichtigſte Mann in der ganzen Bildungsgeſchichte des römiſchen Volkes geworden, und wir müſſen daher ſein literariſches Leben und Wirken ausführlich darſtellen.

Marcus Tullius Cicero war im Jahr 106 v. Chr. in der latiniſchen Stadt Arpinum geboren, erhielt aber ſeine Erziehung in Rom, wohin er ſchon früh gebracht worden war. Seine Lehrer waren Griechen; ſelbſt der Redner Lucius Licinius Craſſus, der ſeine Studien eigentlich leitete, wies ihn auf die Griechen und ihre Literatur hin. Nur die Rechtskunde lernte er bei einem römiſchen Rechtsgelehrten, dem berühmten Quintus

Mucius Scävola, der von ſeinem auf gleiche Weiſe ausgezeichneten Vater durch den Beinamen des Augurs unterſchieden wird (ſ. Th. III. S. 488 und 532). Außer dieſem war auch der Pontifex maximus Quintus Mucius Scävola, der im Jahre 95 v. Chr. das Conſulat bekleidete (ſ. Th. III. S. 525), durch ſeine Conſultationen dem jungen Cicero nützlich. Die griechiſchen Lehrer Cicero's waren beſonders der Dichter Archias, der Platoniker Philo, der Stoiker Diodotus und der Rhetor Molon von Rhodus. Seine Studien wurden auf kurze Zeit durch den Bundesgenoſſenkrieg unterbrochen, an welchem er unter Sulla und Cnäus Pompejus Strabo Theil nahm. Im ſechs und zwanzigſten Lebensjahre verſuchte er ſich zum erſten Mal mit einer öffentlichen Rede, indem er als Vertheidiger eines angeklagten Ritters vor Gericht auftrat. Noch zwei Jahre ſetzte er ſeine Studien in Rom fort, und zwar nicht blos bei den Lehrern der Beredſamkeit und vermittelſt der Bücher, ſondern auch in der Schule des Staatslebens, welche im griechiſchen und römiſchen Alterthum für den angehenden Staatsmann die Hauptquelle der Bildung war, und in der Cicero ſelbſt ſpäter als Lehrer des römiſchen Volkes auf die Entwickelung ſeiner Nation ſo mächtig einwirkte. In Rom bildeten nämlich die Gerichte und die Volksverſammlung ebenſo, wie in Griechenland (ſ. Th. II. S. 296), recht eigentlich eine Lehrſtätte, in der alle Klaſſen des Volkes durch das lebendige Wort des Staatsredners weit beſſer unterrichtet wurden, als in unſerer Zeit durch Schulen, Bücher und Zeitungen. Das Leben der Alten und ihr öffentlicher Verkehr waren alſo, was auch in unſerer Zeit wieder eingeſehen wird, für ſie die eigentliche Schule der Menſchenbildung, und die Redner der Griechen und Römer ſind als öffentliche Lehrer anzuſehen, die durch ihre Vorträge jeden verſtändigen Bürger in den Stand ſetzten, ſich auf dem Wege der bloßen Erfahrung zu bilden. Der Staatsredner der Alten war nichts weniger, als ein bloßer Advokat, Diplomat oder Schönredner. Er wirkte durch Belebung der Vaterlandsliebe und der allgemeinen Gefühle des Guten, Schönen und Edlen als moraliſcher Lehrer, er verbreitete die Kenntniß des Rechtes, der Staatsverhältniſſe und der menſchlichen Natur unter ſeinen Mitbürgern, er nährte in ihnen den Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt,

und führte auf eine weit beſſere Weiſe, als es bei uns durch Bücher geſchehen kann, die Reſultate der Philoſophie in das Leben ein; kurz, er war der belebende Meiſter der allgemeinen Bildung, das Organ des geiſtigen Lebens ſeiner Zeit, der Tonangeber der öffentlichen Meinung über alles, was eine Bedeutung für die Nation hatte.

Zwei Jahre nach ſeinem erſten öffentlichen Auftreten ſuchte Cicero die griechiſche Bildung an ihrer Quelle ſelbſt auf. Er begab ſich im Jahre 79 v. Chr. nach Griechenland und Kleinaſien, und ſetzte dort in den Lehranſtalten der berühmteſten Philoſophen und Rhetoren ſeine Studien fort. In Griechenland hörte er ſechs Monate lang den Philoſophen Antiochus, welcher damals die Akademie leitete, und die Rhetoren Demetrius, Menippus, Dionyſius und Andere. Einen beſonders großen Einfluß übte auf Cicero ſowohl damals, als ſpäter die Platoniſche Philoſophie aus, deren Leiter ſchon ſeit Plato's Tod die Wiſſenſchaften und Künſte für das Staatsleben fruchtbar zu machen ſuchten, und die Akademie zur Hauptlehranſtalt von ganz Griechenland erhoben hatten (ſ. Th. II. S. 268). In Rhodus hörte Cicero den Rhetor Molon, der ſchon in Rom ſein Lehrer geweſen war, ſowie den ſtoiſchen Philoſophen Poſidonius. Nachdem er ſeine Ausbildung in Griechenland und Kleinaſien vollendet hatte, kehrte er nach Rom zurück (77 v. Chr.). Von dieſem Augenblick an begann ſeine eigentliche politiſche Laufbahn, in welcher er nicht nur alle höheren Ämter bis zum Conſulat hinauf bekleidete, ſondern namentlich auch als Mitglied des Senats und als Redner in der Volksverſammlung und in den Gerichten unausgeſetzt thätig war. Zweimal nahm er auch an der Provinzverwaltung auf längere Zeit Antheil, im Jahre 75 v. Chr. als Quäſtor von Sicilien und im Jahre 51 als Statthalter von Cilicien. Seine politiſche Wirkſamkeit beruhte ganz allein auf ſeinem Talent und ſeiner Bildung; denn er beſaß weder großes Vermögen, noch Familienverbindung, er hatte ſich ebenſo wenig auf der militäriſchen Laufbahn Ruhm und Anhang erworben, und ſelbſt ſein moraliſcher Charakter konnte ihm nicht, wie dies bei Cato der Fall war, einen bleibenden Einfluß verſchaffen, weil ihm die altrömiſche Feſtigkeit und Conſequenz mangelte, und weil er wegen

ſeiner großen Eiferſucht auf Anerkennung ſeiner Verdienſte ſogar eine lächerliche Seite darbot. Sein geiſtiges Übergewicht war es allein, was ihn zu einem der erſten Männer von Rom machte, und ſein Beiſpiel zeigt uns daher aufs glänzendſte, wie groß bei allen moraliſchen Mängeln eine Zeit war, in welcher innewohnender Geiſt ſo viel vermochte.

Noch weit bedeutender, ja am bedeutendſten unter den Männern des römiſchen Alterthums war Cicero in Hinſicht auf die Bildung ſeines Volkes; denn er hat den Charakter der römiſchen Literatur für alle Zeiten feſt beſtimmt. Das Rhetoriſche war von jeher ein Grundzug des römiſchen Charakters geweſen, und war es durch den Einfluß der griechiſchen Literatur noch mehr geworden. Cicero zuerſt erkannte dies und benutzte es. Er ſah früh ein, daß das einzige Mittel, den Römern Sinn für höhere Ausbildung beizubringen, in der rhetoriſchen Behandlung der Wiſſenſchaften und Künſte beſtehe. Er ſchlug daher von Jugend auf nicht nur für ſich ſelbſt dieſe Richtung ein, ſondern leitete nachher auch alle guten Köpfe der Nation dahin. In ſeiner Bildung war er mehr, als irgend ein Anderer ſeines Volkes, ein Grieche, ſeinem Weſen und Treiben nach aber war und blieb er ein Römer; er vereinigte alſo die griechiſche Weisheit und Bildung mit den Hauptzügen des römiſchen Nationalcharakters, und wurde dadurch in den Stand geſetzt, bei den Römern jene vollſtändige Verſchmelzung von Beiden zu bewirken, die in dem natürlichen Gang ihrer Entwickelung lag. Mit anderen Worten, Cicero machte durch die Art, wie er arbeitete, und durch die Richtung, die er den römiſchen Schriftſtellern zu geben wußte, die griechiſche Bildung zu einer römiſchen oder lateiniſchen, und ſchuf ſo, ohne daß er zu dem von den Griechen Erfundenen das Geringſte hinzufügte, für den Weſten der alten Welt eine neue Literatur. Drei Dinge, alle drei für das Leben, ſuchte der Römer wie der Franzoſe bei ſeinen Schriftſtellern, Unterhaltung und Eleganz, Beredſamkeit und Staatsklugheit, Lebensweisheit und praktiſche Einſicht, während der Grieche außerdem noch die philoſophiſche Erkenntniß der Principien, das Zurückbeziehen jedes einzelnen Falles auf dieſe Principien und einen Aufſchwung über das gewöhnliche Leben vermittelſt der Phantaſie verlangte. Cicero leiſtete allen dieſen

Forderungen Genüge, er war alſo auch im Stande, die neue griechiſche Bildung, die noch immer mehr ein von Außen eingedrungener Luxus, als ein in das innerſte Weſen der Nation aufgenommenes Element des geiſtigen Lebens war, zugleich national und nützlich zu machen. Er iſt dadurch, wenn man die Poeſie und Geſchichte ausnimmt, der eigentliche Mittelpunkt und die Hauptquelle der römiſchen Literatur geworden Selbſt auf die römiſche Dichtkunſt und Geſchichtſchreibung hat er, wenn auch nicht durch unmittelbare Thätigkeit, doch durch die von ihm ausgegangene Anregung und Richtung umgeſtaltend eingewirkt.

Betrachten wir dieſe große Nationalwirkſamkeit Cicero's nach ihren einzelnen Seiten, ſo können wir das, was er als Redner geleiſtet hat, zum Theil mit ſeinen eigenen Worten bezeichnen. Er ſelbſt ſagt von ſich mit Recht, daß er zuerſt von allen Römern die bis dahin nur Wenigen zugänglichen Reſultate der griechiſchen Philoſophie unter das römiſche Volk gebracht habe. Er hat ferner den wichtigſten Theil der den Römern eigenthümlichen Wiſſenſchaften, die Rechtskunde, welche in Rom bis auf ſeine Zeit ebenſo, wie bei uns, außerhalb des Bereichs der allgemeinen Bildung geſtanden hatte und ſelbſt für die Zwecke der Redekunſt unbrauchbar geweſen war, mit dieſer und mit der äſthetiſchen Bildung aufs innigſte verbunden. Er hat nämlich das Trockene der juriſtiſchen Unterſcheidungen und Beſtimmungen durch die Einkleidung derſelben gemildert, Philoſophie in die Rechtswiſſenſchaft gebracht, und dadurch dieſer die Möglichkeit einer allſeitigen höheren Entwickelung verſchafft. Die Rechtswiſſenſchaft nahm in Folge davon einen ſolchen Aufſchwung, daß ſie, als ſpäter alle anderen Zweige der römiſchen Literatur ſanken, allein aufrecht erhalten wurde, und daß diejenigen, die ſich mit ihr befaßten, auch in Rückſicht des Styls und der Sprache vorzüglich geblieben ſind. Auch die Geſchichte, deren Bedeutung die Römer vor Cicero's Zeit wenig zu würdigen verſtanden hatten, brachte er in Anſehen. Sie war ſeither faſt ganz in der gehaltloſen Form von Annalen oder Chroniken behandelt worden, und wenig mehr als eine Sache der Neugierde und Unterhaltung geweſen. Cicero zeigte ſeinen Landsleuten, die nur auf das im Staat und im Kriege Nützliche achteten, die Wichtigkeit der Geſchichte als eines Beweismittels in

öffentlichen Verhandlungen, er rief ſie gleichſam auf das Forum, und machte ſie durch die Art, wie er ſich ihrer bediente, allen künftigen Rednern unentbehrlich. Er brachte ſie aber außerdem noch von einer anderen Seite her in Anſehen, und führte ſie auf eine ganz neue Weiſe in das Leben ein: er zeigte durch ſeine Lehre und durch ſein Beiſpiel, wie vortrefflich ſich die Geſchichte, wenn man ſie rhetoriſch behandle, dazu eigne, als eine Art von moraliſchem Hülfsmittel zur Erregung des Gemüthes und zur Belebung des patriotiſchen Sinnes gebraucht zu werden. Ferner zog Cicero auch die Kunſt des Schauſpielers aus dem Zuſtande der Verachtung hervor, und machte ſie, wie Demoſthenes, zu einer weſentlichen Eigenſchaft des Redners. Das Drama und die Schauſpieler konnten in Rom nie den Rang erhalten, den ſie in Griechenland gehabt hatten, obgleich man für ſie, wie für alles, was zum Vergnügen der Reichen diente, ſo unmäßige Summen verſchwendete, daß z. B. der Schauſpieler Roſcius eine jährliche Beſoldung von fünfzigtauſend Gulden oder acht und zwanzigtauſend Thalern erhielt. Es klebte immer der Gedanke einer brodloſen Kunſt und eines Gaukelſpiels daran. Cicero dachte anders: er lehrte die Kunſt auch im Schauſpieler achten. Er bewies dem ſo eben genannten größten Schauſpieler ſeiner Zeit eine Achtung, wie man ſie ſonſt nur Staatsmännern und Generalen zu beweiſen pflegte. Er machte aber außerdem auch in ſeinen Reden und Schriften einen ſo vortrefflichen Gebrauch von den dramatiſchen Werken der Nation, daß ſein Bemühen unfehlbar neue Bearbeiter dieſes Faches hervorgerufen haben würde, wenn anders die griechiſche Form des Drama's in Rom jemals hätte einheimiſch werden können. Endlich entwickelte Cicero auch den Geiſt und die Form der lateiniſchen Sprache in einem Grade, wie es weder vor noch nach ihm ein Schriftſteller zu thun vermocht hat. Er, dem die Form immer das Hauptmittel war, wußte auch durch die in der Sprache liegenden Mittel außerordentlich zu wirken, und gewöhnte das römiſche Ohr ebenſo ſehr an die Muſik der Sprache, wie die Italiäner der neueren Zeit daran gewöhnt ſind. Dieſer Vorzug würde freilich an und für ſich allein uns ebenſo kalt laſſen, als die meiſten italiäniſchen Kunſtwerke, wenn nicht Cicero damit philoſophiſchen Geiſt, Kennt-

niß des menſchlichen Herzens und eine ungemeine Geſchicklichkeit, ſich der Leidenſchaften zu bedienen, beſeſſen hätte. Wie weit er übrigens von Bombaſt und bloßem Theatergepränge entfernt blieb, ein wie großes Verdienſt er ſich vielmehr gerade dadurch erwarb, daß er dieſe Verirrung der Redekunſt aus Rom verbannte, geht aus einer Vergleichung mit ſeinen nächſten und ausgezeichnetſten Vorgängern hervor. Unter dieſen ragten Marcus Antonius, der Großvater des gleichnamigen Triumvirn, und Lucius Licinius Craſſus, ein entfernter Anverwandter des reichen Craſſus, über alle Anderen empor; allein Beiden fehlte es nicht nur an jener Vereinigung der Bildung und des Wiſſens ihrer Zeit, ohne welche man kein vollendeter Redner im Sinne der Alten ſein konnte, ſondern ſie hatten auch der öffentlichen Beredſamkeit eine ſolche Richtung gegeben, daß dieſelbe ohne Cicero's Auftreten höchſt wahrſcheinlich in theatraliſch-rhetoriſche Kunſtgriffe und in griechiſch-aſiatiſches Übermaß ausgeartet wäre.

Will man Cicero's große Einwirkung auf ſein Volk in ſeinen einzelnen Staatsreden nachweiſen, ſo zeigt ſie ſich am glänzendſten in den Reden, in welchen er es nicht mit ſeiner eigenen Perſon und mit den Zwecken ſeiner Eitelkeit zu thun hat. So enthüllt er z. B. in den Reden gegen Cajus Verres, der als Statthalter von Sicilien dieſe Provinz aufs ſchrecklichſte mishandelt hatte, und dafür von Cicero im Jahre 70 v. Chr. angeklagt ward, als Vertheidiger der Menſchlichkeit und als Eiferer gegen ariſtokratiſche Brutalität, vor den Augen des römiſchen Volkes die ganze Verdorbenheit der herrſchenden Neu-Patricier, und zeigt die Folgen des Misbrauchs, den dieſe mit den Staatsämtern und mit der Verwaltung der Provinzen trieben. Er weiß dabei der Menge die einzig wahren und ſicheren Grundſätze der Regierung einer Republik, wie Rom damals war, einleuchtend zu machen; er trägt ſeinen Mitbürgern eine populäre Moral vor, welche er nicht etwa blos mit dem durch Beredſamkeit erweckten natürlichen Gefühl in Verbindung bringt, ſondern die er auch, was bei der Entartung jener Zeit weit wirkſamer ſein mußte, auf überzeugende Weiſe als die größte Klugheit darzuſtellen weiß. Welche Wirkung Cicero's Reden gegen Catilina, die aus dem edeln Unwillen eines für die Ehre und Bildung des römiſchen Volks begeiſterten

Herzens hervorgingen, im Senat und Volke gehabt haben, iſt bereits oben (S. 44) angegeben worden. Zehn Jahre ſpäter wußte Cicero durch ſeinen Einfluß im Senat der unglücklichen Feindſchaft zwiſchen Cäſar und Pompejus lange zu wehren und ein gewiſſes Gleichgewicht der Parteien zu erhalten. Am glänzendſten aber erſcheint die Beredſamkeit Cicero's und ihre Wirkung in ſeinen Philippiſchen Reden, durch welche er weit mehr ausrichtete, als Brutus und Caſſius durch ihre Waffen (ſ. oben S. 102).

Als Philoſoph oder vielmehr als Schriftſteller über Philoſophie hat Cicero in Bezug auf die allgemeine Verbreitung der Reſultate dieſer Wiſſenſchaft mehr gewirkt, als irgend ein anderer Grieche oder Römer; denn die ganze folgende Zeit des Alterthums iſt ſeinen Spuren gefolgt, auch im Mittelalter läßt ſich die Wirkung ſeiner Schriften nicht verkennen, und endlich ſind noch in neuerer Zeit die Beſtrebungen, durch welche die Philoſophie ins Leben zurückgeführt ward, vom Studium ſeiner Schriften ausgegangen. Dagegen hat Cicero für die Fortbildung der Philoſophie an und für ſich ſelbſt keine unmittelbare Bedeutung; denn er war weder Schöpfer eines neuen Syſtems, noch auch ein originaler Denker, er gehörte überhaupt nicht zu den eigentlichen Philoſophen, und gab ſich ſelbſt auch nie dafür aus, ſondern er ſuchte nur die Ergebniſſe der griechiſchen Philoſophie bei ſeinen Landsleuten einzuführen und für das politiſche und praktiſche Leben nutzbar zu machen. Sein Verdienſt beſteht alſo in der Art, wie er durch die Behandlung der Philoſophie dieſen Zweck erreichte, nicht aber in dem Inhalte ſeiner Schriften; denn dieſer gehört faſt ſtets ganz allein den Griechen an. Hieraus erklärt es ſich auch, daß Cicero ein Eklektiker war, oder mit anderen Worten, daß er nicht einem beſtimmten Syſtem huldigte, ſondern, zwiſchen den verſchiedenen Syſtemen hin und her ſchwankend, aus jedem das Beſte herauswählte. Der Eklekticismus iſt für den Fortſchritt der Philoſophie verderblich, weil er ein unwiſſenſchaftliches Verfahren iſt; denn das Wahre oder angeblich Beſte kann doch nicht gefunden werden, ohne von einem Princip auszugehen, nach welchem dasſelbe beſtimmt wird, ein feſtes Princip ſchließt aber jede Art von Wahl aus, und läßt nur ein conſequent durchgeführtes Syſtem zu. Ganz anders verhält ſich die Sache, wenn

nicht von wiſſenſchaftlicher Wahrheit, ſondern von dem praktiſchen Gebrauche der verſchiedenen Syſteme und ihrer Lehren die Rede iſt; hier kann, je nach den verſchiedenen Lebensverhältniſſen, bald das Eine, bald das Andere wirkſamer und nützlicher ſein. Dieſe Anwendung der Philoſophie war aber Cicero's einziger Zweck. Er ſchwankt daher in ſeinen verſchiedenen Schriften zwiſchen dem älteren Platonismus, der ſtoiſchen Lehre und der beſſeren Art der cyrenaiſchen Weisheit, je nachdem das Leben ihn emporhebt oder niederbeugt, und er ſich alſo entweder im Handeln und Genießen gefällt, oder des Troſtes und der Beruhigung bedarf. Auf dieſer Anwendung der verſchiedenen Syſteme beruht die ganze Wirkſamkeit und Bedeutung der philoſophiſchen Schriften Cicero's. Er ſchrieb für das thätige Leben, machte die Forſchungen des griechiſchen Geiſtes zur praktiſchen Weisheit der Römer, und zeigte, wie man in den Staatsgeſchäften, im geſelligen Verkehr, in den Abwechſelungen des Lebens, denen man in Republiken ganz beſonders ausgeſetzt iſt, einen nützlichen Gebrauch von der griechiſchen Weisheit machen könne; kurz, er verſchaffte der reinen Vernunft und den höheren Zwecken des geiſtigen Lebens Einfluß auf ein kriegeriſches Volk, welches bisher nur in juriſtiſchen Spitzfindigkeiten erfinderiſch geweſen war, und keine andere als äußere Zwecke verfolgt hatte.

Aus dem Angegebenen erklärt es ſich von ſelbſt, daß gerade diejenigen philoſophiſchen Werke Cicero's, welche, wie z. B. die Schriften über den Staat, über das Weſen der Götter und über das Schickſal ihren Gegenſtänden nach am wichtigſten zu ſein ſcheinen, in allen folgenden Zeiten eine viel geringere Bedeutung gehabt haben, als diejenigen, die den nächſten Verhältniſſen des Lebens gewidmet ſind, wie die Bücher über Freundſchaft, über das Alter und über die Pflichten. Durch die Schriften der letzteren Art hat Cicero nicht nur im römiſchen Volke, ſondern auch noch nach dem Untergange desſelben viele Jahrhunderte hindurch eine ungemein wohlthätige Wirkung ausgeübt. Er hat nämlich dadurch, daß er in dieſen Schriften die Geiſtesbeſchäftigungen für das Gemüth fruchtbringend zu machen ſuchte, die rein menſchliche Bildung ins Leben der Römer eingeführt, und unter ihnen, ſowie durch ſie auch bei anderen Völkern den Sinn für Philoſophie erweckt und geſtärkt. Woher hätte ſonſt den militäriſchen Römern

und den in Geiſtesarmuth und Barbarei zurückſinkenden Völkern des Mittelalters das Intereſſe an feinerer und echt menſchlicher Bildung kommen ſollen, wenn ſie nicht von dieſer Seite her angeregt worden wären? Cicero hat in den genannten Schriften der zweiten Gattung den Adel der menſchlichen Seele enthüllt, die innige Verbindung guter Seelen zu gleichem Streben empfohlen, und alle beſſeren und erregbaren Gemüther zu der Ueberzeugung gebracht, daß der gebildete Geiſt nie altert, daß der durch Übung und Enthaltſamkeit geſtählte Körper nie abſtirbt, daß Laſter und Verbrechen nie nützlich ſein können. Er hat ferner in ſeinem Werk über den letzten Zweck des Menſchen im Leben und in den ſogenannten Tusculaniſchen und akademiſchen Unterſuchungen den Weltleuten und Staatsmännern eine Philoſophie vorgetragen, die ſie über die Wechſelfälle des Lebens beruhigen konnte, und ihnen zugleich die Ergebniſſe der geiſtigen Beſtrebungen des Alterthums auf einem angenehmen und bequemen Wege zugänglich gemacht. Er hat dadurch unzählige Männer im römiſchen Reich und in den Staaten des Mittelalters für die Wiſſenſchaft gewonnen, und auf dieſe Weiſe auch die Wiſſenſchaft ſelbſt aus ihrer rechten Quelle, aus dem Leben, bereichert.

Als Rhetor oder als Lehrer der Beredſamkeit hat Cicero faſt die nämlichen Verdienſte, die er als Redner hatte. Er hat in ſeinen rhetoriſchen Schriften die ganze Wiſſenſchaft der Redekunſt abgehandelt, ſogar die hiſtoriſche Seite derſelben, welche vor ihm noch von Niemand ſorgfältig unterſucht und dargeſtellt worden war. Er hat uns ferner aus einer Zeit, in der die eigentliche Rhetorik der Griechen ihre höchſte Vollendung erreicht hatte, alle Vorſchriften über dieſelbe nicht allein aufbewahrt, ſondern ſie zugleich auch mit den Römern in ſtete Beziehung gebracht und durch Beiſpiele aus der Geſchichte ihrer Beredſamkeit belegt. Cicero's Verdienſt um die Redekunſt iſt um ſo bedeutender, als er der einzige Mann des Alterthums war, der die Kenntniß der Regeln oder die Theorie der Beredſamkeit mit der vollendeten Ausübung derſelben verband. In dieſer Hinſicht ragt er beſonders über Iſokrates hervor, der zwar im Kabinet ſchöne Perioden zu bauen verſtand, nicht aber zugleich, wie Cicero, das Talent beſaß, einen politiſchen Körper durch ſeine Worte zu beleben, eine Partei

niederzuwerfen oder aufrecht zu erhalten, aus den plötzlich eintretenden Zufälligkeiten des Augenblickes Nutzen zu ziehen, und Geberden, Ton und Stimme in der tobenden Volksmenge als Werkzeuge zu gebrauchen.

Cicero hat uns endlich auch noch eine Sammlung von Briefen hinterlaſſen, die ſich größtentheils auf die politiſchen Verhältniſſe und Begebenheiten der Zeit beziehen, und unter welchen ſich auch viele befinden, die von anderen Männern der römiſchen Ariſtokratie verfaßt ſind. Dieſe officiellen Aktenſtücke haben nicht blos als hiſtoriſche Urkunden und als Muſter des Styls die größte Wichtigkeit, ſondern ſie geben uns auch ein lebendiges Bild von dem herrſchenden Tone der Unterhaltung und von dem Grade der Bildung in der römiſchen Ariſtokratie jener Zeit. Namentlich erkennen wir aus dieſen Briefen, daß Manches, was uns als ein perſönlicher Vorzug Cicero's erſcheint, eine Eigenthümlichkeit ſeiner Zeit war, ſowie daß damals die Männer der höheren Klaſſe Rom's auch in den gefährlichſten Lagen des Lebens einen ebenſo lebhaften Antheil an den geiſtigen und literariſchen Beſtrebungen der Zeit nahmen, als an den politiſchen Verhältniſſen. Dabei zeigen alle dieſe Männer eine ſolche Feinheit und Fertigkeit des Ausdruckes und eine ſo gediegene geiſtige Bildung, daß ſie darin alles das weit übertreffen, was bei ähnlichen Briefſammlungen aus der Zeit Ludwig's XIV. von den Lobrednern des Zeitalters der ſogenannten Renaiſſance an den franzöſiſchen Koryphäen gerühmt wird. Auch in Betreff des geſellſchaftlichen Tones geht aus jenen Briefen ein großer Unterſchied zwiſchen der römiſchen Ariſtokratie zu Cicero's Zeit und der modernen vornehmen Welt hervor. Beſonders iſt für uns Ein Charakterzug ſehr auffallend, der überhaupt nur im alten Griechenland und Rom zu finden war: alle jene vornehmen Herren verbinden nämlich in ihren Briefen mit der größten Zierlichkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks eine gewiſſe Geradheit und Offenheit, die eine Folge des öffentlichen Lebens war.

Dieſer Ton der Geſellſchaft hat, in Verbindung mit der rhetoriſchen Richtung der römiſchen Nation und mit der Wichtigkeit, welche manche Perſönlichkeiten für den ganzen Staat erhielten, der Geſchichtſchreibung zu Cicero's Zeit und ſchon zunächſt vor-

her einen ganz eigenthümlichen Charakter gegeben. Die Biographieen und die Denkwürdigkeiten oder Memoiren erhielten damals eine ausgezeichnete Stelle. Dieſe Art von Geſchichtſchreibung, in welcher der Schriftſteller nicht ſowohl die Handlungen, als vielmehr die Motive derſelben anzugeben ſucht, und die Ereigniſſe nicht in ihrer Beziehung zur Nation, ſondern zu ſeiner eigenen Perſon darſtellt, war der älteren griechiſchen Literatur ganz fremd geblieben, und kam erſt in der alexandriniſchen Zeit zum Vorſchein. Daß die Römer, welche vorher keine anderen Geſchichtswerke als Annalen oder Chroniken hatten, unmittelbar von dieſen und ſchon in ſo früher Zeit zu Biographieen und Denkwürdigkeiten übergingen, hatte mehrere Gründe, von welchen zwei vor allen andern in die Augen fallen. Es fehlte der römiſchen Nation bis kurz vor Cicero's Zeit durchaus an aller Philoſophie und an einer feinern Weltanſicht; dies mußte auf die Geſchichtſchreibung den nachtheiligen Einfluß äußern, daß ſie auf eine trockene Angabe der überlieferten Begebenheiten und Curioſitäten beſchränkt blieb, die für die feiner gebildete Klaſſe der letzten republikaniſchen Zeit um ſo weniger etwas Anziehendes haben konnte, da in den Annalen nicht einmal die Urgeſchichte von Rom poetiſch und legendenartig erzählt wurde. Die Behandlung der Geſchichte war alſo zu der Zeit, in welcher der Gang der Dinge mehr durch einzelne Perſönlichkeiten, als durch den Geiſt und Charakter der Nation beſtimmt wurde, zu weit hinter der fortgeſchrittenen Bildung und hinter dem Bedürfniſſe der leſenden Klaſſe zurückgeblieben, als daß ein tiefes Intereſſe für echte und allgemeine hiſtoriſche Belehrung vorhanden ſein konnte. Dazu kam noch der Umſtand, daß ſich die römiſche Geſchichte auch in den älteren Zeiten mehrentheils um einzelne Männer und Familien gedreht hatte, und daß der ganzen Verfaſſung nach die ariſtokratiſchen Geſchlechter die Geſchichte ihrer eigenen Vorfahren als ein vortreffliches Mittel anſehen mußten, durch die Erinnerung an die Verdienſte dieſer ſich ſelbſt in den Augen des Volkes zu heben. Es war alſo auch ganz natürlich, daß einzelne Männer ſchon frühe anfingen, die Geſchichte der Nation in Beziehung auf ſich ſelbſt und auf ihre Familie zu beſchreiben, oder mit anderen Worten, daß ſie einen individuellen Standpunkt nahmen, da ein

allgemeiner ihnen nicht gegeben war und ihnen überdies auch keinen Nutzen gewährte. Solche Denkwürdigkeiten ſchrieben Quintus Lutatius Catulus, der College des Marius in ſeinem erſten Conſulat, Marcus Aemilius Scaurus, der uns vom Jugurthiniſchen Kriege her bekannt iſt, der wegen ſeines Benehmens als Quäſtor von Kleinaſien berühmte Publius Rutilius Rufus (ſiehe Th. III. S. 545), der Dictator Sulla und der berühmte römiſche Ritter Titus Pomponius Attikus. Der zuletzt genannte von dieſen Männern, deren Denkwürdigkeiten insgeſammt verloren gegangen ſind, verdient eine beſondere Erwähnung, da ſeine Stellung im römiſchen Staat einzig in ihrer Art war. Attikus nahm in ſeinem ganzen Leben nie an der Leitung und Verwaltung des Staates Theil, es hat aber ſchwerlich je einen Mann gegeben, der als bloßer Privatmann ſo ſehr das Vertrauen der herrſchenden Männer ſeiner Zeit beſeſſen und einen ſo mächtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausgeübt hätte, als Attikus. Er trieb ſehr verwickelte Geldgeſchäfte, beſchäftigte ſich unabläſſig mit Studien, und erwarb ſich eine wirklich umfaſſende Kenntniß der griechiſchen und römiſchen Literatur. Die Verbindung, in welche er durch dies Alles mit der ganzen römiſchen Welt kam, ſowie ſeine häufigen Reiſen, ſeine Unabhängigkeit und ſeine völlige Unparteilichkeit machten, daß er von allen Parteien und von allen bedeutenden Männern auf gleiche Weiſe geſucht ward. Er war mit Sulla befreundet, und unterſtützte nichts deſto weniger auch den jungen Marius mit Geld; er war mit Cicero innig verbunden und dabei dem Clodius nicht abgeneigt; er war Cäſar's Freund und doch auch der Vertraute von Brutus und Caſſius. Wegen dieſer Mannichfaltigkeit ſeiner Verbindungen und Verhältniſſe war Attikus immer der Mittelpunkt der Unterhandlungen zwiſchen den Parteien, und diente ihnen als Vermittler der wichtigſten Streitigkeiten.

Auch Cäſar hat Denkwürdigkeiten geſchrieben, und dieſe haben ſich bis auf unſere Zeit erhalten. Er behandelte in denſelben jedoch nicht ſein ganzes Leben, ſondern nur ſeine Unternehmungen in Gallien und ſeinen Krieg mit der ariſtokratiſchen Partei. Xenophon's Anabaſis (ſ. Th. II. S. 217), Friedrich's des Großen Geſchichte ſeiner Zeit und desſelben Königs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges bieten uns belehrende Vergleichungspunkte mit

Cäſar's Denkwürdigkeiten dar. Betrachtet man dieſe Schriften in Rückſicht auf den Charakter der verſchiedenen Zeiten, denen ſie angehören, ſo erſcheint zuerſt Xenophon in einem ganz anderen Licht, als Cäſar und Friedrich der Große. Er hat weit mehr die Begebenheiten ſelbſt, als ſeine eigene Perſon und Thätigkeit im Auge; denn er ſtand durchaus nicht in der Weiſe, wie jene beiden Männer, an der Spitze des Unternehmens, welches er leitete und darſtellte, und durfte nicht entfernt glauben, daß die Leute, die er anführte, auch nur das Mindeſte um ſeinetwillen thaten. Cäſar dagegen handelte und ſchrieb in dieſem Bewußtſein. Seine Soldaten ſtritten für ſeine Sache, und erkämpften ſich ihren Ruhm nur durch den ſeinigen; ſeine Perſon iſt daher natürlich auch in der Erzählung der Geſchichte der Mittelpunkt des Ganzen. Dabei unterſcheidet ſich Cäſar aber durch ſeine Offenheit ſehr von Friedrich dem Großen, der die nämliche Stellung zu ſeinem Heere hatte. Dieſer miſcht Humanität da ein, wo doch im Grunde keine war, Cäſar dagegen iſt von aller Affectation einer Moralität und Zartheit, die er nicht beſitzt, ganz frei. Er berichtet z. B. alle die Bedrückungen, Plünderungen und Grauſamkeiten, die er politiſch nothwendig gefunden hatte, und zwar mit ruhigen und kalten Worten, die uns zeigen, daß er ebenſo weit von Friedrich's des Großen erkünſtelter Humanität, als von dem übermüthigen und prahlenden Weſen der Franzoſen des Kaiſerreichs entfernt war. Außerdem hat Cäſar auch nicht, wie Friedrich der Große oder wie Sulla, ſeine Tagebücher von fremden Sprachgelehrten und Styliſten verbeſſern und überarbeiten laſſen, um ihnen den allgemeinen Charakter der Richtigkeit und Zierlichkeit zu verſchaffen, den die Zeit und die Umſtände zu fordern ſchienen. Er gab ſich vielmehr gerade ſo, wie er war, und erſcheint in ſeiner leichten Nachläſſigkeit weit ſchöner, als Sulla's gelehrte Gehülfen und Friedrich's franzöſiſche Sprachgelehrten und ſogenannte Philoſophen dieſe beiden Männer machen konnten. Selbſt wenn man ſeinen Styl mit der für das höchſte Muſter geltenden Sprache Cicero's vergleicht, zeigt er ſich auf eigenthümliche Weiſe groß. Während Cicero die ganze Fülle der Rede, die ganze echt italiäniſche Muſik der Sprache, die ganze Künſtlichkeit des Periodenbaues zu gebrauchen verſtand, um die Gemüther zu bewegen, ward

dagegen Cäſar durch völliges Verzichten auf jede Kunſt ein Muſter des Styls; denn er beſaß die ſeltene, vielleicht nur ihm allein eigene Geſchicklichkeit, die höchſte Kunſt der Einfalt mit der größten Nachläſſigkeit im Schreiben zu verbinden.

Ganz verſchieden von Cäſar's Behandlung der Geſchichte ſeiner Zeit und von keiner einzigen Seite her eine Vergleichung mit ſeiner Behandlung und Darſtellung der Begebenheiten zulaſſend ſind die Werke des Geſchichtſchreibers Cajus Salluſtius Crispus. Dieſer lebte von 86 bis 35 v. Chr., und zeigte auf ſeiner politiſchen Laufbahn, als römiſcher Senator und als Statthalter von Numidien, ganz den Charakter der entarteten regierenden Klaſſe der Römer. Von ſeinen Geſchichtswerken hat ſich nur die Geſchichte des Jugurthiniſchen Krieges und der Catilinariſchen Verſchwörung erhalten. Salluſt iſt in ſeinen Schriften wie in ſeinem Leben ganz das Kind ſeiner Zeit, die zwar hoch gebildet, aber auch furchtbar verdorben war. Er kennt und malt nur Verdorbenheit, und vereinigt die Vollendung der Kunſt mit einem ſo großen Mangel an Natürlichkeit, daß ſeine Philoſophie, ſeine Art ſich auszudrücken, ſeine Bitterkeit und ſein Haſchen nach veralteten, oft ſelbſt für einen Römer dunkeln Worten auf gleiche Weiſe fühlbar machen, wie wenig Antheil ſein Herz und ſeine Überzeugung an dem haben, was ſein Verſtand hervorbringt. Deſto vollendeter iſt das, was er ruhig arbeitend erſchafft, und Keiner, der zugleich Belehrung und Unterhaltung in der Geſchichte ſucht, der nur den Künſtler anſtaunen, nicht den Menſchen lieben will, wird ohne Bewunderung an ihm vorübergehen. Man thut ſehr Unrecht, wenn man ihn mit dem Thucydides vergleicht, deſſen Formen er nachzuahmen ſtrebte; denn er hat mit dieſem nicht das Mindeſte gemein, obgleich er künſtleriſch nachzubilden verſucht hat, was bei Thucydides angeborene Natur und Ergebniß der Bildung und Lebensanſicht war. Thucydides kennt das Leben, aber nicht blos das egoiſtiſche und verbildete, welches die Oberfläche glättet und dagegen im Inneren Alles roh und rauh läßt, ſondern auch das edele, höhere und von wahrhaftiger Bildung durchdrungene Leben, das ſich ſelbſt in Anderen findet und nur das Weſentliche, Gediegene und Höhere als wahrhaft menſchlich anerkennt. Er glaubt an Liebe, an Freundſchaft, an Tugend,

an reinen Patriotismus, er wird daher auch nie bitter und ſatyr-iſch, und ſpannt, weil er die Welt wirklich kennt, ſeine Forder-ungen an die Menſchen niemals zu hoch. Salluſt dagegen hat nur Schlechtes gethan und geſehen, er ſieht daher auch im menſch-lichen Leben und Treiben überall nur Leidenſchaft, Schwäche, Bosheit, Kabale und Egoismus. Er beſchreibt, wie die geiſtreichen Franzoſen zu Ludwig's XV. Zeit, nur das Reſultat der Verbild-ung und ſittlichen Entartung, und weiß daher auch das Beſte blos aus einem Grunde herzuleiten, der mit dem Höheren und Edleren im Menſchen nichts gemein hat. Er redet von einer Genialität der Verdorbenheit, und achtet Talent ohne Tugend, indem er die Letztere ganz idealiſirt, ſeine Anſprüche daran zu hoch ſtellt und ſeine Philoſophie überſpannt. Auch ſieht man es ihm bei jedem Worte an, daß er ſich ſeine Anſicht von Welt und Menſchen nicht für den Gebrauch im Leben, ſondern für die Anwendung bei der Unterhaltung, beim Leſen und Schreiben gebildet hat, während die Philoſophie des Thucydides gleichſam von ſelbſt aus ſeinem innerſten Weſen hervorgegangen iſt, und dem Bedürfniſſe desſelben genügen ſollte. Daher denn auch der große Unterſchied Beider im Styl! Thucydides ſchreibt unvorſätzlich gedrängt und kurz, oft ſogar etwas dunkel, weil er nur tüchtige Menſchen, nur kräftige Geiſter belehren will, weil er blos für den eigentlich ge-bildeten Mann ſchreibt, dem ſeine Worte nicht unverſtändlich ſind. Salluſt's Kürze und Dunkelheit dagegen iſt abſichtlich; er will dadurch geiſtreich erſcheinen, er will ſo ſchreiben, daß ſeine Sätze wie Epigramme wirken, daß das Errathen und Erklären ſeiner Worte eine der Löſung von Räthſeln ähnliche Unterhaltung ge-währe. Salluſt hat endlich, was auch ſchon die Wahl ſeiner beiden Gegenſtände zeigt, nicht wie Thucydides eine Darſtellung ſeiner Zeit, ſondern eine Satyre auf dieſelbe ſchreiben wollen. Es würde übrigens als etwas ganz und gar Lächerliches erſcheinen, daß ein Mann, der wegen ſeiner ſchlechten Lebensweiſe von den Cenſoren aus dem Senat geſtoßen worden war, den Sittenrichter machen wollte, wenn das Wohlgefallen an einer ſatyriſchen Be-handlung der Geſchichte nicht dem ganzen Geiſte ſeiner Zeit an-gemeſſen geweſen wäre. Für entartete und verweichlichte Menſchen haben nur die Extreme einen Reiz, das, was in der Mitte liegt,

iſt ihnen langweilig und unerträglich; ſie lieben daher in der Lectüre die übertriebene Strenge, wie die übergroße Sentimentalität, ohne daß ſie danach fragen, ob es dem Schreiber ernſt damit ſei oder nicht. Indeſſen war die römiſche Welt zu Salluſt's Zeit doch noch nicht tief genug geſunken, als daß die ſatyriſche und epigrammatiſche Geſchichtſchreibung, welche Salluſt ſich gewählt hatte, hätte herrſchend werden können; dies geſchah erſt unter der Kaiſerherrſchaft.

Einen Gegenſatz gegen Salluſt's Arbeiten und ihren Zweck bildet das Werk, welches den Namen des Cornelius Nepos, eines Zeitgenoſſen und Freundes von Cicero, an ſeiner Spitze trägt, von dem es aber nicht ausgemacht iſt, ob es nicht vielleicht den erſt einige Jahrhunderte ſpäter lebenden Aemilius Probus zum Verfaſſer hatte. Es beſteht aus kurzen Lebensbeſchreibungen großer Staatsmänner und Feldherrn, welche, wie Barthelemy's Anacharſis, aus bekannten Quellen ſehr flüchtig ausgezogen, und gleich dieſem franzöſiſchen Werk in der Abſicht verfaßt ſind, Enthuſiasmus zu entzünden und dadurch ein erſtorbenes Leben wieder zu erwecken. Cornelius Nepos hat ſeine Charakterſkizzen, welche faſt insgeſammt der griechiſchen Geſchichte entnommen ſind, zwar rhetoriſch, aber ohne alle Declamation entworfen. Sie ſollten der römiſchen Jugend als Muſterbilder dienen, und machen dieſes Zweckes wegen ihrem Verfaſſer viele Ehre. Sein Werk bildet alſo einen entſchiedenen Gegenſatz gegen Salluſt's Schriften; dieſer hat die abſchreckende, egoiſtiſche Sitte ausgezeichneter Männer ſeiner Zeit zum Gegenſtande gewählt, Cornelius Nepos dagegen ſtellt die glänzende und edle Seite einer Anzahl von Männern verſchiedener Zeiten dar. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Letztere etwas zu helle Farben genommen, oder, wie man von Barthelemy ſagt, ganz Griechenland roſenfarben gemalt, der Erſtere dagegen die ſeinigen zu dunkel gewählt hat. Cornelius Nepos will denen, die zum Leſen eines langen Buches weder Zeit noch Luſt haben, in einer Art von Taſchenbuch oder Vademecum große und glänzende Charaktere zur Nachahmung vorführen, er will unter ſeinen Mitbürgern den Glauben an die Menſchheit neu beleben, den erſtorbenen Patriotismus wieder erwecken, und ihr Auge von den erbärmlichen Zwecken der herrſchenden Ariſtokratie auf die großen Beſtrebungen beſſerer Zeiten hinlenken.

Ein völlig zeitgemäßes Werk war die römiſche Geſchichte des Titus Livius von Padua, der von 58 v. Chr. bis 19 n. Chr. lebte und alſo ſchon dem folgenden Zeitraum angehörte. Dieſe aus hundert zwei und vierzig Büchern beſtehende National-geſchichte, von welcher nur fünf und dreißig Bücher auf unſere Zeit gekommen ſind, war weder, wie Salluſt's Schriften, für den zugleich gebildeten und verdorbenen Theil der vornehmen Welt, noch, wie die Biographieen des Cornelius Nepos, für den weniger ſcharfſichtigen, aber beſſeren Theil derſelben beſtimmt, ſondern vielmehr für die geſammte Nation überhaupt. Ebenſo wenig ver-fiel Livius in den ſatyriſchen und epigrammatiſchen Ton des Erſteren, der noch nicht zeitgemäß geworden war. Er gab den Römern das, was ihnen damals ein wahres Bedürfniß war, eine rhetoriſche Volksgeſchichte, oder mit anderen Worten, er wandte Cicero's Manier und Grundſatz auf die Behandlung der röm-iſchen Geſchichte an. Die Richtung, welche durch Cicero's Vor-ſchrift und Beiſpiel der römiſchen Literatur gegeben worden war, hatte ſich ſeit Livius Zeit bereits über alle anderen Zweige der-ſelben verbreitet; ſie war volksthümlich geworden, und kein Schrift-ſteller konnte ohne rhetoriſchen Schmuck zu gefallen hoffen. Livius behandelte zuerſt auch die Geſchichte auf die durch Cicero national gewordene Weiſe zu ſchreiben, und ward der erſte völlig rhetor-iſche Geſchichtſchreiber der Römer. Die Geſchichte des Vater-landes nicht für den Verſtand, ſondern für das Gemüth des Leſers zu erzählen, ſie als ein Mittel zu gebrauchen, durch welches Be-geiſterung, nicht Belehrung im Volke verbreitet würde, dies iſt Livius Zweck. Die Geſchichte ward alſo von ihm ebenſo aufge-faßt, wie von den meiſten Franzoſen der neueren Zeit, nämlich als eine rhetoriſche Erzählung des wahrſcheinlich Geſchehenen, durch welche der Muth geweckt und der Antrieb zu neuen Thaten gegeben werden ſoll. Doch hat Livius vor den Franzoſen den Vorzug voraus, daß er der Volksſage, dem Volksglauben und der hergebrachten Sitte denſelben Platz einräumt, der von jenen dem Witze, den unterhaltenden Anekdoten, den Kabalen und den leeren Perſönlichkeiten gegeben wird. Livius hat übrigens ſeinen Zweck vollſtändig erreicht; ſein Werk iſt ein wirkliches Nationalwerk geworden, es iſt völlig ins Leben der Römer übergegangen, und

die römiſche Nation hat die Geſchichte ihrer Vorzeit gerade ſo aufgefaßt und als wahr angenommen, wie Livius ſie darſtellt. Darin, in dem Zwecke des Livius und in der Behandlungsweiſe, durch welche er dieſen glücklich erreichte, beſteht auch der einzige Werth ſeines Buches, und man darf bei der Beurtheilung desſelben durchaus nicht die Aufgabe zum Maßſtabe nehmen, welche die Geſchichte als Wiſſenſchaft hat.

Um die Nationalgeſchichte volksmäßig zu ſchreiben, durfte ſich Livius nicht etwa den Herodot zum Muſter wählen, weil das römiſche Volk ſich bereits allzu weit von der Einfalt und Natur entfernt hatte; ein Ephorus, ein Theopompus und andere Geſchichtſchreiber, welche aus Iſokrates Rhetorſchule hervorgingen (ſ. Th. II. S. 228 f.), waren ſeine Vorbilder. Er verirrte ſich übrigens auch, wie dieſe Männer, ſtellenweiſe ſchon von dem eigentlich Redneriſchen in das blos Declamatoriſche, durch welches bald nachher die römiſche Literatur ganz verdorben ward; er zeigt daher ſchon, wohin die durch Cicero hervorgerufene Übertragung des Rhetoriſchen auf alle Fächer des Wiſſens und Denkens nothwendig führen mußte und nachher auch wirklich geführt hat. Dieſer Übergang iſt unter Andern darin zu erkennen, daß Livius manche Begebenheiten zu poetiſch darſtellt, oft beſſere Nachrichten abſichtlich unbeachtet läßt, bei ſeinen Berichten über Schlachten dem Unwahrſcheinlichen zu leicht Raum gibt, kurz, daß er öfters in der Manier der ſpäteren Römer und der heutigen Italiäner ſchreibt, welche ohne alles Bedenken das Wahre und Ernſte des Stoffes dem Gefälligen der Form aufopfern. Wie ſchnell die Römer nachher auf dieſem Irrweg weiter gingen, wird ſich aus der Darſtellung der Bildung und Literatur der Kaiſerzeit ergeben.

XIII. Die römiſche Kaiſerzeit von Auguſtus an bis auf Hadrian.

1. Octavianus Auguſtus als Alleinherrſcher.

Mit der Beſiegung des Antonius hatte Octavian den letzten Schritt zur Alleinherrſchaft gethan. Niemand konnte ihm dieſelbe mehr ſtreitig machen, und er behauptete ſich nicht allein bis zum Ende ſeines Lebens in ihrem Beſitze, ſondern er vererbte ſie auch auf ſeine Angehörigen. Mit der Schlacht bei Aktium beginnt deshalb die monarchiſche Zeit der Römer, welche fünf Jahrhunderte lang bis zum Untergang des Staates ſelbſt dauerte. Octavian kehrte von Egypten nicht gerades Weges nach Rom zurück, ſondern begab ſich zuerſt nach Syrien und Kleinaſien, wo er die nöthigen Verfügungen über die Verwaltung dieſer Länder traf, und zugleich eine günſtige Gelegenheit benutzte, um ohne Anwendung der Waffengewalt die römiſchen Provinzen gegen die verheerenden Einfälle der Parther zu ſichern. Ein parthiſcher Prinz, Tiridates, machte dem König Phraates IV. den Thron ſtreitig, und beide Nebenbuhler wandten ſich an Octavian um Hülfe. Dieſer nahm ſich zwar des Kron-Prätendenten in ſo weit an, daß er ihm Aufenthalt und Schutz im römiſchen Reiche gewährte, aber er unterſtützte ihn nicht zur Erlangung der Herrſchaft. Er hielt zugleich einen Prinzen des königlichen Hauſes, den ihm Tiridates auslieferte, als Geißel zurück, und ſicherte dadurch ſeinen Einfluß im parthiſchen Reiche auf doppelte Weiſe. Durch dieſes vorſichtige Benehmen verſchaffte er den römiſchen Provinzen Ruhe vor den

Raubeinfällen der Parther, und bewirkte außerdem, daß der parthiſche König ihm ſpäter von freien Stücken die Gefangenen und Fahnen von Craſſus Heer zurückſandte, deren Auslieferung Antonius vergebens durch die Waffen zu erzwingen geſucht hatte.

Octavian kehrte über Griechenland nach Rom zurück (im Auguſt des Jahres 29 v. Chr.), wo er gleich nach ſeiner Ankunft einen dreifachen Triumph feierte, zuerſt wegen ſeines Sieges bei Aktium, dann wegen der Unterwerfung von Egypten und endlich wegen eines Kriegszuges, den er einige Jahre vor jener Schlacht gegen die Bewohner von Dalmatien und Pannonien unternommen hatte. Das römiſche Volk und der Senat, deſſen Mitglieder größtentheils zu jenen Elenden gehörten, welche jeder aufgehenden Sonne huldigen, überhäuften ihn gleich damals und in den nächſten Jahren mit Ehren und Vorrechten, die er zum Theil ſelbſt übertrieben fand. Es iſt nicht nöthig, alle die Auszeichnungen anzuführen, welche in bloßer Schmeichelei beſtanden; nur diejenigen müſſen angegeben werden, die auf Octavian's Stellung Bezug hatten und von den folgenden Kaiſern als erbliches Recht in Anſpruch genommen wurden, weil ſie mit der Form und dem Weſen der neuen römiſchen Verfaſſung zuſammenhingen. Unmittelbar nach dem Triumph-Einzug Octavian's ertheilte der Senat dem neuen Alleinherrſcher den Titel Imperator in demſelben Sinne, wie ihn früher Julius Cäſar erhalten hatte (ſiehe oben S. 89), und dieſer Namen blieb ſeitdem zur Bezeichnung der mit der kaiſerlichen Gewalt verbundenen militäriſchen Machtvollkommenheit gebräuchlich. Das Conſulat, welches Octavian ſchon in den letzten Jahren fortwährend bekleidet hatte, ließ er ſich auch für die nächſte Zeit immer wieder übertragen. Ein Jahr nach ſeiner Rückkehr gab man ihm auch die Cenſur auf fünf Jahre, und ernannte ihn zum beſtändigen princeps senatus oder Präſidenten des Senats. Die letztere Ernennung machte ihn zum geſetzlichen Oberhaupt und Leiter der Staatsverwaltung, weshalb denn das Wort Princips (Prinz) nach und nach den Begriff der fürſtlichen Gewalt erhielt. Bald nachher erklärte Octavian im Senat, daß er alle dieſe Würden niederlegen wolle, er nahm ſie zwar ſogleich wieder an, ſtellte ſich aber, als wenn dies nur auf dringendes Bitten und blos für eine beſtimmte Reihe von Jahren

geſchähe. Dieſe Art Komödie, mit der es ihm natürlich nicht im mindeſten ernſt war, wiederholte er nachher noch einige Male. Der Senat gab ihm bei dieſer Gelegenheit den Ehrennamen Auguſtus (d. i. der Erhabene oder gewiſſermaßen Heilige), mit welchem er als Kaiſer in den Geſchichtsbüchern benannt zu werden pflegt, und der ſpäter ihm zu Ehren auch auf den achten Monat des Jahres übertragen wurde, weil Octavian in dieſem Monat durch die Unterwerfung von Egypten den Bürgerkrieg beendigt hatte. Zu gleicher Zeit theilte der Senat die Verwaltung der Provinzen mit ihm, und zwar ſo, daß für die eine Hälfte der Senat, für die andere Auguſtus die Statthalter ernennen ſollte. Die Macht, welche hierdurch dem Senat vorbehalten blieb, war nur ein leerer Schein; denn er mußte ſich nicht nur bei der Beſetzung ſeiner Statthalterſchaften nach den Empfehlungen des Fürſten richten, ſondern dieſe Stellen wurden auch außerdem immer nur auf ein Jahr verliehen, und gaben blos bürgerliche und richterliche Gewalt, da über die Finanzen und das Heer beſondere Beamten geſetzt waren. Im Jahre 23 v. Chr. erhielt Auguſtus auch die tribuniciſche Gewalt auf Lebenszeit, oder mit anderen Worten, man übertrug die Souverainität und die Rechte des Volkes auf ihn. Die conſulariſche Gewalt, die ihm im Jahre 19 ebenfalls für immer ertheilt wurde, vereinigte auch die ganze ausübende Macht in ſeiner Perſon. Endlich wurde er nach Lepidus Tode (13 v. Chr.) noch zum Pontifex maximus oder oberſten Leiter des Cultus gemacht, und konnte nun auch die Religion und ihre Ceremonien ſeinen Zwecken gemäß gebrauchen.

Es war ein Unglück für die Römer, daß Auguſtus nicht die ganze republikaniſche Verfaſſung aufhob und dem Reich eine neue Form oder Conſtitution gab. Dies wäre ihm ebenſo leicht möglich geweſen, als die willkürlichen Verfügungen, die er vor ſeiner Rückkehr nach Rom in Egypten und Aſien getroffen hatte, ohne beim Senat oder Volk vorher anzufragen oder nachher eine Beſtätigung einzuholen. Er that es leider nicht, und legte dadurch in einen kranken Staatskörper den Keim eines neuen und noch verderblicheren Übels. Sein ganzes Streben war von Anfang an darauf gerichtet, die ſchreckliche neue Form des Staates, die Form einer militäriſchen Monarchie, zu verſtecken. Er ließ deshalb die

ſeitherige republikaniſche Verfaſſung beſtehen, nahm ihr aber allen Werth und alle Bedeutung. Da aus dieſer Staatsform ſchon längſt der Geiſt entwichen war, ſo war das republikaniſche Gerüſte des Staates nichts als eine Täuſchung, und es ward der Willkür und Heuchelei Thür und Thor geöffnet. Von dem Augenblick an, wo die Verfaſſung noch eine leere Form war, beruhte das Schickſal des Reiches ganz allein auf der Perſönlichkeit des Regenten. So lange daher ein beſonnener und zu Gewaltthätigkeiten nicht geneigter Mann, wie Auguſtus war, an der Spitze ſtand, war das römiſche Volk glücklich, und die neue militäriſche Regierung hatte nichts Schreckliches an ſich; ſobald aber in ſeinem Nachfolger Tiberius ein Herrſcher von ganz anderem Charakter auf den Thron gelangte, trat das eigentliche Princip dieſer Regierung grell hervor, das neue Syſtem machte ſich auf eine fürchterliche Weiſe geltend, und der Bürger hatte trotz allen republikaniſchen Formen durchaus keinen Schutz gegen Willkür und Grauſamkeit. Dieſe unnatürliche Form des Staates führte ferner den großen Nachtheil mit ſich, daß ſie ſpäter oft ebenſo den Senat wie den Fürſten täuſchte und auf falſche Wege führte. Der Erſtere ließ ſich nicht ſelten zu dem Irrthum verleiten, er ſei noch das, was er früher geweſen war, und der Letztere vergaß mitunter, daß der Senat nur ein Scheingebilde ſei, er ward daher eiferſüchtig auf denſelben, und zeigte eine unnöthige Härte. Noch ſchlimmer waren die Folgen für den ſittlichen Zuſtand der Nation. Alles hing vom Willen des Herrſchers ab, und doch hatte die Regierung den Anſchein, als wenn ſie noch ebenſo wie früher vom Senat und von der Volksverſammlung geführt würde. Welche Heuchelei und Verſtellung ward durch dieſe Einrichtung dem Fürſten, dem Senat und dem ganzen Volke eingeprägt und gewiſſermaßen geradezu zur Pflicht gemacht! Welch großes moraliſches Verderbniß ward insbeſondere in den Senat oder den angeſehenſten Theil der Nation gebracht, da dieſer ſich dazu hergeben mußte, die Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten des Regenten dadurch zu beſchönigen, daß er ihnen eine geſetzmäßige Form verlieh! Wie unendlich viel beſſer würde es alſo geweſen ſein, wenn der Staat gleich anfangs eine rein monarchiſche Verfaſſung ohne alle Hülle und Verſtellung erhalten hätte, zumal da die römiſche

Welt ſo tief geſunken war, daß auch die zweckmäßigſte neue Einrichtung immer noch genug ſchadhafte und kranke Elemente enthalten haben würde!

Betrachten wir die von Auguſtus angeordnete Verfaſſung und Verwaltung des Reiches näher, ſo blieb dem Namen nach der Senat als höchſte Behörde an der Spitze des Staates ſtehen, und behielt ſcheinbar ſeine vorige Gewalt; dem Weſen nach war er aber nichts als eine Maſchine, um den Verordnungen des Herrſchers das Anſehen der Geſetzlichkeit zu verleihen. Außerdem ſollten die Senatoren eine Art von Pairs des Reichs bei einem Regenten darſtellen, der anfangs weder eine eigentliche Hofhaltung, noch auch ein repräſentirendes Miniſterium hatte. Zu fürchten war dieſe Behörde nicht im mindeſten; denn Auguſtus brachte den Senat von tauſend Perſonen wieder auf ſechshundert zurück, geſtaltete ihn durch eine dreimalige Ausſonderung der unwürdigen oder läſtigen Mitglieder völlig um, und trug Sorge, daß die Mitglieder des Senats faſt ganz aus bloßen Creaturen des Kaiſers beſtanden. Da die Senatoren ſcheinbar die wiederhergeſtellte Ariſtokratie oder vielmehr eine Art von Reichsfürſten bilden ſollten, ſo ſuchte Auguſtus ſie in der öffentlichen Meinung zu heben. Er gab alſo dem Senat den Schein der Macht, und ertheilte ihm größere Ehrenvorrechte, als er früher gehabt hatte. Er erhöhte die Summe des Vermögens, welches erforderlich war, um Senator werden zu können, er verordnete, daß allenthalben, wo Spiele gehalten wurden, die erſte Bank den Senatoren vorbehalten bleibe, er ertheilte den Söhnen derſelben beſondere Ehren und Rechte u. A. m. Dagegen ward der Senat nur zwei, höchſtens drei Mal im Monat verſammelt, und hielt während zweier Monate des Jahres gar keine Sitzungen. Schon dies würde beweiſen, daß ein ſo wenig beſchäftigtes Collegium unmöglich die wirkliche Verwaltung des Reiches gehabt haben konnte, daß dasſelbe vielmehr nur ein Scheingerüſt war, hinter welches der Regent ſich verſteckte. In der That vertrat auch ein Ausſchuß, den Auguſtus alle ſechs Monate neu wählen ließ, die Stelle des ganzen Senats. Dieſer Ausſchuß bildete gleichſam den großen geheimen Rath des Fürſten, und gab demſelben Gelegenheit, ſeine Geſchäftsmänner kennen zu lernen. Die eigentlichen Rathgeber Auguſt's waren

Marcus Vipſanius Agrippa, Cajus Cilnius Mäcenas und Marcus Valerius Meſſala, drei Männer, deren Charakter uns den eigentlichen Geiſt der Regierung Auguſt's aufs deutlichſte bezeichnet. Die beiden Letzteren, beſonders Meſſala, gehörten zu den gebildetſten Männern ihrer Zeit, ſie haben ſich die größten Verdienſte um Wiſſenſchaft und Poeſie erworben, und Mäcenas unterſtützte dieſe in der Weiſe eines vornehmen Schützers und Gönners ſo ſehr, daß ſein Namen dadurch ſprichwörtlich geworden iſt. Mäcenas war aber außerdem einer von jenen Staatsmännern, die aus Egoismus und Weichlichkeit jedes Extrem ſcheuen, und in ihrer Liebe zu Behaglichkeit und zu feinerem Lebensgenuß alles dasjenige haſſen, was aus Charakter, Geſinnung und Begeiſterung hervorgeht. Agrippa dagegen war ein edler, uneigennütziger und patriotiſcher Mann, der ſogar die republikaniſche Verfaſſung aus Ueberzeugung liebte und den Kaiſer zu ihrer Wiederherſtellung zu bewegen ſuchte. Auguſtus ſchätzte ihn daher im Grunde auch nur als General und Staatsmann, während der ſeinem Weſen näher ſtehende Mäcenas ihm mehr als Freund und Lebensgenoſſe mit ſeinem Rathe diente.

Die Volksverſammlungen blieben zwar ebenfalls beſtehen, ihre Thätigkeit ward aber auf die Beamtenwahl beſchränkt. Dieſes Recht konnte Auguſt dem Volke ganz gut laſſen, da die Bewerber wohl wußten, daß der Fürſt ein ſcharfes Auge auf ſie habe. Schon unter Auguſt's nächſtem Nachfolger ſchwand auch dieſer letzte Reſt der alten Volksmacht, und die Bürger wurden nur zu Geldaustheilungen und Spielen verſammelt. Übrigens gebrauchte Auguſt einzelne Unruhen bei den Wahlen auf dieſelbe Weiſe gegen die Freiheit, wie man Verſchwörungen zu gebrauchen pflegt, um eine ſtrengere Polizei einzurichten und in den Augen des Volkes zu entſchuldigen. Das Gerichtsweſen ordnete Auguſtus ſo, daß die Civilgerichtsbarkeit einer Anzahl Richter, die aus verſchiedenen Klaſſen der Bürgerſchaft genommen war, überlaſſen blieb, die Criminaljuſtiz aber dem Senat und dem Stadt-Präfecten übergeben wurde. Dabei ſorgte er für pünktliche und ſtrenge Rechtspflege, machte dieſelbe aber durch die Einſetzung von förmlichen Appellations-Inſtanzen vom Regenten abhängig, und ſaß zuweilen auch ſelbſt zu Gericht. Die Beamtenſtellen wurden nach und nach

immer mehr zu bloßen Ehrenämtern herabgedrückt. Außerdem ſchuf Auguſtus neue Stellen und Reichswürden, von welchen einige ſehr bald eine große Bedeutung erhielten. Dieſe waren die Stadt-Präfectur und die Präfectur der Leibwache. Der Stadt-Präfect oder Gouverneur von Rom repräſentirte den Kaiſer in allen polizeilichen Verhältniſſen und Angelegenheiten, und handelte in ſeinem Namen. Er blieb aber nicht blos der Chef der Polizei, ſondern zog bald auch alle diejenigen Geſchäfte an ſich, welche früher die republikaniſchen Obrigkeiten gehabt hatten. Er erhielt ſogar den wichtigſten Theil der Criminal-Juſtiz, und konnte unter Andern, wo er es nöthig fand, die Strafe der Verbannung ausſprechen. Der Präfect der Prätorianer oder der kaiſerlichen Garde und Leibwache wurde nach und nach ein noch weit wichtigerer Mann, als der Stadt-Präfect. Auguſtus gab, damit die Militärgewalt nicht allzu ſichtbar hervortrete, dieſe Stelle nicht Einem Manne, und übertrug ſie ebenſo wenig einem Senator, ſondern er vertheilte ſie unter zwei Ritter, und verband außerdem auch keine bürgerliche Gewalt mit dem Militär-Commando. Übrigens ward der Präfect der Prätorianer ſchon unter Tiberius die erſte Perſon nächſt dem Kaiſer. Polizei und Militärgewalt wurden überhaupt die Seele der neuen monarchiſchen Verfaſſung; nur hatte Auguſtus ſie noch geſchickt zu verſtecken gewußt.

Das Heer, welches bei dieſer Regierungsform eine beſonders große Bedeutung erhielt, ward von Auguſt neu eingerichtet und in eine ſtehende Kriegsmacht umgewandelt. Bald nach ſeinem Siege bei Aktium reinigte er ſein Heer von dem Geſindel aller Art, das in den letzten Jahren dazu gemiſcht worden war. Er verringerte die Zahl der Truppen bis auf fünf und zwanzig Legionen, und ſetzte den Sold, den Cäſar ohne Rückſicht auf die Folgen erhöht hatte, wieder herab. Die Dienſtzeit beſtimmte er für die Prätorianer auf ſechszehn, für die anderen Soldaten auf zwanzig Jahre. Auch ſtellte er den Misbrauch ab, daß die Soldaten bei ihrer Entlaſſung mit Staatsländereien belohnt wurden; er gab ihnen ſtatt deſſen eine beſtimmte Summe Geld; der Prätorianer erhielt nach vollendeter Dienſtzeit etwas über zweitauſend Gulden (elfhundert und vierzig Thaler), jeder andere Soldat

etwa eintauſend dreihundert Gulden (ſiebenhundert und vierzig Thaler). Die Geſammtzahl aller Truppen betrug unter Auguſtus nicht mehr als höchſtens zweimal hunderttauſend Mann. Dieſe waren der Mehrzahl nach an den Grenzen des Reiches, in ſtehenden Lagern angeſiedelt, und wechſelten von Zeit zu Zeit ihre Standquartiere. In den übrigen Theilen des Reiches, beſonders in Italien, lagen nur einzelne Abtheilungen, und Rom blieb anfangs ganz frei von Truppen. Auguſtus konnte hier der Soldaten entbehren, da die Behörden willenloſe Werkzeuge des Regenten waren, und der Pöbel häufig mit Geld beſchenkt, gefüttert und durch Spiele unterhalten wurde, und deswegen zum Aufſtand nicht im mindeſten geneigt war. Die Befriedigung der großen Maſſe und der Soldaten war und blieb überhaupt ein Hauptſtreben Auguſt's, ſo ſehr er auch Beides zu verbergen ſuchte. Vergaß er doch ſelbſt in ſeinem Teſtamente die Beſchenkung des gemeinen Haufens nicht! Anfangs hatte er die Zahl derjenigen Bürger, denen zu beſtimmten Zeiten Getraide umſonſt ausgetheilt wurde, ſehr beſchränkt; nachher ließ er ſie aber wieder bis auf zweimal hunderttauſend ſteigen, weil er für rathſamer hielt, eine Menge kräftigen Geſindels oder diejenige Art von Bürgern, die man in Italien heut' zu Tage Lazaroni nennt, auf Koſten der Übrigen für ſich zu gewinnen, als ſich mit Garden zu umgeben und den Militärdespoten zu ſpielen. Übrigens waren die Truppen ſchon ſeit Cäſar's Zeit kein eigentliches Bürgerheer mehr, und wurden es auch nie wieder. Sie beſtanden größtentheils aus ſolchen Leuten, die den Kriegsdienſt als ein Gewerbe anſahen, und dienten nicht dem Vaterland und der Regierung, ſondern dem Geld, ihren Führern und den Umſtänden.

Es verſteht ſich nach allem Angegebenen von ſelbſt, daß die neue Verwaltung des Reiches weit größere Summen erforderte, als die Regierung in der republikaniſchen Zeit erfordert hatte. Auguſtus führte daher in Italien wie in den Provinzen neue und zum Theil ſehr drückende Steuern ein; er brachte z. B. blos die Abgaben der beiden Provinzen Egypten und Gallien auf eine Summe von mindeſtens hundert und zwanzig Millionen Gulden oder acht und ſechszig Millionen Thaler. Auch die Lieferungen, die Frohnden und andere öffentlichen Leiſtungen, wurden unter ihm

vervielfacht. Übrigens gewannen die Provinzen durch die Einführung der Monarchie am meiſten; denn es lag im Intereſſe des Regenten und ſeines Hofes, den Erpreſſungen und der Willkür der Beamten ein Ziel zu ſetzen, und jede Art von Bedrückung ſtrenge zu beſtrafen. Auch erhielten die Statthalter und ihre Beamten von jetzt an ihre Beſoldung aus der Staatskaſſe, die Misbräuche bei der Erhebung der Steuern und Zölle verſchwanden, und Auguſtus ſelbſt bereiſte einige Male die Provinzen und unterſuchte die Beſchwerden ihrer Einwohner. Die meiſten Städte in den Provinzen behielten ihre früheren Municipalrechte, und Auguſtus ertheilte außerdem viele neuen Freibriefe. Überhaupt war alles, was von der früheren republikaniſchen Freiheit in der Kaiſerzeit noch übrig blieb, nur in den Municipalſtädten der Provinzen zu finden; dieſe genoſſen wirklich ſo viel Freiheit, als mit den nothwendigen allgemeinen Maßregeln zu vereinigen war, und in ihnen erhielt ſich daher auch ein Theil der alten Ideen der Freiheit. Übrigens beſtand das Reich, deſſen Bevölkerung man auf etwa hundert Millionen Seelen ſchätzte, in der erſten Zeit der Kaiſerherrſchaft außer Italien aus vier und zwanzig Provinzen. Dieſe waren: Sicilien, Sardinien und Korſika, die Provinzen Afrika, Numidien und Mauritanien, welche zuſammen den Weſten der afrikaniſchen Nordküſte bildeten, Cyrenaika oder das heutige Barka, Egypten, Kreta, Syrien mit Paläſtina, Cilicien, Bithynien, die Provinz Aſien, welche das heutige Kleinaſien bis zum Taurus-Gebirge und bis zum Fluſſe Halys oder Kiſil-Irmak umfaßte, Thracien, Macedonien, Achaja oder Griechenland, Möſien oder die unteren Donau-Länder, Pannonien oder das heutige Nieder-Ungarn, Dalmatien oder Illyricum, Noricum oder das jetzige Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen nebſt einem Theile von Salzburg und Krain, Rhätien oder Graubünden, das Venetianiſche und das italiäniſche Tyrol, Vindelicien, welches zwiſchen Rhätien, dem Bodenſee, der Donau und dem Inn lag, und endlich Spanien und Gallien.

Italien, welches während der letzten zwei Jahrhunderte in ſeinem materiellen Wohle ſo tief geſunken war, ſuchte Auguſtus wieder zu heben; doch waren ſeine Maßregeln mehr auf den Verkehr des Landes und auf die Blüthe der Städte gerichtet, als

auf den Ackerbau und auf das eigentliche Landvolk. Beſonders ſorgte er für Heerſtraßen, Waſſerleitungen und andere öffentlichen Bauwerke. Auch hob Auguſtus den Unterſchied zwiſchen römiſchen Bürgern und den Bürgern italiäniſcher Städte faſt ganz auf, ließ die Italiäner zum Ritterſtande zu, und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er Rom über Italien ausdehnen wolle. Überhaupt hatte die Veränderung, welche der römiſche Staat durch die Einführung einer militäriſchen Monarchie erlitt, den Vortheil, daß der äußere Wohlſtand und ein behaglicheres Daſein ſich über einen größeren Theil des Reichs verbreitete. In Spanien z. B. hoben ſich Induſtrie und Handel zuſehends. Getraide, Wein, Öl, und zwar das beſte, das man damals kannte, Wachs, Honig, Pech, Wolle und geſalzene Fiſche wurden ſeitdem in immer größerer Menge von Spanien nach Italien gebracht. Die ſpaniſche Schafzucht ward höchſt einträglich, und die dort von alter Zeit her beſtehenden Geſchäfte, wie der Bergbau und die Fabrikation von Schiffsbedürfniſſen, nahmen an Ausdehnung bedeutend zu. Gades und Corduba (Cadix und Cordova) wurden die Stapelplätze für eine ungeheuere Waarenmenge, und neue Kanäle erleichterten den Verkehr dieſer Städte mit dem inneren Land. Auch Galliens Handel und Induſtrie blühten von Cäſar's Zeit an immer mehr empor. In Italien nahm der Weinbau, die Schaf- und Schweinezucht, ſowie die Holzcultur wieder ſehr bedeutend zu. In den öſtlichen Provinzen erhielt die alte Gewerbthätigkeit der griechiſchen Einwohner neue Nahrung, und auf der Nordweſtküſte von Afrika, in Egypten und in Sicilien hob ſich der Ackerbau ſo ſehr, daß dieſe Länder von jetzt an mehr, als je zuvor, die Kornkammern der civiliſirten Welt wurden. Dieſe Verbreitung eines Wohlſtandes, welcher früher hauptſächlich nur der römiſchen Bürgerſchaft und ihren Großen genützt hatte, war allerdings eine ſehr erfreuliche Erſcheinung; dagegen wirkte aber das gewerbthätige Leben damals, wie in allen Zeiten einer weit fortgeſchrittenen Civiliſation, moraliſch höchſt nachtheilig. Der Handelsgeiſt nahm nämlich dieſelbe Richtung, die er in unſeren Tagen an den Orten zu nehmen ſcheint, wo man ſich dem Handel mit Staatspapieren hingibt, Summen für weitausſehende und gigantiſche Unternehmungen zuſammenſchießt, und den Einfältigen

durch Vorſpiegelungen großen Gewinnes in die Falle zu locken ſucht. Man ſtrebte in kurzer Zeit unermeßlich reich zu werden, und verſchmähte daher das langſam und ſicher bereichernde Mittel der Sparſamkeit und des ehrlichen Gewinns. Der Wucher nahm in Folge davon ſo ſehr überhand, daß die Kapitale mitunter ſchon in zwanzig Monaten verdoppelt wurden, und daß man ſogar das Rechnen und Speculiren als einen Hauptgegenſtand der erſten Erziehung ins Auge faßte. Einer der wichtigſten Vortheile, welche Auguſt's Regierung den Bewohnern des römiſchen Reiches gewährte, beſtand in der Sorge des Kaiſers für Straßen und öffentliche Bauwerke. Auguſtus ließ nicht allein ſelbſt theils aus ſeiner eigenen Kaſſe, theils aus den Staatsgeldern Heerſtraßen anlegen und Gebäude errichten, ſondern er munterte auch ſeine Freunde und Verwandten dazu auf. In Italien wurden alle Straßen ausgebeſſert, in Gallien, Spanien und anderen Provinzen neue gebaut, und ſelbſt als unter Auguſtus die Alpenvölker von Graubünden beſiegt wurden, bahnte man einen Weg durch ihr Land. Auch die Stadt Rom ward durch Gebäude verſchönert. Am meiſten zeichnete ſich bei dieſen Beſtrebungen Agrippa aus, deſſen Bauwerke an den Patriotismus der alten Zeit erinnern würden, wenn er ſein ungeheueres Vermögen nicht auf Koſten des Staates erworben hätte. Er legte unter Andern neue prachtvolle Waſſerleitungen an, gab große Summen aus, um die Kloaken der Stadt reinigen zu laſſen, und errichtete mehrere öffentlichen Gebäude, von welchen das Pantheon das koſtſpieligſte und berühmteſte war. Dieſer Tempel, der mit den Statuen der meiſten Götter ausgeſchmückt wurde, war eines der Hauptgebäude des alten Rom, und gehört zu den wenigen, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben. Er iſt ſeit dem ſiebenten Jahrhundert in eine chriſtliche Kirche umgewandelt, und führt jetzt den Namen Santa Maria Rotonda.

So großartig und nützlich auch die vielen Anlagen und Gebäude waren, welche durch oder unter Auguſtus errichtet wurden, ſo hatten ſie doch eine ganz andere Beziehung, als die ähnlichen Unternehmungen der älteren Zeit. Einheit der Regierung und das Gefühl der Abhängigkeit von einem Oberhaupte ſollten in allen Theilen des Reiches herrſchen und gleichſam durch den Anblick jedes Gegenſtandes, bei jedem Schritt im Leben zum Be-

wußtſein gebracht werden. Alle öffentlichen Unternehmungen wurden von Auguſtus und ſeinen Nachfolgern auf die Perſon des Regenten, nicht wie früher auf den Staat, auf die Religion und auf die Würde eines freien Volkes bezogen. Das ganze Streben des Kaiſers ging dahin, ein Volk, das ſich ſeither ſelbſt regiert hatte, an die Behaglichkeit regiert zu werden, ſowie an ein Leben für den bloßen Genuß und für Privatgeſchäfte zu gewöhnen. Daß Ruhe und Behaglichkeit, daß Stille und Friede, daß Sanftmuth und Gelindigkeit die Menſchen und Staaten ins Verderben ſtürze, Tyrannei möglich mache und die Selbſtſucht auf den Thron erhebe, das ahnte Niemand; ſchon unter Auguſt's nächſtem Nachfolger aber wurde es nur allzu klar. Die Folgen des neuen Syſtems traten ſehr ſchnell ein, und gaben auch dem römiſchen Privatleben einen ganz anderen Charakter. Lebensüberdruß und der Wunſch nach Veränderung füllten die Seele der Vornehmen und Reichen. Es entſtand daraus unter der höheren Klaſſe der Römer die Reiſeluſt, die auch in unſerer Zeit die Menſchen quält und treibt, weil man ſich daheim misbehaglich fühlt und der gewöhnlichen Eindrücke müde iſt. Die Unterhaltung der geſelligen Kreiſe drehte ſich nicht mehr, wie ehemals, um Staatsgeſchäfte, ſondern um die Schwelgereien der Tafel und um andere Genüſſe. Die Reichen wie die Armen ergaben ſich der italiäniſchen Behaglichkeit des Nichtsthuns und jener Gleichgültigkeit gegen Freiheit und Ehre, welche die Bewohner aller Hauptſtädte, beſonders aber die der ſüdlichen Länder, empfinden. Selbſtſucht ward die alleinige Triebfeder aller Bürgerklaſſen, und bewog ſie zur Kriecherei und ſklaviſchen Höflichkeit gegen alle diejenigen, die durch Geburt, Hofgunſt oder Reichthum ausgezeichnet waren.

2. Die germaniſchen Völker und ihre Kriege mit den Römern zu Auguſt's Zeit.

Auguſtus hatte den Grundſatz, daß man die Grenzen des Reiches nicht weiter ausdehnen dürfe, als ſie Cäſar ausgedehnt hatte; allein in einem militäriſchen Weltreich, welches rundum von ſtreitbaren Völkerſchaften umgeben war, konnte es unmöglich an öfteren Veranlaſſungen fehlen, gegen auswärtige Feinde vom Heere Gebrauch zu machen. Auch unter Auguſtus wurden daher

einige Kriege geführt; dieſe ſind jedoch, wenn man die Unternehmungen in Deutſchland ausnimmt, kaum der Erwähnung werth, wiewohl die Schmeichler des Kaiſers es nicht an Lobeserhebungen wegen dieſer Feldzüge fehlen ließen. Auguſtus ſelbſt zog gegen die im nördlichen Spanien wohnenden Cantabrer und Aſturer zu Felde; allein obgleich er und ſeine Generale dieſe Völker Jahre lang bekriegten und endlich auch ſcheinbar unterwarfen, ſo wurden dieſelben doch ebenſo wenig unter die römiſche Herrſchaft gebeugt, als die kriegeriſchen Hirtenſtämme des nördlichen Arabiens, welche Auguſt gleichfalls zu unterjochen ſuchte und deshalb durch ſeinen Statthalter von Egypten angreifen ließ. Weit bedeutender und folgenreicher waren die Kriege, welche unter Auguſt's Regierung mit den Germanen geführt wurden. Sie ſind beſonders auch deshalb merkwürdig, weil ſich gerade um dieſelbe Zeit, als die alte römiſche Verfaſſung zuſammenſtürzte, diejenigen Völker zum erſten Male furchtbar erhoben, welche mehrere Jahrhunderte ſpäter das Reich niederwarfen. Es iſt daher hier die paſſendſte Stelle, um einige allgemeinen Angaben über die germaniſchen Völker zu machen.

Die germaniſchen Völker ſind neben den Griechen und Römern der wichtigſte Zweig des indo-germaniſchen Völkerſtammes; denn ſie haben in den mittleren und neueren Zeiten eben dieſelbe Bedeutung für die Menſchheit und ihre Bildung erhalten, welche der griechiſch-lateiniſche Völkerzweig im Alterthum hatte. Der Namen Germanen, mit welchem ſie in den Schriften der Römer bezeichnet werden, kann ſeiner Ableitung und Wortbedeutung nach nicht mit Zuverläſſigkeit erklärt werden. Früher glaubte man ihn theils von dem altdeutſchen Worte Ger d. i. Speer, theils von Wehre, theils endlich von dem Worte Wirre (Verwirrung), welches in der Form guerre in die franzöſiſche Sprache übergegangen iſt, herleiten zu dürfen, ſo daß er alſo ſoviel als Kriegsmänner bedeuten würde; allein alle dieſe Ableitungen ſtehen ſo ſehr mit den etymologiſchen Geſetzen unſerer Sprache in Widerſpruch, daß ſie jetzt von keinem deutſchen Sprachforſcher mehr zugegeben werden. Auch mit den alten deutſchen Namen Erman, Hermann, Irman und Irmin, deren eigentliche Bedeutung nicht mehr zu ermitteln iſt, haben einige Gelehrten den Namen Germanen in Verbindung gebracht.

Andere ſind der Meinung, daß derſelbe kein einheimiſcher Namen geweſen, ſondern von den Römern den Deutſchen beigelegt worden ſei; denn es gibt in der lateiniſchen Sprache ein Wort Germanus, welches Bruder oder auch Landsmann bedeutet, und das man ſo wenden und drehen zu dürfen gemeint hat, daß es als römiſche Bezeichnung der deutſchen Völker einen Sinn erhielt. Auch über die Herleitung des Namens Deutſche ſind die Gelehrten nicht einig, obgleich in Betreff desſelben wenigſtens ſo viel außer Zweifel ſteht, daß er germaniſchen Urſprungs iſt. Von den verſchiedenen Vermuthungen, welche die Sprachforſcher über die Bedeutung dieſes Wortes ausgeſprochen haben, ſind nur zwei als zuläſſig und wahrſcheinlich zu bezeichnen. Nach der Einen würde es von dem altdeutſchen Worte diutan, d. i. deuten oder verſtändlich machen, herzuleiten ſein, und alſo eigentlich diejenigen, welche eine und dieſelbe Sprache ſprächen, bedeuten. Nach der Anderen wäre das gothiſche Wort Thiuda d. i. Volk die eigentliche Wurzel des Wortes Deutſche, und dies hätte urſprünglich die Bedeutung Leute desſelben Volkes gehabt. Die Benennung Teutonen endlich, die bei uns zuweilen im poetiſchen Gebrauche ſtatt des Wortes Deutſche angewandt wird, war nur der Namen einer einzelnen Völkerſchaft, und dieſe Anwendung hat ihren Grund darin, daß ſchon die alten Römer den Namen Teutonen manchmal auch auf die anderen deutſchen Völkerſchaften übertrugen.

Die germaniſchen Völker beſtanden ſchon in der früheſten Zeit, die der Forſchung zugänglich iſt, aus zwei Hauptſtämmen, dem ſkandinaviſchen oder nordiſchen und dem eigentlich deutſchen im engeren Sinne; jener wohnte von jeher jenſeit der Oſtſee, dieſer dagegen auf dem Feſtlande von Mitteleuropa. Beide Stämme unterſcheiden ſich noch jetzt dadurch von einander, daß die verſchiedenen Völker des einen Stammes ihren Dialekten nach unter einander näher verwandt ſind, als mit denen des anderen Stammes. Jeder Stamm zerfiel in viele, unter ſich verſchiedenen und von den Römern mit beſonderen Namen bezeichneten Völkerſchaften; der Unterſchied derſelben hat ſich aber nicht erhalten, ſondern die einzelnen Völker wurden in Folge der Wanderungen, die ſie in der römiſchen Kaiſerzeit unternahmen, von einander getrennt, und bildeten durch neue Vereinigungen neue Völker. Auf dieſe Weiſe

entſtanden ſpäter die Allemannen, Franken, Heſſen, Thüringer, Baiern u. A. Einer von den drei Stämmen, nämlich der gothiſche, iſt bei dieſen Völkerbewegungen ſogar ganz verſchwunden; er zog gegen das Ende der alten Zeit größtentheils nach Spanien und Oberitalien, vermiſchte ſich dort mit nicht-germaniſchen Völkern, und ging in Folge davon in den romaniſchen Charakter über. Selbſt ihren älteſten Wohnſitz haben nur äußerſt wenige germaniſchen Völker, wie z. B. die Frieſen, behalten. Es iſt daher auch zweckmäßiger, die Wohnſitze der genannten Völker erſt dann näher zu bezeichnen, wenn ſie im Verlaufe der Erzählung einzeln erwähnt werden müſſen. Übrigens waren die Grenzen des deutſchen Landes in der älteſten Zeit die Weichſel, die Donau, der Rhein, die Nord- und die Oſtſee.

Über den äußeren Zuſtand, den Charakter und die Sitten der germaniſchen Völker finden ſich in den Werken der römiſchen Geſchichtſchreiber ausführliche Berichte, von welchen die nachfolgenden Angaben die bemerkenswertheſten ſind. Die Germanen waren den Römern in Betreff ihrer Körperbeſchaffenheit beſonders dadurch auffallend, daß ſie meiſtens ſehr groß waren, blaue Augen und rothgelbes Haar hatten. Auch rühmte man ihre große Körperkraft und die Ausdauer, mit der ſie Anſtrengungen und Entbehrungen, Hunger, Durſt und große Kälte, aber keine Hitze zu ertragen vermochten. Das Land war nur ſtellenweiſe bebaut, den größeren Theil desſelben bedeckten Wälder und Sümpfe. Die Wohnungen ſtanden vereinzelt, ſo daß es keine Dörfer oder Städte gab, ſondern jeder in der Mitte ſeiner Felder wohnte. Die Beſchäftigungen der Germanen waren Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Krieg. Die beiden Erſteren ließ man durch Sklaven oder Leibeigene betreiben, die entweder als Knechte die Arbeiten verrichteten, oder beſondere Äcker zugewieſen bekamen, welche ſie bewirthſchafteten, und von denen ſie ihren Herren eine beſtimmte jährliche Abgabe an Getraide, Vieh und Leinwand gaben. Jagd und Krieg waren die einzigen Beſchäftigungen des freien Mannes, die häuslichen Arbeiten und die Leitung des Ackerbaues waren den Weibern überlaſſen. Der Mann brachte die Zeit, während deren er nicht im Krieg oder auf der Jagd war, mit Nichtsthun, Eſſen, Trinken und Spielen zu; denn wie alle ſtreitbaren und dabei ganz unge-

bildeten Völker, liebten auch die Germanen den Wechſel zwiſchen den Anſtrengungen des Kampfes und Jagens und völliger Unthätigkeit. Gaſtmähler und Trinkgelage bildeten ihre Lieblingsunterhaltung, doch waren ihre Speiſen und Getränke ſehr einfach. Die Erſteren beſtanden in der Regel blos aus wildem Obſt, Fleiſch und Milch, die Letzteren aus einer Art von Gerſtenbier; nur einige an der Grenze wohnenden Völker hatten auch Wein, den ſie von ihren Nachbarn erhandelten. Das Trinken liebten die Deutſchen bis zum Uebermaß. „Tag und Nacht in Einem fort zu trinken, ſagt der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus, gilt bei ihnen für keine Schande; und wenn man hierin ihrer Luſt willfahren wollte, ſo würden ſie leichter durch dieſes Laſter, als durch Waffen zu beſiegen ſein.“ Dem Würfelſpiel waren die Germanen ſo leidenſchaftlich ergeben, daß ſie oft, wenn Alles verloren war, ihre eigene perſönliche Freiheit aufs Spiel geſetzt haben ſollen. Ihre Kleidung war ſehr einfach und roh: ein mantelartiger Überwurf, der blos aus dem Pelz eines erlegten Jagdthieres beſtand, war für die Meiſten die einzige Bedeckung des Körpers. Die Waffen bildeten den Hauptſchmuck des Mannes, und wurden daher in allen Verſammlungen getragen. Die jungen Leute durften ſie nicht eher anlegen, als bis ſie durch die Volksverſammlung dazu für tüchtig erkannt worden waren. Der Schild und ein Speer, der zugleich für den Kampf in der Nähe und aus der Ferne diente, waren die Hauptwaffen; Panzer und Helme dagegen wurden bei den Germanen nur ſehr ſelten angetroffen. Seinen Schild in der Schlacht zurückzulaſſen, galt bei ihnen ebenſo, wie bei den Spartanern für eine entehrende Schmach, und hatte zur Folge, daß man von der Theilnahme an der Volksverſammlung und an öffentlichen Opfern ausgeſchloſſen wurde; Viele kamen dieſer Beſchimpfung durch Selbſtmord zuvor. In den Krieg zogen die Germanen zwar zum Theil auch zu Pferd, doch beſtand ihre Hauptkraft im Kampfe zu Fuß.

Die Römer rühmen von den alten Germanen alle diejenigen moraliſchen Eigenſchaften, welche jedem tapferen Volk im halbwilden Zuſtand eigen zu ſein pflegen, wie z. B. Tapferkeit und Gaſtfreundſchaft. Durch drei Vorzüge ſcheinen ſich die Germanen ſchon früh vor anderen Völkern ausgezeichnet zu haben, zuerſt da-

durch, daß unter ihnen Vielweiberei nie Sitte war, dann durch den Werth, den ſie auf die Tugend der Keuſchheit legten, und endlich durch Treue und Ergebenheit gegen diejenigen, die ſie ſich zu Führern erwählt hatten. Eigenthümlich war außerdem auch die höhere Stellung, welche bei ihnen im Gegenſatz gegen andere Barbaren die Frauen einnahmen. Das Weib ward nicht als Sklavin behandelt, und Jungfrauen galten bei allen germaniſchen Völkern für beſſere Geißeln eines geſchloſſenen Vertrags, als Männer, weil man ſich durch jene weit mehr zur Treue verpflichtet glaubte. Man ſchrieb dem weiblichen Geſchlecht ſogar einen angeborenen höheren Werth zu; manche Frauen, wie z. B. die zu Veſpaſian's Zeit lebende Veleda, ſpielten in Folge davon als Alrunen d. i. Allwiſſende oder Prophetinnen eine wichtige Rolle, und übten großen Einfluß auf die Volksberathungen aus.

Die Verfaſſung war nicht eigentlich demokratiſch, außer bei den Frieſen, wir finden vielmehr ſelbſt in den Zeiten, wo noch das Volk und jeder Einzelne an Verwaltung und Regierung Theil nahm, Spuren der ſpäteren freien Monarchie. Die Germanen hatten gewählte Führer im Krieg und einen auf Lebenszeit gewählten Häuptling, der mit beſchränkter Gewalt die Angelegenheiten im Frieden zu leiten hatte. Die Geſammtheit der freien Männer bildete die Volksverſammlung, welche alle allgemeinen Angelegenheiten berieth und beſchloß, über Leben und Tod der Verbrecher entſchied, und den Vorſitzer für die Gerichte der einzelnen Gaue erwählte. Die Volksverſammlungen wurden an beſtimmten Tagen, beim Neu- oder Vollmond gehalten, unter dem Volk der Franken aber gewöhnlich nur einmal im Jahr, und zwar im Monat März, ſpäter im Mai. Es gab gewiſſe Edle, denen man meiſtens, jedoch nicht immer, den Vorzug bei Wahlen gewährte, und welche weniger wichtige Angelegenheiten mit einander beriethen und entſchieden; ob ſie aber ihrer Geburt und nicht vielmehr ihrer perſönlichen Auszeichnung wegen dieſe Stellung hatten, muß dahin geſtellt bleiben. Aus ihnen wurde auch der König gewählt, der jedoch, wie in der Regel die Häuptlinge bei halbwilden kriegeriſchen Stämmen, nicht der Gebieter, ſondern nur der Repräſentant ſeines Stammes war, weshalb man auch nicht den Tapferſten, ſondern den Vornehmſten wählte. Das Heer beſtand aus der

Geſammtheit aller Freien. Außer dieſem ſogenannten Heerbann bildeten ſich in Zeiten, wo kein Krieg von der ganzen Völkerſchaft geführt wurde, zuweilen einzelne Kriegsſchaaren, die ſich zu einer beſonderen Unternehmung an einen tapferen Führer anſchloſſen. Sie hießen das Gefolge desſelben, und kämpften unter ſeiner Führung um Ruhm und Beute. Je größer das Gefolge eines Edlen war, um ſo mehr Einfluß hatte er in der Volksverſammlung. Die Gerichte wurden von einem erwählten Oberrichter geleitet, welcher Graf (vom Worte grau) d. h. alſo der Älteſte hieß, und eine Anzahl Hausväter zu Beiſitzern hatte. Die Strafen wurden als Schadenerſatz angeſehen und nach dieſem Grundſatze beſtimmt, ſogar der Mord wurde dadurch geſühnt, daß man einen von den Richtern beſtimmten Strafpreis an die Verwandten des Getödteten entrichtete.

Über die Religion der alten Deutſchen geben uns die Römer nur ſehr oberflächliche Berichte. Daß ſie in Vielgötterei beſtand, iſt faſt das Einzige, was aus dieſen mit Beſtimmtheit hervorgeht. Wenn man, wie gewöhnlich geſchieht, die im Mittelalter niedergeſchriebenen Sagen der älteren Skandinavier mit den römiſchen Berichten verknüpft, ſo erhält man zwar ausführlichere Angaben über die Götter und Mythen der Germanen; allein es iſt ſehr zweifelhaft, ob die älteren Bewohner des eigentlichen Deutſchlands, von welchen allein in den römiſchen Geſchichtswerken die Rede iſt, mit den Skandinaviern durchaus einen und denſelben Glauben und Cultus hatten. Der gewöhnlichen Annahme zufolge, die ſich hierauf ſtützt, war der Hauptgott der Germanen Wodan oder Odin; er wurde als der über Alles gebietende Gott auch Allvater und als der Stammvater der germaniſchen Völker Tuisko genannt. Ihm zunächſt ſtanden ſeine älteren Söhne, der Gott des Donners Thor, deſſen Andenken ſich in dem Namen Donnerstag erhalten hat, und der Gott des Krieges Tyr oder Tiu, von deſſen Namen man das Wort Dienstag ableitet. Wodan's Gemahlin und die Göttin der Ehe war Freia, welcher der Freitag heilig war. Eine andere Gemahlin Wodan's war Hertha oder die Göttin der Erde. Außerdem verehrten die Skandinavier den Gott der Dichtkunſt Bragi, den durch Schönheit ausgezeichneten Götterhelden Balder, die Göttin der Jugend Iduna, die

Nornen oder Schickſalsgöttinnen und andere Götter. Über das Leben und die Schickſale der Götter hatten die Skandinavier ebenſo mannichfaltige poetiſche Mythen, als die alten Griechen. Neben den Göttern nahmen ſie noch zwei unſichtbare Welten von Rieſen und Zwergen an. Sie glaubten auch an Unſterblichkeit, und malten ſich den Zuſtand nach dem Tod auf ihre beſondere Weiſe aus. Von den in der Schlacht gefallenen z. B. glaubten ſie, daß dieſelben im Palaſte Walhalla bei Wodan wohneten, ihre Zeit mit Kämpfen, Jagen und Trinken zubrächten, und bei ihren Gelagen von den Walkyren oder Schlachtengöttinnen, die unter furchtbarem Geſang das Gewebe der Schlachten webten, bedient würden.

Von dem Gottesdienſt und den Prieſtern der in Deutſchland wohnenden Germanen melden uns die Römer mehr, als von ihren Göttern. Die germaniſchen Prieſter hatten großes Anſehen, aber ſie bildeten nicht, wie die Druiden oder die Prieſter der Gallier, einen beſonderen Stand. Die Barden, welche bei ihnen ebenſo wie bei den Galliern vorkommen, waren keine Prieſter, ſondern Dichter und Sänger von Schlachtenliedern. Die Germanen hatten keine Abbildungen ihrer Götter. Auch verehrten ſie dieſe nicht in Tempeln, ſondern in geweihten Hainen, in welchen die Prieſter die Opfer für das Volk darbrachten. Unter den Opfern befanden ſich manchmal auch gefangene Feinde. Den Willen der Götter und die Zukunft erforſchte man auf verſchiedene Weiſe, vorzüglich aber aus dem Wiehern von weißen heiligen Roſſen, die in den Götterhainen unterhalten wurden. —

Kehren wir von dieſer allgemeinen Betrachtung der germaniſchen Völker zu ihren Kriegen mit Auguſtus zurück, ſo kamen die Römer damals zugleich am Rhein und an der Donau in feindliche Berührung mit ihnen. Seit Cäſar's Zeit hatten ſich einige deutſche Völkerſchaften, von welchen die Ubier in der Gegend von Köln und die Vangionen, Tribokker und Nemeter zwiſchen Schlettſtadt und Oppenheim die bedeutendſten waren, auf dem linken Rheinufer niedergelaſſen und römiſche Sitten anzunehmen begonnen. Auch waren die Römer mit den auf der rechten Seite des Rheines wohnenden deutſchen Grenzvölkern in Handelsverkehr getreten. Um das Jahr 16 v. Chr. unternahmen

einige Schaaren von den Letzteren, nachdem ſie die zu ihnen gekommenen römiſchen Kaufleute ermordet hatten, von neuem Raubzüge auf das linke Rheinufer. Ein römiſcher General, Lollius, wollte ihnen die gemachte Beute wieder abnehmen, ward aber völlig geſchlagen. Auguſtus, welcher damals gerade auf einer Reiſe nach Gallien begriffen war, begab ſich ſogleich an den Rhein, und brachte es dahin, daß die Deutſchen Frieden zu halten verſprachen. Einige Jahre nachher hielt er es aber für nöthig, die Ehre der römiſchen Waffen durch einen Angriffskrieg zu rächen, und beſtimmte ſeine beiden Stiefſöhne Druſus und Tiberius zur Leitung des Unternehmens. Dieſe führten damals einen glücklichen Krieg mit den im Süden der Donau wohnenden Barbaren von keltiſcher Abkunft. Sie beſiegten (15 v. Chr.) die Bewohner von Rhätien, Vindelicien und Noricum, die ſich den Geboten der Römer nicht fügen wollten, und während Tiberius bis tief in Ungarn eindrang, unterwarf Druſus alles Land bis zur Donau und begann daſelbſt die Gründung einiger feſten Colonieen, aus welchen nachher die bedeutenden Städte Druſomagus (vielleicht das heutige Memmingen) und Auguſta Vindelicorum (Augsburg) entſtanden. Den Letzteren rief Auguſtus von ſeinem bisherigen Poſten ab, und übertrug ihm die Leitung eines Kriegszuges nach Deutſchland, während Tiberius im Nordoſten beſchäftigt blieb, und an der Drau und Sau über Völker des ſarmatiſchen Stammes ſiegte.

Faſt zwei Jahre (von 15 bis 13 v. Chr.) verwendete Druſus auf die nöthigen Vorkehrungen zu dieſem Zuge. In dieſer Zeit übte er ſein Heer ein, er befeſtigte dann die wichtigſten Punkte am Rhein, trat mit den Batavern, welche zwiſchen der Waal und Maas wohnten, in Verbindung, und ließ einen Kanal graben, der den Rhein mit der alten Yſſel verband und wahrſcheinlich die jetzige neue Yſſel iſt. Dann machte er in den Jahren 13 bis 9 v. Chr. fünf ganz verſchiedene Züge nach Deutſchland. Mit dieſen Unternehmungen haben ſich die Gelehrten vielfach beſchäftigt, die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen weichen aber ſehr von einander ab, weil die Angaben der römiſchen Geſchichtſchreiber unſicher und die Verhältniſſe der deutſchen Völkerſchaften, von denen ſie reden, ſehr unklar ſind. Druſus erſter Zug galt den Sigambrern und Uſipetern, welche in der Gegend der Sieg und

Lahn wohnten und kurz zuvor einen neuen Einfall in Gallien gemacht hatten; ſie wurden über den Rhein zurückgejagt und bis in ihr Land ſelbſt verfolgt. Gleich nachher begann Druſus die Ausführung eines großartigen Planes, um deſſentwillen er jenen Kanal hatte graben laſſen. Er wollte aus der Yſſel in die Zuyder See fahren, von dort aus einen Theil der Nordküſte Germaniens auskundſchaften und ſich zwiſchen der Ems und der Weſer feſtſetzen; ſein Plan ſcheiterte aber, weil ſeine Seeleute für die gefährliche Schifffahrt an der Nordſee-Küſte weder Gewandtheit, noch Erfahrung und Kenntniſſe genug hatten. Er ward bei der Einfahrt in die Ems durch das plötzliche Eintreten der Ebbe in große Gefahr gebracht, und mußte unverrichteter Sache auf dem alten Wege wieder nach Gallien zurückkehren. Nachher machte er noch drei Züge über den Rhein, um die benachbarten deutſchen Völkerſchaften theils zu unterwerfen, theils durch wiederholte Angriffe in Schrecken zu ſetzen. Der erſte Zug, der die Unterwerfung der Uſipeter zur Folge hatte, führte ihn bis über die Lippe hinaus, an welcher er die Burg Aliſo (das heutige Elſen im Paderborniſchen oder Lisborn im Münſter'ſchen) anlegte. Auf dem Rückwege wurden auch die Sigambrer völlig geſchlagen. Im folgenden Jahr unternahm Druſus einen Zug gegen die Katten, welche vom Main bis nach Weſtphalen hinein wohnten; die einzelnen Umſtände dieſer Unternehmung ſind aber nicht ſicher zu beſtimmen. Der letzte Feldzug des Druſus war der blutigſte, und galt zunächſt den Katten. Druſus ſchlug dieſes Volk, und drang unter ſehr hartnäckigen Gefechten bis nach Thüringen vor, wo die Hermunduren wohnten. Von hier wandte er ſich nordweſtlich gegen den Harz hin in das Land der Cherusker. Unter ſtetem Sengen und Brennen drang er bis an die Elbe vor. Noch weiter zu ziehen, würde ihm ſchon der herannahende Winter nicht erlaubt haben. Er kehrte alſo nach dem Rhein zurück, brach aber unterwegs durch einen Sturz vom Pferde den Schenkel, und ſtarb nach dreißig Tagen, noch ehe er den Rhein erreicht hatte, im dreißigſten Jahre ſeines Lebens (9 v. Chr.). Sein Bruder Tiberius, welcher nach ihm den Oberbefehl am Rhein erhielt, ließ ihm auf dem Eichelſtein zu Mainz ein Denkmal ſetzen, das ſich bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erhielt, wo die Franzoſen es zer-

ſtörten; der Senat aber ertheilte auf Auguſt's Antrag dem Druſus und ſeinen Nachkommen den Ehren=Beinamen Germanicus. Der wichtigſte Erfolg der Unternehmungen des Druſus beſtand darin, daß eine ganze Kette von militäriſchen Poſten auf beiden Ufern des Rheins und im Taunus=Gebirge, ſowie einige vorgeſchobenen Schanzen an der Lippe und bis über die Ems hinaus angelegt wurden. Zu jenen Poſten gehörte auch die Stadt Mogontiacum oder Mainz, deren Gründung dem Druſus zugeſchrieben wird, und bei welcher er jedenfalls eine Brücke hatte bauen laſſen. Auch die Überreſte eines langen Walles, die ſich über den ganzen Taunus hinziehen und beim Volke den Namen des Pfahlgrabens führen, waren vielleicht ein Theil der Verſchanzungen des Druſus. Dieſer Wall, der aus einem Steingrund und aus darauf gehäufter Erde beſteht und mit einem doppelten Graben verſehen iſt, läuft vom Badeorte Ems an bis nahe an die höchſte Spitze des Taunus und dann am Hauptrücken desſelben her in die Wetterau.

Nach Druſus Tode wandten ſich die Römer vorzugsweiſe gegen die im Nordweſten von Deutſchland in der Nähe der Nordſee wohnenden Völkerſchaften; denn dieſe ſtanden vereinzelt und waren daher leichter zu beſiegen, während die Stämme des mittleren und ſüdlichen Deutſchlands damals in den großen Sueven=Bund vereinigt waren. Tiberius zuerſt, dann zwei Generale, welche nach ihm den Oberbefehl übernahmen, und nachher aufs neue Tiberius drangen dort immer weiter in Deutſchland vor, machten die Bewohner des Landes zwiſchen Weſer und Rhein unter dem Namen von Bundesgenoſſen zu Unterthanen des römiſchen Kaiſers, und gewöhnten ſie an römiſche Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, ſowie an römiſches Gericht und Recht. Tiberius führte ſeine Truppen ſogar noch über die Weſer hinaus bis zur Elbe, und beugte auch die kleineren Völker, welche zwiſchen beiden Flüſſen wohnten, unter die römiſche Botmäßigkeit. Auf dieſe Weiſe ward ein großer Theil von Norddeutſchland in römiſches Land umgewandelt, und die Germanen jenes Landſtriches ſchienen nicht allein die römiſche Oberherrſchaft ruhig zu ertragen, ſondern ſich auch in ihrer Abhängigkeit glücklich zu fühlen. Viele von ihnen nahmen Kriegsdienſte bei den Römern, und Auguſtus errichtete ſich um jene Zeit

eine eigene Leibgarde von Deutſchen. Unter den Deutſchen, die im römiſchen Heere dienten, erhielten zwei Männer bald nachher eine große Bedeutung, der Cherusker-Fürſt Arminius oder Hermann, dem man für ſeine Verdienſte als Anführer einer deutſchen Reiterſchaar ſogar die Würde eines römiſchen Ritters ertheilte, und Marbod, ein Fürſt der Markomannen, welcher ebenſo wie Hermann in dieſem Dienſte römiſche Politik und Kriegskunſt erlernte.

Während Tiberius nachher mit ſeines Bruders Druſus Sohn, Germanicus, in Pannonien empörte Völker wieder unter das römiſche Joch beugte, führte ein Misgriff Auguſt's die Vernichtung der römiſchen Macht im weſtlichen Deutſchland herbei. Tiber's nächſter Nachfolger im Commando des dortigen Heeres, Sentius Saturninus, hatte die ſchlauen Grundſätze befolgt, nach welchen die Römer von jeher gegen halb unterworfene Völker zu verfahren pflegten: er hatte aus den Zwiſtigkeiten der germaniſchen Stämme Vortheil zu ziehen, die Germanen durch Freundlichkeit und durch die Reize des römiſchen Luxus zu gewinnen und an römiſchen Kriegsdienſt und römiſches Geſetz zu gewöhnen geſucht. Unglücklicher Weiſe rief Auguſtus dieſen Statthalter ab, und ſchickte ſtatt desſelben den Publius Quintilius Varus, der ſeither in Syrien commandirt und alſo nur mit verweichlichten, an Despotie gewöhnten Völkern zu thun gehabt hatte. Dieſer verfuhr in Deutſchland ebenſo, wie er in Syrien verfahren war; er behandelte die Germanen mit römiſchem Übermuth, legte Völkern, bei welchen von jeher nur der Leibeigene Abgaben entrichtet hatte, einen Tribut auf, führte römiſche Gerichtsformen und Strafen bei ihnen ein, und fühlte ſich ſelbſt darin groß, daß er die Häuptlinge der Barbaren vor ſeinem Tribunal ſtehen ſah. Bei allem dieſem überließ er ſich einer thörichten Sicherheit, und bereitete ſo den Völkerſchaften, die er durch ſein Benehmen erbitterte, die beſte Gelegenheit zur Rache. Der cheruskiſche Fürſt Hermann vereinigte einen großen Theil ſeiner Landsleute zu einer geheimen Verbindung gegen die Römer, und bediente ſich, um dieſe zu verderben, der Liſt und Schlauheit, die er im Verkehr mit ihnen gelernt hatte. Seine Abſicht war, die Völkerſchaften des nordweſtlichen Deutſchlands zur Vernichtung der römiſchen Herrſchaft in einen Bund zu vereinigen, den Varus durch erheuchelte Willfährigkeit und Freundlichkeit ſicher zu machen, und

ihn dann mit ſeinem Heer in eine Gegend zu locken, wo dieſes mit leichter Mühe aufgerieben werden könnte. Der ganze Plan war alſo auf Hinterliſt und Täuſchung angelegt; es würde indeſſen nicht allein ungerecht, ſondern auch lächerlich ſein, von Menſchen, die noch auf der erſten Stufe der Cultur ſtanden, die Moral gebildeter Zeitalter zu fordern und ihre Handlungen nach höheren und edleren Grundſätzen zu beurtheilen. Varus war durch ſeinen Übermuth geblendet und alſo leicht zu täuſchen. Die Bewegungen unter den Deutſchen und ihre Verſchwörung waren nicht zu verkennen, deſſen ungeachtet ließ ſich Varus in eine Schlinge locken, die freilich mit mehr Liſt gelegt war, als er von den ſchlichten und ungebildeten Germanen erwartet hatte. Selbſt als Segeſt, ein anderer cheruskiſcher Fürſt, deſſen Tochter Thusnelda Hermann wider den Willen des Vaters geheirathet hatte, die Plane ſeines Eidams dem römiſchen Statthalter verrieth, ließ ſich dieſer nicht aus ſeiner Sorgloſigkeit herausreißen. Er entblößte ſich vielmehr gerade damals von einem Theile ſeines Heeres, um Unruhen zu unterdrücken, die in verſchiedenen Gegenden ausbrachen, und zog dann, von Hermann und ſeinen Freunden angereizt und begleitet, in das nördliche Weſtphalen, wo die Verſchworenen eine Völkerſchaft zum Aufſtande bewogen hatten. Hermann führte den getäuſchten Statthalter in ganz unwegſame Gegenden des Teutoburger Waldes, wo Berge und dichte Waldungen den Angriff auf das römiſche Heer erleichterten und noch dazu anhaltende Stürme und Regengüſſe den Marſch desſelben erſchwerten. Als Varus in der Gegend von Detmold plötzlich weder zurück noch vorwärts ziehen konnte, trennten ſich alle Germanen von ſeinem Heer, und fielen in Verbindung mit ihren umwohnenden Landsleuten über dasſelbe her. Von allen Seiten her eingeſchloſſen und angegriffen, erlitten die Römer eine vollſtändige Niederlage. Alle Verſuche, welche Varus zur Rettung ſeiner Truppen machte, waren vergeblich: ſein aus mehr als vier und zwanzigtauſend Mann beſtehendes Heer wurde in einem mehrtägigen Kampfe völlig vernichtet. Er ſelbſt ſtürzte ſich aus Verzweiflung in ſein Schwert, und die wenigen Soldaten, die am Leben blieben, geriethen in Gefangenſchaft. Die Germanen verfuhren bei ihrem Siege, wie empörte Barbaren zu verfahren pflegen: ſie ließen ihrer Wuth die Ziegel ſchießen. Viele Römer

wurden als Opfer für die Götter geſchlachtet, andere an Bäumen aufgeknüpft, noch andere durch Verſtümmelung zu Tode gemartert. Die nächſte Folge der Schlacht war, daß die Burgen und Poſten der Römer in Deutſchland zerſtört, und die römiſche Herrſchaft dies= ſeits des mittleren Rheines aufgehoben wurde.

Die Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) war der härteſte Schlag, der ſeit Craſſus Niederlage (ſ. oben S. 62) das römiſche Volk von einem auswärtigen Feinde getroffen hatte. Sie ver= breitete in Rom einen um ſo größeren Schrecken, je glänzender Druſus Züge und Tiber's Unternehmungen geweſen waren, und je ſchwerer es dem Letzteren geworden war, die empörten Völker von Pannonien wieder zu unterwerfen. Man mußte einen neuen Aufſtand der Letzteren und ein Vordringen der Barbaren von zwei Seiten her befürchten, und ſo unklug es auch geweſen war, die Grenzen des Reiches auf Koſten dieſer Völker zu erweitern, ſo konnte man ſich doch nicht leugnen, daß von jetzt an für die Römer Stilleſtehen oder gar Zurückweichen ebenſo gefährlich ſei, als ein neues Vorrücken. Auguſtus und die ganze Hauptſtadt wurden durch die Nachricht von Varus Niederlage ſo ſehr beſtürzt, daß man hätte glauben ſollen, die Deutſchen wären ſchon vor den Thoren Rom's. Der Kaiſer ſelbſt ſoll ſich einige Tage hindurch von ſeinem Schrecken nicht habe erholen können, und nach einer jener Anekdoten, durch die man wichtige Momente oder Zuſtände auf in= tereſſante Weiſe zu bezeichnen ſucht, ſoll er im erſten Schmerz ſein Gewand zerriſſen, Tage lang ſich eingeſperrt und beſtändig die Worte ausgerufen haben: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Er ſuchte der drohenden Gefahr eiligſt zu begegnen, und die in der Nähe von Rom befindlichen Legionen ſo ſchnell als mög= lich vollzählig zu machen. Da die Römer und ſelbſt die Italiäner ſchon längſt aufgehört hatten, den Kern der Heere zu bilden, die ihren Namen trugen und ihr Reich vertheidigten, ſo war die ſchleunige Aushebung neuer Truppen mit großer Schwierigkeit verbunden, und Auguſtus mußte die härteſten Zwangsmittel an= wenden. Von allen Bürgern, die das zum Kriegsdienſt erforderliche Alter hatten, ſtellte ſich kein einziger freiwillig; der Kaiſer ließ da= her looſen, zugleich aber auch bekannt machen, daß jeder, der ſich dem Dienſte entziehen würde, ſein Vermögen verlieren und für

ehrlos erklärt werden ſolle; als ſich deſſen ungeachtet ſehr Viele nicht ſtellten, ließ er zum abſchreckenden Beiſpiel einige Bürger hinrichten. Auch Freigelaſſene und ſolche, die bereits ausgedient hatten, zog er zum Dienſt. Mit den auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Truppen ſchickte er ſeinen Stiefſohn Tiberius an den Rhein. Dieſer hielt es nicht für rathſam, das Verlorene wieder zu erobern; um aber den Barbaren zu beweiſen, daß die Römer nicht niedergeworfen ſeien, machte er einen kurzen Streifzug über den Rhein. Übrigens büßten die Römer durch Varus Niederlage nur die Beſitzungen im mittleren Theile des weſtlichen Deutſchlands ein, unter den Frieſen an der unteren Ems und am Niederrhein behielten ſie feſten Fuß. Die Deutſchen ſelbſt dachten nicht daran, ihren Sieg zu einem Eroberungskrieg in Gallien zu benutzen, weil rohe Völker ſelten länger mit einander verbunden bleiben, als bis ſie ihren nächſten Zweck erreicht haben.

3. Die Regierung der Kaiſer aus Auguſt's Familie.

Wenn die in Deutſchland und Pannonien erlittenen Unfälle den Kaiſer Auguſtus nur auf kurze Zeit betrübten, ſo beugten ihn dagegen die Laſter oder das Unglück ſeiner eigenen Angehörigen faſt unaufhörlich. Auguſtus war dreimal verheirathet, hatte aber nur ein einziges Kind, Julia, eine Tochter von ſeiner zweiten Gemahlin Scribonia. Dieſe Tochter, die ſich ſchon früh den ärgſten Ausſchweifungen ergab, und dabei, je älter ſie wurde, um ſo mehr jede Rückſicht auf Anſtand, Sitte und Zucht aus den Augen ſetzte, war zuerſt mit Marcus Marcellus, einem Sohne der edeln Octavia von ihrem erſten Gemahle Cajus Marcellus, vermählt. Der Charakter dieſes Schwiegerſohnes und Neffen Auguſt's ſcheint dem ſeiner Mutter geglichen zu haben; auch war der junge Mann ebenſo wie dieſe von allen, die ihn kannten, geliebt. Auguſtus hatte ihn zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, Marcellus ſtarb aber (23 v. Chr.) eines frühzeitigen Todes, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen. Von dieſer Zeit an bot Auguſt's dritte Gemahlin, die herrſchſüchtige Livia, welche früher mit Tiberius Claudius Nero vermählt geweſen war, und von demſelben zwei Söhne, Tiberius und Druſus, hatte, alle ihre Künſte auf, um dieſe in die Geſchäfte und an die Spitze des Heeres zu bringen. Sie

war ein höchſt ränkevolles Weib, und verſtand die Kunſt, ihren Gemahl in allen Dingen zu leiten, ohne daß es den Anſchein hatte, als ob ſie ſich in Staatsgeſchäfte miſchte; ſie duldete ſeine häufige Untreue, und ließ ſich, um ſeine Schwächen beſſer benutzen zu können, ſogar herab, ihm in ſeinen Abſichten beim ſchönen Geſchlecht behülflich zu ſein. Sie brachte es bald dahin, daß ihre Söhne, die von ihr ſchon früh Verſtellung gelernt hatten, bei jeder bedeutenden Kriegsunternehmung und in jeder wichtigen Staatsangelegenheit allen Andern vorgezogen wurden. Wie groß übrigens auch Livia's Gewalt über Auguſtus geweſen ſein mag, ſo ſcheint doch dieſer den Charakter ſeiner Stiefſöhne ſehr gut gekannt, und ſich erſt dann, als kein anderer Ausweg mehr übrig war, entſchloſſen zu haben, ihnen die Nachfolge zu überlaſſen. Er zog ihnen nach Marcellus Tode ſeinen Freund Agrippa vor, dem er ſeine Siege verdankte, und der von ihm ſchon vorher auf jede Weiſe begünſtigt worden war. Er vermählte ihn mit Marcellus Wittwe und behandelte ihn ganz als künftigen Thronerben. Auch Agrippa, welchem Julia drei Söhne und zwei Töchter gebar, ſtarb bald (12 v. Chr.), und nun erſchien Tiberius, der Lieblingsſohn der Livia, wieder überall, wo die Gegenwart eines außerordentlichen kaiſerlichen Bevollmächtigten nöthig war. Er ward endlich mit Julia vermählt und dadurch der Hoffnung auf die Nachfolge näher gebracht, mußte aber von neuem zurücktreten, ſobald die beiden älteren Söhne Agrippa's, Cajus und Lucius Cäſar, in dem Alter waren, daß ſie zu öffentlichen Geſchäften gebraucht werden konnten. Leider hatten dieſe beiden Jünglinge keine kriegeriſchen Anlagen, ſie wurden überdies durch die ſchlechte Erziehung ihrer verworfenen Mutter und durch Schmeicheleien ſchon frühe verdorben, und zeigten ſich ganz unfähig, den öffentlichen Geſchäften vorzuſtehen. Deſſen ungeachtet war es ein Unglück für die Welt, daß ſie früh ſtarben, weil Auguſtus dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt ward, die Herrſchaft über die Welt dem fürchterlichſten Manne ſeiner Familie, Tiberius, zu übertragen. Die ärgerliche Chronik jener Zeit behauptet, daß Livia ihre beiden Stiefenkel insgeheim durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Tiberius wurde übrigens von Auguſtus nur unter der Bedingung an Kindes Statt angenommen und zum Thronerben erklärt, daß er ſeinerſeits

ſeinen Neffen Germanicus, des Druſus Sohn, adoptire und auf dieſe Weiſe im Voraus zum Mitregenten annehme. Dagegen ſah ſich Auguſtus bald genöthigt, ſeinen einzigen noch übrigen leiblichen Enkel, den Sohn Agrippa's und der Julia, Agrippa Poſthumus, der erſt nach ſeines Vaters Tode geboren worden war, zu verſtoßen. Dieſer junge Menſch wurde zwar ebenfalls von Auguſtus an Kindes Statt angenommen, er zeigte aber nur rohe und brutale Eigenſchaften, und benahm ſich ſo zügellos, daß ſein Großvater für rathſam hielt, ihn auf eine einſame Inſel des mittelländiſchen Meeres zu verbannen. Auch die Mutter desſelben mußte der Kaiſer aus Rom entfernen. Sie ward wegen ihres höchſt anſtößigen Lebenswandels nach einer kleinen campaniſchen Inſel verbannt. Auguſtus ließ ſie nie mehr vor ſich, und Julia ſtarb nach der Thronbeſteigung ihres dritten Gemahles im Elend.

Im Jahre 14 n. Chr. ſtarb der ſechs und ſiebenzigjährige Auguſtus, und hinterließ ſeinem Stiefſohne Tiberius einen aus ſehr ungleichen Theilen zuſammengeſetzten Staatskörper, den er unglücklicher Weiſe nicht durch eine Verfaſſung zu einem feſten Ganzen gemacht und auf eine geſetzliche Bahn gelenkt hatte. Schon Auguſt's Monarchie hatte der eigentlichen Despotie, welche die Gunſt niedriger Schmeichler und des gemeinen Haufens ſucht und ſich auf den Arm der Soldaten ſtützt, näher geſtanden, als der wahren Monarchie, die im Volke ſelbſt wurzelt. Alles beruhte auf der Perſönlichkeit des Herrſchers, und dieſer Haupt-Charakterzug der neuen Regierungsform gab ſich mit allen ihren Mängeln und Schrecken zu erkennen, als durch Auguſt's Tod der Staat in die Gewalt eines Mannes kam, deſſen vorherrſchende Eigenſchaften Neid, Furchtſamkeit, Sinnlichkeit und Grauſamkeit waren. Man war in Rom boshaft genug, zu behaupten, Auguſtus habe dieſen Mann nur darum zum Thronerben gewählt, damit die Milde ſeiner eigenen Regierung durch die Härte und Tyrannei ſeines Nachfolgers recht hervorgehoben werde. Etwas dergleichen ohne Beweis zu glauben, ſcheint uns das Zeichen einer menſchenfeindlichen Seele, es ohne ausdrückliches Zeugniß zu vermuthen, das Zeichen einer verkehrten und ungerechten Urtheilskraft zu ſein. Wir erkennen vielmehr in Tiber's Ernennung nur ein Werk der

Livia. Dadurch, daß Auguſt ſeinen Nachfolger zur Adoption des Germanicus gezwungen hatte, ſchützte er die Welt wenigſtens noch auf eine kurze Zeit nach ſeinem Tode vor den ſchrecklichen Wirkungen der Gemüthsart des furchtbaren Tyrannen.

Tiberius, welcher von 14 bis 37 n. Chr. regierte, war ein von Natur finſterer und zur Härte, Despotie und Grauſamkeit geneigter Mann. Er hatte außerdem durch ſein Verhältniß zu Auguſtus von früher Jugend an ſich eine Verſtellung angewöhnt, wie ſie wenige Herrſcher beſeſſen haben. Nie ließ er merken, was er wünſche, ſeine Worte und Geberden ſagten vielmehr immer das Gegentheil von dem, was ſeine Seele dachte. Er that ſtets freundlich gegen die, welche er haßte, und verfuhr heftig, hart und kalt gegen diejenigen, denen er gewogen war. Wer ihn errieth, den haßte und verfolgte er, und Viele wurden unter ſeiner Regierung blos aus dem Grunde hingerichtet, weil ſie ihn verſtanden und erkannt hatten. Gleich ſeine erſte Regierungshandlung war ein Werk der Heuchelei und Verſtellung. Er zog, ſobald Auguſtus geſtorben war, die kaiſerliche Leibwache an ſich, ertheilte den Truppen als Kaiſer Befehle, ließ Agrippa Poſthumus als einen gefährlichen Nebenbuhler ermorden, und gab ſich deſſen ungeachtet vor dem verſammelten Senat das Anſehen, als wenn er die Regierung nicht annehmen wolle, und die Senatoren nur aus dem Grunde zuſammen gerufen habe, um ihnen Auguſt's Teſtament vorzuleſen und ſie über die dem Verſtorbenen zu erweiſenden Ehren berathen zu laſſen. Als Auguſtus durch Senatsbeſchluß für einen Gott erklärt und mit aller möglichen Pracht beſtattet worden war, ſtellte ſich Tiberius noch eine Zeitlang, als wenn er ſich der ſchweren Aufgabe eines Regenten nicht gewachſen fühle, und nahm erſt nach förmlichen Bitten des Senats die kaiſerliche Würde an. In den erſten acht Jahren war ſeine Regierung im Ganzen genommen mild und gerecht, weil die Furcht vor Germanicus ſeinen menſchenfeindlichen Sinn in gewiſſen Schranken hielt. Er mußte ſich vor ſeinem Neffen beſonders deshalb fürchten, weil derſelbe an der Spitze von acht Legionen ſtand, die ihm Auguſtus zur Bekriegung der Germanen anvertraut hatte, und die ihren tüchtigen Führer ſo ſehr liebten, daß ſie ihm bei der Nachricht von Auguſt's Tode ſogar die Herrſchaft angeboten

hatten. Germanicus hatte ihr Anerbieten zwar abgelehnt, Tiberius mußte ſich aber um ſo mehr hüten, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, als Germanicus einen rühmlichen Krieg in Deutſchland führte, und dadurch in der Achtung des Volkes und der Soldaten fortwährend ſtieg. Aus dieſem Grunde allein erfüllte Tiberius in den erſten Jahren ſeiner Regierung alle Pflichten eines weiſen Regenten. Er erleichterte die Laſten der Bürger, und wies die vorgeſchlagene Einführung einer neuen Abgabe mit den Worten zurück: ein guter Hirte müſſe ſeine Heerde ſcheeren, nicht aber ſchinden. Er wehrte den elenden Menſchen, die im Senat die Mehrzahl bildeten, wenn ſie zu arg ſchmeichelten, verbat ſich die Anrede mit dem in Rom ungewöhnlichen Worte Herr, duldete es ſogar, daß einige Senatoren zuweilen zu murren wagten, und erklärte laut, daß in einem freien Staat auch die Zungen frei ſein müßten. Er nahm ferner Einladungen von römiſchen Großen an, machte ihnen Gegenbeſuche, und ließ überhaupt in ſeinem Benehmen nicht den Kaiſer, geſchweige denn den Despoten erkennen. Dagegen war von Anfang an ſein Hauptſtreben darauf gerichtet, den Germanicus unter einem guten Vorwand von den Legionen in Deutſchland zu entfernen. Erſt im Jahre 17 n. Chr., als der dortige Krieg viel Geld und Menſchen gekoſtet, aber außer der Ehre nicht den geringſten Vortheil gebracht hatte, glaubte Tiberius dies wagen zu dürfen. Er rief ſeinen Neffen nach Rom zurück, gewährte ihm einen glänzenden Triumph, und ſchickte ihn dann als Oberbefehlshaber in den Orient. Germanicus führte auch hier zwei Jahre lang ruhmvolle Kriege mit den Grenzvölkern, ward aber durch den römiſchen Statthalter von Syrien zuerſt vielfach gekränkt und dann vergiftet (19 n. Chr.). Sein Mörder wurde zwar zur Unterſuchung gezogen, brachte ſich aber, als er ſah, daß Tiberius ihn preisgebe, entweder ſelbſt ums Leben, oder ward auf Befehl des Kaiſers insgeheim getödtet.

Von dieſem Augenblick an trat Tiber's eigentlicher Charakter immer beſtimmter hervor, und die Niederträchtigkeit der Leute, die ſich in ſeine Nähe drängten, machte ihn immer dreiſter, alles, was er Böſes wollte, zu wagen, bis endlich im Jahre 23 n. Chr. Sejanus ſein Günſtling wurde und ihn zu einem vollkommenen Tyrannen machte. Sejan gehörte dem Ritterſtand an, und war

der Sohn des Sejus Strabo, welcher ſchon unter Auguſtus den Oberbefehl über die Garden geführt hatte. Er hatte ſich durch die Unterdrückung eines höchſt gefährlichen Aufſtandes der Legionen in Pannonien Tiber's Vertrauen erworben, und ward bei ſeines Vaters Tode zum Präfect der Prätorianer oder Oberbefehlshaber der Garden ernannt. Das Erſte, was er in dieſer neuen Stelle that, war eine Veränderung des Standquartiers der Prätorianer, welche die wichtigſten Folgen hatte. Unter Auguſtus lagen nur drei Cohorten Prätorianer und eine kleine aus Deutſchen und Spaniern beſtehende Leibwache in Rom, die größere Zahl der Garden war in Italien vertheilt. Auf Sejan's Vorſchlag zog Tiberius die Letzteren insgeſammt nach Rom, und vereinigte ſie mit der ſeitherigen Beſatzung der Stadt in einem feſten Lager, welches vor den Thoren von Rom angelegt ward. Er bediente ſich dabei des Vorwandes, daß man die Soldaten ſonſt im Nothfalle nicht beiſammen habe, und daß ſie durch den Verkehr mit den Einwohnern der Städte verdorben würden. Dieſe Maßregel ward entſcheidend für das Schickſal des ganzen Reiches; denn ſie änderte das Verhältniß der Prätorianer und ihres Befehlshabers zum Regenten und zu den Bürgern, ſie machte den Kaiſer von ſeinen Garden abhängig, und erhob den Befehlshaber derſelben zur zweiten Perſon im Reiche.

Von jetzt an ward Tiber's Regierung völlig militäriſch und despotiſch. Er ſcheute ſich vor keinem Menſchen mehr, und Sejan bot ſich ihm als williges und fähiges Werkzeug zu Allem dar. Grauſame Verfolgungen und blutige Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, jeder, der Argwohn erregte, ward vertrieben oder ums Leben gebracht. Gewiſſensbiſſe und Angſt verfolgten den Tyrannen mitten unter den Geſchäften, deren er ſich nur noch als eines Mittels der Zerſtreuung bediente; ſeine eigene Familie, die beſſeren Schriftſteller ſeiner Zeit und jeder Edle und Gute wurden ihm verdächtig. Sejan wußte die Angſt ſeines Herrn meiſterhaft zu nähren und ihn dadurch auf der einmal betretenen Bahn zu erhalten. Doch war weder Sejan noch Tiberius der eigentliche Schöpfer des ſchrecklichen Regierungsſyſtems, welches damals zuerſt eingeführt und nachher von allen ſchlechten Kaiſern nachgeahmt wurde. Dieſes war vielmehr eine natürliche

Folge des ſittlichen Zuſtandes der Generation, welche Tiberius und Sejanus vorfanden. Schwelgerei, Glanz und behagliche Ruhe war das einzige Lebensziel der meiſten Römer geworden, jedes beſſere Streben, jede höhere Rückſicht ward dieſem Zweck aufgeopfert. Hatten ſich doch die Senatoren ſelbſt gleich anfangs dem Kaiſer durch ihre niederträchtigen Schmeicheleien bereit gezeigt, jede Art von Despotie zu dulden, und ihn mit ſo vielen und großen Ehrenbezeugungen beſtürmt, daß er ſelbſt ihnen einſt ſpöttiſch anrieth, ſie möchten erſt das Ende ſeiner Regierung abwarten, ehe ſie ihm außerordentliche Ehren zu ertheilen beſchlöſſen! Die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit der Regierten war es alſo damals, wie zu allen Zeiten, was die ſchreckliche Tyrannei des Regenten, welche jetzt begann, möglich machte und hervorrief. Der Herrſcher und ſein Miniſter hätten die Regierungsgewalt nicht auf eine ſo fürchterliche Weiſe misbrauchen können, wenn ſie es nicht mit einem entnervten, ſittenloſen und feigen Geſchlechte zu thun gehabt hätten. Nur die gänzliche Verdorbenheit, Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit des römiſchen Volkes war daher auch ſchuld, daß unter Tiber's Regierung die Menſchen aus dem Spioniren, Verläumden und Anklagen ein förmliches Gewerbe machten, und daß dieſes traurige Handwerk unter den folgenden Regierungen immer weiter um ſich griff und die Lebensſäfte des Reiches vergiftete. Kaum hatte nämlich im zweiten Jahre von Tiber's Regierung Romanus Hiſpo, ein gemeiner und armer Menſch, durch falſche Anklagen ſich Geld und Einfluß verſchafft, und durch ſein Beiſpiel unzähligen Anderen den Weg gezeigt, auf dem ſie zu Reichthum und Anſehen gelangen konnten, als die im Verborgenen angebrachten Verläumdungen und die falſchen Anklagen immer häufiger wurden, und jeder verdiente oder hochgeſtellte Mann in demſelben Grade mehr in Gefahr kam, in welchem die moraliſche Entartung der römiſchen Welt zunahm. Nicht alſo die Tyrannen, die von Tiberius an über das Reich herrſchten, haben die Moral und die Sitten der römiſchen Welt verdorben, ſondern ſie ſelbſt wurden vielmehr zuerſt zu dem gemacht, was ſie waren. Freilich fand auch hierin, wie in allen Dingen, eine Wechſelwirkung Statt, und es mußte z. B. ein ſo heuchleriſcher, jedes beſſeren Gefühls unfähiger und dabei doch kräftiger Regent, wie

Tiberius war, ſehr verderblich auf ein Geſchlecht wirken, welches die edelſten Regungen des Herzens und die ſchönſten Erinnerungen der Vorzeit der ſchnödeſten Selbſtſucht opferte, und jede Niederträchtigkeit nicht blos duldete, ſondern ſogar freiwillig aufſuchte. Mit dem Aufhören des öffentlichen Lebens nahm die Entartung unglaublich ſchnell zu, und die römiſche Welt ward durch die Einführung einer militäriſchen Despotie, durch die Verfolgung aller Beſſeren und durch den herrſchend werdenden finſteren Zwang immer mehr zum Sinnengenuß und zu jener Schwelgerei gedrängt, welche in der Kaiſerzeit ihren höchſten Grad erreichte. Tiberius wirkte übrigens auch durch das Beiſpiel ſeiner eigenen Ausſchweifungen ſehr ſchädlich auf die Sitten ein. In ſeiner früheren und beſſeren Zeit hatte er der um ſich greifenden Vergnügungsſucht Grenzen zu ſetzen geſucht; allein ſeit Sejan's Auftreten ergab er ſich ſelbſt von Tag zu Tage mehr der Sinnlichkeit und ihren Genüſſen, obgleich er bereits in einem Alter war, in welchem der Menſch ſonſt den Leidenſchaften abzuſterben pflegt. Seine eigene Natur, auf welche alles Gute, Schöne und Edele durchaus keinen Einfluß hatte, und das Intereſſe derer, die entweder aus Habgier und Genußſucht ihm gefällig zu ſein ſuchten oder, wie Sejan, durch ihn herrſchen wollten, trieben ihn zu ſchändlichen Lüſten und Ausſchweifungen.

Sejan benutzte alle Schwächen ſeines Kaiſers mit meiſterhafter Kunſt, und erlangte über einen Mann, der gegen alle Anderen verſteckt und argwöhniſch war, eine ſo große Gewalt, daß der Geſchichtſchreiber Tacitus Sejan's Herrſchaft über Tiberius für eine Art von Wunder erklärt, und weniger der Geſchicklichkeit jenes Mannes, als vielmehr dem Zorne der Götter gegen Rom zuſchreiben zu müſſen glaubt. Der gewandte Oberſt der Garden ſuchte ſich auf jede Weiſe im Beſitze ſeiner Macht zu befeſtigen. Zu dieſem Zwecke ließ er Tiber's Sohn durch Gift aus dem Wege räumen, erweckte in der Seele des Tyrannen Verdacht gegen die Glieder ſeiner eigenen Familie, und bewog ihn zur Verbannung einiger Verwandten. Im Jahre 26 n. Chr. brachte er den Kaiſer ſogar dazu, daß derſelbe ſich aus Rom entfernte und ihm auf dieſe Weiſe ganz freien Spielraum ließ. Nach anderen Nachrichten ſoll freilich Tiberius die Stadt aus freien Stücken verlaſſen

haben, weil er ſeine ſchmählichen Lüſte vor den Augen der Menge verbergen wollte, oder weil er ſich ſeines durch Wolluſt entſtellten Ausſehens ſchämte; denn er hatte im höheren Alter eine hagere und gebückte Geſtalt, er verlor ſein Haar ganz, und ſein Geſicht war durch Warzen entſtellt und mußte ſehr oft mit Pflaſtern bedeckt werden. Doch ſtimmt dieſe Angabe mit dem, was andere Geſchichtſchreiber über Tiber's körperliches Ausſehen ſagen, nicht ganz überein. Der Kaiſer zog, als er Rom verlaſſen hatte, zuerſt eine Zeitlang in Campanien umher, und begab ſich dann nach der campaniſchen Inſel Capri, die ihm durch ihren milden Winter und kühlen Sommer einen heiteren Genuß darbot, und ihn außerdem durch die Unzugänglichkeit ihrer Küſten gegen jede Nachſtellung zu ſichern ſchien. Hier überließ er ſich den ſchändlichſten, unnatürlichſten Lüſten, während Sejan als ſein Stellvertreter in Rom die Ausführung der grauſamen kaiſerlichen Befehle beſorgte, und auf eben ſo grauſame Weiſe für die Behauptung ſeiner eigenen Macht thätig war. Sejan verfolgte in ganz Italien alle diejenigen, welche entweder der regierenden Familie angehörten, oder durch eine freimüthige Äußerung, durch Unabhängigkeit und durch die Zuneigung des Volkes bei ihm oder beim Tyrannen Argwohn erregten, und der niederträchtige Senat gab ſich ihm für ſeine Maßregeln zu einem willigen Werkzeuge her. Sejan ließ jeden angeſehenen Mann durch Späher bewachen, wußte den Argwohn und die Furcht des Kaiſers fortwährend zu ſteigern, ward von dieſem, den er in einer Art Gefangenſchaft hielt, auf jede Weiſe öffentlich geehrt, und brachte es zuletzt dahin, daß, wie ein Geſchichtſchreiber des Alterthums ſich ausdrückt, er ſelbſt der Kaiſer, Tiberius aber nur der Beherrſcher der Inſel Capri zu ſein ſchien. Schon fühlte ſich Sejan ſo mächtig, daß er daran dachte, ſich ſelbſt zum Kaiſer aufzuwerfen, ſchon fand man in den Tempeln, auf den öffentlichen Plätzen und in vielen Privathäuſern ſeine Bildſäule neben denen der regierenden Familie aufgeſtellt, als Tiberius ſich plötzlich von ihm wandte. Der Kaiſer, der in den letzten Jahren ſeines Lebens gewöhnlich betrunken war, ſah entweder einmal in einem nüchternen Augenblicke ſelbſt ein, wohin es gekommen ſei, oder er ward durch Sejan's Bitte, eine kaiſerliche Prinzeſſin heirathen zu dürfen, auf die eigentlichen Abſichten

desſelben aufmerkſam gemacht, oder die Wittwe ſeines Bruders Druſus warnte ihn durch ein Billet, welches ſie ihm zuſtellen zu laſſen wußte. Genug, Tiberius beſchloß plötzlich ſeinen bisherigen Vertrauten und allmächtigen Miniſter zu verderben. Bei der Ausführung dieſes Beſchluſſes bot er ſeine ganze Verſtellungskunſt auf. Bald zeigte er ſich freundlich gegen Sejan, machte ihm Hoffnung, in die gewünſchte Vermählung einzuwilligen, und hielt dadurch den allzu mächtig gewordenen und bei den Soldaten beliebten Mann vom äußerſten Schritt ab; bald ließ er ihm ſchreiben, daß er todtkrank ſei, bald ſtellte er ſich, als wenn er unverzüglich nach Rom kommen wolle; bald begünſtigte er Sejan's Creaturen, bald verwarf er ſeine Vorſchläge und gab Zeichen des Unwillens. Selbſt als er endlich einen ſeiner Vertrauten, Macro, dem er Sejan's Stelle im Voraus übertrug, mit der Vollmacht zu Sejan's Verhaftung verſah, benahm er ſich ſo behutſam, daß kein orientaliſcher Despot, der einen Vezier hinrichten läßt, mit mehr Argliſt verfahren kann. Da nämlich das Tribunat durch die Übertragung der Volks-Souverainität an den Kaiſer eine viel größere Bedeutung als früher erhalten hatte, ſo wurde Sejan durch die Lüge, daß ihm der Senat auf Tiber's Befehl dieſe Würde übertragen ſolle, in den Senat gelockt. Zugleich zeigte Macro den Prätorianern, welche die Wache am Rathsgebäude hatten, ſeine ſchriftliche Ernennung zu ihrem Oberſten vor, ließ ſie durch Soldaten der nächtlichen Schaarwache ablöſen, und ſchenkte im Namen des Kaiſers jedem Prätorianer je vierhundert Gulden (zweihundert acht und zwanzig Thlr.). Auch Tiber's Schreiben an den Senat war ſo abgefaßt, daß zuerſt eine fremde Sache, dann ein geringer Tadel gegen Sejan, dann wieder etwas Anderes und erſt ganz am Ende der Befehl zu ſeiner Verhaftung ausgeſprochen war. Macro hätte bei der geringſten Bewegung zu Gunſten Sejan's den Schluß weglaſſen und dem Brief einen ganz anderen Zweck unterſchieben können. Die Sache nahm einen guten Ausgang, Sejan wurde gleich nach der Verleſung des kaiſerlichen Schreibens verhaftet, ohne daß ſich jemand zu ſeinen Gunſten erhob. Seine Hinrichtung war zwar im Briefe des Kaiſers aus Furcht vor einer Empörung der Garden nicht erwähnt worden, allein die Senatoren, welche Tiber's Willen ſehr wohl verſtanden, ließen deſſen ungeachtet Sejan ſogleich um-

bringen (31 n. Chr.) Auf Tiber's Befehl wurden nachher auch Sejan's unſchuldige Kinder, alle ſeine übrigen Verwandten und ſelbſt ſeine entfernten Bekannten hingerichtet. Anfangs gab man dieſen Grauſamkeiten den Anſchein eines gerichtlichen Verfahrens, nachher aber dauerte die Sache dem Kaiſer zu lange, er verordnete deshalb ein allgemeines Blutbad, und ließ ohne weitere Umſtände alle, die als Sejan's Freunde gefänglich eingezogen waren, auf ein Mal hinrichten.

Seit dem Sturze Sejan's folgte eine Grauſamkeit auf die andere. Mistrauen, Habgier und tiefe Verachtung der Menſchen beherrſchten die Seele des Kaiſers, und ſeine Regierung ward immer mehr blos auf rohe Gewalt, das heißt auf Militärmacht, auf Furcht und Schrecken gegründet. Dabei blieb er, obgleich er über ſiebenzig Jahre alt war, dem Trunk und allen Lüſten ausgelaſſener Jünglinge ergeben. Als er endlich im acht und ſiebenzigſten Lebensjahr erkrankte und den Tod herannahen ſah, ſuchte er ſeinen Zuſtand ſorgfältig zu verbergen. Er ſtellte ſich geſund und kräftig, hielt Jagden, und reiſte in Campanien und am Geſtade des Meeres umher, wie wenn er nach Rom zurückkehren wollte. Auf dieſer Reiſe erkrankte er eines Tages ernſtlich, und fiel in eine ſo tiefe Ohnmacht, daß man ſie für Todesſchlummer hielt. Macro und die ganze übrige Umgebung Tiber's huldigten hierauf ſogleich dem Cajus Cäſar Caligula, einem Sohne des Germanicus, welcher der unzertrennliche Begleiter ſeines Großoheims, der Genoſſe ſeiner Lüſte und der Diener ſeiner Launen geweſen, und von ihm durch Adoption zu ſeinem Nachfolger erklärt worden war. Kaum hatte der Hof den Caligula als Kaiſer begrüßt, als plötzlich die Nachricht kam, Tiberius lebe noch und habe zu eſſen verlangt. Dieſe Nachricht verbreitete allgemeine Beſtürzung. Cajus war verloren, wenn man nicht einen raſchen Entſchluß faßte; er gab daher dem Gardehauptmann Macro, der ſich in gleicher Gefahr befand, Gehör, und dieſer ließ den alten Mann ſchnell durch aufgelegte Polſtern erſticken (im März des Jahres 37).

Der neue Kaiſer, Cajus Cäſar, welcher von 37 bis 41 regierte, war in Gallien unter den Soldaten geboren und erzogen worden, und hatte von dieſen wegen der kleinen Soldatenſtiefeln (caligae), die er als Knabe trug, den ſcherzhaften Beinamen

Caligula erhalten. Die Welt verlor durch Tiber's Sturz und Caligula's Erhebung mehr, als ſie gewann; denn der Letztere beſaß nicht nur die ganze Grauſamkeit und Sinnlichkeit des Erſteren, ſondern er war dabei auch noch ein völlig kraftloſer und faſt kindiſch ſchwachköpfiger Menſch. Singen und Tanzen hatten abwechſelnd mit dem Zuſchauen bei Hinrichtungen und Folterungen bisher ſeine liebſte Unterhaltung ausgemacht. Daraus hatten ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung alle Verſtändigen und Tiberius ſelbſt das Schlimmſte prophezeit, und Caligula erfüllte als Kaiſer dieſe Vorausſagungen nur zu bald. Tiber's Regierung hatte bei aller Grauſamkeit, Willkür und Argliſt eines vollendeten Tyrannen ſich doch wenigſtens durch monarchiſche Kraft, durch Conſequenz und durch Ordnung in den Finanzen ausgezeichnet; mit Caligula's Thronbeſteigung aber wiederholten ſich nicht allein alle Übel der vorhergehenden Regierung, ſondern es kam auch noch die Herrſchaft der bloßen Laune hinzu, und das Schreckliche einer von der Perſönlichkeit des Herrſchers abhängenden Regierung zeigte ſich unter Caligula auf eine um ſo drückendere Weiſe, als der neue Gewalthaber ein halb wahnſinniger Menſch war. Die erſten Wochen und Monate ſeiner Regierung waren freilich, wie der Anfang ſo vieler Regierungen, der vorigen ganz entgegengeſetzt. Die Wirkungen, welche neue Verhältniſſe auf ein ſchwaches Gemüth und einen ſchwachen Verſtand zu haben pflegen, nämlich gute Vorſätze und ein ſchüchternes Zurückhalten von Argem und Maßloſem, zeigten ſich auch bei ihm. Er ſtellte die von Tiberius eingeführten grauſamen Maßregeln und Criminalunterſuchungen ſogleich ab, ließ einige ſchlechten Beamten beſtrafen, verjagte eine Anzahl Leute, die aus der herrſchenden Sittenloſigkeit ein Gewerbe gemacht hatten, aus der Stadt, und wies einſt die Anzeige von einer entdeckten Verſchwörung mit der Erklärung zurück, daß er ſich keiner ungerechten Handlung bewußt ſei. Zwei Dinge zeigten jedoch der Welt gleich vom Beginn ſeiner Regierung an, daß der neue Regent ſchwerlich beſſer ſein werde, als der vorige. Zuerſt caſſirte er Tiber's Teſtament, weil darin einem minderjährigen Enkel desſelben die Theilnahme an der Regierung zugeſprochen war. Dann verſchwendete er für Schaugepränge, öffentliche Spiele und Speiſungen des Volkes, der Ritter und des Senats unge-

heuere Summen, und vereitelte dadurch den einzigen Vortheil, welchen Tiber's Regierung dem Reiche gewährt hatte. Dieſer war nämlich ſehr ſparſam geweſen, und hatte durch ſtrenge Aufſicht über die Finanzen einen Staatsſchatz von etwa zweihundert zwei und zwanzig Millionen Gulden (um hundert ſechs und zwanzig Millionen Thaler) aufgehäuft. Caligula ſoll dieſe Summe in einem einzigen Jahre vergeudet haben. Die Wirkung der ungewohnten Stellung und Macht, die in Verbindung mit dem Gefühl ſeiner eigenen Schwäche ihn im Anfang ſchüchtern gemacht und mit guten Vorſätzen erfüllt hatte, konnte nicht lange dauern, da er weder in ſich ſelbſt einen Halt hatte, noch auch von außen her durch den Geiſt der Nation getragen und am Misbrauche der Gewalt gehindert wurde. Die Römer ſelbſt, beſonders die vornehmere Klaſſe derſelben, bewieſen auch unter ihm, wie unter allen ähnlichen Kaiſern, daß ein geſunkenes Volk ſeine von Natur ſchlechten Regenten noch weit ſchlechter macht, als dieſe von ſelbſt geworden ſein würden. Der elende Senat ließ es auch gegen ihn nicht an niederträchtigen Schmeicheleien fehlen, und einzelne Männer in Rom folgten dieſem Beiſpiele ſogar bis zu dem Grade, daß ſie bei einer Krankheit Caligula's öffentlich das Gelübde thaten, im Fall ſeiner Wiederherſtellung ihr eigenes Leben zum Opfer zu bringen.

Dieſe Krankheit, die ſich Caligula im achten Monat ſeiner Regierung durch Ausſchweifungen zugezogen hatte, ſteigerte ſeine Körper- und Geiſtesſchwäche noch mehr, und er ward, je länger er regierte und je blinder man ſeinen unſinnigen Befehlen gehorchte, deſto mehr ſeines Verſtandes beraubt. Auf Wahnſinn und Gemüthsſchwäche beruhende Eitelkeit und Grauſamkeit, ſowie Vergnügungsſucht und Verſchwendung bildeten ſeitdem den Charakter ſeiner Regierung. Er begann mit der Ermordung von Tiber's Enkel, und ließ nachher auch den Gardehauptmann Macro aus dem Wege räumen. Beides geſchah aus Furcht und Politik; er ließ aber bald auch aus bloßer Laune Menſchen ums Leben bringen. Hinrichtungen und Folterqualen mit anzuſehen, war ſeine Luſt, und er verband oft ſogar Spott und Witz auf eine gräßliche Weiſe mit ſeinen Grauſamkeiten. Als z. B. einſt ein von Tiberius Verbannter auf die Frage, womit er ſeine Zeit zugebracht habe, antwortete, er habe beſtändig um Tiber's Tod gebetet, gab Cali-

gula den Befehl, alle Verbannten aufzuſuchen und umzubringen. Einen Bürger, der an öfteren Anfällen von Wahnſinn litt, ließ er tödten, weil Aderlaß das beſte Mittel gegen Wahnſinn ſei. Manchmal ließ er Gefangene oder verurtheilte Verbrecher den für öffentliche Spiele beſtimmten Thieren vorwerfen. Als einſt eine Brücke, die er über eine Meerenge hatte erbauen laſſen, in Gegenwart unzähliger Menſchen eingeweiht wurde, gab er plötzlich den Befehl, alle Anweſenden ins Meer zu treiben.

Von ſeinen entſetzlichen Ausſchweifungen und unſinnigen Einfällen ſind uns eine Menge Erzählungen überliefert worden. Er gab ſich bald für dieſen, bald für jenen Gott aus, ſetzte Prieſter zu ſeinem Dienſt ein, und ließ ſich Tempel erbauen, in welchen ihm Opfer dargebracht wurden. „Gleichwie diejenigen, ſagte er einſt, welche Schafe und Ochſen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochſen ſind, ſondern eine weit höhere Natur haben, ſo ſind auch diejenigen, welche als Herrſcher über die Menſchen geſetzt ſind, nicht Menſchen wie die Anderen, ſondern Götter.“ Er ergab ſich den tollſten Lüſten, und ging in ſeiner Schwelgerei ſo weit, daß er dabei oft blos in zweckloſen Verſchwendungen Genuß ſuchte, und z. B. einſt für ſeine Tafel koſtbare Perlen in einer Brühe auflöſen ließ. Seinem Lieblingspferde, welches manchmal an ſeinen Tiſch gebracht und mit vergoldetem Hafer gefüttert wurde, erbaute er einen Stall von Marmor und mit elfenbeinernen Krippen. Er ließ ganz zwecklos die oben erwähnte Brücke aufführen, welche von der campaniſchen Küſte nach der Inſel Bajä führte und eine Länge von anderthalb Stunden hatte. Bei der Einweihung derſelben ward die ganze Umgegend eine Nacht hindurch erleuchtet, und Caligula brüſtete ſich dabei mit dem ſtolzen Worte, daß er das Meer in Land, die Nacht in Tag umgewandelt habe. Mit ebenſo unnützer Verſchwendung ſtellte er in Syrakus die ungeheueren zuſammengefallenen Stadtmauern und Tempel wieder her, traf koſtſpielige Vorbereitungen zum Durchbrechen der Landenge von Korinth, beſchloß auf der Höhe der Alpen eine Stadt zu gründen, und wollte ſogar des Polykrates Königsburg auf Samos wieder aufbauen laſſen. Um ſich auch Kriegsruhm zu erwerben und zugleich in Gallien Erpreſſungen zu machen, zog er mit einem Heer in dieſe Provinz. Auf dem Marſche dahin

ließ er durch vorausgeſchickte Boten den Einwohnern befehlen, die Landſtraßen zu kehren und zu begießen, damit er nicht vom Staube leide. In Gallien hielt er zuerſt eine große Muſterung der Truppen, und gab ſich durch die Entlaſſung von mehreren Befehlshabern den Schein, als wenn er auf ſtrenge Kriegszucht halte. Dann zog er über den Rhein gegen die Germanen, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, ohne auch nur einen einzigen Feind geſehen zu haben. Hierauf ließ er in verſchiedenen galliſchen Städten angeſehene Leute des Hochverraths anklagen, um ſich ihres Vermögens bemächtigen zu können, und erpreßte noch auf manche andere Weiſe die zu ſeinen Verſchwendungen nöthigen Gelder. In Lyon veranſtaltete er die prachtvollſten Spiele und andere koſtſpieligen Luſtbarkeiten. Zuletzt ſetzte er ſich zu einem Kriegszug gegen die Britten in Marſch. An der Südküſte des Kanals ſtellte er die Truppen in Schlachtordnung auf, und befahl ihnen dann, die ausgeworfenen Seemuſcheln als einen Tribut des beſiegten Weltmeeres einzuſammeln. Triumphirend kehrte er nach Rom zurück, und eine Anzahl beſonders großer Gallier, die er zu dieſem Zweck hatte ausſuchen und nach der Art der Deutſchen kleiden laſſen, mußten ihm beim Einzug in die Stadt als gefangene Deutſche dienen.

Alle dieſe Willkürlichkeiten und Grauſamkeiten eines wahnſinnigen Regenten würden nur vorübergehend geſchadet haben, hätten nicht Caligula und ſeine Diener ſie unglücklicher Weiſe mit der Reichsverwaltung ſelbſt in Verbindung gebracht. Die Folge davon war, daß die Soldaten und der Pöbel ſich an kaiſerliche Verſchwendungen und Ausſchweifungen gewöhnten, und daß Caligula's Nachfolger das von ihm gegebene Beiſpiel leichter nachahmen konnten und zum Theil auch wirklich nachahmten. Er mordete, um damit anzufangen, nicht blos aus Grauſamkeit, ſondern auch weil das Vermögen der Hingerichteten ihm anheimfiel, und ſagte daher einſt, als die Hinterlaſſenſchaft eines derſelben weit geringer gefunden wurde, als er vermuthet hatte: „Der hat mich betrogen, er hätte leben bleiben können." Er entzog ferner den mit dem Tode Bedrohten das letzte Mittel, ihren Nachkommen ihr Vermögen zu ſichern; er hob nämlich die geſetzliche Beſtimmung auf, daß man durch Selbſtmord die Einziehung des Vermögens ver-

hindern könne, und die ſpäteren Regenten hüteten ſich wohl, der Familie eines Selbſtmörders dieſes unglückliche Privilegium zurückzugeben. Er ließ außerdem nicht blos Verkaufungen halten, bei denen er ſelbſt zugegen war und den reichen Leuten die Waaren zu ungeheuren Preiſen aufdrang, ſondern er forderte auch an den Tagen, wo in Rom Bekannte einander Geſchenke zu geben pflegten, koſtbare Gaben für ſich. Als er durch ſeine mit toller Verſchwendung gehaltenen Spiele die Staatskaſſe erſchöpft hatte, zwang er Privatleute, dieſelben auf ihre Koſten zu halten. Die Reichen nöthigte er, ihm in ihren Teſtamenten bedeutende Vermächtniſſe zu hinterlaſſen, wenn ſie nicht ihre Anverwandten ins Verderben ſtürzen wollten. Er bediente ſich des Scheins gerechter Strenge, um die Pächter und Unternehmer öffentlicher Bauten um Hab und Gut zu bringen. Es zeigte ſich bei dieſer, wie bei anderen Gelegenheiten, daß auch die grauſamſten Tyrannen nicht blos leicht Menſchen finden, die ſich zu ihren Werkzeugen gebrauchen laſſen, ſondern auch ſolche, die es ihnen an Schlechtigkeit zuvorthun. Der raſende Wütherich ſprach aus Habſucht und Raubgier aller Rückſicht auf Anſtand und Ehre bis zu dem Grade Hohn, daß er in ſeinem eigenen Palaſt ſowohl mit den ſchändlichſten Lüſten ein öffentliches Gewerbe trieb, als auch eine Spielbank errichtete und dabei ſogar die gemeinen Kunſtgriffe eines falſchen Spielers übte. Dieſe Frevel und ihre Wirkungen blieben freilich auf ſeine eigene Lebenszeit beſchränkt; er dachte ſich aber außerdem ſyſtematiſche Erpreſſungen aus, welche zu einträglich und bequem waren, als daß ſie nicht bei ſeinen Nachfolgern hätten Beifall finden ſollen, wenn auch einige derſelben von ihnen wieder abgeſchafft wurden. Er beſteuerte z. B. alle Lebensmittel, erhob von jedem Proceß im ganzen Reiche den vierzigſten Theil der ſtreitigen Summe, zwang die Laſtträger, den achten Theil ihres täglichen Verdienſtes zu zahlen, ließ ſich von jedem Kauf und Verkauf den vierzigſten Pfennig zahlen, legte auf jede Ehe, die geſchloſſen ward, eine Abgabe u. dgl. m.

Merkwürdiger, als alle grauſamen Tollheiten und Willkürlichkeiten Caligula's, und für den moraliſchen Zuſtand ſeiner Zeitgenoſſen bezeichnend iſt der Umſtand, daß dieſer Wahnſinnige vier Jahre lang über die römiſche Welt herrſchen durfte, und daß ſich

auch dann noch niemand gegen ihn erhoben haben würde, wenn er nicht in ſeinem Wahnſinn zuletzt ſogar die Diener ſeiner Gewalt für ihr Leben beſorgt gemacht hätte. Dieſe waren es, welche eine Verſchwörung gegen ihn anſtifteten, an der die angeſehenſten Männer vom Hofe Theil nahmen. Sie bedienten ſich zur Ausführung der Garde-Officiere Chärea und Sabinus und einiger anderen Männer von geringerem Range, welche Caligula lange als Henkersknechte gebraucht und dann an ihrer Ehre gekränkt hatte. Die eigentlichen Verſchworenen hielten ſich kluger Weiſe im Hintergrund, und kamen daher auch nach der Ermordung des Kaiſers ungeſtraft davon, während die Letzteren ihre That mit dem Leben büßen mußten; es wurden ſogar Unſchuldige, die der Zufall der erbitterten Garde des Tyrannen entgegenführte, von dieſer erſchlagen. Chärea und ſeine Genoſſen tödteten den Kaiſer eines Abends in ſeinen Gemächern (Januar 41). Bei der Nachricht von ſeinem Tode zog die deutſche Garde, die ihn wegen ſeiner Verſchwendungen ſehr liebte, ſogleich in den Palaſt, und hieb aus Zorn alles, was ihr begegnete, nieder. Der Senat verſammelte ſich ſchnell auf dem Capitol, und faßte den Beſchluß, die Mörder zu belohnen und die Republik wieder herzuſtellen. Allein die Prätorianer vereitelten dieſe Abſicht, und boten dem Oheim Caligula's, Tiberius Claudius Cäſar, die Kaiſerwürde an. Dieſer hatte ſich beim Morde ſeines Neffen aus Furcht verſteckt, ward aber von den Soldaten hervorgezogen, als Kaiſer begrüßt und zitternd in ihr Lager getragen. Er weigerte ſich anfangs die Herrſchaft zu übernehmen; als jedoch ſeine Freunde ihm Muth machten, beſann er ſich eines Andern, und verſprach den Garden und allen übrigen Soldaten ein bedeutendes Geſchenk zu geben, wenn ſie ihn auf den Thron erheben und im Beſitze desſelben ſchützen wollten. Da auch das an Spiele und Austheilungen gewöhnte Volk laut einen neuen Monarchen verlangte, ſo wagte der Senat keinen Widerſtand, und erkannte den durch die Soldaten eingeſetzten neuen Kaiſer ſchon drei Tage nach Caligula's Tod an. Die Summe, für welche das Reich an Claudius verkauft worden war, betrug nach der geringſten Angabe zwölfhundert Gulden oder ſechs hundert und achtzig Thaler für jeden einzelnen Soldaten. Dieſe Schenkung hatte die ſchlimmſten Folgen für das

Reich; denn ſie wirkte als höchſt ſchädliches Beiſpiel auf die folgenden Zeiten, und faſt kein Kaiſer beſtieg ſeit Claudius den Thron, der nicht die Schatzkammer des Staats durch ein Thronbeſteigungsgeſchenk an die Soldaten erſchöpfte.

Der Kaiſer Claudius, welcher von 41 bis 54 regierte, war ein Bruder des Germanicus, und hatte bei Caligula's Tode bereits ein Alter von fünfzig Jahren erreicht. Von jeher blödſinnig und willensſchwach, war er immer nur als ein Unmündiger behandelt worden, und hatte ſich durch gar keinen Vorzug ausgezeichnet, ausgenommen durch eine für das praktiſche Leben ganz unnütze große Gelehrſamkeit in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache und in den Alterthümern. Auch ſeine Regierung begann, wie die des Caligula, mit ſcheinbar guten Ausſichten. Es wurden alle Grauſamkeiten und Willkürlichkeiten des ſeitherigen Regenten misbilligt, die von demſelben neu eingeführten Auflagen abgeſchafft, alle Geſchenke und übertriebenen Ehrenbezeugungen verbeten, die Verbannten zurückgerufen, die Anklage wegen der beleidigten Majeſtät unterſagt, und die Vermächtniſſe für den Regenten verboten. Dies Alles geſchah aber nur für den Augenblick, und ſchon im erſten Jahre vereinigte Claudius Regierung alle Übel der Herrſchaft eines grauſamen Blödſinnigen mit der Härte einer militäriſchen Despotie, mit den Kabalen einer Weiberherrſchaft und mit den Willkürlichkeiten eines Kabinets, das von Leuten ohne Würde, ohne Geburt und ohne Grundſätze geleitet ward. Die Militärherrſchaft offenbarte ſich gleich anfangs in der Art, wie Claudius auf den Thron gelangte, und blieb in der ganzen folgenden Zeit ſeiner Regierung das Mittel, durch welches er ſich gegen den Haß des Volkes und des Senats behauptete. Die Herrſchaft der Weiber und die auf dem Einfluß von Freigelaſſenen beruhende Kabinets-Regierung entſprang aus dem natürlichen Grunde, daß Claudius ſchwach von Verſtand war, und von jeher der Leitung durch Andere nicht hatte entbehren können. Zwei Gemahlinnen des Kaiſers und einige Freigelaſſene waren daher die eigentlichen Regenten des römiſchen Reichs. Sie hatten bei ihrer Regierung ein leichtes Spiel; ſie benutzten ſeine Verſtandes- und Gemüthsſchwäche, machten ihn ängſtlich, und gewöhnten ihn an Grauſamkeiten. Er ward ein völlig willenloſes Werkzeug in der Hand ſeiner Umgebung, und

konnte um ſo leichter zu Allem gebracht werden, da ihm auch als Kaiſer ſeine gelehrten Studien die wichtigſte Angelegenheit blieben, und er wegen ſeines von Natur ſchwachen und mit unnützen Dingen angehäuften Gedächtniſſes ſo zerſtreut war, daß er nicht ſelten Männer, die auf ſeinen Befehl hingerichtet worden waren, am nächſten Tage zum Eſſen einladen ließ.

Seine Freigelaſſenen bemächtigten ſich der Leitung des Staates, und führten eine Art von Bezierat oder eine Regierungsform ein, welche, mit Ausnahme einiger ſchwachen Spuren unter Sulla (ſ. Th. III. S. 564) und unter Caligula, den Römern bisher ganz unbekannt geblieben war, von Claudius Zeit an aber ſich öfters wiederholte. Damit hing denn auch die Entſtehung eines förmlichen Hofweſens im orientaliſchen Sinne zuſammen, welches ſchon damals herrſchend geblieben ſein würde und der ganzen Regierung des römiſchen Reiches ſchon früh ein orientaliſches Anſehen verliehen hätte, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch einzelne Regenten die eingeführte Hofordnung und Etikette wieder abgeſchafft und die republikaniſchen Formen zurückgerufen worden wären. Unter Auguſtus war noch gar nichts von dieſer Art zu finden geweſen, im Gegentheil, manche von ſeinen Großen gaben weit mehr, als er, ihren Häuſern das Anſehen förmlicher Hofhaltungen, und demüthigten ihre Clienten durch Formen. Tiberius, obgleich er ſehr unzugänglich war, änderte in dieſer Rückſicht wenig. Dagegen begann ſchon unter Caligula der Hof ein orientaliſches Anſehen zu erhalten, unter Claudius und ſeinem nächſten Nachfolger aber erſcheint zuerſt eine förmliche Hofordnung, welche nach und nach ganz ſyſtematiſch eingerichtet wurde. Seitdem finden wir z. B. Kammerherrn, welche auf die Handhabung der Etikette zu ſehen hatten, und niemand zum Regenten ließen, der nicht entweder einen gewiſſen Rang hatte oder von ihnen begünſtigt ward. Auch wurde damals am Hof eine äußere Auszeichnung gebräuchlich, die ganz mit unſeren Orden zu vergleichen iſt. Sie beſtand in einem mit dem Bilde des Kaiſers verſehenen Fingerring; die Kammerherrn achteten ſehr genau darauf, daß nur die dazu Berechtigten dieſe Auszeichnung trügen, und jeder, der es ohne beſondere Erlaubniß that, wurde ſchwer beſtraft.

Von den Freigelaſſenen, welche unter Claudius das Reich regierten, waren drei vorzugsweiſe bedeutend, Polybius, Pallas und Narciſſus. Der Letztere war des Kaiſers Kabinetsſekretär, Pallas leitete das Finanzweſen, Polybius aber befaßte ſich nicht unmittelbar mit der Verwaltung, ſondern er nahm nur beſtändig an den gelehrten Beſchäftigungen des Kaiſers Theil, machte ſich ihm dadurch unentbehrlich, und benutzte dieſes Verhältniß, um einen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten auszuüben. Die Hauptperſon am Hofe war jedoch weder Polybius, noch Narciſſus und Pallas, ſondern die Gemahlin des Kaiſers, Meſſalina. Jene waren im Grunde blos die Werkzeuge dieſes Weibes, deſſen Namen zur ſchmähenden Bezeichnung der verworfenſten weiblichen Geſchöpfe gebräuchlich geworden iſt; ſie bedienten ſich ihres Einfluſſes hauptſächlich nur, um ſich dadurch, daß ſie der Kaiſerin zur Erreichung ihrer Zwecke behülflich waren, Reichthum und Genüſſe zu verſchaffen. Meſſalina ſelbſt ward nicht ſowohl von Herrſchſucht, als vielmehr von ihren ungezügelten Lüſten geleitet. Sie kannte bei ihren Ausſchweifungen nicht die mindeſte Rückſicht, verkaufte, um Geld dazu zu erhalten, Ämter und Begnadigungen, verfolgte jeden, der ihr dabei im Wege ſtand, und ſtürzte alle die Männer, deren Güter ſie einzuziehen wünſchte, oder deren Lebensweiſe einen Gegenſatz gegen die ihrige bildete. Sie erlangte von ihrem ſchwachen Gemahle die Einwilligung zu ihren Grauſamkeiten hauptſächlich dadurch, daß ſie ihn durch plötzlichen Schrecken ängſtigte. Ihr Treiben und das Beiſpiel des Hofes überhaupt wirkten furchtbar auf die öffentlichen Sitten ein. Der Zuſtand, in welchem ſich die römiſche Welt unter der Herrſchaft des ſchamloſeſten Weibes und der verworfenſten Freigelaſſenen befand, bietet nur den einzigen erfreulichen Anblick dar, daß mitten in der allgemeinen Verdorbenheit mehrere Männer und eine Frau auftraten, die einer beſſeren und ſelbſt der beſten Zeit würdig waren: eine wohlthuende Erſcheinung in einem Zeitalter, wo Tugend und Charakterkraft ganz aus Rom verſchwunden zu ſein ſchienen. Unter dieſen wenigen edeln Menſchen zeichneten ſich durch wahre Seelengröße im Unglück vor allen Andern Appius Silanus, Arria und Valerius Aſiaticus aus. Appius Silanus war mit Meſſalina's Mutter vermählt, und

hatte das Unglück, der Kaiſerin zu gefallen und ihre wollüſtige Leidenſchaft zu erwecken. Sie machte ihm einen blutſchänderiſchen Antrag, er hatte aber Muth genug, ihr ſeinen Abſcheu offen auszuſprechen. Meſſalina ängſtigte hierauf in Verbindung mit Narciſſus ihren Gemahl durch vorgebliche Traumgeſichte, welche vor Silanus als dem künftigen Mörder des Kaiſers gewarnt haben ſollten, und der erſchreckte alte Mann ließ den Unglücklichen ſogleich hinrichten. Arria war die Gemahlin des Cäcina Pätus, der als Theilnehmer an einer Verſchwörung zum Tode verurtheilt wurde. Sie war entſchloſſen, mit ihrem Gemahl zu ſterben, und ihn durch ihr Beiſpiel zu ermuthigen. Als Pätus zagte, durchbohrte ſie ſich vor ſeinen Augen, und reichte ihm dann den Dolch mit den Worten dar: „Pätus, es ſchmerzt nicht!“ Valerius Aſiaticus, einer der wackerſten Männer der ganzen Kaiſerzeit, wurde von Meſſalina nur deßhalb dem Tode geweiht, weil er ſehr reich war und die ſchönen Gärten des Lucullus beſaß, welche die Kaiſerin zu erhalten wünſchte. Sie ließ ihn hochverrätheriſcher Abſichten beſchuldigen, worauf er vor dem Kaiſer ſelbſt und in Gegenwart ſeiner verabſcheuungswürdigen Feindin verhört ward. Er zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ſo edel und männlich, daß ſeine Worte ſogar auf den einfältigen Claudius und auf die unmenſchliche Meſſalina einen tiefen Eindruck machten, und daß die Letztere ſich bewogen fand, das Zimmer zu verlaſſen. Dies konnte ihn aber nicht vom Tode erretten; denn der Kaiſer ward durch die Leute ſeiner Umgebung zu dem fortgeriſſen, was ihre Gebieterin wünſchte. Valerius ging mit echt römiſcher Standhaftigkeit in den Tod.

Sowie ſich in einzelnen Charakteren noch Spuren des alten römiſchen Sinnes zeigten, ſo behaupteten die Heere an allen Grenzen noch die alte Überlegenheit, und der kriegeriſche Muth der Vorfahren, der in Rom ſelbſt erſtorben war, lebte noch in der Seele der Soldaten, die das Reich gegen die äußeren Feinde vertheidigten. Parther und Armenier mußten von Rom Befehle annehmen, Mauritanien wurde nach einem blutigen Kampfe zur Provinz gemacht, in Britannien faßte die römiſche Herrſchaft zu Claudius Zeit feſten Fuß, und der Kaiſer ſelbſt ging auf ſechszehn Tage nach dieſer Inſel, um den Ruhm, den einer ſeiner Generale

dort errungen hatte, für ſich einzuernten und nach ſeiner Rückkehr einen Triumph zu feiern. Auch die öffentlichen Bauwerke, welche unter ſeiner Regierung ausgeführt wurden, hatten den Charakter römiſcher Größe. Beſonders haben zwei Unternehmungen, welche Claudius machen ließ, ſeine Regierung bei den Nachkommen verherrlicht, die Ausgrabung und Befeſtigung des Hafens von Oſtia und die Ableitung des Fuciner Sees oder des heutigen Lago di Celano. Den an der Tiber-Mündung gelegenen Hafen von Oſtia hatte ſchon Julius Cäſar gegen die unaufhörliche Verſandung ſchützen und im Intereſſe der Stadt Rom größeren Schiffen zugänglich machen wollen, er hatte aber ſein Vorhaben der Koſten wegen wieder aufgeben müſſen. Claudius ließ einen ganz neuen Hafen graben, ihn durch ungeheure Dämme, die weit in das Meer hinein gingen, gegen Verſchlämmung und gegen die Winde ſchützen, und außerdem noch einen hohen Leuchtthurm nach dem Muſter des Pharus von Alexandria (ſ. Th. III. S. 48) erbauen. Dieſe Unternehmung war ſehr nützlich; dagegen ſtand der Vortheil, den der Ableitungs-Kanal des Fuciner Sees gewährte, durchaus in keinem Verhältniſſe zu den aufgewendeten Koſten. Um das Waſſer dieſes Sees, des größten in der ganzen ſüdlichen Hälfte von Italien, abzuleiten und dadurch eine bedeutende Strecke Ackerland zu gewinnen, ließ Claudius durch dreißig tauſend Menſchen elf Jahre lang einen Canal graben, welcher über eine Stunde weit durch einen Berg gehauen werden mußte. Der Hauptnutzen dieſer rieſenmäßigen Arbeit, deren Vollendung durch ein Seetreffen gefeiert wurde, in welchem mehrere tauſend Menſchen das Leben verloren, beſtand darin, daß die Überſchwemmung, mit der das benachbarte Land durch die immer wachſende Waſſermaſſe eines Sees ohne Abfluß bedroht war, auf einige Zeit gehindert, eine Strecke Ackerland gewonnen, und Dörfer, die faſt ſchon vernichtet waren, gerettet wurden. Man hat daher in neuerer Zeit oft daran gedacht, dieſen ſogenannten Emiſſarius des Claudius zu erneuern.

Während Claudius die Schätze des Reiches für großartige Bauunternehmungen vergeudete, hing Meſſalina ihren Lüſten nach, und mordete in Verbindung mit den Freigelaſſenen Hunderte von Menſchen. Endlich bewirkte ſie auch die Hinrichtung des Polybius,

und die Leichtigkeit, mit der ſie den vertrauten Studiengenoſſen ihres Gemahles geſtürzt hatte, machte den beiden anderen Freigelaſſenen, welche bisher die Herrſchaft über Claudius mit ihr getheilt hatten, vor einem ähnlichen Schickſal bange. Dieſe ſuchten ihr daher zuvorzukommen, und erhielten von ihr ſelbſt die beſte Gelegenheit, das ſchon ſo oft bei Claudius angewendete Mittel, die Erregung der Angſt des Tyrannen, gegen ſie zu gebrauchen. Meſſalina begnügte ſich nämlich zuletzt nicht mehr, die Verachtung alles Anſtandes ſo weit zu treiben, daß ſie gleich niedrigen Dirnen öffentlich der gemeinſten Luſt fröhnte, ſondern ſie kam endlich auch, während Claudius längere Zeit von Rom abweſend war, auf den Gedanken, ſich mit dem damals von ihr begünſtigten Cajus Silius förmlich zu vermählen. Silius wagte nicht, ſich dem Begehren der Kaiſerin zu widerſetzen, weil er das Schickſal aller derer kannte, welche früher die ſchmutzige Gunſt des ſchamloſen Weibes verſchmäht hatten, und Meſſalina war leichtſinnig und frech genug, die Vermählung öffentlich und in Gegenwart des Senats, der Beamten und Prieſter zu feiern. Claudius würde deſſen ungeachtet von dieſem traurigen Poſſenſpiel und von den damit verbundenen Feſten nichts erfahren haben, wenn nicht Narciſſus und Pallas die Gelegenheit begierig ergriffen hätten, um ſich der Meſſalina zu entledigen. Sie zeigten dem Kaiſer die Sache an, ſtellten ſie als ein auf ſeinen Sturz abzielendes Unternehmen dar, und erpreßten von ihm durch künſtlich erregten Schrecken den Befehl zur Hinrichtung ſeiner Gemahlin und ihres Buhlen. Dieſen Befehl ließen ſie dann ſogleich vollziehen (48 n. Chr.). Als ein Beweis des Stumpfſinnes und der Zerſtreutheit des Claudius wird erzählt, daß er wenige Tage nachher beim Abendeſſen gefragt habe, warum Meſſalina nicht zu Tiſche komme. Übrigens hinterließ Meſſalina ihrem Gemahle zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter.

Eine Gemahlin konnte der ſchwache Mann nicht entbehren, weil er zu ſehr gewohnt war, ſich blindlings von einem Weibe leiten zu laſſen; es kam daher nur darauf an, daß die Freigelaſſenen darüber einig waren, wen ſie zur neuen Gemahlin des Kaiſers beſtimmen wollten. Ihre Uneinigkeit machte es einer zweiten Meſſalina möglich, ſich dem Claudius als Gemahlin auf-

zudrängen, obgleich die Freigelaſſenen, weil ſie den Charakter derſelben fürchteten, ſich die größte Mühe gaben, dem Kaiſer vor einer Frau bange zu machen, die ihm einen Sohn erſter Ehe mit ins Haus bringen würde. Dieſe neue Gemahlin des Claudius war Agrippina, die Tochter ſeines Bruders Germanicus. Stolz und Herrſchſucht bildeten die Hauptzüge ihres Charakters und leiteten alle ihre Schritte. Sie zeigte bald öffentlich, daß ſie es auf eine ganz andere Art von Herrſchaft abgeſehen habe, als vorher Meſſalina; denn ſie nahm einſt bei einem Siegesfeſt im Angeſicht des ganzen Volkes ihren Sitz neben dem Kaiſer, ließ ſich von den vorgeführten gefangenen Fürſten ebenſo wie den Kaiſer begrüßen, und gab den Römern das unerhörte und ihren nationalen Vorſtellungen völlig widerſtreitende Schauſpiel, daß ein Weib den Kriegsruhm und die Ehre der Nation repräſentirte. Agrippina richtete vom erſten Augenblick ihrer Vermählung an ihr ganzes Bemühen dahin, ihrem Sohn aus erſter Ehe, Nero, den kaiſerlichen Thron zu verſchaffen. Zu dieſem Zwecke ſuchte ſie den Sohn des Claudius, Britannicus, zu verdrängen und eine Vermählung zwiſchen ihrem eigenen Sohn und der Tochter des Kaiſers, Octavia, zu Stande zu bringen. Sie erreichte ihre Abſichten mit Hülfe des Burrus und des berühmten Philoſophen Seneca. Der Erſte ward durch ihre Verwendung zum Befehlshaber der Prätorianer ernannt, und leiſtete ihr in dieſer Stellung die beſten Dienſte; den Letzteren, der von Claudius früher nach Corſika verbannt worden war, ließ ſie zurückrufen und mit der Prätur bekleiden. Beiden Männern übertrug ſie außerdem die Erziehung ihres Sohnes, der bei ihrer Vermählung mit Claudius ein Alter von elf Jahren hatte. Octavia war zwar ſchon mit einem jungen Manne verlobt, dieſer wurde aber von den Helfershelfern der Agrippina mit Verläumdungen verfolgt, und nahm ſich, da er ſeinen Untergang vorausſah, ſelbſt das Leben. Bald nachher ward Nero von Claudius an Kindes Statt angenommen und mit Octavia verlobt, Britannicus aber von der erſten Stelle am Hof auf die zweite zurückgeſetzt. Agrippina kannte, ſobald Octavia mit Nero vermählt worden war (53), in ihrem Stolze keine Grenzen mehr, und ließ alle diejenigen, die ihrer Herrſchſucht entgegenſtanden oder ihre Habgier

reizten, aus dem Wege räumen. Narciſſus allein behauptete ſeinen alten Einfluß auf den Kaiſer, weil er ſich ſtellte, als wenn er die Kinder der Meſſalina gegen die Tücke der Stiefmutter zu ſchützen ſuche. Agrippina fürchtete nicht mit Unrecht, daß man den blödſinnigen alten Mann heute oder morgen ebenſo gut zu ihrer Hinrichtung bewegen könne, wie man ihn zur Hinrichtung der Meſſalina bewogen hatte, ſie hoffte überdies unter dem Namen ihres Sohnes freier und unumſchränkter herrſchen zu können. Sie beſchloß deshalb, dem ſchwachen Kaiſer und ſeinem Günſtlinge zuvorzukommen. Claudius ward mit Hülfe einer Giftmiſcherin aus der Welt geſchafft, und gleich nachher auch Narciſſus getödtet. Sobald der Kaiſer ermordet war, ließ Agrippina den Britannicus und ſeine Schweſter im Palaſt feſthalten und ſorgfältig bewachen; Nero aber ward von Burrus in das prätorianiſche Lager geführt, und erkaufte ſich hier den Thron mit derſelben Summe, welche einſt Claudius gegeben hatte, und die von jetzt an gewiſſermaßen Taxe wurde.

Nero beherrſchte das römiſche Reich von 54 bis 68. Sein Vater, Cnäus Domitius Ahenobarbus, war durch Verſchwendung, Wolluſt und Grauſamkeit berüchtigt geweſen, ſeine Mutter aber vereinigte in ſich alle Laſter, deren ein Weib fähig iſt; ſchon Nero's Herkunft ließ alſo nichts Gutes erwarten, und ſein eigener Vater hatte einſt laut geſagt, aus ſeiner Ehe könne nur ein Ungeheuer entſpringen. Dazu kam noch, daß Nero als Knabe ohne alle Leitung aufgewachſen war und bis zu ſeinem zwölften Jahre nur einen Tänzer und einen Barbier zu Aufſehern und Begleitern gehabt hatte. Zwar übernahm von dieſer Zeit an der Philoſoph Seneca die Leitung ſeiner Erziehung; allein da Nero ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Lebensjahre unumſchränkter Herrſcher wurde, und Seneca zugleich mit Staatsgeſchäften überhäuft, in Studien verloren und unabläſſig mit dem Erwerb großer Reichthümer beſchäftigt war, ſo vermochte dieſer weder die früheren Eindrücke zu vertilgen, noch kann es ihm ſchuld gegeben werden, daß Nero als Kaiſer nur der Leidenſchaft Gehör gab. Die mangelhafte Erziehung des neuen Herrſchers zeigte ſich gleich bei ſeiner erſten Rede im Senat. Dieſe war nämlich von Seneca verfaßt und von Nero auswendig gelernt worden, und mußte mit ihrer

im Munde des Letzteren lächerlichen Künſtlichkeit und Philoſophie um ſo mehr auffallen, als im Alterthum alles, was wir ſchriftlich verhandeln, mündlich abgethan wurde, und bisher alle Leiter des Staates, ſogar der blödſinnige Claudius, ihre Vorträge ſelbſt ausgearbeitet hatten. Es fehlte dem jungen Regenten zwar nicht an Bildung, er hatte aber gerade die rechte nicht erhalten. Sein lebhafter Geiſt hatte die Dialektik und Rhetorik verſchmäht, und ſich anderen Dingen zugewendet. Er verſtand ſich auf das Malen, Bildſchnitzen, Singen, Reiten und Fahren nicht ſchlecht, und zeigte auch im Verſemachen, daß er Schulbildung erhalten hatte; aber er hatte ſich gerade dasjenige nicht angeeignet, was in Griechenland und Rom für einen Staatsmann das Unentbehrlichſte war.

Der Anfang ſeiner Regierung war gut, und kann, gleich dem erſten Auftreten ſeiner drei Vorgänger, als Beweis dienen, wie wenig Werth man auf die erſten Regierungshandlungen der meiſten Regenten legen darf. Nero ſchaffte viele Misbräuche und Unordnungen ab, verringerte die Abgaben, wies eine Dankbezeugung des Senats mit der Erklärung zurück, er wolle ſie erſt zu verdienen ſuchen, und ſagte einſt bei der Unterzeichnung eines Todesurtheils: „Hätte ich doch nie ſchreiben gelernt!“ Wer nur eine oberflächliche Kenntniß der menſchlichen Natur beſitzt, der wird es unerklärlich finden, daß dieſer ſchöne Anfang einen vollkommenen Gegenſatz gegen das ganze nachherige Verfahren Nero's bildet; wer aber Urtheil und Erfahrung hat, und daher bei der Betrachtung der Dinge ſich nicht durch einzelne Handlungen und durch den äußeren Schein täuſchen läßt, ſondern das ganze Weſen und den inneren Kern des Menſchen ins Auge faßt, der wird nicht im mindeſten überraſcht ſein, daß ein von Geburt aus jeder beſſeren Beſtrebung unfähiger Wütherich ſeine Regierung mit ſchönen Worten und milden Handlungen beginnen konnte. Der fürchterliche Tyrann, der ſchon im ſiebenzehnten Jahre ſeines Lebens die Herrſchaft über die Welt erhielt, gab nur zu bald ſeinen wahren Charakter zu erkennen. Die erſten fünf Jahre ſeiner Regierung waren noch erträglich und im Vergleich mit den ſpäteren ſogar gut, weil Seneca und Burrus, die ſich auf die Leitung eines jungen Regenten und ſeines Hofes vortrefflich verſtanden, Einfluß auf ihn behielten. Seine Mutter hatte geglaubt,

daß ſie durch ihren Sohn herrſchen könne, ſie ſah ſich aber bald bitter getäuſcht; denn weder durften jene zwei Männer dies zu-laſſen, noch war der junge Kaiſer ſelbſt im mindeſten geneigt, die Herrſchaft mit ſeiner Mutter zu theilen. Als die herrſchſüchtige Agrippina nicht undeutlich merken ließ, daß ſie den Britannicus hervorziehen könne, beſchloß Nero ſogleich den Tod ſeines Neben-buhlers. Der unglückliche junge Mann ward an der kaiſerlichen Tafel, vor den Augen Nero's und ſeiner Gäſte vergiftet, und das Gift wirkte ſo ſchnell, daß er, gleich nachdem er es gekoſtet, todt niederſank (55). Von dieſem Augenblicke an war für Agrippina an keinen Einfluß mehr zu denken; im Gegentheil, ſie mußte ſo-gar den Palaſt räumen, und verlor die beſondere Garde, welche ſie bis dahin hatte beibehalten dürfen. Ihr Stolz wurde dadurch ſo empfindlich gekränkt, ihr Zorn ſo ſehr gereizt, daß Nero glaubte, nur ihr Tod könne ſeine Regierung ſichern. Burrus und Seneca bebten vor der Mordthat zurück, und der Erſtere verweigerte die Hülfe der Garde zu ihrer Ausführung; allein Annicetus, einer von den Freigelaſſenen, welche Nero's Vertrauen beſaßen, bot ſich zum Werkzeug an. Da Agrippina gegen Gift auf ihrer Hut war und offenbare Gewalt in der Hauptſtadt nicht gegen ſie an-gewendet werden konnte, ſo nahm man ſeine Zuflucht zur Liſt und Heuchelei. Agrippina ward unter dem Vorwand einer Ausſöhn-ung mit ihrem Sohne zu einem Feſte nach der campaniſchen Stadt Bajä gelockt, dort mit erheuchelter Freundlichkeit behandelt und, als ſie nach ihrem Landhaus zurückkehren wollte, auf ein Schiff geführt, welches ſo eingerichtet war, daß es auf ein gegebenes Zeichen plötzlich zuſammenbrechen und unterſinken mußte. Der Plan mislang, und Agrippina rettete ſich ans Land; Nero ließ ſie aber gleich nachher durch Annicetus auf eine grauſenhafte Weiſe ermorden (59). Die unglückliche Octavia hätte, auch wenn die Vermählung mit ihr nicht eine blos politiſche Heirath geweſen wäre, nach der Ermordung ihres Bruders und der eigenen Mutter des Kaiſers ſchwerlich mit ihm verbunden bleiben können; ſie hatte aber längſt in der eben ſo ſchönen, als ausſchweifenden Poppäa Sabina eine Nebenbuhlerin erhalten, welche ſelbſt öffentlichen Dirnen an Frechheit nichts nachgab. Dieſe ruhte nicht eher, als bis Octavia zuerſt vielfach gekränkt, dann mit den ſchimpflichſten

und unwahrſcheinlichſten Anklagen verfolgt und endlich auf Nero's Befehl hingerichtet ward.

Nach ſolchen Gräuelthaten gegen ſeine eigene Familie konnte Nero kein Bedenken mehr haben, ſich jede Willkür und Grauſamkeit gegen ſeine Unterthanen zu erlauben. Eine Zeit lang ſtand ihm dabei auch Burrus, ein ebenſo gewandter Hofmann als kräftiger Soldat, entgegen, und es iſt daher nicht ganz unwahrſcheinlich, daß, wie Einige behauptet haben, auch dieſer Mann auf Nero's Befehl aus dem Wege geräumt wurde (63). Seneca verlor nach Burrus Tode allen Einfluß, er mußte ſich bald vom Hofe zurückziehen, und der kaiſerliche Jüngling, der ſchon in der letzten Zeit den grauſamſten Unfug getrieben hatte, ward ſeitdem völlig die Beute ſeiner Thorheiten und Laſter und das Spielzeug des Abſchaums der verdorbenen römiſchen Welt. Die wichtigſten von dieſen Leitern und Theilnehmern der Verbrechen Nero's waren zuerſt Tigellinus und Fenius Rufus, welche Nero an Burrus Stelle zu Oberſten der Prätorianer ernannte, und von denen es zweifelhaft iſt, wer von ihnen der finſterſte, härteſte und grauſamſte Diener des Tyrannen war. Der Letztere ließ ſich ſpäter in eine Verſchwörung ein, und mußte ſein Verbrechen mit dem Leben büßen. Der Freigelaſſene Nymphidius, der an ſeine Stelle geſetzt wurde, war in jeder Beziehung ein würdiger College des Tigellinus. Endlich ſpielte, außer dem Annicetus und den ihm ganz ähnlichen Freigelaſſenen Polyklet und Helius, noch der Gelehrte und Schriftſteller Petronius Arbiter eine Hauptrolle an Nero's Hofe. Er war gleichſam der Hofmarſchall und Maitre de Plaiſirs des Kaiſers, erfand und leitete in Verbindung mit Tigellinus die Vergnügungen, Feſte, Gaſtmähler und Luſtreiſen für Nero und ſeine Umgebung, und wußte das tollſte und ausſchweifendſte Leben dadurch gewiſſermaßen zu veredeln, daß er es mit einer Philoſophie, die dem Ariſtipp (ſiehe Th. II. S. 271 u. 275 f.) Ehre gemacht hätte, in Verbindung brachte, die Lüſte durch Witz, den Scherz durch Ernſt würzte, und die Grundſätze eines Diogenes (ſ. Th. II. S. 269) mit den Sitten und Schwelgereien großer Städte verknüpfte. Übrigens hat uns dieſer Lehrmeiſter Nero's in der Verſchwendung und Ausſchweifung eine Schrift hinterlaſſen, in welcher das Leben

und die Grundſätze jener Zeit mit Geiſt und Wahrheit gezeichnet ſind.

Nero war willkürlich, grauſam und ausſchweifend, wie die meiſten ſeiner Vorgänger und Nachfolger; der Haupt-Charakterzug aber, durch welchen er ſich von den anderen römiſchen Kaiſern unterſchied, beſtand in einer bis ins Kindiſche gehenden Eitelkeit. Er ſtrebte danach, für einen großen Dichter, Muſiker und Wettfahrer zu gelten, und gab ſich alle erdenkliche Mühe, dieſen Ruhm zu erlangen. Er ließ ſich dadurch ſogar hinreißen, öffentlich als Citherſpieler, Sänger und Wettfahrer aufzutreten, und dabei alle jene Künſte anzuwenden, durch welche die Muſiker, Sänger und Schauſpieler ſich einen größeren Erfolg zu verſchaffen ſuchten. Dies würde ſelbſt unter uns bei einem Regenten empörend ſein, nach römiſchen Begriffen war es aber noch weit anſtößiger, weil in Rom die Klaſſe der öffentlich auftretenden Künſtler von jeher tief verachtet und den gemeinen Gauklern und Marktſchreiern gleichgeſtellt wurde. In welch hohem Grade die bereits ſo ſehr entartete römiſche Welt unter Nero und durch ihn verdorben wurde, kann man daraus erkennen, daß er viele Senatoren und Ritter und, was das Ärgſte war, unter ihnen ſogar unbeſcholtene und ehrenhafte Männer nöthigte, ſich gleich Freigelaſſenen und Fremden als Gladiatoren öffentlich vor dem Volke ſehen zu laſſen. Weil er glaubte, ſeine eigene Schande würde geringer ſein, wenn Andere ſich auf gleiche Weiſe beſchimpften, ſo zwang er die erſten Männer von Rom nicht allein durch Furcht, denſelben Weg zu betreten, ſondern er bewog auch durch Geld die Sprößlinge der edelſten Familien, die durch Verarmung käuflich geworden waren, auf der Bühne zu erſcheinen. Die angeſehenſten Leute, Männer, welche die höchſten Ehrenſtellen bekleidet hatten, ſelbſt Greiſe übten hier die Kunſt der Schauſpieler und Gladiatoren, und ſchämten ſich ſogar nicht, ein gemeines Geberdenſpiel zu treiben und ihrem Geſange die unzüchtigſten Bewegungen anzupaſſen. Aus einer Anzahl junger Ritter bildete ſich Nero das, was man in den franzöſiſchen Theatern die Claque nennt, oder eine Bande, die es ſich zum beſonderen Geſchäft machte, des Kaiſers Stimme und Geſtalt zu beklatſchen. Welche Wirkung dieſe Herabwürdigung der erſten Klaſſe von Rom auf die öffentliche Moral, auf Sitte und Ehre

haben mußte, braucht nicht näher angedeutet zu werden. So weit hatte es keiner der früheren Herrſcher getrieben; denn obgleich dieſe ihre Unterthanen ſehr mishandelt hatten, ſo hatte doch keiner in ſeinem Benehmen auf dieſe Weiſe, wie Nero, die herkömmliche Sitte mit Füßen getreten, und die durch Geburt, Vermögen und Bildung hervorragende Klaſſe der Bürger auf eine und dieſelbe Stufe mit dem Pöbel geſtellt. Der zerſtörende Einfluß, welchen Nero's Verfahren ausübte, beſchränkte ſich jedoch nicht etwa blos auf die Stadt Rom. Bis zu ſeiner Zeit waren wenigſtens die Provinzen nicht Zeugen der kaiſerlichen Tollheiten, Frevel und Lüſte geweſen. Nero aber trat abwechſelnd in Rom und Neapel auf, und zog ſogar nach Griechenland, um ſich daſelbſt bei den feierlichſten Feſten und den alterthümlichen Spielen als Wettfahrer, Sänger und Citherſpieler zu zeigen. Die Griechen prieſen und lobten ſeine großen Talente, und ſpendeten ihm nicht weniger als achtzehnhundert Ehrenkränze. Keiner von ihnen aber wagte, wie ein Geſchichtſchreiber des Alterthums ſich ausdrückt, den unglückſeligen Tyrannen zu haſſen oder zu bemitleiden. Nach ſeiner Rückkehr hielt Nero in Neapel, Rom und anderen Städten gleich einem ſiegreichen Feldherrn feierliche Triumph-Einzüge. Neben dieſen, aller Sitte und Ehre Hohn ſprechenden Thorheiten verſchwendete er auf unſinnige Weiſe die Schätze des Reiches, er hing ohne die mindeſte Rückſicht ſeinen zügelloſen Lüſten nach, und übte, wenn er Nachts in Begleitung ſeiner Luſtgenoſſen durch die Straßen zog, den ärgſten Unfug gegen Weiber, Jungfrauen und ruhige Bürger. Auch erlaubte er ſich aus beleidigter Eitelkeit, aus Argwohn, aus Gier nach tollen Vergnügungen oder aus bloßer augenblicklicher Luſt an Willkür und Tyrannei die empörendſten Grauſamkeiten. Selbſt ſeine an Wolluſt und Grauſamkeit ihm ganz gleiche Buhlin Poppäa Sabina, die er nach der Verſtoßung der Octavia zur Gemahlin genommen hatte, wurde von ihm im Zorn durch einen Fußtritt getödtet. Verſchwörungen brauchte er nicht zu fürchten, ſo lange er der Truppen verſichert war; jede Verſchwörung oder auch ſchon blos der Anſchein derſelben diente ihm vielmehr, um den täglichen Grauſamkeiten das Anſehen nothwendiger Polizei und Gerechtigkeitspflege zu geben. Auch wurde er von den Soldaten und dem Volke durchaus nicht

gehaßt; im Gegentheil, bis zum Jahre 64, wo in Folge eines Brandes, der einen großen Theil der Stadt Rom in Aſche legte, eine Änderung eintrat, waren die Heere mit ihm zufrieden, und der römiſche Pöbel betete ihn an, jene, weil er ihnen reichlichen Sold gab, dieſer, weil Nero nicht nur Geld und Getraide mit verſchwenderiſcher Hand austheilte, ſondern auch faſt täglich glänzende und vorher nie geſehene Spiele und Schaugepränge hielt. Er ließ z. B. einſt ein mehrtägiges Feſt feiern, bei welchem er nicht nur, als in einem Drama eine Feuersbrunſt dargeſtellt wurde, ein großes Haus niederbrennen ließ und die ganze innere Einrichtung desſelben den Schauſpielern zur Plünderung preisgab, ſondern auch jeden Tag Gold, Silber, Perlen, Edelſteine, Gemälde, Sklaven, Vieh, ja ſogar Schiffe, Häuſer und Landgüter unter das Volk vertheilen ließ.

Jene Feuersbrunſt, welche im Jahre 64 ausbrach und ſechs Tage und ſieben Nächte wüthete, verzehrte drei von den vierzehn Quartieren der Stadt ganz, und ließ von ſieben anderen nur hier und da einzelne Häuſer übrig. Das ganze Volk hatte den Kaiſer im Verdacht, daß er das Feuer habe anlegen laſſen, um ſich eine ſchönere Hauptſtadt erbauen zu können. Wirklich hinderte er auch alle Anſtalten zum Löſchen, und ließ diejenigen, welche dem Feuer Einhalt thun wollten, mit Gewalt verjagen, damit ſeinen Planen durch Zerſtörung ein freies Feld gebahnt werde. Von einem hohen Gebäude herab ſah er mit Wohlgefallen das entſetzliche Schauſpiel mit an, und declamirte dabei ein Gedicht über den Untergang von Troja. Später that er freilich alles, was er konnte, um den Verdacht von ſich abzuwälzen, daß er der Brandſtifter geweſen ſei. Er half ſich beſonders damit, daß er das ganze Unglück den Chriſten ſchuld gab, die man in Rom allgemein des Menſchenhaſſes beſchuldigte, und wegen ihrer Abneigung gegen jede Art von Cultus, wegen ihrer Weigerung, die mit der Religion innig verbundenen öffentlichen Handlungen auf die gewöhnliche Weiſe zu verrichten, ſowie wegen der Sonderbarkeit ihres Lebens und ihrer Geſellſchaftsverhältniſſe haßte und verachtete. Er ließ viele von ihnen einziehen und auf die grauſamſte Art hinrichten. Doch rechtfertigte er ſich durch die Mishandlung der Chriſten ebenſo wenig, als er ſich durch ſeine mit großem

Aufſehen gemachten Anſtalten, den Abgebrannten Lebensmittel und ein vorübergehendes Unterkommen zu verſchaffen, die Volksgunſt wieder gewann, welche die Feuersbrunſt und ihre Folgen ihm geraubt hatten. Er nahm ohne Rückſicht auf die früheren Häuſerbeſitzer ein großes Stück der Brandſtätte in Anſpruch, theils um da, wo vorher Tauſende armer Bürger gewohnt hatten, einen glänzenden kaiſerlichen Palaſt zu errichten, theils um durch breite Straßen und große Säulenhallen die Stadt zu verſchönern. Der neue Palaſt, den er ſein goldenes Haus nannte, wurde mit der verſchwenderiſcheſten Pracht erbaut, und enthielt in ſeinem ungeheueren Umfang geräumige Hallen, weite Ausſichten, Seen, Gärten und ganze Waldpartieen. Um die Mittel zu dieſem rieſenmäßigen Bau zu erhalten, übte Nero die ärgſten Erpreſſungen und Grauſamkeiten. Italien und die Provinzen wurden ausgeplündert, die Tempel der Götter in Rom, Griechenland und Aſien ihrer Schätze und zum Theil ſogar ihrer Götterbilder beraubt. Da Nero zu gleicher Zeit auch den Heeren den Sold vorenthielt, und die Veteranen mit der Auszahlung ihrer verdienten Belohnungen auf die Zukunft vertröſtete, ſo wurde er ſeit dem Brand allgemein verhaßt. Von dieſer Zeit an mehrten ſich daher auch die Verſchwörungen. Unter dieſen iſt die von Cajus Piſo angeſtiftete und geleitete die merkwürdigſte, ſowohl weil der eine von den beiden Befehlshabern der Prätorianer, Fenius Rufus, aus Feindſchaft gegen ſeinen Collegen Tigellinus Theil daran nahm, als auch wegen des ſchrecklichen Mordens, zu dem ſie den Vorwand gab. Sehr viele Menſchen wurden hingerichtet, theils weil ſie wirklich in die Verſchwörung verwickelt waren, theils weil man ſich ihrer bei dieſer Gelegenheit auf gute Art entledigen konnte. Zu ihnen gehörten auch Seneca und der berühmte Dichter Lucanus. Seneca, der dem Kaiſer und ſeiner Umgebung längſt verhaßt war, wurde auf einen ganz leeren Verdachtsgrund hin zum Tode verurtheilt, obgleich er keinen Antheil an der Verſchwörung genommen, und unmittelbar nach dem Brande ſeine ängſtlich erworbenen Reichthümer dem Kaiſer geopfert hatte. Er mußte es als eine beſondere Gunſt betrachten, daß er, ſtatt von der Hand eines Henkers zu ſterben, ſich ſelbſt den Tod geben durfte.

Er ließ ſich eine Pulsader öffnen, da aber ſeines hohen Alters wegen das Blut nur ſehr langſam herausſloß, ſo erſtickte er ſich durch heiße Dämpfe. Auch Lucanus, der übrigens bei der Verſchwörung wirklich betheiligt war, durfte ſich die Todesart wählen, und ſtarb durch Verblutung.

Nero ſelbſt erſtaunte über die Schwäche eines Geſchlechts, das die ärgſte Tyrannei geduldig ertrug, und rief ſtolz aus: er ſei der einzige von allen Herrſchern, der begriffen habe, wie weit man die Herrſcherwillkür treiben könne. Hätte er bedacht, daß allen menſchlichen Dingen eine Grenze beſtimmt iſt, ſo würde er ſich mit ſeinen Garden, unter welche er viele Germanen gemiſcht hatte, noch lange gegen die feigen und entarteten Menſchen, mit denen er es zunächſt zu thun hatte, haben behaupten können; er trieb aber ſeine wilde Ausſchweifung zuletzt ſo weit, daß eine Stockung der ganzen Staatsmaſchine zu befürchten war, und daß die Unzufriedenheit der Heere und ihrer Anführer in verſchiedenen Theilen des Reiches zugleich ausbrach. Er ſelbſt merkte die allgemeine Unzufriedenheit auch dann noch nicht, als ſich überall die deutlichſten Spuren einer Gährung zeigten; er trat vielmehr gerade damals die oben erwähnte Reiſe nach Griechenland an, brachte dort ein ganzes Jahr mit eiteln und unſinnigen Beſchäftigungen zu, und ſah es ruhig mit an, daß die Freigelaſſenen Polyklet und Helius während ſeiner Abweſenheit in Rom und im ganzen Weſten aufs willkürlichſte und grauſamſte hauſten. Als dadurch in Rom ſelbſt die Stimmung ſehr bedenklich wurde, kehrte Nero endlich auf dringendes Bitten ſeiner Freigelaſſenen aus Griechenland zurück. Es kam ihm aber nicht in den Sinn, durch Behutſamkeit und Milde einem Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit vorzubeugen, er verübte vielmehr eine Reihe neuer Verbrechen, und rief dadurch die Unruhen, welche jetzt an verſchiedenen Stellen des Reiches zugleich entſtanden, gewiſſermaßen ſelbſt hervor. Zuerſt erhob ſich der Statthalter in Gallien, Julius Vinder, ein geborener Gallier. Dieſer wandte ſich, da er ſelbſt die Kaiſerwürde nicht ſuchte, an Servius Sulpicius Galba, den Statthalter von Spanien, der als einer der erfahrenſten und kräftigſten Generale allgemein geſchätzt ward, und von Nero ſo eben erſt ungehört zum Tode verdammt worden war.

Galba fand ſeine Soldaten zum Sturze des Tyrannen bereit, und hatte kaum den Titel eines Generalſtatthalters des römiſchen Senats und Volks angenommen, als die meiſten Heere mit ihren Führern ſich für ihn erklärten. Unter den letzteren befand ſich auch Otho, ein ehemaliger Genoſſe von Nero's Ausſchweifungen, der in Luſitanien Statthalter war, und ſich durch die Erhebung des ſchon hochbejahrten Galba den Weg zum Thron zu bahnen hoffte. Nero erhielt in Neapel auf ſeiner Rückreiſe von Griechenland die erſte Nachricht von der Empörung des Vinder, ließ ſich aber dadurch in ſeinen Luſtbarkeiten und den Spielen, die er dort veranſtaltet hatte, keineswegs ſtören; er freute ſich vielmehr der guten Gelegenheit, in Gallien wüthen und rauben zu können, und war nur darüber aufgebracht, daß Vinder ihn in ſeinen Proklamationen einen elenden Muſikanten genannt hatte. Sobald er nach Rom zurückgekehrt war, verordnete er eine Truppen-Aushebung, zu der ſich jedoch niemand ſtellen wollte; zugleich erpreßte er unter dem Vorwande eines Kriegszuges ſehr drückende Steuern. Unterdeſſen war Virginius Rufus, der Befehlshaber der Truppen am Oberrhein, nach Gallien gezogen und hatte ſich mit Vinder vereinigt, ein unglückliches Misverſtändniß rief aber wider Wiſſen und Willen der beiden Generale einen Kampf zwiſchen ihren Truppen hervor, das Heer des Vinder ward völlig geſchlagen, und er ſelbſt nahm ſich aus Verzweiflung das Leben. Virginius ward dann zwar vom Reſte der beiden Heere zum Kaiſer ausgerufen, er wies aber die dargebotene Herrſchaft zurück, und erklärte, daß er weder ſelbſt Kaiſer werden wolle, noch für irgend einen Mann, der nicht auf geſetzmäßige Weiſe vom Senat zum Herrſcher ernannt worden wäre, kämpfen werde. Der edle und mit dem Gange menſchlicher Dinge wohl bekannte Mann ſah die unglücklichen Folgen voraus, welche eintreten mußten, ſobald einmal den Truppen das Recht zugeſtanden wurde, einen Kaiſer zu ernennen. Selbſt als bald nachher Nero ſtarb, und ſeine Soldaten ihm von neuem die Herrſchaft anboten, nahm er ſie nicht an.

Ganz anders dachte Nymphidius, einer der beiden Oberbefehlshaber der Prätorianer zu Rom. Als er Nero keine entſcheidende Maßregel ergreifen ſah, beſchloß er, die Truppen in Rom und Italien durch glänzende Verſprechungen zur Erhebung Galba's zu

bewegen, weil er unter einem abgelebten Kaiſer unumſchränkt herrſchen zu können glaubte. Der Reiz des Geldes lockte die Garden, ſie verließen ſammt ihrem anderen Befehlshaber, Tigellinus, ihren ſeitherigen Gebieter. Dieſer ergriff die Flucht, und der Senat ſetzte ihn dann förmlich ab, erklärte ihn des Todes ſchuldig und ernannte Galba zum Kaiſer. Nero, der auf ein benachbartes Landgut geflohen war, und keine Möglichkeit ſah, der Rache des von ihm ſo ſehr mishandelten Senats zu entgehen, entſchloß ſich zwar zum Selbſtmord, konnte aber den Muth zur Ausführung nicht finden. Erſt als er mehrere Male den Dolch gegen ſich gezückt hatte und eine Reiterſchaar, die ihn verhaften ſollte, herankommen hörte, ſetzte er den Dolch an ſeine Kehle, und auch dann noch mußte er einen ſeiner Freigelaſſenen bitten, denſelben hineinzuſtoßen. Man erzählt, daß er ſogar in der Todesſtunde ſeine unſinnige Künſtler-Eitelkeit nicht abgelegt und ein über das andere Mal ausgerufen habe: „Welch einen Künſtler verliert die Welt in mir!" Mit ihm ſtarb Auguſt's Geſchlecht aus (im Juni 68).

4. Von Nero's Tod an bis auf Veſpaſian's Thronbeſteigung.

Nero's Sturz und Galba's Erhebung bilden einen wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte des römiſchen Reichs; denn zu dem Unglück einer Regierungsform, bei welcher Alles von der Perſönlichkeit des Herrſchers, von ſeinem Hofe und von der Leibwache und Garde des Kaiſers abhing, kam damals noch das neue Übel hinzu, daß die Heere ſich an Empörung gewöhnten und einen Einfluß auf die Kaiſerwahl erhielten. Zwar hatte Galba den Kaiſertitel nicht eher angenommen, als bis ihm derſelbe von einer Geſandtſchaft des Senats, die ihm entgegenzog, auf geſetzliche Weiſe übertragen worden war; aber das Beiſpiel der Empörung war einmal gegeben, die Heere hatten in Wirklichkeit, der Senat dagegen nur der Form nach über den Thron entſchieden, und das Schickſal des Reichs ward ſeitdem immer mehr von den Truppen und ihren Führern abhängig gemacht. Übrigens erſcheint es auf den erſten Blick hin als ein Glück, daß, nachdem eine Zeitlang ſchwachſinnige oder eitele Wüſtlinge an der Spitze des Staates

geſtanden, die Herrſchaft in die Hände eines erfahrenen Kriegsmannes kam, der die Liebe und das Vertrauen der Soldaten beſaß und jede Art von Schwelgerei und Ausſchweifung haßte; allein alle Vortheile, welche daraus hätten hervorgehen können, wurden durch das hohe Alter und die darauf beruhenden Schwächen des neuen Kaiſers aufgewogen. Galba's Schwäche wurde indeſſen erſt dann empfunden, als er, der bei Nero's Tode ſich noch in Gallien befand, in Rom angekommen war; vorher erwartete man ihn mit wahrer Sehnſucht.

Vor Galba's Ankunft betrug ſich Nymphidius, der den Sturz Nero's beſchleunigt hatte, als unumſchränkter Gebieter. Er verdrängte Tigellinus vom Antheil am Oberbefehle über die Prätorianer, ſuchte auf jede Weiſe das Volk zu gewinnen, ſah den ganzen Senat in ſeinen Vorzimmern, und miſchte ſich in alles, was zwiſchen dieſem und Galba verhandelt wurde. Endlich fiel es ihm ſogar ein, ſeine Abkunft von Cäſar herzuleiten und hierauf ein Anrecht an den Thron zu begründen. Zu ſeinem großen Schrecken erfuhr er aber durch den Geſandten, den er an Galba geſchickt hatte, daß Titus Vinius, einer der Legaten desſelben, unumſchränkt über den neuen Kaiſer herrſche, daß dieſer ſtatt ſeiner den Cornelius Laco zum Präfect der Prätorianer ernannt habe, daß es alſo mit ſeiner Herrſchaft vorbei ſein werde, ſobald Galba in Rom eintreffe. Er beſchloß daher, das Äußerſte zu wagen und ſich von den Prätorianern zum Kaiſer ausrufen zu laſſen; allein dieſe wurden durch einen ſeiner Oberſten von ihm abgewendet, und erſchlugen ihn, ſobald er in ihrem Lager erſchien. Galba ließ gleich nach ſeiner Ankunft in Rom auch alle Freunde des Nymphidius ums Leben bringen. Schon dieſe und einige andere Hinrichtungen, verbunden mit Galba's Abhängigkeit von Vinius, erweckten kein günſtiges Vorurtheil für den neuen Herrſcher. Noch unglücklicher war es, daß derſelbe den Garden die von Nymphidius in ſeinem Namen verſprochenen Summen verweigern mußte, und daß er ſich bei ſeinem Einzug in Rom genöthigt ſah, eine Schaar anderer Soldaten, die ihm entgegen gezogen war und mit Ungeſtüm Forderungen machte, niederhauen zu laſſen. Galba war entſchloſſen, bei der Regierung einen neuen Weg einzuſchlagen, aber er überſah dabei, daß man

ein ganzes verdorbenes Volk nicht auf einmal umſchaffen und durch Befehle Sittlichkeit hervorrufen kann. Mit übertriebener Strenge und mit einer Sparſamkeit, die ſelbſt für einen bloßen Privatmann ſchmutzig geweſen ſein würde, wollte er eine an kaiſerliche Verſchwendungen gewöhnte Stadt zur alten Einfachheit, Zucht und Ordnung zwingen, und erbitterte dadurch nicht allein die Gemüther, ſondern machte auch ſich ſelbſt lächerlich. Dabei war er altersſchwach und ſchlaff, und hing von drei Günſtlingen ab, welche unter ſeinem Namen allerlei Härten begingen, und ſich durch Verkaufung von Vorrechten und Begnadigungen Geld zu machen ſuchten. Dieſe Günſtlinge waren Vinius, Laco und Galba's Freigelaſſener Icelus. Alles deutete daher von Anfang an auf eine kurze Dauer ſeiner Herrſchaft, und die Unzufriedenheit ergriff nicht nur den großen Haufen in Rom, der, wie überall, Genuß und Unterhaltung mehr als Tugend und Vaterland liebte, ſondern auch die verſchiedenen Heere des Reichs. Wenige Monate nach ſeiner Thronbeſteigung erhoben ſich die Legionen im oberen Deutſchland, und verlangten vom Senat die Einſetzung eines jüngeren und kräftigeren Kaiſers. Galba ſuchte den ausbrechenden Sturm dadurch zu beſchwören, daß er ſchnell einen jungen Mann von guter Familie und unbeſcholtenem Ruf, Piſo Licinianus, zu ſeinem Mitregenten und Nachfolger ernannte; unglücklicher Weiſe verſäumte er aber, als er Piſo den Truppen vorſtellte, aus Sparſamkeit die ſeit Claudius Thronbeſteigung eingeführte Sitte, die Soldaten bei ſolchen Gelegenheiten zu beſchenken, obgleich er doch dabei in ſeiner Rede an das verſammelte Heer öffentlich eingeſtand, daß die Truppen in Deutſchland ihm den Gehorſam verſagt hätten. Er machte alſo die Soldaten unzufrieden, und raubte ſich ſelbſt den Vortheil, den Piſo's Ernennung ihm ſonſt gebracht haben würde.

Otho, welcher mit Galba nach Rom gezogen war, benutzte Galba's Fehler, um ſich ſelbſt auf den Thron zu ſchwingen. Er hatte ſchon längſt um die Gunſt der Soldaten und des Volkes gebuhlt, hatte Einzelnen ſogar ganze Landgüter gegeben, hatte, wenn Galba bei ihm ſpeiſte, an die denſelben begleitende Wache Geld austheilen laſſen, und der Kaiſer hatte dies Alles überſehen, weil einer ſeiner Günſtlinge, Vinius, deſſen Tochter Otho hei-

rathen wollte, insgeheim mit dieſem einverſtanden war. Otho ſtiftete eine förmliche Verſchwörung an, verführte die Soldaten durch Geſchenke und Verſprechungen, und ließ ſich wenige Tage nach Piſo's Ernennung im Lager der Prätorianer zum Kaiſer ausrufen. Aus dem Lager zog er an der Spitze der Soldaten, die ihn gewählt hatten, in die Stadt, tödtete Galba und ſeinen Mitregenten, und ward vom Volk und Senat als Kaiſer anerkannt. Dies geſchah am fünfzehnten Januar des Jahres 69, nachdem Galba nur ſieben Monate und einige Tage regiert hatte.

Der neue Kaiſer behauptete ſeine Herrſchaft blos drei Monate lang. Alle Provinzen und Heere huldigten ihm gleich nach Galba's Tode, nur die Legionen am Rhein und in Oberdeutſchland weigerten ihm den Gehorſam. Sie hatten ſich ſchon gegen Galba empört und den Führer der Truppen am Niederrhein, Aulus Vitellius, zum Kaiſer ausgerufen, weil ſie von Galba für die Unterſtützung, die ſie ihm gegen Nero gewährt hatten, durchaus nicht belohnt worden waren. Dieſer Nebenbuhler wäre, obgleich auch andere Legionen ſich für ihn erklärten, an und für ſich ſelbſt für Otho nicht gefährlich geweſen, weil er durch Schwelgerei ſo ſehr erſchlafft war, daß es ihm ebenſowohl an Thätigkeit und Beweglichkeit, als an Entſchloſſenheit fehlte; allein er hatte an Fabius Valens und Aulus Cäcina zwei tüchtige Untergenerale, die ſich ſtatt ſeiner an die Spitze der Legionen ſtellten. Dieſe zogen mit den empörten Truppen über die Alpen, und trafen in Oberitalien auf Otho, welcher ſchnell ſo viel Soldaten als möglich zuſammengerafft und den Feinden entgegengeführt hatte. Anfangs zogen die Generale des Vitellius in einigen kleinen Treffen den Kürzeren, weil ſie aus gegenſeitiger Eiferſucht getrennt handelten; ſobald ſie ſich aber vereinigt hatten, waren ſie ihrem Feinde weit überlegen. Otho hätte daher auf jede Weiſe die Entſcheidung verzögern ſollen, bis die Verſtärkungen, welche er aus den Donau-Provinzen erwartete, angekommen wären. Er that jedoch das Gegentheil, und zeigte ſich überhaupt während des ganzen Krieges als würdigen Genoſſe Nero's. Er war der Gemahl der berüchtigten Poppäa Sabina geweſen, hatte ſich früher mit ſeinem kaiſerlichen Freunde in allen möglichen Lüſten herumgewälzt und ſo ſehr geſchwelgt, daß er nicht nur tief in Schulden gerathen, ſondern

auch ganz erſchlafft und zu jeder Anſtrengung unfähig geworden war. Dies hatte ſich ſchon bei der Empörung gegen Galba gezeigt; denn er hatte damals im Augenblick der Ausführung allen Muth verloren, und würde die ganze Sache aufgegeben haben, wenn ihn nicht ſeine Mitverſchworenen gezwungen hätten, auf ſeinem Vorſatze zu beharren. Überdies war er durchaus kein General. Endlich hingen ſeine Truppen, die zum größeren Theil aus Prätorianern und Soldaten Nero's beſtanden, zwar innig an ihm und waren voll Muth, ſie trauten aber ihren Officieren nicht, und wollten von denſelben nicht länger Befehle annehmen. Dies beſtimmte ihn für eine ſchnelle Entſcheidung des Kampfes, weil er fühlte, daß er jeden Augenblick von ſeinen eigenen Leuten verlaſſen werden könne. Deſſen ungeachtet nahm er an dem Haupttreffen, welches über ſein Schickſal entſcheiden ſollte, ebenſo wenig perſönlich Antheil, als er bei den früheren kleineren Gefechten gegenwärtig geweſen war.

In der Nähe von Cremona trafen Cäcina und Valens auf Otho's Heer, dieſes ward geſchlagen, erlitt einen bedeutenden Verluſt, und ging dann größtentheils zum Feinde über. Otho's Sache war jedoch noch keineswegs verloren; denn die Prätorianer verharrten ſtandhaft bei ihm, die Legionen der Donau-Provinzen waren bereits auf dem Marſch, und der ganze Orient, ſowie Afrika ſtanden ihm offen. Allein er war zu ſchlaff und weichlich, um ſich zu anhaltenden Anſtrengungen und Mühſeligkeiten entſchließen zu können, und ſah aus dem Beiſpiele ſeines geſchlagenen Heeres, wie wandelbar die Treue der Soldaten ſei. Er verzagte daher, und beſchloß trotz der Aufmunterungen und Bitten ſeiner Freunde, ſeinem Leben ſelbſt ein Ende zu machen. Er ſtieß ſich mit einer Feſtigkeit, die bei einem Weichling ſelten gefunden wird, den Dolch ins Herz, und erwarb ſich durch dieſe That bei der Nachwelt den Ruhm, daß er den Frieden ſeines Vaterlandes mit ſeinem eigenen Leben erkauft habe. Die Geſchichtſchreiber haben ihn dafür über Verdienſt geprieſen, und ihm dabei Worte in den Mund gelegt, welche mit ſeinem Leben und ſeinen Grundſätzen im Widerſpruche ſtehen. Er ſoll z. B. ſeinen Freunden und Verwandten, die ihn vom Selbſtmord abhalten wollten, geſagt haben: „Andere haben ſich durch gute Regierung Ruhm erworben; mein

Ruhm dagegen ſoll darin beſtehen, daß ich die Herrſchaft des Reiches lieber hingebe, als daß ich dasſelbe durch meinen Ehrgeiz ins Verderben ſtürze.“ Wer bedenkt, daß Otho ſein ganzes Leben hindurch nach den Grundſätzen eines Nero lebte und handelte, der wird dieſe Erzählung von allen dem zu entkleiden wiſſen, wodurch man ſeinem Tode das Anſehen einer ſchönen und edlen That gegeben hat: denn obgleich nicht zu läugnen iſt, daß Otho durch denſelben dem ausgebrochenen Bürgerkrieg ein Ende machte, und mit Ruhe und Faſſung in den Tod ging, ſo wurde er dabei doch nicht von Muth und Vaterlandsliebe, ſondern von Schlaffheit und Verzweiflung geleitet. Wie wenig übrigens die Aufopferung des Lebens einem Römer jener Zeit koſtete, und wie ganz anders daher Otho’s Tod angeſehen werden muß, als eine ſolche That in unſeren Tagen würde angeſehen werden, geht daraus hervor, daß einige Soldaten ſich an ſeinem Scheiterhaufen tödteten, und zwar nicht aus Furcht vor der Zukunft, ſondern um das geprieſene Beiſpiel ihres Führers nachzuahmen.

Nach Otho’s Tod erkannte der römiſche Senat den Vitellius nicht nur als Kaiſer an, ſondern er beſchloß ſogar dem deutſchen Heer für die Ernennung desſelben öffentlich danken zu laſſen. Vitellius war, während ſeine Generale ihm die Herrſchaft erkämpften, in Gallien geblieben, und eilte nach dem Siege keineswegs, Beſitz vom Reiche zu nehmen; er pflegte zuerſt in Lyon der Ruhe, und verweilte dann in Cremona und Bologna, um Schmäuſe zu halten und den Gladiatorſpielen zuzuſehen. Erſt im Juli (69), drei Monate nach dem Tode Otho’s, zog er in Rom ein. Mit ſeiner Thronbeſteigung wiederholten ſich die Frevel und Verſchwendungen der Regierung eines Caligula, Claudius und Nero, obgleich es ihm weder an Bildung, noch an beſſeren Fähigkeiten fehlte. Er war blos durch ſeine Laſter zu Anſehen gelangt, und hatte ſich die Soldaten in Deutſchland durch ſeine gemeine Zutraulichkeit gewonnen. Ein abgeſtumpfter, ſchlaffer und dabei grauſamer Sinn, eine Schwelgerei, die zu wahrer Gefräßigkeit geworden war, und eine Verſchwendung, durch welche er ſelbſt einen Nero überbot, waren die Seele ſeines Weſens und ſeiner Regierung. Nur auf Genuß und träge Ruhe bedacht, ließ er ſchon auf dem Marſche nach Rom ſein Heer nach Willkür rauben

und plündern, und erlaubte ihm jede Art von Ausſchweifung und Zuchtloſigkeit. In Rom wurden Freigelaſſene, Comödianten und Luſtigmacher ſeine liebſte Geſellſchaft, und wer das ſchwelgeriſchſte Mahl zu bereiten wußte, ſtieg in ſeiner Gunſt. Um Geld für ſeine Verſchwendungen zu erhalten, beging er ebenſo, wie Caligula und Nero, unmenſchliche Grauſamkeiten: er befreite ſich z. B. dadurch von ſeinen Schulden, daß er ſeine Gläubiger tödten ließ, und als einſt ein zum Tode Verurtheilter ſich durch ein Vermächtniß für den Kaiſer Gnade zu verſchaffen ſuchte, dabei aber unglücklicher Weiſe einen Anderen zum Miterben einſetzte, räumte Vitellius ſowohl jenen als dieſen aus dem Wege, und zog das Vermögen von Beiden ein. Seine Schwelgereien und Verſchwendungen überſtiegen jeden Begriff. Er verſchaffte ſich durch Brechmittel die Möglichkeit, täglich drei bis vier Haupt-Mahlzeiten einnehmen zu können, ließ einſt für ungeheures Geld eine aus den Zungen der ſeltenſten Vögel und anderen koſtbaren Speiſen zuſammengeſetzte Schüſſel bereiten, und nahm, zur Feier ſeines Einzuges in Rom, bei ſeinem Bruder an einem Schmauſe Theil, bei welchem nicht weniger als zweitauſend ſeltene Fiſche und ſiebentauſend Vögel aufgetragen wurden. Er ſchwelgte ſo ſchamlos, daß er während der kurzen Zeit ſeiner Regierung nicht weniger als neunhundert Millionen Seſtertien oder vier und ſiebenzig Millionen Gulden (ein und vierzig Millionen Thaler) verpraßt haben ſoll, und daß, wie ein Geſchichtſchreiber des Alterthums ſich ausdrückt, zuletzt das ganze römiſche Reich zu arm geweſen ſein würde, um den Aufwand für die Tafel des Kaiſers zu beſtreiten. Zum Glück für das Reich kam es nicht zu dieſer Probe; denn Vitellius ward ſchon acht Monate nach ſeiner Thronbeſteigung wieder durch die Truppen geſtürzt.

Dieſe im Verlauf eines einzigen Jahres zum zweiten Male wiederholte Empörung der Heere ging von den Legionen aus, welche von der Donau her dem Otho gegen Vitellius zu Hülfe gezogen waren. Als dieſe unterwegs Otho's Tod erfuhren, beſchloſſen ſie, ſich einen neuen Kaiſer zu erwählen, und ein Theil von ihnen, welcher kurz vorher unter dem wackeren Veſpaſianus gedient hatte, lenkte die Wahl auf ihren früheren Feldherrn, der damals in Syrien commandirte. Kaum war die Nachricht

davon in den Orient gelangt, als zuerſt der Statthalter von Egypten, dann **Mucianus**, in deſſen Heer Veſpaſian als Untergeneral ſtand, und nachher Veſpaſian ſelbſt dieſe Wahl anerkannten. Nach und nach erklärten ſich auch alle übrigen Heere und Generale für Veſpaſian; ſogar Valens und Cäcina, die Hauptwerkzeuge der Erhebung des Vitellius, fielen bald von dem Letzteren ab, und nur die Soldaten des deutſchen Heeres, denen Vitellius den Thron verdankte, blieben ihrem Kaiſer treu. Es koſtete daher keine große Anſtrengung, um den trägen Wüſtling zu ſtürzen. Noch ehe Veſpaſian ſeine Truppen eingeſchifft hatte, war ſein Gegner entthront und des Lebens beraubt. Die Donau-Legionen fielen nämlich unter **Antonius Primus**, einem ihrer Generale, in Italien ein, ſchlugen bei Cremona die Truppen des Vitellius, und marſchirten dann gegen die Hauptſtadt, welche allein entſchloſſen zu ſein ſchien, den Tyrannen zu vertheidigen. Antonius Primus wünſchte die Stadt zu ſchonen, Vitellius ſelbſt war zu feige, um einen kräftigen Widerſtand zu verſuchen, und da zufälliger Weiſe ein Bruder Veſpaſian's, **Flavius Sabinus**, Stadt-Präfect von Rom war, ſo war es leicht, eine Unterhandlung einzuleiten. Dieſe hatte einen Vertrag zur Folge, in welchem ſich Vitellius dazu verſtand, die Regierung auf eine ſehr ſchmähliche Weiſe niederzulegen. Allein die Soldaten des Kaiſers und alle diejenigen, welche an ſeinen gemeinen Schwelgereien Theil genommen hatten, wollten von einer Abdankung des Vitellius nichts wiſſen, und griffen ohne Weiteres den Sabinus an, dem bereits ein großer Theil des Senats, der Ritter und der Stadtwachen für ſeinen Bruder gehuldigt hatten. Sabinus wurde mit der geringen Anzahl Leute, die er um ſich hatte, zur Flucht genöthigt, und zog ſich auf das Capitol zurück. Seine Gegner erſtürmten dieſes, nahmen den Sabinus gefangen, tödteten ſeine Anhänger, und veranlaßten abſichtlich oder zufällig einen Brand, durch welchen der Tempel des Capitoliniſchen Jupiter, das heiligſte Gebäude von Rom, in Aſche gelegt und ein Theil der daſelbſt aufbewahrten hiſtoriſchen Denkmäler zerſtört wurde. Vergebens ſuchte Vitellius durch flehentliches Bitten die Soldaten von der Ermordung des Sabinus abzuhalten; dieſer ward auf grauſenhafte Weiſe getödtet, während **Domitianus**, einer von Ve-

ſpaſian's Söhnen, der ebenfalls auf das Capitol geflüchtet war, zum Unglück des Reiches der Wuth der Feinde entrann. Die rohen Soldaten des Vitellius hauſ'ten bei dieſer Gelegenheit eben ſo ſchrecklich, als wenige Wochen zuvor die Truppen des Antonius Primus, welche nach ihrem Siege die Stadt Cremona niedergebrannt und die Bewohner derſelben aufs fürchterlichſte mishandelt hatten. Vitellius war an dem, was in Rom geſchah, ganz unſchuldig; denn er hätte ſich gern in jede Bedingung gefügt, wenn er dadurch nur ſein Leben hätte retten können. Er ſchickte daher auch gleich nach der Ermordung des Sabinus Geſandte an Antonius Primus ab, und damit die Vorſtellungen und Bitten derſelben mehr Eindruck machten, ſo gab er ihnen die veſtaliſchen Jungfrauen zur Begleitung mit. Antonius Primus wies aber jede neue Unterhandlung zurück, ſchlug den Pöbel und die Soldaten des Vitellius in einem blutigen Kampfe, der theils vor den Mauern, theils in den Straßen der Stadt geliefert wurde, und ließ den ganzen beſiegten Haufen ohne Barmherzigkeit niedermetzeln. Bei dieſer Gelegenheit gab ſich die tiefe moraliſche Verdorbenheit des römiſchen Volks auf eine ſchauderhafte Weiſe zu erkennen. Der Pöbel ſchaute dem erbitterten Kampfe der beiden wilden Soldatenſchaaren ſo kalt zu, als wenn die gewöhnlichen Gladiatorſpiele vor ihm aufgeführt würden: er klatſchte bald dem einen, bald dem anderen Theile Beifall zu, holte diejenigen, welche vor dem ſiegenden Feinde flohen, aus ihrem Verſtecke hervor, und gab ſie den Gegnern zur Tödtung preis. Dabei ließ ſich niemand durch den Kampf um das Reich in ſeinen gewohnten Genüſſen ſtören, die Bäder, die Schenken und andere öffentlichen Häuſer waren ebenſo, wie zu jeder anderen Zeit, mit Schwelgern und Wollüſtlingen angefüllt, und Rom bot, wie der Geſchichtſchreiber Tacitus ſich ausdrückt, den gräßlichen Anblick einer Stadt dar, deren Bewohner zu einer und derſelben Zeit allen Gräueln des Bürgerkriegs und allen Laſtern eines verweichlichten Volkes ergeben waren. Vitellius ſtarb, wie er gelebt hatte. Er verſteckte ſich in einem dunkeln Raume ſeines Palaſtes, in welchem der Sklave zu liegen pflegte, der den Eingang zu öffnen und zu ſchließen hatte. Als er von einigen Soldaten des Antonius Primus entdeckt wurde, ſuchte er ſich zuerſt dadurch zu retten, daß er

ſich für einen Sklaven ausgab; als dies aber nichts half, bat er flehentlich, ihn am Leben zu laſſen, weil er dem Veſpaſian wichtige Entdeckungen zu machen habe. Die Soldaten nahmen auf ſeine Bitten keine Rückſicht, ſondern zerriſſen ſeine Kleider, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen einen Strick um ſeinen Hals, und ſchleppten ihn unter gräßlichen Mishandlungen und Beſchimpfungen durch die Straßen, bis ſie ihm endlich den Kopf abſchlugen, und ſeinen Leib mit Haken in die Tiber ſchleiften (am Ende des Jahres 69).

Mucianus, welcher am Tage nach Vitellius Ermordung in Rom ankam, übernahm in Veſpaſian's Namen die Regierung. Sowohl er, als die Truppen des Antonius Primus ſetzten die begonnenen Grauſamkeiten fort, und übten Bedrückungen aller Art; auch Veſpaſian's blutgieriger Sohn Domitian misbrauchte ſeines Vaters Namen und Gewalt zu den ärgſten Unthaten, und die Ordnung, Sicherheit und Ruhe der Stadt wurden nicht eher wieder hergeſtellt, als bis Veſpaſian ſelbſt in Rom eintraf. Mit ihm erhielt das römiſche Reich zum erſten Male ſeit Auguſt's Tode wieder einen würdigen und fähigen Regenten. Er war ein Mann, der nicht blos, wie Galba, die Schmeichelei haßte und gute Geſinnung mit Kriegserfahrung verband, ſondern auch durch Einſicht und Kraft den Umſtänden gewachſen war. Da in Folge ſeines Auftretens die Dinge in Rom eine neue Geſtalt erhielten, ſo gewährt uns ſeine Thronbeſteigung einen gehörigen Ruhepunkt, um unſeren Blick von der Hauptſtadt des Reiches hinweg auf diejenige Provinz zu wenden, in welcher damals durch die Entſtehung des Chriſtenthums die größte und wichtigſte Veränderung, die in der Weltgeſchichte jemals eingetreten iſt, ihren erſten Anfang nahm.

5. Die letzte Zeit des jüdiſchen Staats und die Entſtehung des Chriſtenthums.

Der jüdiſche Staat, welcher durch die erſten Makkabäer ſeine Selbſtſtändigkeit wieder erhalten hatte, war bald wieder von ſeiner Bedeutung herabgeſunken und unter die Botmäßigkeit der Römer gekommen (ſ. Th. III. S. 541 f. u. Th. IV. S. 36 f.). Die Entartung und Zwietracht der makkabäiſchen Familie gab nicht nur den Letzteren freien Spielraum für ihre Zwecke in

Syrien, ſondern ſie verſchaffte auch einem nicht im Judenthum geborenen, ſondern erſt ſpäter zu ihm übergetretenen Manne Gelegenheit, ſich und ſeinen Nachkommen die Herrſchaft über die Juden zu erwerben. Dieſer Mann war der Idumäer Antipater. Er war der allmächtige Miniſter und Leiter des Königs Johann Hyrkan, dem er, als Pompejus die Angelegenheiten von Vorderaſien ordnete, durch geſchickte Unterhandlungen zur Herrſchaft von Paläſtina verholfen hatte. Hyrkan's Bruder, Ariſtobul, wurde nebſt einem Sohne und zwei Töchtern von Pompejus mit nach Rom geſchleppt. Seit dieſer Zeit behandelten die Römer Paläſtina wie eine Provinz ihres Reiches, obgleich ſie dem Scheine nach die Beherrſcher des Landes als unabhängige Regenten anerkannten. Die römiſchen Statthalter von Syrien ſchalteten in Paläſtina ganz willkürlich, und einer von ihnen, Craſſus, bemächtigte ſich ſogar ohne Weiteres der Tempelſchätze von Jeruſalem.

Durch Johann Hyrkan's Erhebung ward die Herrſchaft des makkabäiſchen Hauſes gebrochen; denn er ſelbſt hatte nur den äußeren Schein eines Herrſchers, ſein Miniſter Antipater aber war der eigentliche Regent und Gebieter. Als Julius Cäſar ſich zum Herrn des römiſchen Reiches aufwarf, wurde die Herrſchaft dieſes Fremden und ſeiner Familie noch mehr befeſtigt. Cäſar hatte anfangs die Abſicht, Paläſtina dem Johann Hyrkan, den er als einen Vaſallen des Pompejus anſah, zu entziehen, und dagegen Ariſtobul zum Regenten des Landes zu ernennen; der Letztere ward aber durch ſeine Feinde aus dem Wege geräumt. und Cäſar ordnete nun die Regierung des Landes ſo, daß Antipater weltlicher Regent wurde, Johann Hyrkan dagegen nur das Hoheprieſterthum behielt. Antipater machte gleich nachher den älteſten ſeiner beiden Söhne, Phaſaël, zum Statthalter der Provinz Judäa, den jüngeren aber, Herodes, welcher ſpäter den Beinamen des Großen erhielt, zum Statthalter von Galiläa. Dadurch ward die völlige Verdrängung der makkabäiſchen Dynaſtie eingeleitet. Die Juden waren freilich mit der Herrſchaft Antipater's ſehr unzufrieden, zumal da dieſer, um ſich die Römer durch große Summen geneigt zu erhalten, unter Hyrkan's Namen unaufhörlich Erpreſſungen übte. Auch ward der neue Regent kurze Zeit nach Cäſar's Tode durch einen Unterſtatthalter aus dem

Wege geräumt: allein Herodes rächte den Mord ſeines Vaters durch die Tödtung des Mörders, und benutzte die Umſtände vortrefflich, um die Dynaſtie der Makkabäer ganz zu ſtürzen und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſchwingen. Er gewann die Gunſt des Caſſius und Brutus, die nach Cäſar's Tode auf kurze Zeit Gebieter im Oſten wurden, und erwarb ſich nach ihrem Untergange die Zuneigung des Antonius in ſo hohem Grade, daß dieſer ihn und ſeinen Bruder Phaſaël unter dem Namen von Tetrarchen oder Vierfürſten zu Regenten des jüdiſchen Staates ernannte, ſeine Gegner aber mit Gewalt zur Ruhe zwang. Eine neue Gefahr drohte dem aufblühenden Geſchlecht Antipater's, als Antigonus, Ariſtobul's jüngſter Sohn, die Parther zu Hülfe rief. Dieſe ſchenkten ſeiner Aufforderung Gehör, überſchwemmten Syrien und Paläſtina mit ihren Horden, ſetzten Antigonus als Herrſcher in Jeruſalem ein, und nahmen Johann Hyrkan und Phaſaël gefangen. Der Letztere tödtete ſich hierauf ſelbſt, dem Erſteren aber ließ Antigonus, damit er nicht wieder Hoherprieſter werden könne, die Ohren abſchneiden.

Das Unglück Johann Hyrkan's und der Juden war Herodes Glück. Er verlobte ſich mit Johann Hyrkan's Enkelin, Mariamne, begab ſich nach Rom, und erlangte daſelbſt, daß der Senat auf Antonius und Octavian's Vorſchlag ihn zum König der Juden ernannte (39 v. Chr.). Mit Hülfe einiger Legionen des Antonius eroberte Herodes Jeruſalem, welches Antigonus und ſeine Partei beſetzt hatten, und unterwarf ſich dann das ganze Land. Antigonus fiel in die Hände der Römer, und wurde, weil Herodes eine bedeutende Summe für ſeinen Kopf bot, auf Antonius Befehl hingerichtet; Herodes ließ fünf und fünfzig der vornehmſten Anhänger desſelben umbringen. Jetzt war Herodes im unbeſtrittenen Beſitze der Herrſchaft. Er wußte nach Antonius Tode auch Octavian's Gunſt zu erlangen, und ward von dieſem als König beſtätigt, weil er wenig mehr als ein römiſcher Beamter mit dem Königstitel war, und vortrefflich dazu diente, die Juden nach und nach an römiſche Verwaltung zu gewöhnen. Er ſicherte ſich ſeinen Thron durch dieſelben Mittel, durch welche er ihn erworben hatte. Er nahm Johann Hyrkan, den die Parther wieder aus der Gefangenſchaft entließen, zwar freundlich auf,

ſetzte ihn aber nicht mehr in ſein hoheprieſterliches Amt ein, und ſchaffte ihn einige Zeit nachher, als er wieder gefährlich zu werden drohte, aus der Welt. Seinen jungen Schwager, den letzten männlichen Sprößling des makkabäiſchen Hauſes, ernannte er, um ihn deſto ſicherer verderben zu können, zum Hohenprieſter, brachte ihn aber bald nachher ebenfalls ums Leben. Als ſeine eigene Gemahlin ihm verdächtig ward, ließ er auch dieſe hinrichten. Er tödtete hierauf auch die mit ihr erzeugten Söhne, und räumte außerdem alle anderen Angehörigen, die ſeinen Argwohn erweckten, aus dem Wege. Ebenſo wüthete er gegen die Eiferer für den jüdiſchen Glauben und gegen das ganze jüdiſche Volk aufs grauſamſte. Freilich ſchützte er dabei andererſeits auch ſein Land gegen die räuberiſchen Einfälle der arabiſchen Nomaden, trug Sorge für die Verſchönerung und Befeſtigung der Hauptſtadt, und ließ den dortigen Tempel ganz neu und mit großer Pracht wieder aufbauen. In der letzten Zeit ſeines Lebens wurde er ein wahrer Wütherich; er übte unaufhörlich Grauſamkeiten, ließ alles, was im mindeſten Verdacht erweckte, umbringen, und befahl zuletzt ſogar noch auf dem Todbette, daß eine große Zahl unſchuldiger Menſchen, die er kurz zuvor hatte einſperren laſſen, niedergemetzelt würde, damit ſich das Volk nicht über ſeinen Tod freuen könne. Der Zuſtand des jüdiſchen Volkes mußte, auch abgeſehen von allen dieſen Gräuelthaten, jeden Patrioten aufs tiefſte ſchmerzen, weil die Nation unter dem Druck einer doppelten Fremdherrſchaft ſeufzte; denn Herodes war nicht nur ſelbſt ein Ausländer, ſondern er hatte auch ſeine Herrſchaft von den Römern erkauft, that knechtiſch alles, was ihm von Rom aus befohlen ward, und ließ ſogar einſt einen römiſchen Adler auf die Spitze ſeines neu erbauten Tempels ſetzen, ein Anblick, der für die Juden um ſo kränkender war, als ihr Religionsgeſetz die Abbildung lebender Weſen ſtrenge verbot.

In dieſer traurigen Zeit ward das jüdiſche Volk durch den Gedanken getröſtet, der in ſeinen heiligen Büchern der vorherrſchende iſt. Schon Moſes hatte nämlich verkündigt, daß Gott zur gehörigen Zeit Propheten oder auch einen zweiten Moſes erwecken werde, und ſeit David König und Prophet geweſen, wurde dieſer das Vorbild des künftigen Erretters des jüdiſchen Volks.

David war aus dem Stamme Juda, aus dieſem ſollte auch der erwartete Heiland (Meſſias) der Juden ſtammen. Das lag ſchon in den Worten des älteſten jüdiſchen Sehers, der den Segen Jakob's dichtete; denn in dieſem heißt es nach dem Urtext: Nicht weichet der Herrſcherſtab von Juda, noch das Scepter von ſeinen Füßen, bis Ruhe kommt und ihm gehorchen die Völker. Die Juden erwarteten einen König und ein weltliches Reich, ſie waren in dem ganzen römiſchen Reiche zerſtreut und erfüllten die Welt mit ihren Erwartungen, dies verſchaffte nachher dem Chriſtenthum den erſten Eingang. Wir erkennen alſo ſelbſt im Irrthume der Juden eine wunderbare Fügung, da ihr Irrthum der Wahrheit den Weg bahnte. Schon die Erwartung eines Meſſias und die erſte Aufnahme des Verkündigers der chriſtlichen Lehre zeigt uns eine beſonders ſegensreiche Leitung der Vorſehung in den Schickſalen des jüdiſchen Volks und in der Art, wie von den Propheten geiſtige Rettung in leiblichen Bildern verkündet ward. Die Juden wurden übrigens ſchon ſeit langer Zeit auf einen wahren und göttlichen Propheten durch die Erſcheinung einer Reihe von falſchen, welche den allgemeinen Glauben misbrauchten, aufmerkſam gemacht und gewiſſermaßen in Athem erhalten. Wir müſſen daher Art und Geſchichte des jüdiſchen Meſſias-Glaubens mit der Geſchichte der Entſtehung des Chriſtenthums auf folgende Weiſe verbinden.

Moſes hatte den Juden geſagt, das von ihm verkündete Geſetz ſolle nur ſo lange gelten oder vielmehr nur ſo lange buchſtäblich beobachtet werden, bis daß des Herrn Wort erfüllt ſei, welcher durch ihn ſprach: „Ich will ihnen einen Propheten, wie du biſt, erwecken aus ihren Brüdern und meine Worte in ſeinen Mund geben, der ſoll zu ihnen reden alles, was ich ihm gebieten werde. Und wer meine Worte nicht hören will, die er in meinem Namen reden wird, von dem will ich's fordern.“ Die Hoffnung auf dieſen neuen Propheten oder Meſſias war und blieb der Grundgedanke des jüdiſchen Glaubens. David und alle Propheten wieſen beſtändig auf dieſe Verheißung hin, und tröſteten das Volk in den Tagen des Unglücks mit den beſſeren Zeiten, die der Meſſias den Nachkommen bringen werde. Man harrte auf den neuen Geſandten der Gottheit als auf einen zugleich geiſtlichen und weltlichen

Herrn, der alle Völker bekehren, Iſrael aber in ſeinem Glauben erneuern, zum herrſchenden Volke machen, und als unmittelbarer Statthalter Gottes in Jeruſalem, der Hauptſtadt der Welt, ſeinen Thron aufſchlagen werde. Mit dieſem Retter und Erlöſer tröſteten ſich alle frommen Juden in Zeiten des Unglaubens und der Bedrängniß, und je trauriger das Schickſal der jüdiſchen Nation ward, je weniger das entartete Volk einen Retter zu verdienen ſchien, deſto ſtärker wurde unter der geringen Zahl wahrer Bekenner der Moſaiſchen Lehre die Hoffnung auf ihn. Als die Aſſyrer und Babylonier das jüdiſche Volk mit gänzlichem Untergange bedrohten, erwachte in allen Frommen der Glaube, daß gerade aus dem Unglück das Glück, aus der Finſterniß das Licht, aus der Verwerfung die Erwählung, aus dem Verachteten und Gedrückten das Angebetete und Siegende hervorgehen werde. Seit dieſer Zeit ſetzte ſich die Überzeugung feſt, daß der verheißene Tröſter und Retter ein leidender Meſſias ſein werde, oder mit andern Worten, daß der neue Prophet und Stellvertreter Gottes aus den Armen und Niedrigen hervorgehen und unter Leiden und Trübſal zum rettenden Lehrer und König ſeines Volkes emporſteigen werde.

Am lebendigſten ward die Hoffnung auf den Meſſias, als die Juden ſeit Antipater's Herrſchaft unter einem zwiefachen harten Drucke ſeufzten. Alle Juden harrten ſeit dieſer Zeit ſehnlicher, als je zuvor, auf den verheißenen Retter, nur waren ihre Hoffnungen und Erwartungen nach den Secten, welche unter ihnen beſtanden, ſehr verſchieden von einander. In drei Secten waren damals die Juden geſpalten, in die der Phariſäer, die der Sadducäer und die der Eſſäer. Die Phariſäer hielten am bloßen Wort und Buchſtaben des Geſetzes, und wollten von keinem Meſſias wiſſen, der im Geiſt und in der Wahrheit lehren, und blos die Moſaiſche Religion und ihren Cultus verbeſſern werde. Ihnen war der erwartete Meſſias ein König des ſtrengen Ceremonial-Geſetzes, der alle diejenigen, welche dieſes genau beobachtet hätten, um ſich ſammeln, ihnen Reichthum, Ehre und langes Leben ſchenken und ſie zu Fürſten und Miniſtern machen, alle Andern aber, welche die äußeren Satzungen nicht pünktlich erfüllt hätten, ebenſo wie alle Nicht-Juden als ſeine Feinde unter die Füße von

jenen legen werde. Die Secte der Sadducäer beſtand aus Freidenkern, welche im Grunde nicht einmal an einen Gott glaubten, die Moſaiſche Religion als eine ſtaatskluge Einrichtung fürs Leben anſahen, Seligkeit im Geiſt aber und die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode für eine bloße Grille hielten. Auch ſie bezogen natürlich die Erwartung eines Meſſias, die übrigens gerade bei ihnen am ſchwächſten war, auf die Herſtellung eines glänzenden weltlichen Reiches, deſſen Mittelpunkt und Sitz Judäa ſein werde. Zu der Sadducäer Grundſätzen bekannte ſich ein großer Theil der Vornehmen; auch der Hof der letzten Makkabäer hatte dieſer Anſicht gehuldigt, und Viele ſchrieben den Untergang derſelben dem Umſtande zu, daß die Makkabäer von den ſtrengen Glaubensanſichten ihrer Ahnen abtrünnig geworden waren. Die Eſſäer endlich bildeten eine Secte, deren Anhänger mehr auf den Geiſt des Geſetzes drangen, und deshalb von einem jüdiſchen Geſchichtſchreiber aus der nächſten Zeit nach Chriſto mit den Pythagoreern verglichen werden. Sie waren gleichſam die Pietiſten unter den damaligen Juden. Das Volk achtete ſie ſehr, weil ſie mit der Ausübung der Lebensgeſchäfte Betrachtung und inneren Gottesdienſt verbanden, ſich einfacher Sitte befliſſen und in ſtiller Zurückgezogenheit ein ernſtes Leben führten. Herodes hatte ihnen ſogar, weil einer unter den Eſſäern ihm als Kind ſeine künftige Größe vorausgeſagt hatte, Vorrechte bei der Eidesleiſtung und bei andern gegen ihr Gewiſſen ſtreitenden Verpflichtungen gewährt, wie man ſie unter uns hier und da den Quäkern und andern Secten zugeſtanden hat. In ihnen war der Glauben an die nahe bevorſtehende Erſcheinung des Meſſias am regſten, und ſie beſchäftigten ſich in ihren frommen Verſammlungen am meiſten mit der Lehre von ihm, mit dem neuen Reiche, das er gründen würde, und mit der dazu nöthigen Vorbereitung und Sinnesänderung.

Gerade als der Druck der grauſamen Gewaltherrſchaft Herodes des Großen am ärgſten war, ein Jahr vor dem Tode dieſes Tyrannen, ward Jeſus Chriſtus geboren, und zwar unter Umſtänden und Zeichen, die ihn gleich anfangs bei ſeiner ganzen Umgebung und bei allen Frommen unter den Juden als den gottgeſandten Meſſias erkennen ließen. Seine Geburt fiel übrigens nicht in das Jahr 754 der Stadt Rom, welches ſeit der erſten

Zeit des Mittelalters als der Anfangspunkt der chriſtlichen Zeitrechnung angenommen wird, ſondern mindeſtens vier Jahre früher. Gleich nach Chriſti Geburt wurde die Lage der Juden wo möglich noch drückender, als ſie in der letzten Zeit geweſen war; denn nach Herodes Tode ſchien ſelbſt der Schatten einer nationalen Verwaltung und einer nach jüdiſchem Rechte geordneten Verfaſſung zu verſchwinden. Nicht einmal das Teſtament, in welchem Herodes ſeine Beſitzungen unter ſeine Söhne vertheilte, wagte man als gültig anzuſehen, ehe der Beherrſcher von Rom es beſtätigt hatte, und der älteſte von ſeinen Söhnen und Erben, Archelaus, unterſtand ſich ſogar nicht, den ihm im Teſtament zugeſprochenen Königstitel anzunehmen, obgleich die Truppen ſeines Vaters ihn ſogleich als König anerkannt hatten. Selbſt die hohepriesterliche Kleidung ward von den Römern in Verwahrung genommen. Archelaus reiſte nach Rom, um ſich von Auguſtus in ſeiner Würde beſtätigen zu laſſen. Dieſer gab ihm zwar den größten Theil des Landes mit der Hauptſtadt Jeruſalem, nämlich die Diſtricte Judäa, Idumäa und Samaria, trennte aber einige Stücke von ſeinem Gebiet, um ſie zu Syrien zu ſchlagen, und erkannte ihm nur den Titel Ethnarch (d. i. Volksfürſt) zu; ſeine beiden Brüder erhielten den Titel Tetrarch. Schon während Archelaus Anweſenheit in Rom erhoben die Juden die Waffen gegen den römiſchen Beamten Sabinus, welcher ſie mishandelte, und der durch ſeine nachherige Niederlage bei Detmold bekannte damalige Statthalter von Syrien, Quinctilius Varus (ſiehe oben S. 190), mußte mit ſeiner ganzen Macht aufbrechen, um den in Jeruſalem belagerten Sabinus zu befreien. Die Juden zerſtreuten ſich bei ſeiner Annäherung, er ließ aber deſſen ungeachtet mehr als zweitauſend derſelben ans Kreuz ſchlagen. Die Juden wünſchten übrigens ſelbſt lieber unmittelbar unter römiſcher Verwaltung zu ſtehen, weil ſie Herodes mehr ſcheuten, als die heidniſche Herrſchaft. Auch war in der That Archelaus Regierung ſo grauſam und willkürlich, daß Auguſtus ihm auf Bitten der Juden im Jahre 6 n. Chr. die Herrſchaft nahm. Er ſchickte ihn nach Gallien in die Verbannung, und machte ſein Land zu einer römiſchen Provinz. Paläſtina wurde mit Syrien vereinigt, jedoch ſo, daß ein beſonderer, vom Kaiſer ſelbſt ernannter Procurator oder Land=

pfleger unabhängig vom Statthalter von Syrien die Verwaltung leitete. Der berühmteſte von dieſen römiſchen Procuratoren war Pontius Pilatus, weil in der Zeit ſeiner Verwaltung (von 26 bis 35 n. Chr. Geburt) Chriſtus als Meſſias auftrat und, vom Fanatismus erbitterter Phariſäer verfolgt, auf ihr Verlangen hingerichtet wurde.

Chriſti Auftreten war durch Johannes den Täufer vorbereitet, einen von jenen Männern, die ſich durch Büßungen und ſelbſtgeſchaffene Qualen moraliſch zu vervollkommnen ſuchten, und Naſiräer genannt wurden. Johannes hatte die bevorſtehende Erſcheinung des Meſſias und die deshalb nothwendige Änderung des Sinnes gepredigt, und die vorbereitende Weihe durch die Taufe bei allen denen angewendet, welche ſeiner Lehre Gehör ſchenkten. Wer ſeine Taufe empfing, erklärte dadurch, daß er den Mann als Meſſias anerkennen wolle, den ihm Johannes andeuten werde. Johannes wies die Getauften auf Jeſus Chriſtus, den Sohn der Maria, und bahnte durch ſeine Predigten der Lehre desſelben den Weg. Er bereitete die Juden vor, die harte Wahrheit zu hören, daß weder der bloße Glaube an gewiſſe Sätze, noch die Ausübung gewiſſer Gebräuche den Menſchen wahrhaft edel und glücklich machen könne. Er rügte dabei mit dem Feuereifer der Wahrheit die moraliſchen Vergehen der höheren Klaſſe der Geſellſchaft, mußte aber die Offenheit, mit welcher er dem Herodes Antipas, einem Sohne Herodes des Großen und Beherrſcher von Galiläa und Peräa, wegen ſeiner Heirath Vorwürfe machte, mit dem Leben büßen. Alles ſtrömte ſchon während Johannes Gefangenſchaft zu dem neuen Lehrer, welcher keiner Secte anhing, kein Gelübde des Naſiräismus, wie Johannes, gethan hatte, und noch viel weniger einen Ceremonien-Dienſt predigte, ſondern eine Religion des Herzens, die in Reinheit des Sinnes und in Aufrichtigkeit des Wandels beſtehen ſollte. Es ſammelten ſich um ihn die wenigen Edlen der jüdiſchen Nation, welche den Geiſt der Propheten richtig gefaßt hatten. Die große Menge der Unzufriedenen dagegen hoffte, er werde ſie von den Römern befreien. Das wollte er nicht. Er ermahnte zum Dulden und zum Gehorſam; er erklärte, das Meſſiasreich, welches er zu gründen berufen wäre, ſei ein Reich der Geiſter, und in dieſem ſeien

nicht diejenigen die Erſten, die zu ihm Herr, Herr! ſagten, ſondern diejenigen, welche ſeinen Geboten der Liebe und ſeiner Lehre treulich nachkämen. Dieſe Lehre verkündigte einen Gott, der aus Liebe die Welt geſchaffen, der aus Gnaden dem reuigen Sünder vergebe, durch Liebe alle Menſchen mit einander verbunden habe, und mit ſeinem göttlichen Geiſte der Gläubigen fromme Herzen erwärme.

Die große Mehrzahl der Juden ſah ſich in ihrer Erwartung betrogen; denn die Scheinheiligen wurden von Jeſus entlarvt, die Gelehrſamkeit der Bedeutung, die ſie ſeither in der jüdiſchen Religion gehabt hatte, beraubt, der Gottesdienſt der Ceremonieen und des Buchſtabens, auf welchem die Macht und Herrſchaft der Prieſter beruhte, durch eine Verehrung im Geiſt und in der Wahrheit verdrängt. Der Glauben an einen Vorzug, den nach der herrſchenden Anſicht Geburt und Ceremoniendienſt vor Gott verliehen, ſollte der Überzeugung weichen, daß vor Gott nur Einfalt und Wahrheit gelte; alle Opfer ſollten aufhören, weil der Meſſias ſelbſt ſterben wollte für die Sünden des Volks, damit es künftig an einen gnädigen, nicht mehr an einen zornigen und rachgierigen Gott glaube. Eine ſolche Religion drohte alle Phariſäer und Buchſtabengelehrten des Geſetzes, alle Eingebildeten, Eiteln und Stolzen um ihr Anſehen zu bringen; dieſe ruhten daher nicht eher, als bis ſie Pontius Pilatus dahin gebracht hatten, daß er Jeſus für einen Anſtifter von Empörungen erklärte, und über ihn die Strafe des Kreuzes verhängte.

Sie betrogen ſich ſelbſt, wie Alle ſich täuſchen, welche die Wahrheit durch Verfolgung, die Vernunft durch Gewalt, die reine Erkenntniß durch blinden Wahn unterdrücken zu können glauben. Die Schüler des Gekreuzigten predigten ſeine Lehre mit verdoppeltem Eifer, gewannen ihr immer mehr Anhänger, und ſtifteten überall Gemeinden der Gläubigen, die ſich in Bruderliebe vereinten, ſich gegenſeitig unterſtützten, eine Art von Gütergemeinſchaft unter ſich einführten, und unerſchütterlich feſthielten an den Worten ihres Herrn und Meiſters, auf deſſen Wiederkunft zum Gerichte ſie harrten.

Anfangs konnten die Apoſtel ſich nicht entſchließen, den

Zugang zum Reiche des Meſſias auch den Heiden zu eröffnen, wenn dieſe nicht vorher Juden geworden wären; ſobald aber Paulus, ein gelehrter Jude und eine Zeitlang einer der heftigſten Verfolger der Chriſten, unter die Apoſtel aufgenommen worden war, überzeugte er ſeine neuen Glaubensgenoſſen, daß der Ceremoniendienſt der Juden mit der von Jeſu gepredigten Menſchenliebe und Freiheit nicht zu vereinigen ſei. Seit Paulus predigend umherzog, von den Juden überall verfolgt, von den Heiden hier und da mit Aufmerkſamkeit gehört, mehrten ſich die Bekenner der chriſtlichen Lehre in allen Gegenden des Reichs, in denen Juden lebten. Die chriſtlichen Gemeinden, die unter ſich im innigen Zuſammenhange lebten und keinen, der zu ihnen gehörte, Noth leiden ließen, die ſich durch reinen Sinn und ſittlichen Wandel auszeichneten, und bei den Verfolgungen, die von den jüdiſchen Synagogen ausgingen, die größte Feſtigkeit bewieſen, erwarben ſich auf der einen Seite hohe Achtung, auf der anderen aber wurden ſie wegen ihrer Abſonderung von der übrigen Welt und wegen ihrer Verabſcheuung jedes äußeren Cultus gehaßt, ſowie wegen ihrer innigen Vereinigung gefürchtet. Beides mußte der Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens günſtig ſein. Durch die Fortſchritte und die allgemeinere Verbreitung der griechiſch-römiſchen Bildung und dadurch, daß ſeit Cicero's Zeit die Reſultate der griechiſchen Philoſophie auch zu denen gedrungen waren, die ſich bisher mit den überlieferten Volksvorſtellungen von den Göttern begnügt hatten, war die Lehre des Heidenthums, welche nur einen poetiſchen Werth hatte, bei einem großen Theile der Menſchen um ihre Bedeutung und Wirkung gebracht worden; der herrſchende Unglauben und das Elend der Zeit hatten deshalb ſchon früher den myſtiſchen Lehren des Orients, den Geheimniſſen der egyptiſchen Religion, ja ſogar dem Glauben des verachteten jüdiſchen Volkes in der römiſchen Welt Eingang verſchafft; wie hätte da die Botſchaft der Liebe, der Glaube an einen Gott der Barmherzigkeit, die Lehre von einer geiſtigen Verehrung der Gottheit, die Verkündigung einer ächten und wahren Moral nicht allenthalben willkommen ſein ſollen? Mußten nicht unter Sittenloſigkeit, Frevel und Unglauben, unter dem Drucke

der Despoten und ihrer Diener ſich bald in allen Gegenden Tauſende der neuen Gemeinde anſchließen?

Die Chriſten vermehrten ſich, ſie trennten ſich zugleich aber auch immer mehr von den Juden. Dieſe, auf einen Retter hoffend, durch welchen ſie vom Drucke der Römer befreit würden, hingen jedem Fanatiker an, der ſie mit einiger Dreiſtigkeit zur Empörung aufforderte; die Chriſten aber nahmen an dieſen politiſchen Bewegungen keinen Theil. Jeder Aufſtand der Juden war für die Römer ſehr bedenklich und wurde mit grauſamer Härte beſtraft, weil Paläſtina den Ländern der Araber und Parther ſo nahe lag, der beiden einzigen Völker von Vorderaſien, welche niemals von den Römern bezwungen werden konnten, und doch von Zeit zu Zeit Streifzüge in das Gebiet derſelben machten. Einige Zeit nach Chriſti Tod ward **Herodes Agrippa I.**, ein Enkel Herodes des Großen, der in Rom zum niedrigen Schmeichler und Sklaven der Despoten geworden war, von Caligula zum Herrſcher eines Theils von Paläſtina ernannt und mit dem Königstitel beehrt (37 n. Chr.). Claudius, dem er bei ſeiner Thronbeſteigung als Unterhändler mit dem Senat gute Dienſte geleiſtet hatte, erweiterte dieſe Begünſtigung dahin, daß er Herodes Agrippa I. zum Herrn des ganzen Landes machte. Nach dem Tode dieſes neuen jüdiſchen Königs (44 n. Chr.) ward Paläſtina wieder als römiſche Provinz behandelt, und unter die Leitung von Procuratoren geſtellt. Schon dieſer öftere Wechſel in der Verwaltung mußte die Unruhe in den Gemüthern ſteigern, noch mehr aber trugen einige beſonderen Verhältniſſe dazu bei, durch welche die Empörungen, die nachher ausbrachen, gewiſſermaßen ſyſtematiſch vorbereitet wurden. Die Procuratoren ſollten nämlich eine unabhängige Verwaltung führen, und doch in gewiſſen Fällen ſich an den Statthalter von Syrien wenden. Ferner hatte Tiberius den Juden das hoheprieſterliche Gewand, das ſeither von der römiſchen Beſatzung aufbewahrt worden war, zurückgegeben, Claudius dagegen wollte ihnen dieſes Vorrecht wieder entziehen, und es kam darüber zu offenen Widerſetzlichkeiten, bis der Kaiſer auf Bitten eines Bruders des Herodes Agrippa I., den er zum König des Landſtriches von Chalcis in Syrien gemacht hatte, nachgab. Dieſem Mann übertrug Claudius damals die Aufſicht über den

Tempel von Jeruſalem und das Recht, den Hohenprieſter ein= und abzuſetzen. Nach dem Tode desſelben ward der Tempel wieder unter römiſche Aufſicht geſtellt, und es verging ſeitdem faſt kein Jahr, ohne daß Unruhen entſtanden und die Juden mit der römiſchen Beſatzung in Kampf geriethen, ſelbſt dann noch, als Herodes Agrippa II., der Sohn des gleichnamigen Königs, einen Theil von Paläſtina als Fürſtenthum erhalten hatte, und bei allen ausbrechenden Zwiſten mit den Römern als Vermittler auftrat. Das Land ward mit Räubern und Mördern angefüllt, falſche Propheten ſtanden einer nach dem andern auf, und die römiſchen Statthalter und Procuratoren benutzten die herrſchende Verwirrung, um im Trüben zu fiſchen, bis endlich einer von ihnen, Geſſius Florus, die Juden völlig zur Verzweiflung trieb und einen allgemeinen Aufſtand hervorrief (65 n. Chr.).

Alle Römer, die ſich in Privatgeſchäften zu Jeruſalem befanden, und alle römiſchen Soldaten, welche den Juden in die Hände fielen, wurden bei dieſem Aufſtande grauſam gemordet; der Statthalter von Syrien, Ceſtius Gallus, welcher ſogleich mit einem Heere in das Land einrückte, mußte ſich wieder zurückziehen, und bald ſtand ganz Paläſtina in Waffen. Der Haß gegen die Juden war damals ſo groß, daß es nicht einmal der Nachricht von jenen Grauſamkeiten bedurfte, um die Heiden zu ähnlichen Maßregeln zu treiben. Faſt zu derſelben Zeit, als die Römer in Jeruſalem ermordet wurden, erhoben ſich in den Städten von Syrien und Egypten, in denen ſehr viele Juden lebten, die griechiſchen Einwohner gegen dieſe, und ermordeten viele Tauſende von ihnen auf ſchauderhafte Weiſe; in Egypten allein wurden damals ſechszigtauſend Juden umgebracht. Die Mehrzahl der Juden in Paläſtina glaubte, die Zeit des Meſſias und der Befreiung vom fremden Joche ſei endlich gekommen, und rüſteten ſich für den bevorſtehenden Kampf. Alle Anſtalten, welche die Klugheit rieth oder die Verzweiflung eingeben konnte, wurden getroffen; der Geſchichtſchreiber Joſephus verſuchte ſogar den rohen Landſturm von Galiläa auf römiſche Weiſe zu bewaffnen und einzuüben; in Jeruſalem wurden die Feſtungswerke hergeſtellt, eine Menge Waffenſchmieden angelegt und die zur Vertheidigung der Stadt nöthigen Kriegsmaſchinen verfertigt. Die Verzweiflung der Juden machte in

Verbindung mit der großen Zahl ihrer ſtreitbaren Mannſchaft, die auf mehrere Hunderttauſende angegeben wird, von Seiten der Römer die nachdrücklichſten Gegenanſtalten nöthig, und Nero fand ſich bewogen, einen der beſten Generale des römiſchen Heeres, Flavius Veſpaſianus, nach Paläſtina zu ſchicken (67 n. Chr.). Veſpaſianus ſtellte vor allen Dingen die unter Ceſtius zerrüttete Disciplin wieder her, und wußte ſich bald die Achtung und Zuneigung der Soldaten zu gewinnen. Faſt drei Jahre lang führte er an der Spitze eines Heeres von ſechszigtauſend Mann einen wahren Vernichtungskrieg. Die Wuth und Verzweiflung der Juden war ſo groß, daß die Bewohner einzelner feſter Plätze ihre Stadt mit dem nämlichen Heldenmuth vertheidigten, wie die Saguntiner im zweiten puniſchen Krieg oder wie die Bürger von Saragoſſa in der neueren Zeit. Bei der Belagerung und Eroberung von Jotapat z. B., welches von Joſephus vertheidigt ward, verloren nicht weniger als vierzigtauſend Juden ihr Leben, und nur zwölfhundert geriethen in römiſche Gefangenſchaft. Veſpaſian unterwarf und verödete den größten Theil des Landes, und war gerade im Begriff Jeruſalem ſelbſt zu belagern, als ihm unerwarteter Weiſe das Kaiſerthum angeboten wurde. Er verließ daher im Jahre 69 Judäa, und übertrug das Commando ſeinem älteren Sohne Titus, indem er zu den drei Legionen, die er ſelbſt unter ſeinen Befehlen gehabt hatte, noch eine vierte hinzufügte.

Titus führte im Frühling des Jahres 70 ſeine ganze Macht gegen die Stadt Jeruſalem, deren Bewohner in Parteien zerfallen waren und gegen einander ſelbſt aufs furchtbarſte wütheten. Der am meiſten fanatiſche Theil von ihnen bemächtigte ſich endlich der oberſten Leitung, und führte ein blutiges Schrecken-Syſtem ein. Zum Unglück hatte ſich eine ſo große Menge von Menſchen in die Stadt gezogen, daß es bald nach dem Beginn der Belagerung an Lebensmitteln gebrach, und daß die Einwohner ſogar zum Theil gezwungen wurden, ſich von Menſchenfleiſch zu nähren. Unter dieſen Umſtänden war an eine Rettung der Stadt nicht zu denken, zumal da Jeruſalem von nicht weniger als vier gegen die Juden heftig erbitterten römiſchen Legionen und von einer großen Zahl Hülfstruppen, welche die Provinz und die benachbarten Fürſten geſtellt hatten, belagert wurde Deſſen ungeachtet ver-

theidigten die Juden ihre Hauptſtadt mit einem Heldenmuthe, wie ihn wenige andere Völker bei ihrem Untergange gezeigt haben. Sogar die Römer, bei denen doch nicht wie bei uns die Rückſicht auf das Chriſtenthum und ſeine Schickſale einen Einfluß auf die Beurtheilung dieſes Kampfes ausübte, haben die Vertheidigung von Jeruſalem dem Kampfe der Karthager und Numantiner gleich geſtellt. Der Fanatismus der Belagerten und ihre durch die Lage der Stadt begünſtigte Hartnäckigkeit überſtieg allen Glauben; alle Anerbietungen des römiſchen Feldherrn, welcher das Leben der Einwohner ſchonen wollte, wurden zurückgewieſen, er mußte einen befeſtigten Berg nach dem anderen, eine Mauer nach der anderen erſtürmen, und endlich ſogar die verſchiedenen Räume des Tempels einzeln erobern. Die Juden, ihres Geſetzes und ſeiner Verheißungen eingedenk, gaben ihre Hoffnung auf einen Erretter bis zum letzten Augenblicke nicht auf, ſie wollten lieber auf den Trümmern ihrer Heiligthümer ſterben, als von neuem das Joch der Heiden ertragen, und ſetzten der Zahl und Tapferkeit ihrer Feinde den verzweifelnden Muth des Fanatismus entgegen. Gerne hätte Titus wenigſtens den Tempel erhalten, ein Soldat ſchleuderte aber einen Feuerbrand hinein, und die Rettung des Gebäudes ward im Getümmel des furchtbaren Kampfes unmöglich. Selbſt nach der Eroberung und Verbrennung des Tempels unterwarfen ſich die Juden noch nicht. Die Mehrzahl derſelben zog ſich in die ſogenannte untere Stadt zurück, und als endlich auch dieſe erobert und durch Feuer verwüſtet war, vertheidigte der Reſt des Volkes noch die obere Stadt mit ihren einzelnen Burgen. Endlich ward auch dieſe eingenommen und damit die Eroberung von Jeruſalem vollendet (im September des Jahres 70). Die Stadt wurde ſammt den Reſten des Tempels dem Erdboden gleich gemacht. Nur einige Gebäude auf dem Tempelberg und auf Zion, ſowie mehrere Straßen und Synagogen blieben ſtehen. Doch ſiedelten ſich bald nachher viele Juden um den Zions-Berg an, und ſechszig Jahre ſpäter war ein Theil von Jeruſalem wieder aufgebaut. Das Schickſal derer, welche den Untergang der Stadt überlebten, war über alle Begriffe traurig. Elftauſend ſtarben gleich nach der Eroberung den Hungertod, entweder freiwillig, oder weil die Römer ſie durch Mangel umkommen ließen Alle

Gefangenen unter ſiebenzehn Jahren wurden in die Sklaverei verkauft Die Übrigen wurden theils gefeſſelt in die egyptiſchen Steingruben geſchickt, theils dazu verdammt, in den öffentlichen Spielen mit Gladiatoren oder mit wilden Thieren auf Tod und Leben zu kämpfen; ſiebenhundert aber ſchleppte Titus mit nach Rom, um durch ſie ſeinen Triumph zu verherrlichen. Die Geſammtzahl aller derer, welche gefangen aus Paläſtina weggeführt wurden, betrug ſieben und neunzigtauſend. Außerdem ſollen in dem ganzen Kriege, welcher fünf Jahre gedauert hatte, nicht weniger als elfmal hunderttauſend Juden das Leben verloren haben. Titus feierte in Gemeinſchaft mit ſeinem Vater einen Triumph über die Juden; doch nahm keiner von Beiden den Ehrentitel des Jüdiſchen an, der ihnen dem römiſchen Gebrauche nach gebührte, weil dieſer Namen ſchon damals einen gehäſſigen Nebenbegriff erhalten hatte.

6. Die Kaiſer Veſpaſianus und Titus.

Die Regierung dieſer beiden Männer iſt beſonders aus dem Grunde wichtig, weil ſie den Römern nach dem langwährenden Drucke despotiſcher Gewalthaber endlich einmal auch die vortheilhafte Seite der monarchiſchen Staatsform zeigte. Dieſer Vorzug der Regierung beider Kaiſer hatte ebenſo, wie die Gräuel der vorhergehenden fünfzig Jahre, ſeinen Hauptgrund in der Perſönlichkeit der Regenten; eben deshalb war aber auch die wohlthätige Wirkſamkeit Veſpaſian's und Titus nur eine vorübergehende, und unmittelbar nach dem Tode des Letzteren hatte das römiſche Volk die Übel der früheren Zeit von neuem zu dulden.

Titus Flavius Veſpaſianus, welcher von 69 bis 79 regierte, kam erſt im nächſten Jahr nach ſeiner Ernennung in Rom an, weil er ſich ein ganzes Jahr über in Alexandria aufgehalten hatte. Der Senat übertrug dem neuen Kaiſer gleich nach Vitellius Sturz durch ein förmliches Decret alle Rechte, welche in der republikaniſchen Zeit das Volk und der Senat beſeſſen hatten. Dieſes Decret war ebenſo, wie alle ähnlichen, die von Zeit zu Zeit des Scheines wegen erlaſſen wurden, an und für ſich ſelbſt nichts als ein leeres Gaukelſpiel; es hat aber dadurch eine beſondere Bedeutung erhalten, daß dreizehn Jahrhunderte

ſpäter ein päbſtlicher Beamter, Nicolaus Rienzi, durch begeiſterte Darſtellung der Rechte, die das Volk nach dieſem Senatsbeſchluß unter den Kaiſern gehabt haben ſollte, die Bewohner von Rom zur Errichtung einer Demokratie bewog, an deren Spitze er ſelbſt als Volkstribun geſtellt ward. Veſpaſian begann ſeinerſeits die ihm übertragene Regierung damit, daß er durch eine einzige Verordnung alle thörichten Einrichtungen, Geſetze und Verfügungen Nero's aufhob. Überhaupt war ſein ganzes Beſtreben von Anfang an dahin gerichtet, die dem Reiche von den ſeitherigen Tyrannen und ihrer Umgebung geſchlagenen Wunden zu heilen. Nach ſeiner Ankunft in Rom ſuchte er vor allem Anderen die Ordnung in den Finanzen und die Disciplin im Heere wieder herzuſtellen. Er jagte die entarteten und verwöhnten Soldaten, aus denen das Heer des Vitellius beſtanden hatte, größtentheils fort, die Übrigen hielt er, wie ſeine eigenen Soldaten, in ſehr ſtrenger Zucht. Er baute die Straßen und Gebäude der Stadt, welche ſeit dem großen Brand unter Nero's Regierung noch in Trümmern lagen, wieder auf, und ließ die vielen bei der Einäſcherung des Capitols vernichteten Tafeln, in welche die Senats- und Volksbeſchlüſſe eingegraben waren, wieder herſtellen. Dem Senat gab er nicht nur ſeine früheren Rechte zurück, ſondern er hob ihn auch dadurch in der Achtung des Volkes, daß er alle jene Elenden ausſtieß, die ſich in der letzten Zeit eingeſchlichen hatten oder ausdrücklich deshalb aufgenommen worden waren, damit der Senat ſeines Anſehens beraubt werde. Auch brachte Veſpaſian die Zahl der Senatoren, welche bis auf zweihundert herabgeſunken war, wieder auf tauſend. Endlich machte er den Senat zu einem wirklichen Reichs-Collegium, und wandelte zugleich auch den Ritterſtand in eine Art von Reichsritterſchaft um; er beſchränkte ſich nämlich bei der Wahl der Mitglieder beider Stände nicht mehr auf Rom und Italien, ſondern nahm alle Güterbeſitzer der Provinz auf, die ſich dazu eigneten. Von dieſer Zeit an hörte daher die Stadt Rom auf, die Herrſcherin der Welt zu ſein.

Veſpaſian ſelbſt gab durch ſein Leben ein Beiſpiel ſtrenger Sittlichkeit. Er richtete ſeine Tafel und ſeine ganze äußere Erſcheinung der alten Einfachheit gemäß ein, und duldete in ſeiner Umgebung weder Prunk noch Schwelgerei. Als Regent behauptete

er Ernſt und Würde, im Umgang aber war er freundlich, er gewährte jedem Bürger freien Zutritt zu ſeiner Perſon, und ſuchte ſich den Römern nur als den erſten der Senatoren, nicht als unumſchränkten Herrſcher zu zeigen. Er blieb ſo ſehr von allem Stolz und Übermuth frei, daß er ſich ſogar manchmal da, wo Andere unnöthigerweiſe den Herrſcher gezeigt haben würden, einen Scherz erlaubte. Als z. B. einmal ein Maulthiertreiber im Einverſtändniß mit einem Bürger, der dem Kaiſer eine Vorſtellung überreichen wollte, ihn unter dem Vorwand, daß ſein Maulthier ein Hufeiſen verloren habe, halten ließ, fragte Veſpaſian ſcherzend, wie viel er von jenem Manne für das Hufeiſen bekommen habe, und verlangte ſeinen Antheil am Gewinn. Er ſchaffte außerdem das ganze ſeitherige Hofweſen ab, und ſuchte ſo viel, als die Umſtände nur immer zuließen, die alte Form der Verwaltung wieder herzuſtellen. Er ſaß ſelbſt zu Gericht, las Briefe und Bittſchriften ſelbſt, und empfing nicht nur ſeine Freunde wie ein alter römiſcher Patricier nach der hergebrachten Weiſe vor Tagesanbruch und manchmal ſogar im Bette, ſondern er ließ auch zu allen Zeiten jeden Bürger, der ein Anliegen an ihn hatte, ohne die mindeſte Ceremonie vor ſich. Er half ferner der eingeriſſenen Unordnung in den Geſchäften, beſonders in der Gerichtsverwaltung, durch ſeine perſönliche Thätigkeit ab, faßte aber weder hierbei, noch ſonſt in einer wichtigen Angelegenheit einen Beſchluß, ohne vorher den Senat zu Rathe gezogen zu haben. Vor Gericht ließ er den Advokaten und ihrem oft bitteren Witz, auch wenn derſelbe gegen ihn gerichtet war, freien Lauf, dagegen widerſetzte er ſich mit Nachdruck der Verbreitung demokratiſcher Grundſätze und der Herabwürdigung der von Auguſtus eingeführten Regierungsform, die der damaligen Zeit ganz angemeſſen war. Bei einem ſolchen Benehmen brauchte ſich Veſpaſian nicht vor Verſchwörung zu fürchten, weil er auf Liebe vertrauen konnte; er erkannte daher auch in Bezug auf ſeine Perſon kein Majeſtätsverbrechen an. Man tadelt freilich ſeine Abhängigkeit von einer Geliebten, ſowie ſein Verfahren gegen die Philoſophen, Aſtrologen und Chriſten, ſeinen Geiz und ſeine allzu große Strenge gegen Helvidius Priscus und Julius Sabinus; allein dieſe Vorwürfe zerfallen zum Theil in ſich ſelbſt, und zum andern Theil war das,

was ihm vorgeworfen wird, nicht ſo arg, als es auf den erſten Blick hin ſcheint. Seine Geliebte Cänis ward von ihm allerdings als Gemahlin behandelt, und es wird berichtet, daß dieſelbe mit Stellen und Privilegien einen förmlichen Handel getrieben, und daß Veſpaſian ihr dies nicht allein erlaubt, ſondern auch den Gewinn mit ihr getheilt habe. Abgeſehen von dieſem Einfluß nahmen aber die Römer an Veſpaſian's Verhältniß zu Cänis ſo wenig Anſtoß, daß ſie es vielmehr ſeinem Sohne Domitian ſehr verargten, als dieſer einſt Cänis unfreundlich behandelte. Die Aſtrologen und Wahrſager, welche in Rom auf Koſten der Schwachen und Thoren ihr Weſen trieben, waren ſeit Auguſtus ſchon oft aus der Stadt gejagt worden. Veſpaſian ließ ſie ebenfalls ausweiſen, und er hatte dabei um ſo mehr Recht, als dieſe Menſchen in ihrer Unverſchämtheit ſehr weit gingen und ſich ſogar in die Regierungsangelegenheiten miſchten. Den Chriſten war er deshalb feind, weil er ſie nach dem beurtheilte, was man ihm von denſelben ſagte, und weil er auf die Juden erbittert war, mit denen man die Chriſten als eine bloße Secte derſelben zu vermengen pflegte. Auch wegen ſeines Haſſes gegen die Philoſophen darf Veſpaſian nicht unbedingt getadelt werden; überdies feindete er keineswegs alle Philoſophen an, er ſchätzte und beſoldete vielmehr diejenigen von ihnen, die er zur Bildung der Reichsbeamten für tauglich hielt. Die übrigen verfolgte er aus dem Grunde, weil ſie entweder wie die Stoiker republikaniſche Tendenzen hatten, oder wie die Cyniker eine Art von Sansculotten waren, welche mit Keckheit alles Ehrwürdige herunterriſſen, gegen die Staatsreligion und Sittenlehre predigten und Unverſchämtheit für Weisheit ausgaben. Über Veſpaſian's Geldgier finden ſich in den Schriften der Alten viele Angaben, deren Wahrheit zum Theil dahingeſtellt bleiben muß. Er führte, heißt es, neue und läſtige Steuern ein, ertheilte Ämter und Ehrenſtellen für Geld, trieb ſogar als Kaiſer Handelsgeſchäfte, und ſetzte manchmal abſichtlich habgierige Menſchen zu Statthaltern der Provinzen ein, weil er, wie er ſich einſt geäußert haben ſoll, dieſelben wie Schwämme gebrauche, welche, wenn ſie trocken ſeien, Feuchtigkeit anzögen, ſo daß er ſie nachher ausdrücken könne. Dieſe Erzählungen beweiſen, wenn man ſie näher betrachtet, theils

die ſcherzende Laune des Kaiſers im Verkehr mit ſeiner Familie und mit ſeinen Dienern, theils zeigen ſie aber auch, wie traurig es ſelbſt unter den beſten Regenten um ein Reich ſtand, deſſen einzige Stützen eine gefüllte Schatzkammer und die Heere waren, weil man auf die Geſinnung und Kraft der Bürger nicht mehr bauen konnte. Die Lage des Reiches machte die Unterhaltung zahlreicher Heere nöthig, und Veſpaſian wurde dadurch um ſo mehr zur Sparſamkeit getrieben, als die Staatskaſſe durch die Verſchwendungen ſeiner Vorgänger geleert, und Italien unmittelbar vor ſeiner Thronbeſteigung größtentheils verwüſtet worden war. Er trieb freilich ſeine Sparſamkeit zu weit, und ging bis zur Kargheit über; allein eines Theils war ſelbſt dieſer Fehler in einem Staate nützlich, deſſen Bürger ſich in ſo hohem Grade an öffentliche Verſchwendungen gewöhnt hatten, und anderes Theils förderte Veſpaſian dadurch offenbar zugleich die Moralität der Bürger und die Möglichkeit des Beſtehens einer kräftigen Regierung. Übrigens zeigte er ſich da, wo es nöthig war, ſogar freigebig. Er beförderte Kunſt und Wiſſenſchaft, und war der erſte Regent, der den Lehrern derjenigen Wiſſenſchaften, welche dem Staats- und Geſchäftsmann unentbehrlich waren, nach der Weiſe der neuern Zeit einen förmlichen Gehalt ausſetzte. Er unterſtützte überhaupt alles Nützliche großmüthig, und beſchenkte z. B. einſt einen Mann, der eine zum Transport großer Steinmaſſen dienende Maſchine erfunden hatte, ſehr reichlich, erklärte ihm aber zugleich, daß er von ſeiner Erfindung keinen Gebrauch machen werde, um nicht den armen Leuten ihren Verdienſt zu entziehen. Auch verwendete er, wie ſeine Vorgänger, große Summen auf öffentliche Bauwerke, nur gingen ſeine Unternehmungen nicht, wie Nero's Bauten, von Laune und Eitelkeit aus, ſondern ſie wurden im Geiſte der guten alten Zeit entworfen und ſollten zum allgemeinen Beſten dienen. Er baute das niedergebrannte Capitol neu auf, errichtete einen Tempel des Friedens, der mit den größten Gebäuden früherer Jahrhunderte wetteiferte, ſtellte einige Städte, die durch Erdbeben oder Feuersbrunſt zerſtört worden waren, wieder her, und ließ mit großen Koſten neue Wege bauen, ohne dabei die Einwohner der Provinzen, durch welche dieſe geführt wurden, zu drücken. Auch erbaute er in Rom ein großes Amphi-

theater, welches achtzig tauſend Menſchen faßte, und unter dem Namen des Coliſeum's noch jetzt eine der Hauptzierden von Rom bildet.

Die Strenge, mit welcher Veſpaſian gegen Helvidius Priscus und Julius Sabinus verfuhr, war allerdings zu hart und ſelbſt grauſam, aber ſie beruhte doch nicht, wie die Grauſamkeiten eines Nero und anderer früherer Kaiſer, auf Laune und Willkür. Helvidius Priscus, welchen Veſpaſian im erſten Jahre ſeiner Regierung zum Prätor ernannt hatte, war ein entſchiedener Republikaner, und ſuchte ſeine politiſchen Anſichten auf ganz rückſichtsloſe Weiſe unter dem Volke zu verbreiten. Veſpaſian ließ ihn deshalb in Haft nehmen, gab ihn aber bald nachher wieder frei. Helvidius begann jedoch ſein früheres Treiben von neuem, und wurde deßhalb aus Rom verwieſen. Als er auch in der Verbannung ſich nicht mäßigen konnte, ſondern vielmehr gegen den Kaiſer mit bitterm Spotte loszog, ließ dieſer ihn hinrichten, obgleich Helvidius ihm nicht mehr ſchädlich ſein konnte. Das Verfahren gegen Julius Sabinus iſt das Härteſte, was Veſpaſian während der ganzen Zeit ſeiner Regierung that. Sabinus war von Geburt ein Gallier, und hatte ſich in Verbindung mit anderen galliſchen Häuptlingen empört. Als ſein Verſuch misglückt war, verſteckte er ſich in einer Höhle, in welcher ihn ſeine treue Gattin unter den größten Aufopferungen pflegte. Neun Jahre hatte er auf dieſe Weiſe zugebracht, als er entdeckt und nach Rom geſchleppt wurde. Veſpaſian ließ ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilen, und ſogar ſeine Gattin mit ihm hinrichten, obgleich er ſelbſt, als die Letztere ihn fußfällig um Gnade bat, ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Die Kinder derſelben ließ er auf Staatskoſten ſorgfältig erziehen.

Veſpaſian's Sohn und Nachfolger, der ſeines Vaters Namen führte, aber zum Unterſchied von ihm blos Titus genannt wird, regierte von 79 bis 81. Er hatte ſich nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina von keiner vortheilhaften Seite gezeigt, und überraſchte daher die Römer nicht wenig, als er ſich vom erſten Augenblick ſeiner Thronbeſteigung an auf eine Weiſe benahm, die den allgemein gehegten Beſorgniſſen geradezu widerſprach. Veſpaſian hatte gleich nach dem gemeinſchaftlichen Triumph über die Juden

ſeinen Sohn zum Mitregenten angenommen, und ihm außerdem die Stelle eines Präfecten der Garde gegeben, ohne zu bedenken, daß dieſe Stelle, die bisher noch nie einem Manne von höherem Rang als dem ritterlichen ertheilt worden war, ſchon an und für ſich viel zu bedeutend ſei und, ſobald ſie der Thronerbe einmal bekleidet habe, noch weit bedeutender und alſo auch gefährlicher werden müſſe. Als Präfect der Garde und als Stellvertreter ſeines Vaters nahm Titus an der Leitung aller Regierungsgeſchäfte Theil, bewies aber dabei eine wahrhaft despotiſche und grauſame Strenge. Er hielt z. B. beſondere Leute, die er in die Theater und Lager ſchickte, damit ſie die Beſtrafung eines jeden Verdächtigen laut verlangten, gleich als wenn es durch die Volksſtimme geſchähe, und die auf dieſe Weiſe Angeklagten ließ Titus dann ſogleich tödten. Einmal lud er ſogar einen von dieſen Unglücklichen zu Tiſch, und ließ ihn vor den Augen der Gäſte niederſtoßen. Er hatte außerdem die ſchlechteſten Menſchen zu ſeinen Genoſſen, zeigte ſich ſehr habſüchtig, und fröhnte öffentlich der ärgſten Schwelgerei und Wolluſt. Sein ganzes Treiben ließ daher einen zweiten Nero in ihm erwarten. Kaum hatte er aber die Regierung angetreten, als eine völlige Änderung in ihm vorging, und ſogar der bloße Schein eines anſtößigen Lebens verſchwand. Statt eines neuen Nero, den die beſorgte römiſche Welt in ihm erwartet hatte, fand man einen Regenten, welcher Herzensgüte und Pflichttreue mit Ernſt und Gerechtigkeit verband, und zwar in einem Grade, wie vielleicht kein Fürſt vor oder nach ihm. Den erſten Beweis ſeines Entſchluſſes, als Regent jede Leidenſchaft des Privatmannes und jedes perſönliche Vergnügen dem Wohle der ſeiner Leitung anvertrauten Welt zu opfern, gab er durch die Verbannung ſeiner ſeitherigen Luſtgenoſſen und durch die Entfernung ſeiner Geliebten Berenike, die ſich ſchon als Kaiſerin angeſehen und als ſolche betragen hatte. Berenike, die Tochter des jüdiſchen Königs Herodes Agrippa I., war dem jungen Titus, der ihre Bekanntſchaft auf ſeinem Zuge gegen Jeruſalem gemacht hatte, nach Rom gefolgt, und dieſer hatte ihr wahrſcheinlich die Ehe verſprochen. Sie ward von ihm nach ſeinem Regierungsantritt aus Italien verwieſen, weil die Römer ihre Unzufriedenheit, einer aſiatiſchen Herrſcherin zu gehorchen, laut

zu erkennen gaben. Später kehrte ſie zwar wieder nach Rom zurück, erhielt aber keinen Einfluß auf die Handlungen des Kaiſers.

Titus zeigte ſich als Regent ſo freundlich und mild, daß ihn das Volk die Liebe und Wonne des menſchlichen Geſchlechtes nannte. Man erzählt von ihm viele Anekdoten, welche in den ſpäteren Zeiten ſehr häufig als Beiſpiele einer unerſchöpflichen Güte und Menſchenfreundlichkeit angeführt werden. Er ſoll z. B. einmal am Abend eines Tages, an welchem er keine beſtimmte Handlung der Wohlthätigkeit verrichtet hatte, zu ſeiner Umgebung geſagt haben: „Freunde, heute habe ich einen Tag verloren!" Als man ihn einſt darauf aufmerkſam machte, daß er den Bitt-enden zu leicht Gehör ſchenke, ſoll er geantwortet haben, von einem Fürſten dürfe Niemand betrübt hinweggehen. Beim Antritt des Oberprieſteramtes erklärte er, wie es heißt, daß er dieſe Würde nur deshalb übernehme, damit er ſeine Hände nicht mit Blut zu beflecken brauche. Auch die ſchweren Unglücksfälle, durch welche unter ſeiner Regierung Rom und einige Gegenden von Italien heimgeſucht wurden, gaben ihm Gelegenheit, ſeine große Menſchenliebe und Mildthätigkeit zu beweiſen. Im Jahre 80 wurde nämlich ein großer Theil von Rom durch eine Feuersbrunſt zerſtört, welche drei Tage und Nächte hindurch wüthete, und unmittelbar nachher brach eine Peſt aus, durch welche Tauſende hinweggerafft wurden. Titus bemühte ſich mit der größten Sorg-falt, das dadurch entſtandene Elend zu mildern, ohne daß er des-wegen neue Steuern ausſchrieb, oder die freiwilligen Steuern annahm, welche ihm einige Städte des Reiches damals anboten. Ein Jahr vor dieſen beiden Unglücksfällen hatte der erſte und zugleich fürchterlichſte Ausbruch des Veſuv's Statt, von dem die Geſchichte meldet. Es wurden damals die beiden Städte Hercu-lanum und Pompeji verſchüttet, die man in neuerer Zeit wieder entdeckt hat, und deren Aufgrabung dadurch eine hiſtoriſche Wicht-igkeit erhalten hat, daß die in ihren Ruinen gefundenen antiken Geräthſchaften ſehr viel dazu beitrugen, den vor hundert fünfzig Jahren ſo tief geſunkenen Geſchmack in Formen und Verzierungen wieder zu heben und zu veredeln, obgleich man jetzt wieder das Schnörkeln und Schnitzeln zurückruft.

Bedeutende Bauwerke konnte Titus wegen der kurzen Dauer ſeiner Regierung nicht aufführen laſſen, er vollendete aber die Gebäude, welche ſein Vater unvollendet gelaſſen hatte, nämlich das oben erwähnte Amphitheater und die großen Thermen oder Bäder, von welchen ſich bedeutende Überreſte erhalten haben, und die mit Recht noch jetzt ſeinen Namen tragen. In dieſen Bädern konnte der ärmſte Römer für wenige Pfennige ſo bequem baden, als es in unſerer Zeit nur fürſtlichen Perſonen möglich iſt. Sie waren aufs prächtigſte ausgeſchmückt, und es ſind in ihren Ruinen einige der ſchönſten Bildwerke des Alterthums, wie z. B. die Gruppe des Laokoon, gefunden worden, welche Titus in dieſen Bädern hatte aufſtellen laſſen. Zur Einweihung dieſer beiden Gebäude ließ Titus glänzende Feſtſpiele halten; denn auch die beſten und ſparſamſten Kaiſer ſahen dieſe Art von öffentlichen Vergnügungen als eine für den Glanz ihrer Regierung nothwendige Sache an, durch welche ſie ſich die Volksgunſt ſichern könnten. Titus wetteiferte daher hierin mit einem Nero und anderen verſchwenderiſchen Regenten. Er hielt ein ungeheueres Seegefecht, veranſtaltete dann, nachdem man das Waſſer hatte ablaufen laſſen, an demſelben Platze Gladiator-Spiele, und ließ an einem einzigen Tage fünftauſend wilde Thiere mit einander kämpfen.

Das römiſche Volk genoß die Wohlthat des ſanfteſten und mildeſten Regenten nur ſehr kurze Zeit; denn Titus ſtarb ſchon zwei Jahre und drei Monate nach ſeinem Vater. Er ſcheint bereits vor dem Antritte der Regierung kränklich geweſen zu ſein; vielleicht ließ ihn aber auch ſein Bruder Domitian vergiften, welcher gleich anfangs Anſpruch auf die Regierung gemacht hatte, und immer behauptete, er ſei im Teſtamente des Vaters zum Mitregenten ernannt worden, und werde ungerechter Weiſe entfernt gehalten. Mit Domitian's Thronbeſteigung wiederholten ſich die Scenen, welche die römiſche Welt unter Nero und ſeinen nächſten Vorgängern erlebt hatte. Ehe wir zur Darſtellung der Herrſchaft dieſes neuen Tyrannen übergehen, müſſen wir einen Blick auf die Provinzen des Reiches werfen und die Kriege ſchildern, welche ſeit Auguſt's Tod in Deutſchland und Britannien geführt worden waren.

7. Die römiſchen Provinzen von Auguſtus an bis auf Veſpaſian's Zeit und die Verhältniſſe der Römer zu den germaniſchen und brittiſchen Völkerſchaften.

Die Provinzen hatten von Tiberius an ebenſo gut, wie Rom und Italien, den Druck des Despotismus tragen müſſen, obgleich manche Gräuelthaten, welche von der Perſon des Kaiſers ſelbſt ausgingen, die entlegneren Theile des Reiches weniger berührten, und im Allgemeinen die Provinzverwaltung unter den Kaiſern beſſer beſchaffen war, als in der republikaniſchen Zeit. Durch die Empörungen einzelner Heere hatten ſie ohnedies noch mehr zu leiden, als die Stadt Rom. Mit ihren Rechten und Freiheiten ging es gerade ſo, wie mit den geſetzlichen Beſtimmungen im Staat überhaupt: es kam Alles auf perſönliche Verhältniſſe an. Die Fürſten und Herren, die man im Beſitz eines Theiles ihrer Länder gelaſſen hatte, hingen ganz von der Laune der Kaiſer und der Statthalter ab. Von den Regenten des Reiches wurden ſie, wie wir in der Geſchichte der Auflöſung des jüdiſchen Staats geſehen haben, bald abgeſetzt, bald wieder mit ihrem früheren Fürſtenthum oder mit einem andern Lande beſchenkt, bald auf die härteſte Weiſe verfolgt. Wie verächtlich ſie aber von den Statthaltern der angrenzenden Provinzen behandelt wurden, kann aus einem einzigen Beiſpiel erſehen werden. Als einſt Herodes Agrippa I. fünf kleine aſiatiſche Könige zu einer Berathung bei ſich verſammelt hatte, ließ der Statthalter von Syrien ohne irgend eine Veranlaſſung ihnen befehlen, ſich aufs ſchnellſte nach Hauſe zurückzubegeben, obgleich ſie ihm ſehr demüthig alle erdenklichen Ehrenbezeugungen erwieſen hatten. Die Freiheit der Städte und der kleinen Staaten in den Provinzen war etwas mehr geſichert, als die Herrſchaft der Fürſten, weil es im Intereſſe der Monarchie lag, den Statthaltern keine ſolche Gewaltthätigkeiten gegen die Provinzbewohner zu erlauben, wie ſie zur Zeit der Republik geübt worden waren; doch blieben auch unter den Kaiſern die Stellen in den Provinzen das Haupterwerbsmittel der vornehmen Familien, deren Aufwand fortwährend zugenommen hatte, und die Hauptſtadt verſchlang nach wie vor die Reichthümer der Provinzen. Veſpaſian und die bald nach

ihm herrſchenden Kaiſer Hadrian und Trajan hatten gerade darin ihr größtes Verdienſt, daß ſie den Erpreſſungen der Provinz-Beamten Grenzen ſetzten. Wie weit dieſe Bedrückungen getrieben wurden, ſehen wir aus dem, was ein römiſcher Schriftſteller, Plinius der Ältere, von dem Reichthum einer von Claudius begünſtigten und zur Gemahlin auserſehenen Dame, Lollia Paullina, erzählt. Er ſagt, Lollia habe einen Schmuck von drei Millionen und ſiebenmal hunderttauſend Gulden (etwas über zwei Millionen Thaler) an Werth beſeſſen, und dieſer koſtbare Schmuck rühre ganz allein von den Beraubungen der Provinzbewohner her, die ſich ihr Großvater Marcus Lollius im Orient in ſo unverſchämtem Maße erlaubt habe, daß er dafür mit dem Leben habe büßen müſſen. Wenn übrigens auch einmal ein Beamter, wie Lollius, für ſeine Erpreſſungen beſtraft ward, ſo ſchlüpften dagegen immer zehn Andere durch. War der Statthalter ſelbſt gerecht, ſo ließ ſich dagegen nicht ſelten ſeine Frau beſtechen, oder einer ſeiner Günſtlinge verkaufte Gerechtigkeit und Gunſt.

Übrigens darf man die beſſere Seite der monarchiſchen Zeit nicht überſehen, die ſich beſonders dann vortheilhaft erwies, wenn ein trefflicher Fürſt auf dem Thron ſaß, oder ein edler Mann Statthalter war. Strenge Aufſicht und durchgreifender Wille eines Einzigen zeigten ſich damals in demſelben Grade nützlich und nothwendig, als der beſtändig zunehmende Egoismus immer mehr die Reſte der alten Geſinnung und Vaterlandsliebe erſtickte. Manche Freiheiten und Vorrechte der Städte z. B. ſtanden mit dem Geiſte der Zeit im Widerſpruch; denn jede menſchliche Einrichtung paßt nur für beſtimmte Zeiten und Umſtände, und muß, wenn ſie nicht ſchaden ſoll, beim Wechſel derſelben geändert werden. Bei ſolchen Misſtänden war die monarchiſche Kraft und Einheit das rechte Hülfsmittel. Unter dem Kaiſer Tiberius machten z. B. die griechiſchen Städte Kleinaſiens einen großen Misbrauch von ihren Privilegien, beſonders von den Freiſtätten, welche ihre Tempel gewährten. Dieſe füllten ſich mit entlaufenen Sklaven, mit Schuldnern, die ſich vor ihren Gläubigern retteten, mit Todesverbrechern, welche vor den gerichtlichen Verfolgungen flohen, und der Auswurf der Bevölkerung erfreute ſich auf dieſe Weiſe desſelben Schutzes, der der Religion und ihren heiligen Ge-

bräuchen gewährt war. Um dieſes Übel auszurotten, wurde von Rom aus eine ſorgfältige Prüfung der ſtädtiſchen Privilegien vorgenommen, und die ganze Sache in kurzer Zeit in Ordnung gebracht.

Eine für das Schickſal des ganzen Reichs ſehr folgenreiche Änderung ward an den Grenzen des Reichs vorgenommen, wozu leider auch Veſpaſian viel beitrug, weil er unglücklicher Weiſe als Soldat die gewöhnlichen militäriſchen Begriffe von Ruhm und Größe eingeſogen hatte. Man löſte nämlich mehrere aſiatiſchen Grenzſtaaten auf, welche bis dahin als römiſche Bundesſtaaten ſcheinbar unabhängig geweſen waren. Ein Blick auf die Verhältniſſe des römiſchen Reiches zu den Nachbarvölkern wird uns den großen Nachtheil dieſes Verfahrens leicht erkennen laſſen. In der republikaniſchen Zeit war das Reich von einer Zahl kleiner, unter dem Namen Bundesſtaaten von Rom abhängiger Staaten umgeben, welche entweder, wie die griechiſch-aſiatiſchen, überfeinert und ausgeartet waren, oder, wie die in Gallien und in den ſpaniſchen Gebirgen gelegenen, noch auf einer niedrigen Stufe der Civiliſation ſtanden. Die aſiatiſchen Bundesſtaaten litten faſt beſtändig durch innere Unruhen und durch gegenſeitige Feindſchaft, die europäiſchen aber waren noch weniger durch irgend ein gemeinſames Band mit einander vereinigt; an eine Verbindung dieſer Staaten gegen Rom war alſo weder in Aſien noch in Europa zu denken. Dieſe Grenzſtaaten gewährten dem römiſchen Reiche den großen Vortheil, daß ſie dasſelbe wie eine Reihe von Vorwachen gegen den Angriff der wilden Völker von Aſien und Europa ſchützten, deren liebſte Beſchäftigungen Jagd, Krieg und Raubzüge waren. Solche rohen Völker füllten beſonders den ganzen Norden und die Mitte von Europa, und in Rußland, Polen und Preußen erſchienen von Zeit zu Zeit neue Stämme, weil öfters die eine oder die andere Begebenheit im inneren Aſien ganze Völkermaſſen in Bewegung ſetzte. Am Ende der republikaniſchen Zeit, noch mehr aber unter den Kaiſern beging man den Fehler, einzelne von jenen Bundesſtaaten aufzulöſen. Man gerieth dadurch mit den ſtreitbaren und jeder Civiliſation feindlichen Nationen, gegen welche dieſe ſeither eine Vormauer gebildet hatten, in unmittelbare Berührung. Auf dieſe Weiſe wurden

zuerſt öftere Kriege der Römer mit den rüſtigen Bergvölkern des Kaukaſus, des baskiſchen Landes und des Atlas hervorgerufen. Als unter Auguſtus auch Egypten ſeiner ſcheinbaren Unabhängigkeit beraubt und in eine Provinz verwandelt wurde, ſtieß man mit den wilden Aethiopen und Arabern zuſammen. Zu eben derſelben Zeit ward auch der Mißgriff gemacht, daß Auguſtus die germaniſchen Völker in ihrem eigenen Lande, im Dickicht ihrer Wälder aufſuchen ließ. Von den getheilten und unter einander feindlichen Stämmen Aethiopiens und Arabiens hatte man freilich nichts zu fürchten, ſie wurden erſt dann gefährlich, als der Fanatismus einer dem Klima und der Leidenſchaft des Orients angemeſſenen Religion ſie vereinigte und begeiſterte; dagegen zeigt aber die Vernichtung des Varus und ſeiner Legionen die große Gefahr, welche von Deutſchland her dem römiſchen Reiche drohte, und die germaniſchen Stämme in Süd- und Mitteldeutſchland wurden dadurch erſt recht furchtbar, daß die Römer am Rhein, in Schwaben und in Baiern eine feſte Stellung nahmen. Im nördlichen Thracien hatten die Römer zur Zeit der Republik keine Eroberungen gemacht, auch Auguſtus war klug genug, die dortigen Völker nicht zu unterwerfen; er theilte das Land unter die eingeborenen, von Rom abhängigen Fürſten, und deckte auf dieſe Weiſe die Donau-Gegenden durch ſcheinbar ſelbſtſtändige Staaten. Tiberius behandelte unglücklicher Weiſe die thraciſchen Fürſten auf die nämliche despotiſche Weiſe, wie er gegen die Römer ſelbſt verfuhr, er ſchickte Legaten nach Thracien, die ſich als die eigentlichen Herrſcher des Landes benahmen, und die eingeborenen Fürſten mit rückſichtsloſer Willkür behandelten. Dadurch entſtanden in Thracien unaufhörliche Unruhen und Raubzüge, bis endlich unter Claudius das ganze ſüdliche Donau-Ufer zu einer römiſchen Provinz gemacht wurde. In Aſien endlich waren die Parther die gefährlichſten Nachbarn des römiſchen Reiches. Gegen ſie bildeten beſonders die Königreiche Armenien und Kappadocien längere Zeit eine Art von Bollwerk. Armenien war und blieb ein ewiger Zankapfel der Römer und Parther, bald ſetzten dieſe, bald jene einen Herrſcher ein, doch hingen die meiſten armeniſchen Könige von Rom ab. Kappadocien ward ſchon im Jahr 17 n. Chr. ſeiner Selbſtſtändigkeit beraubt und als Provinz mit dem röm-

iſchen Reiche vereinigt. Unter Veſpaſian's Regierung wurden auch einige andere aſiatiſchen Fürſtenthümer eingezogen, welche bisher der Form nach unabhängig geweſen waren, gerade deshalb aber beſſeren Schutz gegen die Parther gewährt hatten, als wenn, wie dies nachher geſchah, römiſche Beſatzungen ohne die mitwirkende Kraft der Einwohner und ihrer Fürſten ſie vertheidigt hätten. Die wichtigſten von dieſen Ländern waren Cilicien, Komagene, Chalcis und Judäa.

Seitdem dieſe wichtigen Änderungen an den Grenzen des Reiches eingetreten waren, hatten die Römer beſtändig mit barbariſchen Völkern Krieg zu führen, ſo daß dadurch von Veſpaſian's Zeit an die Aufmerkſamkeit des Regenten und die Kräfte des Staates immer mehr in Anſpruch genommen wurden. Dieſe Kriege dauerten faſt ununterbrochen fort, und hatten einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bedeutender werdenden Einfluß auf den Gang der Dinge. Am wichtigſten waren die Kriege mit den Germanen, weil ſie zuletzt den Untergang des römiſchen Reiches herbeiführten. Schon wenige Jahre nach dem Zuge, welchen Tiberius zur Rettung der römiſchen Ehre in das mittlere Deutſchland gemacht hatte, ward z. B. Druſus Sohn, Germanicus, an die Spitze der Truppen geſtellt, denen die Bewachung der Rhein-Grenze anvertraut war, und machte in den Jahren 14 bis 17 n. Chr. vier Züge nach Niederdeutſchland; alle ſeine Unternehmungen hatten aber keinen anderen Erfolg, als daß er ſich und ſeinen Truppen in den Augen ſeiner Landsleute Ehre und Ruhm erwarb. Tiberius hatte daher ſehr Recht, daß er Unternehmungen misbilligte, welche viel Geld und Menſchen koſteten und nicht den geringſten Vortheil gewährten. Er rief deshalb den Germanicus in demſelben Augenblicke zurück, als dieſer ſich zu einem neuen Feldzuge rüſtete. Dabei gewährte er ihm die Ehre eines Triumphs, der zur Freude des römiſchen Volkes durch die Vorführung vieler angeſehenen Gefangenen und durch die Abbildungen deutſcher Berge, Flüſſe und Schlachten verherrlicht ward. Unter den Erſteren befand ſich auch Thusnelda, welche bis zu ihrem Tode eine römiſche Sklavin blieb.

Tiberius geſtattete auch ſpäter keinen neuen Kriegszug nach Deutſchland mehr. Er urtheilte ganz richtig, daß man, nachdem

die Ehre des römiſchen Namens gerettet ſei, vor der Hand nichts von den Germanen zu befürchten habe, und daß man für den Vortheil des römiſchen Reiches nicht beſſer ſorgen könne, als wenn man dieſe Völker den inneren Zwiſtigkeiten überlaſſe, welche damals unter ihnen ausbrachen. In dieſe Zeiten fallen nämlich die Kriege Marbod's und der Tod jenes Hermann, der den Varus beſiegt hatte, und welcher ebenſo, wie Marbod, als einer der deutſchen Helden früherer Zeit im Gedächtniſſe unſeres Volkes fortlebt, und oft mit Recht, ebenſo oft aber mit Unrecht, geprieſen wird.

Von Hermann's Tod an bis zur Zeit Veſpaſian's fiel in Deutſchland nichts vor, was für den Gang der Dinge wichtig geweſen wäre. Dagegen wurden die Thronſtreitigkeiten zwiſchen Otho, Vitellius und Veſpaſianus von zwei Häuptlingen der Bataver benutzt, um den Römern am Niederrhein einen gefährlichen Krieg zu bereiten. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, wie früher im Kriege mit Varus, daß dem römiſchen Reiche die Hauptgefahr nicht von der Tapferkeit der deutſchen Völkerſchaften und ihrer Führer drohe, ſondern von den vielen Germanen, welche im Dienſte der Römer die Kriegskunſt erlernten, und zum Theil ſogar höhere Officiersſtellen bekleideten. Die Bataver hatten ehemals zum Bunde der rüſtigen Katten gehört, ſie waren aber außer Verbindung mit ihnen gekommen, ſeitdem ſie die öden Küſten und ſumpfigen Gegenden eingenommen hatten, welche im Norden der Maas zwiſchen dem Meer und der Yſſel lagen. Von den verſchiedenen deutſchen Völkerbündniſſen abgetrennt und zwiſchen der römiſchen Provinz Gallien einerſeits und dem Lande der Frieſen und anderer mit Rom verbündeten deutſchen Völker andererſeits wohnend, wurden ſie gleich den Letzteren Bundesgenoſſen der Römer, und leiſteten denſelben durch ihre Truppen wichtige Dienſte. Von ihren Anführern hatten ſich zwei, Julius Paullus und Claudius Civilis, im Kriege der Römer mit den Britten ſehr ausgezeichnet. Beide müſſen, ſchon während ſie unter den Römern dienten, gefährliche Plane gehabt haben; denn Fontejus Capito, der unter Nero die römiſchen Truppen in Niederdeutſchland commandirte, ließ den Erſteren hinrichten, und ſchickte den Zweiten gefeſſelt nach Rom. So lange Nero lebte,

blieb Civilis gefangen, Galba aber ſetzte ihn wieder in Freiheit. Er war kaum in ſeine Heimath zurückgekehrt, als er ſeine Landsleute zum Aufſtand ermunterte. Als Anlaß dazu benutzte er eine Truppenaushebung unter den Batavern, welche zur Verſtärkung der Legionen des Vitellius unternommen, und auf eine harte, zum Theil ſogar ſehr ſchmähliche und beleidigende Weiſe ausgeführt ward. Seine Aufforderung fand bei den Batavern Gehör, und bald ſchloſſen ſich nicht nur die Canninefaten, die nordweſtlichen Grenznachbarn der Bataver, und die Frieſen, welche im Oſten derſelben wohnten, an ſie an, ſondern auch acht Cohorten Bataver, die unter den Römern dienten und in Mainz lagen, kündigten dem römiſchen Statthalter den Gehorſam auf, und zogen in ihre Heimath, wo ſie ſich mit ihren empörten Landsleuten vereinigten und den Kern des Heeres bildeten. Civilis nahm den Schein an, als wenn er und ſeine Landsleute ſich nur deßhalb empört hätten, um für Veſpaſian gegen Vitellius zu kämpfen. Unter dieſem Vorwande griff er zunächſt die dem Vitellius ergebenen römiſchen Truppen an.

Länger, als bis zu der Niederlage, welche Vitellius Truppen bei Cremona erlitten (im November 69), konnte der bataviſche Anführer Veſpaſian's Namen nicht als Aushängeſchild gebrauchen, weil ſich auf die Nachricht von dieſer Schlacht alle Legionen am Rhein für den Sieger erklärten. Er warf alſo damals die Maske ab und brach offen mit Rom. Nach und nach wußte er auch die Katten, die Uſipier, die Bructerer und andere deutſchen Völker für ſeine Plane zu gewinnen. Er bediente ſich dabei der Veleda, einer prophetiſchen Prieſterin der Bructerer, welche an der Lippe wohnte, und nicht blos bei ihrem eigenen Volke, ſondern auch bei anderen Stämmen einen großen Einfluß ausübte. Sogar die Gallier ſchienen geneigt, mit den Batavern gemeine Sache zu machen. Einerſeits erhob ſich nämlich das galliſche Volk der Trevirer unter ſeinen Häuptlingen Claſſicus und Julius Tutor, andererſeits warfen die Lingonen, welche in der Gegend von Langres wohnten und damals Julius Sabinus zu ihrem Führer hatten, das römiſche Joch ab. Die abgefallenen galliſchen Stämme ſuchten auch das übrige Gallien zum Aufſtande zu reizen, während zu gleicher Zeit unter den dortigen römiſchen Truppen

überall Zwietracht und Aufruhr ausbrach, und viele von ihnen ſogar zu den Empörern übergingen. Die von den Batavern ausgegangene Bewegung erhielt auf dieſe Weiſe eine ſo bedenkliche Geſtalt, daß der Geſchichtſchreiber Tacitus das Auftreten des Civilis der Gefahr, welche den Römern einſt von Hannibal und Sertorius gedroht hatte, gleichſtellen zu müſſen geglaubt hat.

Die Empörungen in Gallien und der Abfall römiſcher Truppen hatten ihren Grund in den übertriebenen Gerüchten vom Kampfe zwiſchen Veſpaſian's Truppen und den Anhängern des Vitellius. Der Bürgerkrieg, hieß es, wüthe in ganz Italien, in Rom ſelbſt herrſche die größte Verwirrung, in Möſien, Pannonien und vielen anderen Provinzen hätten die römiſchen Truppen mit feindlichen oder abgefallenen Völkern zu kämpfen, und ganze Legionen ſeien bereits niedergemetzelt worden. Einen beſonders ſchlimmen Eindruck machten die Gerüchte über die eigentliche Veranlaſſung der Verbrennung des Capitols, welche für ein Reſultat der Auflöſung des römiſchen Staates ausgegeben ward. Wenigſtens wurde ſie allgemein als ein bedenkliches Vorzeichen angeſehen und die galliſchen Druiden benutzten ſie, um den Umſtand, daß ihre Nation einſt die ganze Stadt Rom mit Ausnahme des Capitols erobert hatte, mit der gegenwärtigen Einäſcherung desſelben und mit dem weit verbreiteten Volksglauben in Verbindung zu bringen, daß das Schickſal des römiſchen Volkes zu allen Zeiten an den heiligſten Tempel ſeiner Hauptſtadt geknüpft geweſen ſei. Da die Begebenheiten, welche beim Kampfe zwiſchen Veſpaſian's und Vitellius Anhänger in Rom vorfielen, ſo bedeutend auf den Fortgang der Empörung in Gallien und am Rhein einwirkten, ſo mußte der Sieg der erſteren Partei nothwendiger Weiſe eine Wendung hervorbringen. Veſpaſian's Stellvertreter, Mucianus, war nicht ſobald in Rom angelangt, als er kräftige Maßregeln traf, um die Ruhe in Gallien wiederherzuſtellen. Er ließ ſogleich vier Legionen aus Italien, zwei aus Spanien und eine aus Britannien nach dem Rhein aufbrechen, und ſtellte dieſes Heer unter die Anführung zweier ausgezeichneten Feldherrn, des Annius Gallus und des Petilius Cerealis. Noch ehe dieſe ankamen, war Julius Sabinus ſchon von dem galliſchen Volke der Sequaner, das den Römern treu geblieben war, gänzlich geſchlagen und ſein

Heer zerſtreut oder niedergemetzelt worden; ſein ſpäteres Schickſal ward bereits früher erzählt (ſ. oben S. 256). In Folge dieſes Ereigniſſes unterwarfen ſich die abgefallenen Legionen und der größte Theil der empörten Gallier; nur die Trevirer, die Lingonen und einige wenige andere Völkerſchaften ſetzten den Kampf fort. Das römiſche Heer wandte ſich zunächſt gegen ſie, ſchlug die Trevirer zuerſt bei Bingen und gleich nachher an der Moſel, und nahm ſowohl ihre Stadt Trier, als auch Langres, die Hauptſtadt der Lingonen, ein. Hierauf ward durch gütige Behandlung der Saamen der Unzufriedenheit in Gallien ausgerottet, und die ganze römiſche Macht gegen Civilis gerichtet, mit welchem ſich die Reſte der empörten Gallier unter Tutor's und Claſſicus Führung vereinigt hatten. Civilis rückte mit allen ſeinen Truppen auf Trier los, und ſuchte den Römern zuvorzukommen. Er überfiel unerwartet das Heer des Cerealis, welches in und bei dieſer Stadt lag. Die Römer wurden anfangs in Verwirrung gebracht, ſie ſammelten ſich jedoch bald wieder, und es kam zu einer blutigen Schlacht. Auch in dieſer Schlacht entſchied ſich der Sieg am erſten Tage und während einiger Stunden des zweiten für Civilis, die Römer würden wahrſcheinlich ſogar völlig geſchlagen worden ſein, wenn nicht der Zufall eine günſtige Wendung herbeigeführt hätte. Eine ihrer Legionen hatte nämlich eine ſo vortheilhafte Stellung genommen, daß die Feinde beim Angriff auf dieſelbe zurückgeſchlagen wurden; weil die Bataver aber ſowohl vorher als während dieſes Kampfes dem Reize des Plünderns nicht hatten widerſtehen können, geriethen ſie in Unordnung, und verbreiteten dadurch einen paniſchen Schrecken unter dem übrigen Theil ihres Heeres, welches durch kein inneres Band zuſammengehalten wurde.

Bald nach der Niederlage bei Trier trennten ſich alle Germanen von dem bataviſchen Heere, diejenigen ausgenommen, welche im nördlichen Weſtphalen wohnten. Civilis zog ſich in die bataviſchen Sümpfe zurück, und wußte ſich mit Hülfe jener niederdeutſchen Völkerſchaften gegen die römiſche Macht zu behaupten. Cerealis ſuchte die Letzteren dadurch von ihm abzuziehen, daß er ſich um die Gunſt der einflußreichen Veleda bewarb. Der bataviſche Führer hatte bald Grund, an der Ausdauer ſeiner Verbündeten zu zweifeln, und da auch Cerealis die Schwierigkeiten

eines Krieges in den Sümpfen von Niederdeutſchland und Holland kennen lernte, ſo neigten ſich Beide zum Frieden, der auch nach einer kurzen Unterhandlung zu Stande kam (70), deſſen Bedingungen wir aber nicht kennen. Nur ſoviel iſt gewiß, daß die Bataver, Canninefaten und Frieſen wieder Bundesgenoſſen der Römer wurden und von Abgaben frei blieben. Doch lieferten die Erſteren vor wie nach Mannſchaften zum römiſchen Kriegsdienſt. Die Prieſterin Veleda wurde als Gefangene nach Rom gebracht; ob dies aber am Ende des bataviſchen Krieges und aus Veranlaſſung desſelben oder einige Zeit nachher und aus einem anderen Grunde geſchehen iſt, wird nicht berichtet. —

Weit beſſer, als in Deutſchland, glückten die Verſuche der Römer, ſich in Britannien feſtzuſetzen, deſſen Bewohner zu dem keltiſchen oder galliſchen Völkerzweige gehörten (ſ. Th. III. S. 18 f.). Cäſar hatte dieſes Land nur des Ruhmes wegen beſucht, und ſich blos das Anſehen gegeben, als wenn er es unterwerfen wollte; er hatte es aber nicht einmal in den ungeheueren Eroberungsplan, der durch ſeinen Tod vereitelt wurde (ſ. oben S. 90 f.), mit aufgenommen, und hielt alſo Britannien entweder für eine zu unbedeutende oder zu ſchwer zu behauptende Erwerbung. Auguſtus, deſſen Unternehmungen ſtets kalt berechnet waren, hatte noch weniger Luſt, jenſeit der ſtürmiſchen Meerenge des Kanals ganz rohe Nationen zu unterwerfen, ſo leicht dies auch ſcheinen mochte, weil das Land in unzählig viele kleinen Staaten getheilt war, und faſt jede Ortſchaft für ſich allein beſtand. Tiberius war ebenfalls zu verſtändig, um an eine Eroberung von Britannien zu denken. Sein Nachfolger Caligula faßte freilich den Entſchluß, dieſe Eroberung in eigner Perſon zu machen, allein ſeine Unternehmung ging aus bloßer Laune hervor, und endigte ſchon dieſſeit des Kanals auf eine ebenſo lächerliche Art, als alles Übrige, was er unternahm (ſ. oben S. 207). Endlich führte Claudius das aus, was ſeine Vorgänger nicht gewollt oder nicht vermocht hatten. Ein tüchtiger Feldherr, Aulus Plautius, begann den Krieg auf rühmliche Weiſe mit Legionen, die aus den Niederlanden gezogen waren, ſo daß alſo nach damaligem römiſchen Gebrauch in dieſen Legionen beſonders viele Germanen dienten. Als er den Süden von Britannien unterworfen hatte, erſchien der Kaiſer

ſelbſt mit bedeutender Verſtärkung, um ſich auf leichte Weiſe den Ruhm eines ſiegreichen Feldherrn und Eroberers zu erwerben. Zwei von ſeinen Nachfolgern, Galba und Veſpaſian, leiſteten ihm dabei wichtige Dienſte, beſonders zeigte ſich der Letztere in Britannien als einen tüchtigen General. Claudius verweilte zwar nur ſechszehn Tage in Britannien, es war ihm aber bei der großen Zahl ſeiner Truppen und bei der Tüchtigkeit ſeiner Generale ſehr leicht, in ſo kurzer Zeit einen beträchtlichen Theil von Süd-England zu durchziehen und ſcheinbar zu unterwerfen. Er ließ ſich während ſeines Feldzuges vom Heere nicht, wie es ſonſt gebräuchlich war, ein Mal, ſondern mehrere Male als ſiegenden Feldherrn ausrufen, und hielt bei ſeiner Rückkehr nach Rom einen glänzenden Triumph.

Aulus Plautius blieb noch ſechs Jahre lang in Britannien, und ſetzte die Eroberung des Landes fort. Nachher erhielt Oſtorius Scapula das Commando. Dieſer unterwarf den nordweſtlichen Theil von England nebſt einem Stücke des ſüdlichen Wales, und nahm Caractacus oder Carados, einen berühmten Fürſten der Siluren, welche im letzteren Lande wohnten, gefangen. Unter Scapula's Nachfolgern zeichnete ſich vor Allen Suetonius Paullinus aus. Paullinus richtete ſeinen Angriff hauptſächlich auf die Inſel Mona oder Angleſea, den heiligſten Sitz der brittiſchen Religion; denn hier hatten die vornehmſten Druiden ihre kloſterartigen Wohnungen, ihre Haupttempel und ihre Schulen, hier wurden alſo wahrſcheinlich auch ihre meiſten Schätze aufbewahrt. Der römiſche Feldherr mußte ſeine Unterwerfung gegen Mona bald wieder aufgeben, weil ein allgemeiner Volksaufſtand, der in Britannien ausbrach, ſeine Gegenwart in dem bereits unterworfenen Theile der Inſel nöthig machte. Dieſe Bewegung ging von dem Volke der Icener aus, welches im jetzigen Suffolk und Norfolk wohnte, und wurde durch das Betragen der römiſchen Beamten und Soldaten hervorgerufen. Catus Decianus, der die bürgerliche Verwaltung leitete, drückte die Eingeborenen auf die härteſte Weiſe, und erlaubte ſeinen Unterbeamten und den Beſatzungen jede Grauſamkeit, Habſucht und Willkür. Beſonders rückſichtslos benahmen ſich die Veteranen, welche in der von Claudius gegründeten Colonie Camalodunum

oder Malden in Eſſex angeſiedelt waren. Die unterworfenen Britten waren den ärgſten Erpreſſungen und Barbareien ausgeſetzt; die verwittwete Königin der Icener, Boadicea, wurde ſogar körperlich mishandelt, die Verwandten ihres Gemahls wie gekaufte Sklaven angeſehen, und die Vornehmſten des Volkes ihres Vermögens beraubt. Die Icener ergriffen endlich die Waffen gegen ihre Peiniger, der Aufſtand breitete ſich bald über die ganze Inſel aus, und die kriegeriſche Boadicea ſtürzte an der Spitze einer Volksmaſſe, welche nach den Berichten römiſcher Geſchichtſchreiber einmalhunderttauſend Mann betragen haben ſoll, auf die Colonie Camalodunum. Dieſe wurde erobert und niedergebrannt. Der römiſche General Cerealis, derſelbe, welcher ſpäter die Bataver beſiegte, war der bedrohten Stadt zu Hülfe geeilt, er wurde aber zurückgeworfen, und rettete nur mit Mühe ſein kleines Corps vom Untergange. Paullinus brach auf die Nachricht von dieſen Vorfällen ſogleich auf, und bahnte ſich durch die Tapferkeit ſeiner Truppen den Weg nach London, welches damals ſchon ein bedeutender Handelsort war. Er ſah ſich jedoch bald genöthigt, wieder zurückzuweichen, da er nur zehntauſend Mann hatte und deshalb blos an einem günſtigen Orte ein Treffen wagen durfte. Die Britten fielen hierauf über London und andere von den römiſchen Beſatzungen verlaſſenen Städte her, und es ſollen damals nicht weniger als ſiebenzig tauſend Römer und Verbündete derſelben von den wüthenden Barbaren umgebracht worden ſein. Paullinus zog ſich gegen die Küſte hin, bis er in eine Gegend kam, wo er durch einen Wald ſeinen Rücken decken konnte, und vor ſich eine weite Ebene hatte, welche ſeinen geſchloſſen kämpfenden Truppen über zahlloſe, aber ungeordnete Schaaren den Vortheil gab. Hier lieferte er eine Schlacht, und ſiegte über die Britten ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie in unſeren Tagen eine unbedeutende Anzahl Europäer in Indien oder Neuholland über ganze Schaaren von Wilden. Es fielen nämlich auf Seiten der Römer, ungeachtet der hartnäckigen Gegenwehr der Feinde, nur vierhundert Mann, während von den Britten nicht weniger als achtzig tauſend theils in der Schlacht, theils unmittelbar nachher erſchlagen wurden (61). Boadicea gab ſich nach dieſer Niederlage ſelbſt den Tod. Der Aufſtand wurde gleich

nachher völlig unterdrückt, und Paullinus beſtrafte alle Fürſten und Völkerſchaften, welche Theil daran genommen hatten, mit grauſamer Härte.

In der nächſten Zeit fiel nichts Wichtiges in Britannien vor, bis gegen das Ende von Veſpaſian's Regierung einer der tüchtigſten römiſchen Feldherrn und Staatsmänner, Julius Agricola, dahin geſchickt wurde. Dieſer ausgezeichnete Mann, deſſen Leben und Unternehmungen ſein Schwiegerſohn Tacitus in einer beſondern Schrift geſchildert hat, richtete während der ſieben Jahre ſeiner Verwaltung in Britannien mehr aus, als irgend ein anderer Römer vor oder nach ihm. Agricola hatte ſeine Schule in Britannien unter Paullinus und anderen Statthaltern gemacht, und dieſe Inſel ſchon in ſeiner Jugend zum Schauplatze ſeines künftigen Ruhmes auserſehen. Er eröffnete ſeine Wirkſamkeit als Statthalter von Britannien mit einer Unternehmung gegen Angleſea, welche die ſchnelle und völlige Unterwerfung dieſer Inſel zur Folge hatte. Dann ſuchte er die römiſche Herrſchaft in Britannien nicht nur mit den Waffen weiter auszudehnen, ſondern beſonders auch auf eine ganz andere Weiſe, als ſeine Vorgänger gethan hatten, zu befeſtigen. Sein Hauptbeſtreben war nämlich von Anfang an darauf gerichtet, die Britten durch Zutrauen, Milde und Gerechtigkeit für die römiſche Herrſchaft und für die römiſche Civiliſation zu gewinnen, und es gelang ihm ſchon in einer Zeit von drei Jahren, eine völlige Änderung in der öffentlichen Meinung und in dem Weſen dieſer Nation zu Stande zu bringen. Die Britten beeiferten ſich, die Sprache und Sitte der Römer anzunehmen; ſie begannen nicht nur Städte, ſondern auch Tempel, Säulengänge, Bäder und andere öffentlichen Gebäude nach römiſchem Muſter zu erbauen, und England wurde durch Agricola's Bemühung in kurzer Zeit ebenſo römiſch, wie Gallien es ſeit Cäſar's Zeit allmälig geworden war. Agricola's Verfahren war um ſo rühmlicher, als es der gewöhnlichen Verwaltungsweiſe der römiſchen Statthalter ganz entgegengeſetzt war. Dieſe erlaubten ſich ſogar unter den ſtreitbaren brittiſchen Völkern, bei denen doch die Klugheit große Vorſicht gebot, die ärgſten Erpreſſungen und Mishandlungen; ſie geſtatteten zum Theil ihren Unterbeamten den ſchmählichſten Misbrauch der Gewalt und förmliche Betrügereien

gegen die Unterworfenen, damit ſie ſelbſt nachher bei der Beſtrafung derſelben ſich den Ertrag ihrer Verbrechen zueignen konnten. Der Druck der römiſchen Blutſauger ging in Folge davon ſo weit, daß man ſogar Lieferungen nach entfernten und unwegſamen Gegenden verlangte, und dadurch die Pflichtigen nöthigte, ihr eigenes Getreide zu Hauſe wohlfeil zu verkaufen und dagegen an den Lieferungsorten Anderes aus den Magazinen der Beamten theuer einzukaufen. Alle dieſe Schändlichkeiten hörten auf, als Agricola Statthalter von Britannien wurde. Er führte ſogleich die ſtrengſte und gerechteſte Verwaltung ein, duldete keine Art von Ränken und Erpreſſungen, und ließ ſich keinen Beamten durch Familienverbindungen, Empfehlungen oder Bitten aufdrängen. Er brachte Ordnung und Gerechtigkeit in alle Zweige der Verwaltung, und erleichterte die Entrichtung der Steuern durch Gleichheit der Vertheilung und durch ſtrenge Geſetzlichkeit bei der Erhebung. Kurz, Agricola richtete, wie Tacitus ſich ausdrückt, ſein und ſeiner Beamten Verfahren ſo ein, daß jeder Anlaß zu Widerſetzlichkeiten und Empörungen für immer wegfiel, während alle Kriegsthaten ſeiner Vorgänger nichts hatten fruchten können, weil nach jeder Unterwerfung die früheren Bedrückungen wieder von neuem begonnen wurden. Dabei dehnte er durch ſechs auf einander folgende Kriegszüge, bei welchen er ſich durch eine Flotte von der See aus unterſtützen ließ, die römiſchen Beſitzungen immer weiter aus. Schon auf ſeinem vierten Feldzug unterwarf er das ganze Land bis über Edinburg und Glasgow hinaus. Er ließ gleich nach dieſer Eroberung die beiden Meerbuſen, welche in der Gegend der genannten Städte das mittlere und ſüdliche Schottland von einander trennen, durch eine Kette von Thürmen und Schanzen anlegen, welche den Einfällen der räuberiſchen Skoten und Kaledonier in Hoch-Schottland (ſ. Th. III. S. 19) einen Damm entgegenſetzten. Später drang er ſogar noch weiter in Schottland vor, und ſchüchterte die Kaledonier durch eine blutige Niederlage ein, die er ihren vereinigten Schaaren am Fuße des Grampian-Gebirges lieferte.

Agricola konnte ſeine ſiegreichen Unternehmungen nicht weiter fortſetzen, weil der Argwohn des Tyrannen, welcher nach Titus Tod die Herrſchaft über das römiſche Reich erhielt, es nicht zu-

ließ, daß ein ſo ausgezeichneter, von dem Heer wie von den Britten in gleichem Grade geliebter General im Beſitze ſeiner Statthalterſchaft blieb. Er wurde im Jahre 85 abberufen, war klug genug, den Reſt ſeines Lebens in völliger Zurückgezogenheit zuzubringen, und ſtarb acht Jahre nach ſeiner Abreiſe von Britannien. England und Süd-Schottland waren erſt durch ihn eine wirkliche römiſche Provinz geworden, und blieben es von ſeiner Zeit an bis faſt zum Untergange des römiſchen Reiches ſelbſt.

8. Die römiſche Kaiſerzeit von Titus Tod an bis auf Hadrian.

Veſpaſian's und Titus Regierung waren beſonders zweier Umſtände wegen wichtig. Die monarchiſche Staatsform zeigte ſich damals zum erſten Male ſeit Auguſt's Zeit förderlich für Bildung, Moral, äußeren Wohlſtand und Behaglichkeit des Lebens, und außerdem nahm unter jenen beiden Kaiſern die größere Einheit des römiſchen Reiches als eines einzigen Staates ihren Anfang, oder mit anderen Worten die Provinzen hörten ſeitdem nach und nach auf, untergeordnete Theile eines Staatskörpers zu ſein, in welchem bisher, mit Ausnahme einzelner Städte und Individuen, nur die Bewohner von Italien Bürger, alle Übrigen aber bloße Unterthanen geweſen waren. Die letztere Veränderung erhielt ſich nicht allein nach Titus Tode, ſondern ſie breitete ſich ſpäter auch über das ganze Reich aus. Dagegen war der Vortheil, welchen Veſpaſianus und Titus durch ihren perſönlichen Charakter dem Reiche gewährt hatten, vorübergehend; denn bei der herrſchenden Schwäche und Geſinnungsloſigkeit und beim Mangel einer beſtimmten und feſtgegründeten Conſtitution übte auch jeder ſchlechte Regent einen großen perſönlichen Einfluß aus, und ſein Beiſpiel wirkte noch ſtärker, als ſeine Verwaltung, auf Leben und Sitten ein. Überdies wäre es ſelbſt für den beſten Regenten unmöglich geweſen, eine beſſere Richtung in ein Volk zu bringen, deſſen große Mehrzahl bereits zu tief geſunken war, und daher, um ungeſtört genießen zu können, jedem Tyrannen, wie jedem Laſter ſchmeichelte und diente. Dies zeigte ſich gleich nach Titus Tode unter der Regierung ſeines Bruders Domitianus.

Titus Flavius Domitianus, der jüngere Sohn Veſpaſian's, folgte ſeinem Bruder, welcher keine Söhne hinterließ, im Jahre 81 in der Regierung nach, und herrſchte bis 96. Seine Hauptfehler waren unmäßiger und lächerlicher Stolz, grenzenloſe Verſchwendung und eine kindiſche Sucht ſich auszuzeichnen. Schon ſeine Miene, ſeine Stimme, kurz ſein ganzes äußeres Weſen verriethen eine ſtolze und despotiſche Natur. Durch ſeine zügelloſe Verſchwendung ward er zu Habſucht und Raubgier fortgeriſſen, und die Furcht vor Nachſtellungen machte ihn grauſam. Durch Ausſchweifungen ſchon in früher Jugend verdorben, ergab er ſich als Kaiſer einem unmäßigen Hange zu öffentlichen Luſtbarkeiten, zu grauſamen Thierhetzen, zu Gladiator-Gefechten und Wagenrennen und einer thörichten Bauſucht. Dieſe tollen Verſchwendungen zogen einen beſtändigen Mangel an Geld nach ſich, der ihn zu Bedrückungen und Unmenſchlichkeiten trieb. Er haßte und floh zuletzt die Menſchen wie Tiberius, und wurde gemüthskrank wie Caligula. Übrigens fehlte es ihm nicht an geiſtigen Anlagen; er hatte als junger Mann ſehr gute Verſe gemacht, ein Gedicht über die Eroberung von Jeruſalem verfertigt, und des Aratus Gedicht über die Sterne (ſ. Th. III. S. 119 f.) beſſer überſetzt, als dies früher dem Cicero und Germanicus gelungen war. Sobald er jedoch die Regierung angetreten hatte, hielt er es unter ſeiner Würde, ſich mit geiſtigen Dingen zu beſchäftigen, er ſtudirte ſeitdem nur noch die Denkſchriften und Tagebücher des Tiberius und ließ ſogar ſeine eigenen Briefe, Verordnungen und Reden faſt insgeſammt von Andern verfaſſen.

Die erſte Zeit ſeiner Regierung war übrigens beſſer, als man nach ſeinem angebornen Charakter hätte erwarten ſollen. Er zeigte in den erſten Jahren keine Habſucht, ſondern war vielmehr freigebig und großmüthig. Er erließ einige trefflichen Verordnungen, ſteuerte dem Unfuge der Ankläger und Verläumder, wie dem Pasquillen-Weſen, beſtrafte parteiiſche Richter mit großer Strenge, und hielt überhaupt die Beamten mit ſolcher Kraft in Ordnung, daß keiner von ihnen weder in Rom, noch in den Provinzen ſeine Pflicht zu verletzen wagte, und daß, wie der Geſchichtſchreiber Suetonius ſich etwas zu ſtark ausdrückt, die Beamten nie gerechter und unbeſtechlicher waren, als unter ſeiner Regierung. Domitian

war deshalb auch dem Senat, welcher größtentheils aus hohen Staatsbeamten beſtand, von Anfang an verhaßt, zumal da er ſich in jeder Hinſicht der Ariſtokratie weit weniger gewogen zeigte, als Veſpaſian und Titus. Als Domitian bemerkte, wie wenig Freunde er im Senat und in der vornehmeren Klaſſe überhaupt habe, ſuchte er ſich den Pöbel durch reiche Schenkungen, durch öffentliche Bewirthungen und durch glänzende Luſtbarkeiten zu gewinnen, und gewährte den Soldaten eine ſo bedeutende Erhöhung des Soldes, daß er ſelbſt bald nachher die Unmöglichkeit erkannte, die dadurch verurſachte größere Ausgabe zu beſtreiten. Er erhöhte nämlich den Sold um den vierten Theil, und wollte ſich nachher, da die Finanzen des Staates für eine ſo bedeutende Ausgabe nicht hinreichten, damit helfen, daß er die Zahl der Truppen verminderte; er mußte aber dieſen Gedanken ſogleich wieder aufgeben, weil ſonſt Unruhen in den Heeren entſtanden und die Grenzen den Angriffen der Barbaren blosgeſtellt worden wären. Übrigens hatte Domitian von dem Haſſe des Senats nicht viel zu fürchten; denn dieſer war, ungeachtet Veſpaſian die unwürdigen Mitglieder ausgeſtoßen und durch Männer aus den angeſehenſten Familien des Reiches erſetzt hatte, unter Domitian nicht beſſer, als er früher geweſen war. Die große Verdorbenheit der damaligen römiſchen Welt zeigt ſich vielmehr gerade darin, daß auch die Umgeſtaltungen, welche die beſſeren Kaiſer mit der höchſten Reichsbehörde vornahmen, nur ſo lange Nutzen brachten, als ein guter und kräftiger Regent an der Spitze der Regierung ſtand. Derſelbe Senat, welchen Veſpaſian von Grund aus erneuert hatte, fügte ſich unter Domitian in jede Laune des Tyrannen; er berathſchlagte z. B. einſt auf des Kaiſers Antrag über die Größe der Schüſſel, in welcher man einen auffallend langen Fiſch auftragen könne, mit ebenſo großem Ernſt, als wenn über die wichtigſte Staatsangelegenheit zu verhandeln wäre, ſo daß man nicht ſagen kann, ob die Unverſchämtheit des Tyrannen oder die Niederträchtigkeit des höchſten Reichs-Collegiums größer war. Die nämlichen Senatoren zeigten ſich nachher unter den beiden wackeren Nachfolgern Domitian's wieder verſtändig und würdig, nicht weil der Geiſt der Zeit ſich geändert hätte, oder ſie ſelbſt beſſer geworden wären, ſondern weil der Mann, der an der Spitze des Staates

ſtand, durch ſeine Perſönlichkeit auf den Senat mächtig einwirkte und ihm eine beſſere Richtung gab.

Die Verſchwendungen, Tollheiten und Grauſamkeiten, zu denen ſich Domitian, je länger er herrſchte, deſto häufiger hinreißen ließ, einzeln aufzuzählen, würde für den Schriftſteller ebenſo ermüdend ſein, als für den Leſer. Er erklärte ſich in ſeiner Eitelkeit, wie Caligula, für einen Gott, ließ ſich Opfer darbringen, und führte den Gebrauch ein, daß er in öffentlichen Verordnungen und Actenſtücken mit den Worten „unſer Herr und Gott" bezeichnet wurde. Er verſchwendete ungeheuere Summen für Gebäude, veranſtaltete die prachtvollſten öffentlichen Spiele, und fröhnte gleich einem Tiberius und Nero allen Arten von Ausſchweifungen. Um das hierzu nöthige Geld zu erhalten, ließ er viele reichen Leute unter allen möglichen Vorwänden ihrer Güter berauben oder hinrichten. Außer der Habgier trieben ihn auch Argwohn und Furcht zu Handlungen der Despotie und Grauſamkeit. Jeder, der ihm verdächtig war, ſo wie alle iejenigen, welche Unabhängigkeit im Denken und Handeln zeigten, wurden umgebracht. Selbſt die Diener und Gehülfen ſeiner Grauſamkeiten verſchonte er nicht. Er gewann nach und nach ein ſolches Wohlgefallen an Gräuelthaten, daß er zuletzt mit einer wahrhaft teufliſchen Bosheit ein förmliches Studium daraus machte, neue Qualen zu erdenken, und daß er ſeine Umgebung, wie den Senat in ſteter Todesangſt zu halten ſuchte. Er fand ein Vergnügen darin, den Folterungen und Hinrichtungen der Gefangenen beizuwohnen, und wenn er vom Quälen und Morden der Menſchen ermüdet war, ſo brachte er oft ganze Stunden damit zu, daß er Fliegen fing und an Nadeln aufſpießte. Dabei pflegte er ſich, wie Tiberius, denen, die er zum Tode beſtimmt hatte, beſonders freundlich zu zeigen, und ließ oft die Todesurtheile ſo einrichten, daß der Verurtheilte aus ihrem Eingang auf eine ihm zuerkannte Ehrenbezeugung ſchließen mußte, und durch das Ende um ſo ſchrecklicher überraſcht wurde.

Da die Bürger wehrlos, der Senat ohne Anſehen, die Soldaten aber für Domitian eben ſo ſehr, wie einſt für Nero, eingenommen waren, und außer ſeinen Vertrauten und Dienern niemand ihm nahen durfte, ſo würde der Tyrann wohl nie geſtürzt worden ſein, wenn er nicht wie Caligula die Leute ſeiner Um-

gebung für ihr Leben beſorgt gemacht hätte. Seine eigene Gemahlin, Domitia, verband ſich zu ſeinem Untergange mit einigen von den Perſonen, welche ſeine grauſamen Befehle niederzuſchreiben oder auszuführen pflegten. Der Zufall ſpielte der Kaiſerin eines Tages eine Liſte der zum Tode Verurtheilten in die Hände, auf welche der argwöhniſche Tyrann ihren eigenen Namen geſchrieben hatte. Da ſich auf der nämlichen Liſte auch die Namen der beiden Garde-Präfecten Norbanus und Petronius und des vertrauteſten Kammerherrn Domitian's, Parthenius, befanden, ſo war es für Domitia leicht, eine Verſchwörung gegen das Leben ihres Gemahls zu Stande zu bringen. Die Ausführung dagegen war ſchwierig, weil Domitian eine große Körperſtärke beſaß und in ſeinem Argwohn alle möglichen Vorſichtsmaßregeln zu gebrauchen pflegte. Der Tyrann ward in ſeinem Schlafzimmer überfallen und nach einer verzweifelten Gegenwehr getödtet. Die Garden waren über Domitian's Ermordung ſo ſehr erbittert, daß ſein Nachfolger Nerva die Verſchworenen vor ihrer Wuth nicht zu ſchützen vermochte; ſie wurden, nachdem die Soldaten von dem neuen Kaiſer vergebens die Hinrichtung verlangt hatten, durch die Garde zuſammengehauen.

Der Senat ließ gleich nach Domitian's Tod ſeinem Haſſe gegen den Tyrannen vollen Lauf. Die Statue des ermordeten Kaiſers ward auf Befehl des Senats ſogleich zertrümmert, ſeine Triumphbogen umgeſtürzt, ſein Namen auf allen öffentlichen Denkmälern ausgelöſcht. Die Regierung ward dem alten Senator Coccejus Nerva übertragen, den die Verſchworenen unmittelbar nach Domitian's Tode zum Kaiſer ausgerufen hatten. Es iſt für den Geiſt jener Zeit ſehr bezeichnend, daß Nerva wahrſcheinlich nicht ſowohl wegen ſeiner großen Verdienſte um den Staat auf den Thron erhoben wurde, als vielmehr darum, weil ſchon unter Domitian einige Aſtrologen geſagt hatten, die Nativität dieſes Mannes deute darauf, daß er einmal Kaiſer werden würde. So groß und ſo allgemein verbreitet war der Aberglauben, welcher neben dem Unglauben, der Schwelgerei und der Geſinnungsloſigkeit einen der Haupt-Charakterzüge jener Zeit bildete! Ward ja doch auch allgemein geglaubt, daß ein berühmter Philoſoph, Apollonius von Tyana, dem man übernatürliche Kräfte

zuſchrieb, die Ermordung Domitian's in demſelben Augenblick, in welchem ſie Statt fand, zu Epheſus im Geiſte mit angeſehen und öffentlich allem Volk angezeigt habe!

Der neue Kaiſer, welcher nur zwei Jahre (von 96 bis 98) herrſchte, zeichnete ſich ebenſo ſehr durch ſein gemäßigtes, ſanftmüthiges Weſen aus, wie ſein Vorgänger durch das Gegentheil. Er machte es ſich zur Hauptaufgabe, die ganze Regierung in den Senat zuſammenzudrängen. Dies konnte er jedoch nicht durchführen, weil dazu ein Regent erfordert ward, der zugleich ein tüchtiger und gefürchteter General war, und Nerva's Regierung zeigt überhaupt, wie nothwendig es war, daß der Beherrſcher des Reiches Krieger und General ſei. Nerva ſelbſt ward nur zu bald davon überzeugt. Die Prätorianer und der Pöbel von Rom, unzufrieden mit der Regierung eines alten und ernſten Mannes, erregten das ganze erſte Jahr hindurch Unruhen, ſie waren beſonders deshalb aufgebracht, weil Nerva, um den Finanzen aufzuhelfen, die öffentlichen Spiele ſehr beſchränkte, und die koſtbaren Geräthe und Sammlungen verkaufen ließ, welche Domitian aus Prunkſucht angeſchafft hatte. Bald ſah Nerva ein, daß ihm Galba's Schickſal drohe, daß man ihm trotze und ſeine Würde misachte. Er beſchloß alſo, wie Galba, einen rüſtigen und allgemein geachteten Mann zum Mitregenten anzunehmen, und war weit glücklicher in ſeiner Wahl, als Galba geweſen war. Als die Anarchie in der Hauptſtadt aufs äußerſte geſtiegen war, überraſchte der Kaiſer das römiſche Volk durch die Ernennung eines Nachfolgers, den er nicht aus dem Senat, ſondern aus dem Heere gewählt hatte, und der die Liebe der Soldaten im höchſten Grade beſaß. Der Gewählte, Ulpius Trajanus, ſtand damals an der Spitze der Legionen des Niederrheins, und hatte ſich nicht allein durch glänzende Kriegsthaten ausgezeichnet, ſondern er war auch früher einmal zu Rom wegen ſeiner königlichen Geſtalt und ſeines heroiſchen Anſehens vom Volke faſt wie ein Gott begrüßt worden. Mit Trajan's Ernennung hörten die Unruhen ſogleich auf, und die ſtolzen Prätorianer fügten ſich ohne Widerrede, als der neue Mitregent ſie zu ſich nach Deutſchland beſchied und dort unter andere Legionen ſteckte. Trajan war von Geburt ein Spanier, und obgleich ſein Vater das Conſulat in Rom bekleidet

hatte, ſo würde es doch noch fünfzig Jahre früher den Römern unerträglich geweſen ſein, einem Fremden zu gehorchen; zu Trajan's Zeit aber wurde die Herkunft nicht mehr in Anſchlag gebracht. So bedeutend hatten ſich, in Folge der zunehmenden Verſchmelzung des Reiches in einen einzigen Staat, die Anſichten und Verhältniſſe geändert!

Nerva ſtarb ſchon im nächſten Jahre nach der Ernennung ſeines Mitregenten (im Januar 98). Dieſer, der bei ſeinem Regierungsantritt in dem kräftigſten Mannesalter ſtand und von 98 bis 117 herrſchte, beſaß alle die Eigenſchaften, welche der Geiſt der Zeit, die beſtehenden Verhältniſſe des römiſchen Staats und das Wohl des Reiches überhaupt von einem Beherrſcher forderten; er beging als Regent nur den einzigen Fehler, daß er die Grenzen des Reiches durch Eroberungen zu erweitern ſuchte, und auf dieſe Weiſe die Römer von neuem in eine Bahn lenkte, die man zum großen Glücke des Staates ſeit Auguſt's Zeit verlaſſen hatte. Trajan verband mit einem edlen Herzen alle beſſeren Eigenſchaften eines Soldaten. Er hatte eine militäriſche Erziehung erhalten und den größten Theil ſeines früheren Lebens im Lager zugebracht; er ermangelte in Folge davon zwar aller künſtlichen Bildung, aber er verdankte dagegen auch den Beſchwerlichkeiten des Kriegsdienſtes Geſundheit und Kraft, und hatte ſich durch ein unverwöhntes und abgehärtetes Leben einen feſten, geraden Sinn bewahrt. Wie wenig es bei ſolchen Eigenſchaften der feinen und gelehrten Bildung bedurfte, um dem Reiche würdig vorzuſtehen, das zeigte Trajan durch ſeine unwandelbare Achtung für Geſetz und Recht, für Gleichheit und Bürgerſinn, für die alten Sitten und für das Anſehen der höchſten Reichsbehörde, ſowie durch die Wahl ſeiner Beamten und Freunde, unter denen ſich zwei der beſten Schriftſteller der ganzen Kaiſerzeit, Plinius der Jüngere und Tacitus, befanden. Seine Verwaltung war muſterhaft; er verſchmähte jede Art von Willkür, ließ den Geſetzen ihren Lauf, hielt die Geſetzgebung von der Handhabung des Rechts und von der Adminiſtration getrennt, und ſchützte die Provinzen mit kräftiger Hand gegen die Bedrückungen der Beamten. An ſeinem Hofe richtete er Alles ſo ein, wie es unter Veſpaſian und Titus geweſen war. Domitian hatte, von lächerlichem Stolze geleitet, die

ſteifen Hofformen eines Claudius und Nero wieder eingeführt; Trajan aber verbannte alles Vornehme und Gezwungene aus ſeiner Umgebung und ſeiner Lebensweiſe. Er verkehrte mit den Großen, die ſeine tägliche Geſellſchaft bildeten, wie mit Freunden, machte ihnen Gegenbeſuche, erwartete ſie auch uneingeladen an ſeinem Tiſche zu ſehen, und gewährte jedem Bürger, der ein Anliegen vorzubringen hatte, freien Zutritt zu ſeiner Perſon. Auch in der Sorge für Wiſſenſchaft und Unterricht, ſowie für das Bauweſen, für Heerſtraßen, für Seehäfen und für andere den Zwecken des äußeren Lebens dienenden Einrichtungen trat Trajan nicht allein in Veſpaſian's Fußſtapfen, ſondern er that ſogar noch weit mehr, als dieſer Kaiſer. Er legte z. B. eine öffentliche Bibliothek an, welche nach ſeinem Vornamen die Ulpiſche genannt wurde, und durch die ganze Zeit des Alterthums hindurch die bedeutendſte Bibliothek der Stadt Rom blieb.

Für den Gang der Geſchichte unter und nach Trajan's Regierung iſt unſtreitig nichts ſo wichtig und folgenreich geweſen, als ſein unglücklicher Irrthum, daß für die Vertheidigung des Reiches durch neue Eroberungen und für die Erhaltung der Sitten durch das wiedererweckte Streben nach Kriegsruhm geſorgt werden könne. Er ſelbſt war von früher Jugend an zum Kriegsmann und Feldherrn gebildet worden, hatte auf ſeinen Feldzügen viele Gegenden und Völker kennen gelernt, war im Stande, alle Strapazen des Kriegsdienſtes zu ertragen, und theilte dieſe auch als Kaiſer gern mit den Soldaten, ſo daß er ſich auf dem Marſche meiſtens nicht einmal ſeines Pferdes bediente, ſondern gleich den gemeinen Soldaten zu Fuß einherging. Drei Jahre nach ſeinem Regierungsantritte begann er ſeine Eroberungskriege, und zwar im Lande Dacien an der unteren Donau. An Unternehmungen in Niederdeutſchland dachte er als Kaiſer nie, obgleich er dort als Statthalter und General zehn Jahre lang thätig geweſen war. Die Länder der unteren Donau, ſowie ſpäter der Oſten ſchienen ihm mehr geeignet, ſeine Feldherrn-Talente der Welt zu beweiſen. In der Moldau und Wallachei hatten ſich ſchon mehrere Jahrzehnte früher eingewanderte Völker des thraciſchen Stammes, unter denen die Dacier das wichtigſte waren (ſ. Th. I. S. 158), enger an einander angeſchloſſen, und mit vereinter Macht das römiſche

Thracien angegriffen. Zur Zeit des Thronſtreites zwiſchen Vitellius und Veſpaſianus waren ſie durch Truppen des Letzteren, welche über Thracien und Möſien nach Oberitalien zogen, zurückgetrieben worden, und Veſpaſian's General und Statthalter, Fontejus Agrippa, hatte zum Schutze gegen ſie eine Anzahl befeſtigter Standquartiere an der Donau angelegt. Unter Domitian drangen die Völker des daciſchen Bundes, an deren Spitze damals Decebalus ſtand, von neuem in das römiſche Reich ein. Sie zerſtörten einige Feſtungen, ſchlugen die römiſchen Truppen mehrmals zurück, und richteten ſchreckliche Verheerungen an. Domitian zog ſelbſt zweimal an die Donau, ſeine Truppen wurden aber in den meiſten Gefechten beſiegt. Argwöhniſch, wie er war, wagte er nicht, einem tüchtigen Manne das Commando über ein bedeutendes Heer anzuvertrauen, obgleich er nach Agricola's Abberufung aus Britannien einen Feldherrn hatte, welcher dem Kampfe mit ſolchen Völkern in jeder Beziehung gewachſen war. Die Dacier blieben daher nicht allein unbeſtraft, ſondern ſie ſetzten auch ihre Verheerungen fort, und Decebalus bot dem römiſchen Kaiſer ſogar unter der Bedingung Frieden an, daß ihm jährlich eine beſtimmte Summe Geld gezahlt werde. Domitian unterwarf ſich dieſer ſchimpflichen Bedingung, und der elende römiſche Senat erkannte ihm dafür unter dem Namen eines Beſiegers der Dacier die Ehre des Triumphes zu. Trajan ſtellte die Entrichtung des Tributs wieder ein, und da die Dacier deshalb aufs neue ins römiſche Gebiet einfielen, ſo begab er ſich ſelbſt an die Donau, um die Führung des Krieges gegen ſie zu übernehmen (101).

Trajan ſetzte ſogleich über den Fluß, rächte die von den Daciern angerichteten Verwüſtungen durch weit ſchrecklichere in ihrem eigenen Lande, und ſchlug die Schaaren der Feinde überall, wo ſie ſich ihm entgegenſtellten. Im dritten Jahre des Krieges (103) mußte der König der Barbaren ſich demüthigen und einen Frieden annehmen, wie Trajan ihn vorſchrieb. Der römiſche Kaiſer misbrauchte jedoch ſowohl bei dieſem Friedensſchluſſe, als auch nachher die Rechte des Siegers. Er behielt einen Theil des daciſchen Landes beſetzt, legte an die Stromſchnellen der Donau, die ſich zwiſchen Orſowa und Gladowitza befinden und heut' zu Tage den Namen des eiſernen Thores führen, eine römiſche Beſatzung, und

machte Miene, auch die Gebirge des ſüdweſtlichen Siebenbürgens an ſich zu reißen. Dadurch wurden natürlich die Dacier und ihr König ſehr erbittert. Decebalus war überdies keineswegs ein Barbar, wie die Häuptlinge der unciviliſirten Stämme ſonſt zu ſein pflegen. Er hatte ſich ſogar mit dem Hauptfeinde der Römer im fernen Oſten, dem parthiſchen Könige, in Verbindung geſetzt, und viele Leute an ſich gezogen, welche in den römiſchen Heeren gedient hatten und ſeine Truppen römiſch einrichteten; auch hatte er aus der angrenzenden römiſchen Provinz eine Anzahl geſchickter Werkleute theils gewaltſam weggeführt, theils durch Geld in ſein Land gelockt, um ſie zum Maſchinenbau zu gebrauchen. Er hätte nach dem Vertrage mit Trajan alle ſolche Leute zurückſchicken ſollen, Trajan nahm daher aus dieſem Umſtande um ſo lieber den Vorwand zu einem neuen Kriege, als Decebalus auch einige Nachbarvölker mit ſich zu verbinden ſuchte. Der Kaiſer begann ſeinen zweiten daciſchen Krieg mit der Erbauung einer ſteinernen Brücke über die Donau, und gab damit deutlich zu erkennen, daß er die Abſicht habe, das römiſche Gebiet über den Fluß hinaus zu erweitern. Dieſe Brücke ward drei Stunden unterhalb des zuvor erwähnten Thores, bei der heutigen Stadt Czernetz angelegt, ſie war vierthalbtauſend Schritte lang und an ihren beiden Enden mit Brückenſchanzen verſehen. Noch jetzt ſind bei niedrigem Waſſerſtande die Trümmer derſelben zu ſehen. Der Krieg in der heutigen Wallachei, zu welchem Lande ſich Trajan durch die neue Brücke den Zugang geöffnet hatte, bot dem römiſchen Heere wegen der vielen Moräſte, wegen des ſchweren Lehmbodens und wegen der oft ſehr waſſerreichen und reißenden Flüſſe dieſes Landes große Schwierigkeiten dar. Trajan führte ihn daher mit vieler Vorſicht; er bahnte ſich Wege, leitete Flüſſe aus ihrem Bette, und drängte den daciſchen König von Wald zu Wald, von Sumpf zu Sumpf. Decebalus fühlte ſich zuletzt außer Stand, ſein Land gegen die Römer zu behaupten, und nahm, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, ſich ſelbſt das Leben (106). Trajan machte das eroberte Land zu einer römiſchen Provinz, und faßte den Entſchluß, möglichſt viele Colonieen in demſelben anzulegen und die unterworfenen Barbaren durch Cultur zu bezähmen. Er verſetzte in die unangebauten, aber fruchtbaren Ebenen

der Wallachei eine große Zahl Menſchen aus allen Gegenden des römiſchen Reichs, gründete viele Städte und Dörfer, und wußte der römiſchen Cultur ſo ſehr Eingang zu verſchaffen, daß die lateiniſche Sprache die herrſchende Sprache dieſes Landes wurde und es bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Er reizte dadurch aber zugleich auch die rohen Stämme, welche damals in Polen und Rußland wohnten, zu beſtändigen Raubangriffen. Thracien und Möſien, welche im Süden der Donau lagen, oder die jetzigen Länder Rumelien, Bulgarien und Servien gewannen am meiſten: ſie wurden durch die neue Provinz jenſeit der Donau gegen die Barbaren geſchützt, erhielten in Folge davon eine Anzahl neuer Städte, und blühten ſeit dieſer Zeit immer mehr empor.

Die Beſiegung der Dacier und das Aufſehen, welches dieſelbe im römiſchen Reich erregte, ſcheinen den Kaiſer ſeinem beſcheidenen, ſeither nur auf die Rechtspflege und Verwaltung gerichteten Sinn entfremdet zu haben; denn ſowohl die Art, wie er ſeine Siege in Rom feierte, als auch die von ihm ſpäter unternommenen orientaliſchen Feldzüge ſtimmen nicht mehr zu dem Charakter weiſer Mäßigung und zu der Entfernung von übertriebener Verſchwendung, die man unter den damaligen Umſtänden von ihm hätte erwarten ſollen. Er feierte, als er nach Rom zurückgekehrt war, ſeinen Sieg durch die prachtvollſten Bau-Unternehmungen und die glänzendſten Feſtlichkeiten. Er errichtete ein noch jetzt ſtehendes Siegesdenkmal, die berühmte, hundert zehn Fuße hohe Trajans-Säule, die auf ihrer äußeren Fläche ſeine Feldzüge und Kriegsthaten in halb erhabener Arbeit darſtellt, und auf deren Spitze ſeine eigene Statue in übermenſchlicher Größe ſtand. Er baute außer mehreren Gebäuden zu Rom Triumphbögen in Benevent und an anderen Orten, und führte durch die pontiniſchen Sümpfe eine Straße, welche die Pracht und Feſtigkeit der alten Heerſtraßen mit den Bequemlichkeiten der Zeiten Trajan's verband. Dieſe Unternehmungen waren im alt-römiſchen Geiſte gemacht, und gereichten ihm deshalb eben ſo ſehr zur Ehre, wie die vielen Brücken und Kanäle, welche er in verſchiedenen Theilen des Reiches bauen ließ, und wie die von ihm angelegte große Heerſtraße, die vom ſchwarzen Meer an bis zur Weſtküſte von Gallien ging. Dagegen erinnern die Feſte, welche er zur Feier ſeiner

Siege veranſtaltete, an die unſinnigen Verſchwendungen eines Caligula und Domitianus, und trugen nicht wenig zur Verſchlechterung der Sitten bei. Er gab dem Volke hundert drei und zwanzig Tage hinter einander öffentliche Spiele und andere Luſtbarkeiten, bei welchen nicht weniger als zehntauſend Gladiatoren auftraten und elftauſend wilde Thiere getödtet wurden, ſo daß alſo gerade einer der beſten Kaiſer das unnatürliche und grauſame Vergnügen der entarteten Bewohner von Rom am meiſten befördert hat.

Trajan's orientaliſcher Feldzug war gegen die Parther gerichtet. Dieſes Volk hatte ſeit Auguſt's Zeit beſtändig durch Thronſtreitigkeiten zu leiden gehabt, und war mit den Römern ſehr häufig in feindliche Berührung gekommen, weil beide Völker das armeniſche Reich als ein von ihnen abhängiges Land anſahen. Der unruhige Charakter der Armenier und die ſteten Zwiſtigkeiten unter den Gliedern ihrer Herrſcherfamilie machten dieſe Einmiſchungen der beiden Nachbarſtaaten gewiſſermaßen nöthig. In den häufigen Kriegen der Römer und Parther hatte ſich ſeither kein Feldherr ſo ſehr ausgezeichnet, als Domitius Corbulo, der von Nero nach Armenien geſchickt worden war, um die Bewohner dieſes Landes ſowohl gegen den Druck ihres eigenen Königs, als auch gegen die Übermacht der Parther zu ſchützen. Er vertrieb den parthiſchen Prinzen Tiridates I., der ſich zum Beherrſcher von Armenien aufgeworfen hatte, und beſetzte das ganze Land. Corbulo erwarb ſich durch ſeine Unternehmungen bei ſeinen Landsleuten, wie bei den Armeniern und Parthern den größten Ruhm; er war aber nicht blos ein trefflicher General, ſondern er gehörte auch zu den ſeltenen Männern, die in der verdorbenſten Zeit Vaterlandsliebe mit einfachen Sitten verbanden, ſo daß ſelbſt Tiridates es unbegreiflich fand, wie ein ſolcher Mann einem der verachtungswürdigſten Kaiſer gehorſam bleiben konnte. Nero verlieh die Herrſchaft von Armenien einem Abkömmling der Familie Herodes, welcher damals in Rom lebte und zum Heidenthum übergetreten war. Dieſer konnte ſich jedoch gegen die unruhigen Armenier und gegen die Parther nicht einmal ein volles Jahr behaupten, und Corbulo ſelbſt rieth ſeinem Kaiſer, den vertriebenen parthiſchen Prinzen wieder einzuſetzen, wenn derſelbe nach Rom gehen und als römiſcher Vaſall huldigen wolle. Tiridates verſtand

ſich dazu, er empfing daher das Reich Armenien als römiſches Lehen, und die Ruhe blieb hierauf eine Zeitlang ungeſtört. Nach ſeinem Tode wiederholten ſich die früheren Scenen: der Thron von Armenien ward von neuem ein Gegenſtand des Streites zwiſchen einzelnen Fürſten, und die Parther miſchten ſich wieder in die Angelegenheiten dieſes Landes ein. Zu Trajan's Zeit ſaß ein parthiſcher Schützling, Exedarus, auf dem Thron von Armenien, und der parthiſche König Kosroes hielt ihn durch ein Heer, welches im Lande lag, aufrecht. Dieſen armeniſchen König wollte Trajan nicht anerkennen; der Wahrheit nach aber galt es ihm weniger darum, den römiſchen Einfluß in Armenien wiederherzuſtellen, als vielmehr ſich den Ruhm eines Beſiegers der Parther zu erwerben. Er zog mit einem ſtarken Heere nach Aſien. Unterwegs erhielt er eine Geſandtſchaft des parthiſchen Königs, der in ſeinem eigenen Lande mit Unruhen zu kämpfen hatte, und aus dieſem Grunde dem römiſchen Kaiſer die freundlichſten Anerbietungen machen ließ. Trajan wollte aber aus Begierde nach Kriegsruhm von ſeinen Anträgen nichts hören, obgleich Kosroes den Exedarus vom armeniſchen Thron entfernt und einen parthiſchen Prinzen, Parthamaſiris, an ſeine Stelle geſetzt hatte, welcher bereit war, den Römern zu huldigen. Trajan vertrieb den neuen Beherrſcher Armeniens mit leichter Mühe, weil die Parther, in innere Streitigkeiten verwickelt, dieſen nicht unterſtützen konnten. Er machte darauf aus Armenien eine römiſche Provinz, und unterwarf ſich auch die kleineren Dynaſten zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere, deren Gehorſam freilich nur ſo lange dauerte, als das römiſche Heer in ihrer Nähe ſtand. Die ferneren Unternehmungen Trajan's auf ſeinem erſten Zug in den Orient ſind uns nicht genau bekannt; wir wiſſen nur ſoviel mit Zuverläſſigkeit, daß er aus Armenien nach Meſopotanien marſchirte, am mittleren Euphrat und Tigris Städte einnahm, und den König von Parthien gegen ſeine rebelliſchen Unterthanen unterſtützte.

Einige Zeit nachher, höchſt wahrſcheinlich im Jahre 114, trat Trajan ſeinen zweiten parthiſchen Feldzug an, auf welchem er faſt drei Jahre (bis 117) zubrachte. Er eroberte die berühmte griechiſche Stadt Seleucia am Tigris (ſ. Th. III. S. 7 f.) und die parthiſche Reſidenz Kteſiphon, verwandelte Aſſyrien in eine röm=

iſche Provinz, und ſtreifte bis nach Arabien hin, wo er ſchon einige Jahre früher aus bloßer Ruhmbegierde durch einen ſeiner Generale Eroberungen hatte machen laſſen, welche ebenſo ſchnell verloren gingen, als ſie gemacht worden waren. Er drang zuletzt ſogar bis an die Küſte des perſiſchen Meerbuſens vor. Wenn man den aus jener Zeit erhaltenen Münzen und fabelnden Geſchichtsbüchern Glauben ſchenken wollte, ſo hätte er ſelbſt den Entwurf eines indiſchen Feldzuges gemacht und für denſelben bereits eine Flotte erbauen laſſen. Dieſe Angabe beruht aber, gleich anderen lächerlichen Übertreibungen, auf bloßer Schmeichelei und auf dem Umſtande, daß man den perſiſchen Meerbuſen mit dem indiſchen Ocean verwechſelte. Nach einer jener Münzen hätte Trajan auch den Parthern einen neuen König gegeben; dieſe Ertheilung der parthiſchen Königswürde beſchränkte ſich indeſſen darauf, daß er einen der vielen Kron-Prätendenten in Kteſiphon zum Könige ausrufen ließ, was für die Parther ein hinreichender Grund war, denſelben nicht als Regenten anzuerkennen.

Schon Trajan ſelbſt erntete die Früchte ſeiner unüberlegten, dem römiſchen Reiche höchſt nachtheiligen Eroberungsſucht. Während er am Schat el Arab ſtand, fielen alle Völker und Städte in ſeinem Rücken von ihm ab, und er ſah zu ſpät ein, daß die orientaliſchen Nationen nicht ſo leicht als die Dacier zu unterwerfen und in Gehorſam zu halten ſeien. Auch die Juden empörten ſich ſowohl in Paläſtina, als in den Städten von Syrien, Egypten und andern Ländern, weil man ſie wie die Chriſten unabläſſig quälte und verfolgte. Trajan mußte Truppen gegen ſie abſchicken, und zu gleicher Zeit auch Aſſyrien, Seleucia, Edeſſa und andere empörten Länder und Städte von neuem bekriegen laſſen. Er ſelbſt erkrankte in Folge der Beſchwerlichkeiten eines erfolgloſen Zuges, den er nach Arabien unternahm. Um ohne Nachtheil für ſein Anſehen die fruchtloſen Unternehmungen einſtellen zu können, ließ er ſich vom Senat unter einem erdichteten Vorwande nach Rom zurückrufen. Er übergab das Heer ſeinem General Hadrianus, den er zum Statthalter von Syrien ernannt hatte, und reiſte nach Cilicien, um von da nach Italien zurückzukehren. Ehe er ſich einſchiffen konnte, ereilte ihn der Tod (117).

9. Der Kaiſer Hadrianus.

Publius Aelius Hadrianus oder Adrianus wurde Trajan's Nachfolger. Er war, wie dieſer, von Geburt ein Spanier, und erlangte die Herrſchaft höchſt wahrſcheinlich nur durch die Gunſt der Plotina, der Gemahlin ſeines Vorgängers, die ihm von jeher ſehr gewogen geweſen war; denn es iſt faſt für gewiß anzuſehen, daß Trajan keinen Nachfolger ernannt hatte, daß aber Plotina nach des Kaiſers Tode eine ſchriftliche Acte Trajan's unterſchob, durch welche Hadrian von ihm an Kindes Statt angenommen und zum Beherrſcher des Reiches ernannt worden ſein ſollte. Der neue Kaiſer gab ſogleich Trajan's orientaliſche Eroberungen wieder auf, und machte den Euphrat aufs neue zur Grenze des römiſchen Reiches, jedoch nicht, wie man ihm ungerechter Weiſe vorgeworfen hat, aus Neid gegen ſeinen Vorgänger, ſondern weil er einſah, daß das Intereſſe des Staats dies erheiſche. Auch Dacien würde er wieder aufgegeben haben, wenn nicht bereits zu viele römiſchen Bürger daſelbſt angeſiedelt worden wären; doch ließ er Trajan's Donau-Brücke zerſtören, damit den Barbaren nicht der Einbruch in die blühenden thraciſchen Länder erleichtert werde.

Hadrian verbat ſich bei ſeiner Ankunft in Rom alle ungewöhnlichen Auszeichnungen, erwies dem Senat die größte Achtung, und erklärte, daß er ſeine Würde und ſeine Rechte ſtets nur von dieſer Behörde ableiten werde. Sein Charakter und ſeine ganze Regierung beſtanden in einer ſonderbaren Miſchung von Gutem und Böſem, von verſtändiger Verwaltung und abgeſchmackten Grillen, von Handlungen der Milde und von ungerechter Härte, von Bildung, Geſchmack und Sorge für Wiſſenſchaft einerſeits und von Schwärmerei, von Verfolgung des wahren, gründlichen Wiſſens und von Begünſtigung der Pedanten und ſpielenden Grübler andererſeits. Dieſe Vorzüge und Mängel Hadrian's waren, wie ſeine Grauſamkeiten, größtentheils eine Folge ſeiner übermäßig großen Eitelkeit. Er wollte Alles verſtehen, Alles allein leiten, in jeder Beziehung alle Anderen überglänzen, und zeigte auf dieſe Weiſe ebenſo häufig die Schwächen eines pedantiſchen Stubengelehrten, wie die Geſinnung der in Zerſtreuung

verlorenen vornehmen Welt. Nur ſehr wenige tüchtigen und verdienten Männer konnten in ſeiner Nähe aushalten; er begünſtigte meiſtens blos ſeine Lieblinge und mittelmäßige Leute, die ihn erhoben, um von ihm erhoben zu werden. Viele Gelehrte, welche klüger ſein wollten oder wirklich klüger waren als er, mußten ihren Vorzug oder ihre Eitelkeit mit dem Leben büßen. Der berühmte Baumeiſter der Trajans-Brücke z. B. hatte unter Trajan's Regierung einmal einen Ausſpruch Hadrian's über Bauwerke mit der Äußerung erwidert, Hadrian möge lieber Kürbiſſe malen, weil er ſich wohl darauf, nicht aber auf die Architektur verſtehe; eben derſelbe Künſtler erlaubte ſich bald nach Hadrian's Thronbeſteigung einen wohlbegründeten Tadel über einen von dieſem entworfenen Bau-Riß auszuſprechen, er ward dafür zuerſt aus Rom verbannt und dann auf Hadrian's Befehl aus der Welt geſchafft. Gleich im Anfange ernannte Hadrian ſeinen ehemaligen Erzieher Tatianus, einen Mann von hartem Gemüthe, und den edlen, der beſten Zeiten würdigen Similis zu Garde-Präfecten, damit er alle Strenge, die ihm nöthig ſchien, auf den Erſteren ſchieben, und von der allgemeinen Achtung des Letzteren Vortheil für ſich ziehen könne. Beide Männer ſahen ſich zwei Jahre nachher genöthigt, ihre Entlaſſung zu nehmen, jener, weil Hadrian die Schuld der Hinrichtungen, die er ſelbſt befohlen hatte, auf ihn werfen wollte, dieſer, weil er bei ſeinem edeln Weſen an Hadrian's Hofe nicht lange aushalten konnte. Im dritten Jahre ſeiner Regierung ließ Hadrian alle diejenigen umbringen, deren Anſehen und Verdienſte ſo groß waren, daß ſie bei ihm Beſorgniß und Eiferſucht erweckten.

Bald nachher verließ Hadrian Rom, um die Provinzen zu bereiſen. Er verweilte überhaupt ſelten in der Hauptſtadt, und brachte den größten Theil ſeiner Regierung auf Reiſen zu. Rom empfand unter ihm, wie unter Trajan, die Abweſenheit des Regenten weniger, als unter andern Kaiſern, weil der Senat Anſehen genug beſaß, um die Verwaltung mit Kraft leiten zu können, und weil die Mitglieder dieſes Reichs-Collegiums aus den wohlhabendſten and angeſehenſten Familien des ganzen Reiches genommen waren, ſo daß alſo auch in Betreff des äußeren Wohlſtandes der Hauptſtadt der Glanz des Hofes nicht vermißt

ward. Für die Provinzen dagegen war die öftere Anweſenheit des Kaiſers um ſo wohlthätiger, als Hadrian die Heere und ihre Befehlshaber, wie die Statthalter und Finanzbeamten ſorgfältig und ſcharf beobachtete, und ſeinen Ruhm vorzüglich darin ſuchte, daß er überall Denkmäler errichtete und die vornehmſten Städte des Reiches verſchönerte. Er beſuchte auf ſeinen Reiſen alle Theile des Reiches, von Spanien und Britannien an bis nach Egypten und Armenien hin, und verweilte in einzelnen Provinzen viele Monate lang. Am meiſten bemerkenswerth iſt ſein Aufenthalt in Athen und in Egypten, weil ſein dortiges Treiben ſowohl für die Erkenntniß ſeines eigenen Weſens, als auch für die Sittengeſchichte ſeiner Zeit ſehr bezeichnend iſt. In Athen, wo er zweimal einen ganzen Winter zubrachte, und in Egypten, wo er ſich ſogar zwei Jahre hinter einander aufhielt, fand er nicht nur eine willkommene Gelegenheit, ſeinen Hang zur Schwärmerei zu befriedigen, ſondern er machte auch hier wie dort die großartigſten Bau-Unternehmungen. In Athen ließ er ſich in die eleuſiniſchen Myſterien einweihen, veranſtaltete glänzende Feſte, theilte mit verſchwenderiſcher Hand Geld und Getraide unter das Volk aus, und verſchönerte die Stadt durch prächtige Gebäude. In einem der Tempel, welche er dort aufführen ließ, errichtete er ſich ſelbſt einen Altar. In der Hauptſtadt von Egypten ließ er ebenfalls viele Gebäude erbauen oder wiederherſtellen; die meiſte Zeit widmete er jedoch dem Verkehr mit den Gelehrten des Muſeums, welche die alt-egyptiſche Prieſterweisheit mit der ausgearteten griechiſchen Wiſſenſchaft verbanden, und deren Treiben durch Hadrian's großartige Unterſtützungen neue Nahrung erhielt (ſ. Th. III. S. 54.). Dieſer Umgang hatte für den Kaiſer die nachtheiligſten Folgen; er ward in demſelben Grade finſterer, in welchem ſeine Schwärmerei zunahm, und die ſchmeichelnde Gleißnerei der Prieſter, Myſtiker und Buchſtabengelehrten, die ihn in Athen und in Egypten umgaben, machte ihn immer härter, unduldſamer, neidiſcher und jedem Freimuth feindſeliger. In Egypten entriß ihm übrigens der Tod ſeinen Liebling, den ſchönen Jüngling Antinous, den er nachher für einen Gott erklären und durch Statuen, Tempel und Opferfeſte verherrlichen ließ, und der durch ſeine unzähligen Abbildungen eine große Bedeutung für

die Kunſtgeſchichte erhalten hat, weil er das Ideal männlicher Jugendſchönheit geworden iſt.

Die Gelehrten hatten noch nie eine ſolche Stellung und einen ſo großen Einfluß auf den Hof und die Leitung des Staates gehabt, als ſie unter Hadrian erhielten, und die Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben und mit der Staatsverwaltung war in keiner früheren Zeit ſo vollkommen, als damals. Die Regierung dieſes Kaiſers hat deswegen, wie ſich ſpäter bei der Darſtellung des Bildungsganges der römiſchen Welt zeigen wird, eine ganz beſondere Wichtigkeit für die Cultur und Literatur der letzten Zeiten des Alterthums. Einer ebenſo großen Rückſicht und Pflege erfreute ſich unter Hadrian auch die Kunſt, beſonders die Baukunſt, und die angeſehenſten Privatleute wetteiferten hierin, wie in der Sorge für Wiſſenſchaft und Unterricht, mit dem Kaiſer. Hadrian baute erſtaunlich viel, und zwar nicht blos in der Hauptſtadt, ſondern in den verſchiedenſten Theilen des Reichs. Er errichtete Waſſerleitungen, Brücken, Bibliotheksgebäude und Tempel in Rom, in Athen, kurz in jeder Stadt, die er begünſtigte; Athen aber erfreute ſich dieſer Gunſt vor allen anderen Städten. Selbſt Egypten, wo doch bereits faſt zu viele öffentlichen Gebäude waren, ſchmückte er mit neuen Bauwerken. Das berühmteſte ſeiner vielen Gebäude war ſein ungeheueres Grabmal oder die ſogenannte Hadrians-Burg zu Rom, die ſich bis zum heutigen Tag erhalten hat und jetzt den Namen Caſtel Sant Angelo führt. Es war mehr einer Feſtung als einem Grabmal ähnlich, und diente auch bis zur gegenwärtigen Zeit immer als Feſtung. Merkwürdiger als dieſes Gebäude, iſt das Landhaus, das ſich Hadrian in Tivoli erbaute, weil die Einrichtung deſſelben uns den Geiſt der damaligen Zeit anſchaulich macht, und namentlich recht auffallend zu erkennen gibt, wie ſehr das wahrhaft Schöne und Große ins Prächtige und Kleinliche übergegangen war, und wie ſehr die Rückſicht auf Privatnutzen, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit den Haupt-Charakterzug der antiken Baukunſt, die Beziehung auf Volk und Staat, verdrängt hatte. Hadrian's Palaſt zu Tivoli war, wie die dazu gehörenden Gartenanlagen, in viele Abtheilungen getheilt, welche für alle möglichen Bequemlichkeiten und für jede Art von eitlem Pomp eingerichtet waren, und die ver-

ſchiedenartigſten Gegenſtände mit und neben einander vorführten. Dieſe Abtheilungen, die zum Theil ganze Berge und Thäler und überhaupt einen ſehr großen Raum in ſich begriffen, waren nach den Haupt-Charakterzügen beſtimmter Gegenden, Städte oder Gebäude angelegt, und trugen auch den Namen derſelben. Man fand dort z. B. ein Lyceum, eine Akademie, ein Tempe; ſelbſt die egyptiſche Stadt Kanopus und das von Hadrian neu erbaute Jeruſalem waren daſelbſt im Kleinen zu ſehen. Ja, ſogar eine Darſtellung der mythiſchen Unterwelt war in Hadrian's prächtigem Landhaus ebenſo zu finden, wie ſich in den fürſtlichen Gärten des achtzehnten Jahrhunderts alle möglichen Tempel, Labyrinthe und mythologiſchen Scenen fanden.

So prächtig und glänzend auch alle dieſe Schöpfungen Hadrian's waren, ſo zerſtörten ſie doch die wenigen noch übrigen Reſte des guten Geſchmacks, ſie beförderten außerdem die Gewöhnung an leeren Pomp und an perſönliche Bequemlichkeit, knüpften Alles immer mehr an die Perſon und den Hof des Kaiſers, und wurden auf Koſten des Bürger- und Bauernſtandes gemacht, während ſie doch nur dem Regenten und wenigen vornehmen Familien zu Statten kamen. Nicht anders verhielt es ſich mit Hadrian's Staatsverwaltung. Er benahm ſich viel willkürlicher, als Trajan, obgleich er in ſeinem äußeren Benehmen und in ſeinem Verhältniſſe zum Hof dieſem Kaiſer ähnlich blieb. Er hatte zwar gleich anfangs das Volk für den eigentlichen Souverain und das Volkswohl für den alleinigen Zweck der Regierung erklärt, und ließ es ſich angelegen ſein, das Anſehen des Senats aufrecht zu erhalten; deſſen ungeachtet waren aber ſeine Verordnungen oft willkürlich und hart, ſeine Geſetze despotiſch und ſeine Verwaltungsweiſe koſtſpielig. Außerdem veränderten ſeine vielen Bau-Unternehmungen, die Beſoldungen, die er Gelehrten und Künſtlern gab, und ſein perſönlicher Einfluß auf Literatur und Kunſt die bisher beſtandenen Verhältniſſe, und knüpften an den Kaiſer und ſeinen Hof, was nur aus freier Beſtrebung, aus patriotiſchem Eifer und aus wahrer Liebe zum Schönen und Beſſeren hätte hervorgehen ſollen. Die vortrefflichſte Seite ſeiner Regierung war die Rechtspflege. Er beſchäftigte ſich angelegentlich mit derſelben, handhabte die Juſtiz mit unpartei-

licher Strenge, und ſchaffte viele ſchreienden Misbräuche ab, die ſich nach und nach eingeſchlichen hatten Er zog ferner bei den letzten Entſcheidungen, die er ſelbſt als Kaiſer zu geben hatte, ſtets eigentliche Rechtsgelehrte zu Rath, ſtatt daß vorher die Beiſitzer des Kaiſers ohne alle Rückſicht auf Rechtskenntniß aus den Umgebungen der Fürſten gewählt worden waren. Das Wichtigſte von allem, was er für die Juſtiz that, iſt ein ſogenanntes immerwährendes Edict (edictum perpetuum) oder die Sammlung der von den Prätoren der republikaniſchen Zeit jährlich erlaſſenen Edicte, in welchen die Grundſätze feſtgeſetzt wurden, nach denen die Richter ihre Entſcheidungen gaben (ſ. Th. III. S. 243). Dieſe Sammlung, welche Hadrian durch Salvius Julianus, den erſten Juriſten ſeiner Zeit, verfertigen ließ, und dann als geſetzliche Richtſchnur bei der Juſtiz-Verwaltung bekannt machte, war gewiſſermaßen das älteſte Geſetzbuch der Römer, und brachte Gleichförmigkeit und Beſtand in das gerichtliche Verfahren.

In der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten zeigte ſich Hadrian ſehr beſonnen und verſtändig. Er ſtrebte weder nach Kriegsruhm, noch verfiel er in Trajan's Fehler, die Grenzen des Reichs zu erweitern. Dabei hatte er jedoch ein ſcharfes Auge auf die rohen Völker des Nordens und Oſtens, die ſich immer mehr an den Grenzen ſammelten, und mit habgierigem Sinne nach den blühenden Provinzen des römiſchen Reiches blickten. Er traf die beſten Anſtalten zur Bewachung der Grenzen, ſo daß ſeine Heere jeden Angriff jener Völker glücklich abwehrten. Er ſelbſt zog im Jahre 120 gegen die Roxolanen und andere ſarmatiſchen Stämme (ſ. Th. I. S. 119 f.), welche verheerend bis in das Innere von Illyrien vorgedrungen waren, und jagte ſie in ihre Gebirge und Steppen zurück. Alle anderen Angriffe wurden von ſeinen Generalen zurückgeſchlagen. Auch in Britannien bewährte Hadrian ſeine militäriſche und politiſche Einſicht. Da er nämlich die Schwierigkeit erkannte, die Truppen in den unangebauten Berggegenden von Mittelſchottland zu ernähren, ſo zog er dieſelben aus den Grenzbefeſtigungen Agricola's zurück, und gab das ganze Land bis zum Fluſſe Eden in Cumberland und bis zur Tyne in Northumberland den Skoten und Kale-

doniern preis. Dagegen ließ er einen neuen Grenzwall zwiſchen den Mündungen der genannten beiden Flüſſe aufführen.

Während Hadrian durch Beſonnenheit und gutgewählte Maßregeln an den Grenzen jede Gefahr glücklich beſeitigte, zog ihm dagegen das Streben, ſeinen Namen durch Städte-Gründungen zu verewigen, einen bedenklichen Krieg im Inneren zu. Er kam nämlich auf den Gedanken, Jeruſalem in eine römiſche Pflanzſtadt umzuwandeln, und reizte dadurch das jüdiſche Volk zum Aufſtande. Die Juden waren unter Trajan's Regierung ebenſo wie die Chriſten, die man für eine jüdiſche Secte hielt, faſt in allen Theilen des Reiches heftig gedrückt und verfolgt worden, ſie hatten ſich daher häufig empört, und die ſtrengen Maßregeln, welche Trajan gegen ſie ergriff, hatten immer wieder neue Aufſtände veranlaßt. Beſonders war Paläſtina, wo die Juden ſich wieder in großer Zahl angeſiedelt hatten, der Schauplatz unaufhörlicher Empörungen geweſen. Hadrian verfuhr eine Zeitlang gelinde mit den Juden, und wir hören daher auch unter ihm von keinen Unruhen, bis er gegen das Ende ſeiner Regierung römiſche Coloniſten nach Jeruſalem ſchickte, in der Nähe des zerſtörten Heiligthums der Juden dem capitoliniſchen Jupiter einen Tempel erbauen ließ, und der Stadt den neuen Namen Aelia Capitolina ertheilte (133). Die Einwohner von Jeruſalem widerſetzten ſich, wie es ſcheint, dieſem Unternehmen, ſie wurden aber überwältigt, und mußten es geſchehen laſſen, daß ihre heiligſte Stätte durch heidniſchen Götzendienſt entweiht, ihre Hauptſtadt mit Heiden bevölkert und ihres alten heiligen Namens beraubt ward. Ein ſolcher Gräuel erbitterte die Juden aufs höchſte, ſie ſtrömten aus allen Gegenden nach Paläſtina zuſammen, und ſchloſſen ſich daſelbſt an Barcocheba oder Bar Chozba an, der ſich für den Meſſias erklärt hatte, und von einem der angeſehenſten Rabbiner jener Zeit als ſolcher anerkannt worden war. Barcocheba begeiſterte ſeine Landsleute zum furchtbarſten Widerſtande gegen die Römer, ſo daß ſie mit derſelben Hartnäckigkeit kämpften, wie bei ihrer erſten gewaltſamen Unterwerfung unter die Römer, und daß ihre Feinde gegen das Land und ſeine Bevölkerung faſt eben ſo grauſam wütheten, wie unter Veſpaſianus und Titus. Hadrian ſah ſich zuletzt genöthigt, Julius Severus, den

tüchtigſten der Generale, welchen des Kaiſers Eiferſucht nicht verderblich geworden war, aus Britannien abzurufen und mit der Führung des jüdiſchen Krieges zu beauftragen. Auch dieſer vermochte erſt im dritten Jahre des Krieges und nach den größten Anſtrengungen die Empörten wieder zu unterwerfen (135). Die Zahl der Juden, welche in dieſen drei Jahren durch das Schwert vernichtet wurden, ſoll fünfmalhundert achtzigtauſend betragen haben; ſehr viele kamen außerdem durch Hunger, Feuer und Krankheiten ums Leben. Paläſtina ward gänzlich verwüſtet, die römiſchen Truppen zerſtörten nicht weniger als fünfzig ſtark befeſtigte Städte und neunhundert fünf und achtzig offene Ortſchaften. Auch Jeruſalem wurde von neuem zerſtört, Hadrian ließ es wieder aufbauen, verbot aber allen Juden bei Todesſtrafe, den Fuß in die Stadt zu ſetzen. Die neue Stadt erhielt den Namen Aelia Capitolina, der zugleich an Hadrian's Geſchlecht und an den römiſchen Götzendienſt erinnerte; doch ward der alte bald wieder der allein gebräuchliche.

Hadrian verfiel gegen das Ende ſeiner Regierung in eine unheilbare Krankheit. Er beſchloß deshalb einen Nachfolger zu ernennen, ließ ſich aber bei der Wahl desſelben blos von ſeiner perſönlichen Neigung beſtimmen. Zum Glück für das römiſche Reich ſtarb der Ernannte, Lucius Commodus Verus, noch vor Hadrian, und der Zufall leitete den Kaiſer auf eine beſſere zweite Wahl; denn der neue Thronfolger, Arrius Antoninus, war ein zum Regenten durchaus geeigneter Mann. Hadrian ernannte ihn jedoch nur unter der Bedingung, daß Antoninus ſogleich den Sohn des Lucius Commodus Varus, der ſeines Vaters Namen trug, und einen andern Liebling des Kaiſers, Marcus Aurelius, zwei Männer von ganz verſchiedenem Charakter, für ſeine Nachfolger erkläre. Hadrian ward durch ſeine Kränklichkeit von Tag zu Tage mürriſcher und mislauniger, beging daher viele Grauſamkeiten, und machte ſich allgemein verhaßt. Als er endlich ſtarb (138), war die Erbitterung gegen ihn ſo groß geworden, daß der Senat alle Verordnungen, welche Hadrian in den letzten Jahren erlaſſen hatte, für ungültig erklären, und ihm die ſchon von Auguſt's Zeit an gebräuchliche Ehre, nach welcher jeder verſtorbene Kaiſer für einen Gott erklärt wurde, verſagen wollte. Beides würde auch geſchehen ſein, wenn ſich nicht Antoninus,

dem man deshalb den Beinamen **Pius** d. i. der kindlich Treue gab, aufs angelegentlichſte dafür verwendet hätte, daß das Erſtere geſchehe und das Zweite unterlaſſen werde.

10. Rückblick auf den Geiſt des Lebens und das Staatsweſen der erſten Zeit des Kaiſerreichs.

Der Zuſtand des römiſchen Reiches bietet uns von der letzten Zeit der Republik an zwei ſehr verſchiedene Seiten dar. Auf der einen Seite erblicken wir eine ſtets zunehmende moraliſche Herabwürdigung und eine ſo große und allgemeine Entartung, daß auch die beſten Regenten die Wirkungen des Zeitgeiſtes wohl vorübergehend zu hemmen, nicht aber zu heilen vermochten. Auf der anderen Seite dagegen gewährt das römiſche Reich den erfreulichen Anblick einer Civiliſation, die ſich mit raſchen Schritten weiter, als je zuvor, über die Welt hin ausbreitete, ſo daß ſie auch ganz barbariſche Länder, wie Frankreich, Spanien und die Wallachei, mit den Elementen eines beſſeren Daſeins befruchtete, und nach Norden hin ſogar bis an den Fuß des ſchottiſchen Hochlandes vordrang. Ruhe und Frieden herrſchten mit geringen Unterbrechungen im Reiche, und Handel und Induſtrie, ſowie eine gewiſſe Art von Wiſſenſchaft und Kunſt blühten ſo ſehr, als zu irgend einer anderen Zeit des Alterthums. Endlich wurden den Bewohnern des Reiches damals auch die meiſten der Anſtalten und Einrichtungen zu Theil, welche in unſeren Tagen das Leben behaglicher machen und den Verkehr erleichtern. Kanäle, Heerſtraßen, Poſt-Einrichtungen, Anſtalten zur Verpflegung der Kranken, zur Erziehung der Jugend und zur Unterſtützung der Nothleidenden, polizeiliche Sicherheit und Ordnung und eine alle Theile des Staates umfaſſende Sorge für Recht und Gerechtigkeit wurden gerade zu jener Zeit die Hauptgegenſtände, auf welche die Thätigkeit der Regierung ſich richtete, und die Bequemlichkeit in Hinſicht auf Wohnung, Kleidung und andere Dinge war, wie die in Herkulanum und Pompeji gefundenen Einrichtungen zeigen, damals faſt ebenſo groß, ja in mancher Beziehung ſogar noch größer, als in unſerer Zeit. Wer daher bei der Betrachtung der menſchlichen Dinge blos die äußere Seite des Lebens ins Auge faßt, wird dieſen Zuſtand der römiſchen Welt für einen ſehr glück-

lichen erklären, und in der That hat es auch Geſchichtſchreiber gegeben, welche die erſten hundertfünfzig Jahre des römiſchen Kaiſerreichs den ſchönſten Zeiten der Menſchheit beigezählt, und dieſe Zeit ebenſo, wie die unſerige, vorzugsweiſe glücklich geprieſen haben. Wer dagegen die moraliſchen und geiſtigen Zwecke der Menſchheit höher anſchlägt, als alle Bequemlichkeiten, Verfeinerungen und Hülfsmittel des äußeren, ſinnlichen Lebens, wer in dem Treiben der Welt nur das, was Eigenthümlichkeit, Charakter und Kraft hat, zu ſchätzen gewohnt iſt, und bei der Beurtheilung unſeres Geſchlechtes ſich nicht um die äußeren Zufälligkeiten kümmert, an die der Menſch im civiliſirten Zuſtand ſich in der Regel ganz zu binden pflegt, ſondern auf unabhängigen Sinn und moraliſchen Werth ſieht, der wird die erſten anderthalb Jahrhunderte des römiſchen Kaiſerreichs zu den traurigſten Zeiten der Geſchichte zählen. Viele römiſchen Geſchichtſchreiber und Satyriker haben den damaligen Zuſtand der Welt blos von dieſer Seite her angeſehen, und ihn deshalb mit den dunkelſten Farben gemalt; von tiefem Unwillen gegen ihre Mitwelt erfüllt, haben ſie ſich durch die Betrachtung der früheren beſſeren Zeiten zu erquicken geſucht, dieſe zum einzigen Maßſtab ihrer Beurtheilung gemacht, und in Folge davon ein Bild ihrer Zeit entworfen, in welchem die andere Seite zu ſehr in den Schatten geſtellt iſt. So ſehr hängt bei der Beurtheilung menſchlicher Dinge Alles von dem Sinn und Standpunkt des Beurtheilers ab! So ſchwer iſt es, über den Vorzug der einen Zeit vor der anderen zu entſcheiden!

Faſſen wir bei unſerer Betrachtung beide Seiten zuſammen, ſo zeigt uns die Geſchichte dieſes Zeitraumes beſſer, als die irgend eines anderen, daß den Staaten wie den einzelnen Menſchen vom Schickſal ein beſtimmtes Alter angewieſen iſt, über deſſen Ziel hinaus Schwäche und Kränklichkeit ihr Erbtheil werden. Geregelte Lebensweiſe und ärztliche Kunſt vermögen zwar das gebrechliche Daſein eines Greiſes auf Jahre hinaus zu verlängern; neue Säfte aber und die verlorene Rüſtigkeit der männlichen Kraft können ſie ihm nicht verleihen. Wie viele Männer von Einſicht, Kraft und gutem Willen beherrſchten in jenem Zeitraum das römiſche Reich! Dieſen Kaiſern ſtanden die ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten, die gewandteſten Geſchäftsmänner, die tüchtigſten

Generale, die furchtbarſten, tapferſten und aufs beſte eingerichteten Heere zu Dienſte; ſelbſt die ſchlechteſten Regenten ſchadeten mehr der Hauptſtadt und ihren nächſten Umgebungen, als dem Reiche; und dennoch, wie ſank Alles ſo ſichtlich herab, wie ſehr verſchwand nach und nach ſogar der Schimmer der alten Größe! Die Civiliſation gewann an Ausdehnung, Künſte, Gewerbe und Handel erhielten einen neuen Aufſchwung, alles, was den Zwecken des äußeren Lebens diente, war in ſtetem Fortſchreiten begriffen, eine neue Religion brachte der erſchlafften Welt ſogar eine neue Moral; aber was half dies Alles? Der alte Geiſt und die alte Kraft waren entwichen, Selbſtſucht und niedriger Sklavenſinn hatten die Stelle der Vaterlandsliebe und des Bürgerſinnes eingenommen, das römiſche Volk war nur noch ein Körper ohne Seele, es konnte ſich daher auch nicht mehr aus und durch ſich ſelbſt erneuern.

Der auffallendſte Charakterzug dieſer Zeit iſt die ſonderbare Miſchung von republikaniſchen Formen und Einrichtungen und von despotiſcher Regierungsweiſe und Hofſitte. Dieſer Charakterzug gab dem ganzen Leben eine eigenthümliche Geſtalt, durch welche ſich die damalige römiſche Welt bedeutend von anderen in moraliſcher Hinſicht ähnlichen Zeiten unterſchied. Die republikaniſche Verfaſſung des Staates und die mannichfaltigen Vorrechte von Städten und Provinzen dauerten der Form nach fort, in der Wirklichkeit aber waltete die völlig willkürliche Regierung eines Einzelnen, welche weder Geſetz noch Verbriefung berückſichtigte. Je nachdem nun der Regent und ſeine Umgebung mehr oder weniger despotiſch geſinnt waren, nahm der Einfluß dieſer republikaniſchen Form ab oder zu. Bald befand ſich der Staat in einem Rechtszuſtande, welcher nahe an die frühere republikaniſche Freiheit grenzte, bald wieder in einem Zuſtande völliger Willkür und Geſetzloſigkeit, die mildeſte Form der Monarchie wechſelte mit grauſamer Despotie ab, und die aus Beiden hervorgegangenen Einrichtungen ſtanden oft ſowohl unter einander ſelbſt, als auch mit der äußeren Verfaſſung im Widerſpruch. Dieſer ſchwankende Zuſtand war dem Staat und den Bürgern vielleicht verderblicher, als eine fortdauernde Tyrannei geweſen ſein würde. Der Staat war in eine todte Form gebannt, und konnte ſich alſo nicht mehr

den veränderten Verhältniſſen und Umſtänden gemäß entwickeln; Geſetz und Verfaſſung gewährten dem Einzelnen keinen Schutz mehr, und gaben ebenſo wenig dem Fürſten einen Anhalt und Stützpunkt. Alles, ſelbſt das Gerichtsweſen, hing von der Perſönlichkeit des Herrſchers ab Dazu kam noch, daß wegen der beſtändig zunehmenden Sittenloſigkeit und Verweichlichung eine polizeiliche und militäriſche Regierungsweiſe immer nützlicher und nothwendiger ward. Die Regierung wurde alſo auch im Allgemeinen genommen ſtets monarchiſcher und despotiſcher, während die republikaniſchen Formen und Ämter immerfort beſtehen blieben.

Ebenſo, wie mit der Verfaſſung, verhielt es ſich mit den Sitten. Auch in ihnen zeigt ſich eine Miſchung und ein ſteter Wechſel von republikaniſchem und monarchiſchem Weſen, im Ganzen aber nahmen ſie immermehr den Charakter des Lebens an, welches von jeher in den Reichen des Orients zu finden war. Caligula, Claudius und Nero führten zuerſt eine orientaliſche Art von Etikette und Hofweſen ein; Veſpaſian und Titus dagegen kehrten wieder zur alten Einfachheit und Sitte zurück. Domitian's Regierung war eine Wiederholung der Regierung Nero's, ſeine nächſten Nachfolger aber betraten wieder denſelben Weg, welchen Veſpaſian und Titus gegangen waren. Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius würden Rom wieder zur alten Einfachheit zurückgeführt haben, wenn dies möglich geweſen wäre; allein der Geiſt der Zeit, der ganze Charakter des Lebens hatte ſich zu ſehr geändert. Das frühere Verhältniß der Stände zu einander war ganz verſchwunden; der Reiche und Mächtige ſtand dem Armen und Niederen nicht mehr wie einem gleichberechtigten Bürger gegenüber, ſondern eine unüberſteigliche Kluft trennte Beide von einander, und ſtatt der Patronen und Clienten der republikaniſchen Zeit gab es nur Herren und Diener, Fürſten und Knechte. Statt daß früher, wie das Beiſpiel des ältern Cato am beſten zeigt (ſ. Th. III. S. 480), der Client und Patron eine gewiſſe Gemeinſchaftlichkeit des Lebens gehabt hatten, war die Stellung des Letzteren zu dem Erſteren ungefähr ſo, wie ſie heut' zu Tage zwiſchen den ruſſiſchen Großen und den von ihnen abhängigen Bürgerlichen iſt. Hohe Gönner werden von den Dichtern des erſten Jahrhunderts der Kaiſerzeit ſogar öfters mit dem Namen

Könige bezeichnet. Auch der Ritterſtand hatte alle Bedeutung verloren, er war ein bloßer Namen und Titel geworden. Kurz, die mittleren Stände waren ganz herabgeſunken, ſie hatten ihre Kraft und ihr Anſehen verloren, und wurden von den höheren Klaſſen auf herabwürdigende Weiſe behandelt.

Ein anderer Charakterzug jener Zeit beſtand darin, daß alle edleren Triebfedern aus dem Leben verſchwunden waren, und daß, wie in unſerer Zeit, jede höhere Rückſicht der ängſtlichen Sorge für behagliche Exiſtenz weichen mußte. Mit der republikaniſchen Einfachheit und Natürlichkeit war auch die Leichtigkeit des Lebens verſchwunden, die einen Haupt-Charakterzug des früheren griechiſchen und römiſchen Alterthums gebildet hatte; denn jeder, der in der Geſellſchaft eine Bedeutung haben wollte, mußte gewiſſe Moden mitmachen, gewiſſe Bedürfniſſe befriedigen können. Noch unter Tiberius Regierung dachte man nicht daran, durch Kleidung, Hauseinrichtung und Lebensweiſe ſeinen Stand zu erkennen zu geben; bald nachher aber erſcheint auch hierin das römiſche Leben dem der neueren Zeit gleich. Die nämlichen Erbärmlichkeiten, welche unter uns die Stände von einander ſcheiden, trennten auch den Römer vom Römer. Die Feinheit des Kleides und die Koſtbarkeit ſeiner Farbe bezeichneten den Mann von Stande, Möbel von ſeltenem Holze und von theuerer Arbeit waren für jeden vornehmen Mann ein weſentliches Bedürfniß, wer dieſe Art von Hausrath oder Kleidung nicht beſaß, gehörte nicht zur guten Geſellſchaft. Der Philoſoph Seneca, ein Zeitgenoſſe von Claudius und Nero, ſpricht ſich in dieſer Beziehung ſo aus: „Bei uns iſt es unglücklicher Weiſe dahin gekommen, daß niemand anſtändig leben kann, ohne eine Menge von goldenen und ſilbernen Geräthſchaften zu beſitzen, ſowie Gefäße von ſolchen Stoffen, welche ihre Koſtbarkeit blos der Grille einiger wenigen Leute verdanken, und ſo viele Sklaven, daß für ihre Zahl ſogar die Räumlichkeiten der größten Paläſte zu enge ſind!“

Die ſchon in der letzten Zeit der Republik eingeriſſene Prachtliebe, Schwelgerei und Verſchwendung mußte ſich in auffallend ſtarkem Maße ſteigern, weil theils die Standesvorurtheile innig damit verknüpft waren, theils die ſinnlichen Genüſſe das eigentliche Element des Lebens wurden. Die koſtbarſten Teppiche und

Kleidungsſtoffe wurden damals Mode. In jedem vornehmen Hauſe hielt man eine Anzahl Kosmeten oder Leute, die ſich auf die Kunſt des Putzens verſtanden, und den zierlichen Herren und Damen nicht blos zum geſchmackvollen Ankleiden behülflich waren, ſondern auch Runzeln glätteten, entſtellte Züge verdeckten, falſche Zähne einſetzten und Augenbraunen malten. Der Luxus in der Einrichtung und Ausſchmückung von Paläſten, Landhäuſern und Bädern, die Üppigkeit der Mahle und die Menge und Mannichfaltigkeit der Diener überſtiegen alles Maß. In der Beſchreibung, die uns Petronius (ſ. oben S. 220) von dem Palaſt eines ſeiner Freunde hinterlaſſen hat, verräth Alles eine wahrhaft königliche Pracht und eine Vorſorge für Genüſſe, wie ſie der entartetſte Epikureer nicht beſſer auszudenken vermöchte. Silberne Hausgötter und eine lange Reihe von Gemälden ſchmücken die Eingangshalle. In den nächſten Zimmern befindet ſich eine ganze Kanzlei von Dienern, welche die Leitung und das Rechnungsweſen der Haushaltung verwalten. In den Beſuchzimmern wimmelt es von Sklaven, die in Alexandria abgerichtet worden ſind, weil man dort allein die feinſte Art jemand zu bedienen lernen konnte. In den Speiſeſälen, in den Wohnzimmern und in allen andern Räumen iſt für jede mögliche Art von Bequemlichkeiten und Vergnügungen Sorge getragen. Dies geht ſo weit, daß alle Diener des Hauſes zugleich gute Sänger ſind, und daß ſogar das Vorſchneiden und Auftragen der Speiſen unter Geſang und Muſik geſchieht. Die Schwelgerei im Eſſen und Trinken wurde überhaupt damals in jeder Beziehung bis aufs Äußerſte getrieben. Man ſtudirte Alles aus, um die Speiſen mannichfaltiger zu machen, man verſchwendete ungeheuere Summen, um die feinſten und ſeltenſten Gerichte aus allen Weltgegenden zuſammenzubringen. Unter Auguſtus machte ſich Marcus Apicius blos dadurch weltberühmt, daß er ſich auf die Kochkunſt beſſer als alle Anderen verſtand, weshalb ſein Name noch jetzt einen vollendeten Schlemmer bezeichnet. Von anderen ſinnlichen Ausſchweifungen jener Zeit zu reden, erlaubt die Rückſicht auf Anſtand und Schicklichkeit nicht. Übrigens war die Schwelgerei und Prachtliebe in der Zeit von Tiberius an bis auf Nero am größten; die Demoraliſation wurde damals, wie in Frankreich ſeit der Zeit des Regenten,

gewiſſermaßen von oben her organiſirt, und machte beſonders unter Caligula, Claudius und Nero ſchreckliche Fortſchritte. Von Nero's Tod an nahm das Übel wieder allmälig ab, weil gleich nachher eine geregelte Monarchie eintrat, und weil die erſten Familien durch übermäßige Verſchwendungen in ihrem Vermögen zu ſehr heruntergekommen waren. Außerdem wirkte auch das Beiſpiel Veſpaſian's und der vielen Provinzbewohner, welche in den Senat aufgenommen wurden, ſehr wohlthätig ein; der Erſtere gab durch ſeine einfache Lebensweiſe einen beſſeren Ton an, und die Letzteren brachten die Sparſamkeit, an welche ſie in ihrer Heimath gewohnt geweſen waren, mit in die Hauptſtadt. Deſſen ungeachtet war an eine Rückkehr zur alten Sitte nicht zu denken; denn die ganze Richtung der Zeit ſtand damit im Widerſpruch, und außerdem ſind Verſchwendung und Schwelgerei von großem Reichthum und von großen Städten immer unzertrennlich.

Am meiſten wurde die herrſchende Entartung durch das Beiſpiel des Hofes und durch die öffentlichen Spiele befördert. Die Schwelgerei der ſchlechteren Kaiſer und die Schamloſigkeit, mit welcher an ihren Höfen alle Laſter getrieben wurden, ſind uns bereits bekannt; über die öffentlichen Spiele dagegen und über ihren Einfluß auf die Moral müſſen noch einige Andeutungen gegeben werden. Die blutigen Kämpfe, welche ſchon in der republikaniſchen Zeit eine Hauptquelle der Rohheit des Pöbels waren, wurden unter den Kaiſern immer häufiger, und ſelbſt die beſſeren Regenten des Reichs mußten es ſich angelegen ſein laſſen, die unmenſchliche Schauluſt des Volkes zu befriedigen. Das Wohlgefallen an dieſem grauſamen Vergnügen nahm daher fortwährend zu. Man begab ſich oft ſchon mitten in der Nacht in diejenigen Amphitheater, in welchen am andern Tage Spiele gehalten wurden; ſelbſt Leute von vornehmem Stande, ja ſogar Damen drängten ſich ſchon zur Nachtzeit hinein, und unter Caligula kam es einmal vor, daß bei einer ſolchen Gelegenheit außer vielen anderen Menſchen zwanzig Ritter und eben ſo viele Damen erdrückt wurden. Zu dem verderblichen Einfluſſe der Gladiator-Spiele und Thierhetzen kam noch die Wirkung, welche die Aufführung der ſogenannten Mimen und Pantomimen, die Tänze und der Geſang in anderen öffentlichen Spielen auf die Sinnlichkeit

und auf den Geſchmack in Kunſt und Wiſſenſchaften ausübten, zumal da man ſich nicht mit den einheimiſchen und nationalen Unterhaltungen begnügte, ſondern auch aus dem Orient, aus Spanien und aus andern Ländern ſchwülſtige, geſchmackloſe oder ganz rohe Geſänge und Tänze nach Rom brachte. Alle beſſeren Schriftſteller und alle tüchtigen Staatsmänner der ganzen Zeit von Auguſtus bis Hadrian ſprechen das einſtimmige Zeugniß aus, daß nichts ſo ſehr auf die Entartung der römiſchen Welt eingewirkt habe, als die öffentlichen Spiele. Leider blieb dieſe Wirkung nicht auf die Stadt Rom beſchränkt, ſondern die Luſtbarkeiten der Hauptſtadt wurden allmälig auch in allen größeren Orten der Provinzen eingeführt.

Die Spiele hatten außer ihrem moraliſchen Einfluß auch noch den großen Nachtheil, daß ſie bedeutende Summen aus der Staatskaſſe in Anſpruch nahmen, und alle Erſparniſſe verſchlangen. Bringt man dabei noch die großen Summen in Anſchlag, welche die Unterhaltung einer anſehnlichen Heeresmaſſe und die Erbauung ſo vieler neuen Brücken, Heerſtraßen und Prachtgebäude erforderten, ſo wird man leicht einſehen, daß die Verwaltung des Reiches ſehr koſtſpielig war, und daß der Glanz des Äußeren in Rom und anderen größeren Orten ebenſo, wie bei manchen unſerer Hauptſtädte, von den Provinzen theuer bezahlt wurde. Natürlicher Weiſe mußten daher die öffentlichen Laſten, ſelbſt abgeſehen von der Verſchwendung eines Caligula, Nero und Domitian, in der Kaiſerzeit fortwährend zunehmen. Auch die Errichtung von Bibliotheken, Stiftungen und anderen Anſtalten, welche zum Theil die beſſere Seite dieſer Zeit bildeten, trugen dazu viel bei. Die Steuern wurden mannichfaltiger und größer, und wenn auch einzelne verſtändigere nnd mildere Kaiſer die eine oder andere neue Abgabe wieder eingehen ließen, ſo half dies doch wenig oder gar nichts. Konnten ja doch in einer Zeit, wo faſt kein einziger Bürger mehr die öffentliche Sache als ſeine eigene anſah, ſelbſt die beſſeren Kaiſer das nöthige Geld nicht herbeiſchaffen, ohne zu gewaltſamen Mitteln zu greifen! Das beweiſt am beſten Veſpaſian's Regierung, beſonders der Tadel wegen ſeiner Kargheit und die Behauptung, welche er bei ſeinem Regierungsantritte vor dem Senat ausgeſprochen haben ſoll, daß er einer Summe von mindeſtens

drei und achtzig Millionen Gulden (ſieben und vierzig und einer halben Millionen Thaler) bedürfe, wenn der Staat fortbeſtehen ſolle.

Betrachten wir die beſſeren Seiten der Zeit, ſo iſt die allgemeinere Verbreitung der Cultur unſtreitig die erfreulichſte Erſcheinung. Die Grenzen der Civiliſation wurden immer mehr erweitert, und Völker, welche, wie die Britten, die Gallier und die Spanier, bisher nur durch wilde Rohheit ausgezeichnet geweſen waren, nahmen römiſche Sitten und römiſchen Charakter an. Auch im Innern des Reiches ward die Bildung mit allen den Vortheilen, die ſie dem äußeren Leben des Menſchen bringt, immer mehr ein Gemeingut, ſtatt daß ſie früher auf einzelne Städte und Länder beſchränkt geweſen war. Die verſchiedenen Theile des Reiches wurden dadurch einander ähnlicher, und das Übergewicht von Rom und Italien nahm in Folge davon ſo ſehr ab, daß ſchon am Ende der erſten Periode drei Provinzialen nach einander Kaiſer wurden, ohne daß man den mindeſten Anſtoß an ihrer Herkunft nahm. Ein anderer Vortheil, der aber auch mit großen Nachtheilen verknüpft war, beſtand in den vielen neuen Einrichtungen, die aus dem monarchiſchen Weſen hervorgingen, beſonders in den Wohlthätigkeitsanſtalten, den Bibliotheken und dem Gebrauche, Beamte und Gelehrte zu beſolden. Dieſe Erſcheinungen verdienen um ſo mehr eine nähere Betrachtung, als ſie der klaſſiſchen Zeit des Alterthums ganz fremd geweſen waren, und dagegen von Veſpaſian's Tagen an eine Eigenthümlichkeit aller civiliſirten Staaten geblieben ſind. Beſoldete Staatsdienſte waren in früheren Zeiten etwas Unerhörtes; man erhielt zwar eine Entſchädigung für die auf öffentliche Geſchäfte verwendete Zeit und Geldausgabe, allein einen Erwerb und die Mittel zur Exiſtenz konnte man nur in Privatgeſchäften ſuchen. Dies änderte ſich von Veſpaſian's Zeit an völlig, die Beamten erhielten, wie in der neueren Zeit, eigentliche Beſoldungen, ihre Exiſtenz wurde aber dadurch freilich auch ganz von dem Herrſcher, von ſeinem Hofe und von dem Zuſtande der Staatskaſſe abhängig. Derſelbe Fall war mit der Wiſſenſchaft. Man gab den Lehrern beſtimmte Gehalte, man gründete Stipendien für die Schüler, und einzelne Kaiſer, ſo wie reiche Privatleute und Städte machten Stiftungen für gelehrte Anſtalten. Selbſt gewöhnliche Schulen wurden vom

Staate mit Geld unterſtützt. Die Bildung hörte alſo auf, Sache des Einzelnen zu ſein. Dies hatte zwar ſeinen Nutzen und war in einem monarchiſchen Staate ſogar nothwendig; es brachte aber auf der andern Seite den Schlendrian, der allen Anſtalten der neueren Zeit verderblich wird, auch in die des Alterthums, welche bisher davon ganz frei geblieben waren. Namentlich wurden die Lehrerſtellen ebenſo, wie die Staatsämter, als ein Mittel der Verſorgung angeſehen und benutzt.

Auch die Verpflegung und Unterſtützung der Armen wurde, noch ehe das Chriſtenthum ſie zur Religionspflicht machte, ein Gegenſtand der Fürſorge derjenigen Kaiſer und Privatleute, welche ſich auf eine beſſere Art verewigen wollten, als durch Stiftungen für Spiele und Wettkämpfe. In den früheren Zeiten des Alterthums kümmerte ſich der Staat um die Nothleidenden nicht, ſelbſt die Wohlthätigkeit der Privaten war gering, und die Sorge für die Armen ging nie ſo weit, daß man förmliche Armenanſtalten gründete. Nur wenn die Menge der Armen zu groß wurde, ſuchte man von Staatswegen dem Übel abzuhelfen; man beſchränkte ſich aber darauf, daß man eine neue Colonie gründete, in welcher ein Theil des geringen Volkes auf Staatskoſten angeſiedelt wurde. Gegen das Ende der Republik kam noch der Misbrauch öfterer Getreide-Austheilungen hinzu, und zu Auguſt's Zeit waren dieſe ſchon ſo ſehr Gewohnheit geworden, daß an eine Aufhebung derſelben nicht mehr gedacht werden konnte. Es erhielten damals nicht weniger als zweimalhundert tauſend Bewohner der Hauptſtadt regelmäßig ihren Brod-Bedarf vom Staate geſchenkt. Auguſtus ſelbſt fühlte zwar den Nachtheil einer ſolchen Pflegeanſtalt, durch welche die Müßigen auf Koſten der Arbeitſamen unterhalten wurden; allein er durfte nicht wagen, dieſes Übel abzuſtellen, weil dadurch das Fortbeſtehen ſeiner Herrſchaft in Gefahr gebracht worden wäre. Sein grauſamer Stiefſohn und Nachfolger konnte die wildeſte Tyrannei einrichten, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten, Menſchlichkeit und Tugend verhöhnen, er brauchte deſſen ungeachtet keine Unruhen zu befürchten. Als er aber einſt ſeine Sparſamkeit auf die Getreide-Austheilung anwandte, gerieth das Volk in die größte Aufregung, und verlangte mehrere Tage hinter einander im Theater laut und ſtürmiſch die gewohnte reich-

lichere Spende. Dieſe Getreide-Austheilungen waren in Rom eine ebenſo große Nothwendigkeit geworden, wie die öffentlichen Spiele, und der Ausdruck panis et circenses (Brod und Kampfſpiele) ward als der Inbegriff der Hauptbedürfniſſe des römiſchen Volkes ſprüchwörtlich. Trajan führte aus der edelſten Abſicht einen neuen Misbrauch ein, welcher ähnliche Folgen hatte, wie die Armengeſetze in England. Er wies eine bedeutende Summe aus den Staatsgeldern zur Verpflegung von fünftauſend armen Kindern an. Dies fand ſogleich bei einigen Privatleuten Nachahmung. Der Schriftſteller Plinius der Jüngere, ein Freund Trajan's, machte in ſeiner Vaterſtadt Como eine Stiftung, nach welcher die jährlichen Einkünfte eines ſeiner Landgüter zur Ernährung armer Kinder verwendet werden ſollten. Andere Männer befolgten das von Trajan und Plinius gegebene Beiſpiel, und es entſtanden damals durch Privat-Schenkungen, durch die Freigebigkeit des Kaiſers und durch die Beiträge der Städte ſelbſt in verſchiedenen Gegenden von Italien zum erſten Male ſolche Anſtalten, wie unſere milden Stiftungen ſind. Hadrian erweiterte gleich bei ſeiner Thronbeſteigung die von Trajan gegründete Verſorgungsanſtalt für Kinder, und ſein Nachfolger gab derſelben eine noch größere Ausdehnung. Der Nachtheil, den dieſe neuen Einrichtungen mit ſich führten, iſt nicht ſchwer zu entdecken. Man ſieht leicht ein, daß innere Kriege, Einfälle der Barbaren und die eintretende Verarmung einzelner Städte um ſo verderblichere Folgen haben mußten, je mehr ſich nach und nach jedermann gewöhnte, für ſeine Privatangelegenheiten auf Stadt und Staat zu ſehen, und daß eine einzige Stockung die ganze Maſchine hemmen konnte. Außerdem waren die meiſten Stiftungen aus dem Staatsgute gemacht, und die öffentlichen Kaſſen hatten ſeitdem jährlich eine bedeutende Mehrausgabe für milde Zwecke, für Schulen, Muſeen und Bibliotheken zu beſtreiten; jenes ward alſo in demſelben Grade vermindert, in welchem die Steuern zunahmen.

Endlich zeigt ſich noch ein Vorzug dieſer Zeit in dem Zuſtande des Handels, der Induſtrie und des Ackerbaues. Der vermehrte Luxus und die dadurch geweckte Erfindſamkeit riefen eine Menge neuer Gewerbe hervor, und der Handel erhielt einen größeren Aufſchwung und ein weiteres Feld. Selbſt die ſchlechteſten Kai-

ſer, ein Nero, ein Domitian und Andere, wirkten durch ihre Verſchwendung und Eitelkeit fördernd darauf ein. Es würde zu viel Raum erfordern, wenn man die Zunahme und Ausbreitung des Handels im römiſchen Reiche, die Verbeſſerung des Weinbaues, der Viehzucht und anderer Theile der Landwirthſchaft, ſowie die Fortſchritte der Induſtrie in der Bereitung des Glaſes, des Papiers, der Hausgeräthe und anderer Gegenſtände im Einzelnen darſtellen wollte. Nur über den Buchhandel und die Kunſtwerke jener Zeit müſſen einige Andeutungen gegeben werden, weil man an Beiden den herrſchenden Geiſt und ſeine Richtung erkennen kann. Der Buchhandel wurde damals zugleich mit der Papier-Fabrikation ein bedeutendes Gewerbe; denn die Beſchäftigung mit der Literatur war ein allgemeines Bedürfniß geworden, und die Mode machte in jedem vornehmen Hauſe eine Bibliothek nöthig. Schon unter Auguſtus war das Abſchreiben der Bücher durch Sklaven ein lebhaftes Gewerbe in Rom, von Veſpaſian's Zeit an aber nahm dieſe Art von Vervielfältigung der literariſchen Werke, auf welcher das Geſchäft des römiſchen Buchhandels beruhte, nicht blos in der Hauptſtadt ſehr bedeutend zu, ſondern ſie breitete ſich auch in den Provinzen aus. Beſonders kam in Gallien der Buchhandel ſehr empor. Dort wurden nämlich in Lyon, Autun und anderen Städten die römiſchen Studien mit ſtets zunehmendem Eifer betrieben, und in Marſeille beſtand eine Lehranſtalt für griechiſche Literatur und Kunſt, welche von den vornehmen Römern ſogar den Schulen von Athen vorgezogen ward. Die geſteigerte Luſt an der Lectüre und die vermehrte Liebhaberei für Bücher machte auch für Dichter und Gelehrte das Schreiben immer mehr zu einer Art von Gewerbe. Die Honorare wurden bedeutender, und ſelbſt angeſehene Männer ſcheuten ſich nicht, ſich für ihre Werke große Summen zahlen zu laſſen. Noch allgemeiner war die Kunſtliebhaberei. Die Macht der Mode machte Kunſtwerke ebenſo unentbehrlich, als gewöhnliches Hausgeräthe. Dieſe Richtung beſchäftigte eine Menge Künſtler, und gab der Kunſt als Gewerbe eine große Bedeutung. Auch für die neuere Zeit iſt dieſes Streben ſehr wichtig geworden; denn die meiſten antiken Werke, welche unſeren Künſtlern als Muſter dienen, rühren entweder aus jener Zeit her, oder ſie wurden damals in Folge der

herrſchenden Kunſtliebhaberei von Griechenland nach Italien gebracht, wo man ſie in der neueren Zeit wieder aufgefunden hat. Freilich war ein Zeitalter, in welchem Geldgier, Schwelgerei und Prachtliebe herrſchten, der wahren Kunſt ebenſo wenig günſtig, als der echten Wiſſenſchaft, und wenn man auch zugeſtehen muß, daß noch immer einzelne Meiſterwerke hervorgebracht wurden, ſo zeigt ſich doch in der Hauptſache ſchon der Übergang zur ſpäteren Geſchmackloſigkeit. Man fing ſchon an, auf das Material, aus welchem ein Kunſtwerk beſtand, den Hauptwerth zu legen, und zog goldene und ſilberne Statuen den ehernen vor. Man ſtrebte ferner danach, Staunen zu erregen und durch die Größe und Maſſe der Bildſäulen zu wirken. Zu Nero's Zeit ließen z. B. die Bewohner der heutigen Auvergne eine Merkur-Statue anfertigen, welche ſo koloſſal war, daß nicht weniger als zehn Jahre an ihr gearbeitet ward, und daß ſich der Arbeitslohn allein auf drei Millionen dreimal hunderttauſend Gulden oder faſt zwei Millionen Thaler belief. Wenn man auch von dieſen Irrwegen, auf welche die Kunſt damals gerieth, nichts wüßte, ſo würde man doch ſchon aus dem ganzen Leben und Treiben jener Zeit auf einen ſinkenden Zuſtand der Kunſt zurückſchließen müſſen; denn die Kunſt kann nicht blühen, wenn ſie eine Sache der Mode und ein Gewerbe geworden iſt, da Kunſtſinn und Modegeſchmack zwei ganz verſchiedene Dinge ſind.

Auch in den Bauwerken jener Zeit, beſonders in den prächtigen Landhäuſern zeigt ſich, daß der Luxus ein Feind der wahren Kunſt iſt. Wie ſehr bei dem Bau der Letzteren das Streben nach dem Prächtigen, Mannichfaltigen und Intereſſanten vorherrſchte, läßt ſich am beſten aus der oben (S. 291 f.) beſchriebenen Villa Hadrian's erkennen. Der Luxus brachte dabei außerdem noch die Sitte auf, möglichſt viele Kunſtwerke in den Landhäuſern zuſammenzuhäufen, wo ſie ebenſo, wie heut' zu Tage in den Villen engliſcher Großen, blos als Merkwürdigkeiten oder als koſtbarer Zierrath dienten. Wie Vieles und Prächtiges übrigens auch die Kaiſer und ihre Großen bauten, der wahre Geſchmack, das Edle, Erhabene und Einfache der Kunſt ſelbſt gingen unter. Sogar die allgemeine Gewerbsthätigkeit und der Wohlſtand der Bürgerklaſſe gewannen dadurch nur ſcheinbar. Nur was aus dem

wirklichen Bedürfniß der Nation hervorgeht und ein Werk der freien Erzeugung iſt, kann gedeihen und Nutzen bringen. Ein König oder Kaiſer läßt wohl gewiſſe Kunſtwerke machen, hebt einzelne Zweige der Betriebſamkeit, und befördert dieſe oder jene Anſtalt; allein Alles zerrinnt wieder, ſobald der Nachfolger ſich der Sache nicht ebenfalls annimmt, und es bleiben nur die Spuren verlorener Beſtrebung übrig. Endlich geht auch der Bürgerſtand und die allgemeine Wohlhabenheit in einem Lande unter, wo Alles herrſchaftlich iſt, wo alle Vortheile nur den Menſchen, die mit dem Hofe zu thun haben, zu Statten kommen, der Bürger und Bauer aber allein den Druck tragen und daher zu Taglöhnern oder Leibeigenen werden. Dieſe Erſcheinung zeigt der Orient in unſeren Tagen, und im römiſchen Reiche, beſonders in Italien, ging es zur Kaiſerzeit ebenſo. Wenn alſo dieſe Zeit auch, neben der untergehenden Moralität und Kraft des Reiches, den erfreulichen Anblick einer Entwickelung des äußeren Lebens und ſeiner Bedürfniſſe darbietet, ſo erſtreckte ſich doch der Vortheil davon nicht bis auf die große Maſſe des Volkes.

11. Literatur und Bildung von Auguſt's Zeit an bis auf Hadrian.

1. Das Auguſteiſche Zeitalter der Literatur.

Die Zeit des Kaiſers Auguſtus hatte für die römiſche Literatur eben dieſelbe Bedeutung, wie die Zeit Ludwig's XIV. für die franzöſiſche: ſie war die eigentliche Blüthezeit derſelben. Auch ſtanden beide Regenten ungefähr in dem nämlichen Verhältniß zu dem geiſtigen Leben ihrer Nation, und die Literatur der Römer erhielt durch den Schutz, welchen Auguſtus ihr angedeihen ließ, einen ähnlichen Charakter, wie die literariſche Bildung der Franzoſen durch Ludwig's XIV. Verhältniß zu ihr erhalten hat. Auguſtus ſelbſt beſaß ebenſo wenig, wie Ludwig XIV., ein wahres Intereſſe an Literatur und Kunſt, er ſchloß vielmehr die Beförderung der Wiſſenſchaft und die Begünſtigung der Dichter nur aus Staatsklugheit und Eitelkeit in ſeine Politik ein. Dagegen wurde die Literatur unter ihm ein Hauptbedürfniß des feineren Lebens für einen Mäcenas, einen Meſſala, einen Aſinius Pollio und viele andere Männer des Hofes und für die vornehme

Klaſſe der Römer überhaupt. Dies war der römiſchen Literatur im Ganzen ſehr vortheilhaft und für den Regenten, unter deſſen Schutz es erfolgte, ebenſo ehrenvoll bei der Nachwelt, als die Art von Schutz, welche Ludwig XIV. der franzöſiſchen Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt angedeihen ließ; die römiſche Literatur erhielt dadurch in Hinſicht auf Form und gelehrtes Wiſſen ihre Vollendung. Sie verlor aber zu gleicher Zeit auch ihren eigentlichen Kern und Gehalt, und wurde ſchnell und unwiderbringlich auf den Abweg gebracht, zu welchem die von Cicero gegebene Richtung ſie hatte führen müſſen. Schon unter Tiber's Regierung zeigt ſie den Charakter völliger Entartung. Das Streben der Gebildeten wurde nämlich, wie einſt in Alexandria, ganz auf die bloße Form und auf bloßes Wiſſen gerichtet, und noch dazu von dem Geiſte abhängig gemacht, der am Hof und in der vornehmen Klaſſe der Hauptſtadt herrſchte. Die Nation verlor ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung, ſie beſtimmte den Gang der Literatur nicht mehr, ſondern erhielt vielmehr ihre Richtung und Bildung von dem kleinen Kreiſe, der den Regenten umgab. Der Hof entſchied, wie bei den Franzoſen vor hundert und fünfzig Jahren, für die Hauptſtadt und dieſe für die Nation über Geſchmack und Wiſſenſchaft. Die Literatur und Bildung nahmen alſo ganz den Charakter des Hofes und der vornehmen Welt von Rom an, und die Verdorbenheit der Sitten, welche bei dieſer Klaſſe von Menſchen eingeriſſen war, mußte auch den Geſchmack und die Anſichten der Nation verderben, zumal da die Bildung damals ein allgemeineres Bedürfniß geworden war, und nicht mehr, wie früher, in den einzelnen Familien, ſondern in Schulen gelehrt und mitgetheilt wurde.

Die römiſche Literatur war und blieb zugleich eine rhetoriſche, gelehrte und vornehme. Glätte und Wiſſen waren das Ziel, nach welchem man ſtrebte, Angebildetes, nicht Angebornes hatte den Vorzug, und es läßt ſich von der Literatur der Kaiſerzeit faſt alles das Gute und Böſe ſagen, was von der Zeit der Ptolemäer geſagt worden iſt. Drei Umſtände bewirkten hauptſächlich, daß dieſe Literatur ſehr ſchnell ihre höchſte Vollendung erreichte, ſie führten zugleich ihren Übergang vom Redneriſchen zum Declamatoriſchen und damit ihren ſchnellen Verfall herbei: nämlich die zu frühe Ent-

ſtehung der Kritik, das zunehmende Übergewicht der griechiſchen Bildung und das Aufkommen von bloßer Gelehrſamkeit. Mit dem erſten dieſer drei Umſtände verhielt es ſich bei den Römern gerade ſo, wie bei den Franzoſen: noch ehe nämlich die Sprache und Literatur ganz ausgebildet worden waren, entſtand eine ängſtliche Kritik, welche zwar auf der einen Seite die größte Feinheit des Ausdrucks entwickelte, auf der anderen aber auch die Aufmerkſamkeit ganz auf das Kleinliche der Form leitete, dem freiſchaffenden Genie die Schwingen beſchnitt, und den aufſtrebenden Dichter wie den Proſaiker entmuthigte. Dieſe Kritik wirkte um ſo mehr hemmend, da ſie von Herren der vornehmen Klaſſe geübt wurde, deren Urtheile gleichſam als Orakel galten. Der einflußreichſte Kritiker zu Auguſt's Zeit war Cajus Aſinius Pollio, deſſen bereits früher in der politiſchen Geſchichte gedacht worden iſt (ſ. oben S. 104). Er zog ſich, als er das ariſtokratiſche Regierungsſyſtem ohne Rettung verloren ſah, von den Staatsangelegenheiten zurück, beſchäftigte ſich ſeitdem nur mit der Literatur, und gehörte zu dem Kreiſe von Männern, der an Auguſt's Hof in Bezug auf Wiſſenſchaft und Kunſt den Ton angab. Aſinius Pollio ſchrieb ſelbſt mehrere Werke, und galt für einen der ausgezeichnetſten Redner ſeiner Zeit. Er tadelte Livius, Salluſt und andere Schriftſteller auf eine höchſt kleinliche Weiſe wegen ihrer Sprache, obgleich er ſelbſt in ſeinen Schriften ſich mitunter ſchon zu dem Breiten, Schwülſtigen und Gekünſtelten verirrte, welches von dieſer Zeit an Mode ward.

Neben dem Aufkommen einer engherzigen, pedantiſchen Kritik wirkte auch der zunehmende Einfluß des Griechiſchen in hohem Grade auf den Gang der römiſchen Literatur ein. Die Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur war eine Nothwendigkeit für jeden Gebildeten geworden, ſie drang ſo ſehr in die vornehme römiſche Welt ein, daß damals die Unterhaltung in guten Häuſern griechiſch geführt wurde, daß es Ton ward, griechiſche Wendungen und Floskeln in die Converſation einzumiſchen, und daß die Nation ſeitdem in geiſtiger Hinſicht für immer in zwei große Hälften geſchieden blieb, von welchen die eine ganz in der griechiſchen Literatur lebte, die andere aber gar kein geiſtiges Bedürfniß empfand. Endlich erhielt auch das bloße Wiſſen eine über-

wiegende Bedeutung. Schon vor Auguſt's Zeit hatte die eigentliche Gelehrſamkeit, wie ſie unter den Griechen in Alexandria aufgekommen war, Eingang in Rom gefunden, und es iſt eine ganz eigene Erſcheinung, daß unter dem praktiſchen und kriegeriſchen Volke der Römer ſchon damals einer der gelehrteſten Männer des Alterthums auftrat, und ſich in der bewegteſten Zeit der römiſchen Geſchichte mit dem Sammeln von gelehrten Notizen und mit dem grübelnden Erforſchen von Urgeſchichten und Alterthümern beſchäftigen konnte. Dieſer Mann war Marcus Terentius Varro, welcher 116 v. Chr. geboren wurde, bis etwa 30 oder 26 vor Chr. lebte, und nicht weniger als vier hundert und neunzig Schriften geſchrieben haben ſoll, in denen er faſt alle Zweige des Wiſſens behandelte, und ſogar Forſchungen über die Trojaner, über die Gründung der Stadt Rom und über ähnliche Dinge mittheilte. Nach dem Untergange der Republik begann das eigentliche Zeitalter der Gelehrſamkeit, dieſe wurde die Seele der Bildung und Literatur, und ſelbſt alle Dichter unter Auguſt's Regierung ſtrebten ängſtlicher nach dem Ruhme gelehrter Kenntniſſe, als nach der Ehre der eigenthümlichen Erfindung und des nationalen Geiſtes. Dies ging ſoweit, daß ſchon der Kaiſer Tiberius ſich mit ſeinen gelehrten Freunden und Tiſchgenoſſen über die kleinlichſten Punkte des Wiſſens unterhielt, z. B. wer die Mutter der trojaniſchen Königin Hekuba geweſen ſei, was die Sirenen geſungen hätten u. dgl. m. Schon damals gab es in Rom, wie einſt in Alexandria, eine Menge Gelehrte von Handwerk, und die meiſten Gebildeten beſchäftigten ſich mit den Wiſſenſchaften nur zum Zeitvertreib, oder um ihren Scharfſinn an gelehrten Gegenſtänden auf eben die Weiſe zu zeigen, wie man ihn an Räthſeln und Charaden zeigt. Der gelehrte Kaiſer Claudius, der die dunkelſten und entlegenſten Dinge zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen machte, war in dieſer Hinſicht ein wahres Muſter des herrſchenden Geiſtes. Mit dieſem Aufkommen des eigentlichen gelehrten Treibens hing auch die Erſcheinung des Bibliotheken-Weſens in Rom zuſammen. Das Bücherſammeln wurde zugleich eine Sache der Mode und ein Bedürfniß, ſo daß ſchon zu Auguſt's Zeit in jedem vornehmen Hauſe ein Bibliothekzimmer ebenſo unentbehrlich ſchien, als eine elegante Bade-Einrichtung, und daß eine Bibliothek in jeder

großen Stadt als etwas ebenſo Nothwendiges angeſehen wurde, wie eine Gerichtshalle und andere öffentliche Anſtalten. Es geſchah alſo damals im römiſchen Reiche dasſelbe, was nach Alexander's des Großen Tod in den griechiſchen Städten und Reſidenzen geſchehen war: man legte überall auf Koſten des Staats oder der Gemeinden Bücherſammlungen an. Dieſe öffentlichen Bibliotheken dienten aber in Griechenland und Rom nicht blos, wie die unſrigen, zum Nachſchlagen, Leſen und Entleihen von Büchern, ſondern ſie waren zugleich auch eine Art von Akademie oder die Vereinigungsorte der Gelehrten, an welche man ſich begab, um ſeine Freunde anzutreffen und ſich mit ihnen über gelehrte Gegenſtände zu unterhalten. Schon Sulla, Lucullus und andere Männer der letzten republikaniſchen Zeiten hatten große Bücherſammlungen angelegt und ihren Mitbürgern geöffnet. Julius Cäſar machte den Plan, nach der Art der alexandriniſchen Bibliothek eine Anſtalt zu gründen, in welche alle griechiſchen und römiſchen Werke zuſammengebracht werden ſollten, ſein Tod vereitelte aber dieſen ungeheueren Entwurf. Aſinius Pollio nahm zuerſt Cäſar's Plan wieder auf, und ſtiftete eine große öffentliche Bibliothek. Bald nachher ließ Auguſtus zwei Bibliotheken erbauen, von welchen beſonders die auf dem palatiniſchen Hügel errichtete ein große Bedeutung erlangte. Nachher nahm die Zahl der Bibliotheken immer mehr zu, und Trajan errichtete endlich die größte römiſche Bibliothek, die ſogenannte Ulpiſche.

Die römiſche Literatur erhielt alſo zu Auguſt's Zeit einen feſt beſtimmten, bleibenden Charakter. Dieſer beſtand in Gelehrſamkeit, in der Rückſicht auf die Form und in der Vervollkommnung alles deſſen, was dem Nutzen des äußeren Lebens oder dem Vergnügen und der Unterhaltung diente; oder mit andern Worten, die römiſche Bildung wurde damals eine blos gelehrte, eine blos formelle und rhetoriſche und eine praktiſche, alles Andere blieb von ihr ausgeſchloſſen. Ganz beſonders wichtig iſt dabei der Umſtand, daß dieſe Art von Bildung nicht auf Rom und Italien beſchränkt blieb, ſondern ſich mit dem Gebrauche der lateiniſchen Sprache auch über Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika verbreitete, und ſo der Cultur und Literatur des ganzen Weſtens für eine Reihe von Jahrhunderten ihren beſtimmten Charakter gab.

In jener dreifachen Beziehung, beſonders aber in Bezug auf Vollendung der Form, war Auguſt's Regierung die Blüthezeit der römiſchen Literatur. In Betreff der bildenden Kunſt dagegen blieben die Römer damals, wie zu allen Zeiten, auf einer niedern Stufe ſtehen. Sie liebten zwar den Schmuck der Kunſt, und häuften griechiſche Kunſtwerke in ihren Städten, Paläſten und Landhäuſern mit ebenſo großem Eifer auf, wie ſie die Schriften der Griechen zuſammenſchleppten; allein ſie ſelbſt leiſteten, wenn man die Baukunſt ausnimmt, als Künſtler nie etwas Bedeutendes. Faſt alle Kunſtwerke, die ſie neu verfertigen ließen, wurden von Griechen gemacht, die Zahl der römiſchen Künſtler blieb ſtets gering. Der Grund dieſer Erſcheinung lag in dem Charakter der römiſchen Nation und in der eigenthümlichen Art ihrer geiſtigen Entwickelung. Die kriegeriſche und praktiſche Richtung der Römer ließ in der früheren republikaniſchen Zeit die Beſchäftigung mit der Kunſt nicht aufkommen, und als die griechiſche Bildung von ihnen angenommen wurde, nahmen ſie zugleich auch den Luxus und Geſchmack der ſpäteren Griechen an. Übrigens war und blieb auch das Rhetoriſche ſo ſehr Charakter der Römer, daß es bei ihnen zu allen Zeiten weit mehr Ehre brachte, Redner, Dichter oder Geſchichtſchreiber zu ſein, als Künſtler.

In den proſaiſchen Schriften des Auguſteiſchen Zeitalters zeigt ſich allenthalben der Haupt-Charakter der Zeit. Die Schriftſteller haben ſtets nur das Leben und ſeinen Nutzen, den Ruhm der Gelehrſamkeit, den Vortrag und die Empfehlung der Sache durch die angenehme, unterhaltende Form des Vortrags im Auge. Beſonders war die letztere Rückſicht überwiegend. Die verſchiedenen Wiſſenſchaften wurden ſtets mit Zierlichkeit vorgetragen, und die Unterweiſung in denſelben ward immer dem Bedürfniſſe geiſtreicher Unterhaltung und dem herrſchenden Tone der Geſellſchaft angepaßt. Auf dieſe Weiſe hat z. B. Vitruvius Pollio in einem beſonderen Werke die Baukunſt, Terentius Varro den Landbau, Cornelius Celſus die Medicin behandelt. Übrigens blieben die Griechen in den meiſten realen Wiſſenſchaften die Lehrmeiſter der Römer, auch als unter dieſen ſelbſt Bearbeiter der verſchiedenen Fächer des praktiſchen Wiſſens auftraten. Cäſar mußte ſich griechiſcher Aſtronomen bedienen, um das Kalender-

Weſen in Ordnung zu bringen, und Griechen richteten ungefähr zu derſelben Zeit die Sonnen- und Waſſeruhren zu Rom neu ein. Mit der Baukunſt, der Medicin und Geographie verhielt es ſich eben ſo. Vitruv ſelbſt ſagt in ſeinem Werke, nur vier Römer hätten außer ihm über die Architektur geſchrieben, die Zahl der griechiſchen Schriftſteller in dieſem Fach aber ſei über allen Vergleich größer. Eine mediciniſche Lehranſtalt ward zwar ſchon lange vor Auguſt's Zeit in Rom gegründet, die Lehrer an derſelben waren aber nicht allein ſeither Griechen geweſen, ſondern auch in der Kaiſerzeit beſchäftigten ſich meiſtens nur griechiſche Gelehrten mit dieſer Wiſſenſchaft. Auch die Geographie blieb faſt ganz ein Eigenthum dieſer Nation. Der Grieche Strabo ſchrieb zu Auguſt's Zeit für die Gebildeten unter den Römern eine in griechiſcher Sprache abgefaßte Länder- und Völkerkunde, welche nicht allein im Alterthum, ſondern auch im Mittelalter und durch einen großen Theil der neuen Zeit hindurch unübertroffen geblieben iſt.

Der gelehrte Charakter der römiſchen Bildung, das Rhetoriſche und die überwiegende Bedeutung der Form, die Abhängigkeit von der griechiſchen Literatur und der Einfluß der verbildeten ſpäteren Zeit der Griechen zeigen ſich auch in der ſchönen Literatur Rom's, deren goldenes Zeitalter unter Auguſt's Regierung fällt. Alle Dichter jener Zeit verfaßten ihre Werke nur zur Unterhaltung der gebildeten Geſellſchaft, und ſchrieben mehr für das Ohr und für den ſpielenden Scharfſinn, als für das Herz und die Vernunft. Ihre Muſter waren faſt blos die Werke griechiſcher Dichter, und die Wenigen, welche nach dem Altitaliäniſchen und Altrömiſchen haſchten, ließen ſich dabei nicht ſowohl von einem wahrhaft römiſchen Sinn und von Patriotismus leiten, als vielmehr von dem Wunſche, der müßigen und überſatten vornehmen Welt eine andere Art von Zeitvertreib und Spielwerk darzubieten. Überhaupt war es weder ein Nationalbedürfniß, noch angeborener Sinn, was die Dichter jener Zeit antrieb uud leitete, ſondern die Unterhaltung und der Geſchmack der gebildeten Kreiſe von Rom. Aus dieſem Grunde nahmen ſie auch nicht die beſſeren poetiſchen Schöpfungen der Griechen zum Muſter, ſondern die Werke der ſpäteren griechiſchen Dichter, welche dasſelbe Ziel verfolgt hatten, und denen ebenfalls die Form wichtiger geweſen

war, als der Inhalt. Wenn auch einer und der Andere, wie z. B. Horatius, die älteren und beſſeren Dichter der Griechen nachzuahmen ſuchte, ſo hielt er ſich doch ſo genau an dieſe Muſter, daß man ſeine Werke faſt nur als Überſetzungen betrachten kann. Übrigens haben die römiſchen Gedichte des Auguſteiſchen Zeitalters, obgleich ſie Nachahmungen der griechiſchen Poeſie ſind, deſſen ungeachtet für uns einen ſehr großen Werth; ſie gelten in unſeren Augen als Meiſterſtücke, und dienen uns ſelbſt wieder als Muſter, ſowohl wegen des in ihnen wehenden Geiſtes des klaſſiſchen Alterthums, der für alle Zeiten die reinſte Quelle des Geſchmackes und der geiſtigen Veredlung iſt, als auch wegen der hohen Ausbildung, welche die lateiniſche Sprache von der Zeit der Gracchen an erhalten hatte.

Außer den drei größten Dichtern der römiſchen Nation lebten zu Auguſt's Zeit oder kurz vorher noch einige weniger berühmte, von welchen Catullus, Cornelius Gallus, Tibullus und Propertius die ausgezeichnetſten waren. An jedem dieſer vier Dichter laſſen ſich die angedeuteten Charakterzüge jener Zeit erkennen, beſonders die gelehrte Manier und die Nachahmung von griechiſchen Muſtern der ſpäteren Zeit. Sogar bei Propertius und Tibullus zeigt ſich dies, obgleich die Gedichte des Erſteren ſehr viel Eigenthümliches haben, und der Letztere ſich in hohem Grade der modernen Empfindſamkeit und einer Melancholie nähert, die dem lebensluſtigen griechiſchen Alterthum fremd war. Die drei erſten römiſchen Dichter, Ovidius, Horatius und Virgilius, haben eine welthiſtoriſche Wichtigkeit; denn obgleich ſie in Bezug auf eigentliches ſchaffendes Genie einem Homer und Pindar weit nachſtehen, ſo übten doch ihre Werke durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch einen größeren Einfluß auf die Welt aus, als die ganze poetiſche Literatur der Griechen. Nur in zwei Punkten zeigt ſich die Letztere wichtiger für die Bildungsgeſchichte der Menſchheit, nämlich in ihrer Einwirkung auf die römiſche Literatur und in dem bedeutenderen Einfluß, den das Studium der griechiſchen Poeſie in der neueſten Zeit erhalten hat. Im ſpäteren Alterthume dagegen waren Ovidius, Horatius und Virgilius die geleſenſten Dichter, und im Mittelalter blieben neben ihnen und

anderen römiſchen Dichtern die poetiſchen Werke der Griechen faſt ganz und gar unbeachtet.

Publius Ovidius Naſo war 43 v. Chr. in einer kleinen Stadt des mittleren Italiens geboren, gelangte als Mann in die üppigen Kreiſe der vornehmen Welt von Rom, und führte im Verkehr mit derſelben ein luſtiges Leben, bis ihn der Kaiſer Auguſtus um das Jahr 8 n. Chr. aus unbekannten Gründen nach der Stadt Tomi in der heutigen Bulgarei verbannte. Ungeachtet aller ſeiner Bitten und Bemühungen konnte er weder von Auguſtus, noch auch nach deſſen Tode von Tiberius die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Er ſtarb im Jahre 16 n. Chr. in Tomi. Ovidius hat bei der Nachwelt einen größeren Einfluß und Ruhm erlangt, als bei ſeinen Zeitgenoſſen. Bei dieſen hatte er nur den Rang, den unter den Franzoſen ein Greſſet und andere Dichter der leichteren Gattung haben: er war als angenehm unterhaltender, ſcherzender Dichter bekannt und beliebt. Bald nach ſeinem Tode dagegen, wo ſeine ſpielende Manier immer mehr Ton der Geſellſchaft ward, und das Wohlgefallen an Gelehrſamkeit und am Tändeln mit Worten den Sinn für wahre Poeſie immer mehr verdrängte, fand man an Ovid's Werken großes Behagen. Im Mittelalter erhielt er eine noch viel größere Bedeutung, weil ſeine Gedichte weit leichter, als die Werke anderer Dichter, zu verſtehen und doch zugleich ſehr unterhaltend waren. Er war daher in dieſer Zeit der geleſenſte lateiniſche Dichter, bis Dante und Petrarcha den Virgil wieder zum gebührenden Range erhoben; ja, ſelbſt dann noch blieben einige ſeiner Gedichte die Hauptwerke, an denen man in den Schulen die Jugend bildete. Am Ende des Mittelalters erſtreckte ſich die Wirkung ſeiner Schriften von neuem über die Schulen hinaus auf das Leben der vornehmen Welt. Die gebildete Geſellſchaft von Italien nahm nämlich damals einen Ton an, zu welchem zwei von ſeinen Gedichten, die Kunſt zu lieben und das Gegenmittel der Liebe, ſowohl dem Inhalt als der Form nach vortrefflich paßten. Überhaupt beruhte das Wohlgefallen an Ovid's Werken zu allen Zeiten vorzugsweiſe auf ſeinem leichten Latein und auf der gefälligen Nachläſſigkeit ſeines Ausdruckes und Versbaues, einer Wirkung der natürlichen Anlagen dieſes Dichters und ſeiner

Gewohnheit ſich in den geſelligen Zirkeln gut und leicht auszudrücken. Seine Gedichte müſſen aus dieſem Grunde von allen denen, welche nur die Bildung für die Welt empfangen haben, leichter verſtanden und mehr geſchätzt werden, als tiefer empfundene und mit größerer Kunſt und Kenntniß geordnete Verſe. Sie ſind überdies wegen der alexandriniſchen Gelehrſamkeit, die in ihnen enthalten iſt, eben ſo anziehend für den gelehrt gebildeten Theil der Geſellſchaft, als ſie durch des Dichters Liebe zum Schlüpfrigen einen beſonderen Reiz für alle Leute von leichtfertigem Sinne haben.

Betrachten wir die Hauptwerke Ovid's mit Rückſicht auf den Charakter der römiſchen Literatur und in Betreff ihrer Einwirkung auf die Cultur der Menſchheit, ſo müſſen ſeine ſogenannten Heroiden, ſeine Faſti, ſeine Metamorphoſen und ſeine Klagelieder vorzugsweiſe betrachtet werden. Die Heroiden oder poetiſchen Liebesbriefe, welche Ovid von Frauen des mythiſchen Zeitalters an ihre Geliebten ſchreiben läßt, ſind ein mit gefälliger Rhetorik vorgetragenes Erzeugniß der Schulgelehrſamkeit; ſie erhalten alſo ihren Hauptreiz von der Freude, eine ſchwierige Aufgabe gut und witzig gelöſt zu ſehen. Dieſe Eigenſchaft der Heroiden machte ſie im Mittelalter, als die Wiſſenſchaft und die Dichtkunſt aus dem Leben in die Mönchsſchulen flüchteten, ganz geeignet, Muſter und Lehre für diejenige Art von Geiſtesbildung zu werden, die mit dem Leben und der Natur wenig oder nichts gemein hat. Die Faſti oder Jahrbücher ſind eine Art von poetiſchem Kalender, in welchem die verſchiedenen religiöſen Feſte der Römer beſchrieben und die ihnen zu Grunde liegenden Mythen angegeben werden. Dieſe ſonderbare Verbindung von Gelehrſamkeit und Dichtkunſt gab dem Werke eine größere Bedeutung, als man auf den erſten Blick hin erwarten ſollte. Die Faſti kleideten nämlich die alte römiſche Sage in ein neues Gewand, ſie friſchten alſo die hingewelkten Mythen des Volkes wieder auf, und leiſteten außerdem der neuen Herrſcherfamilie den wichtigen Dienſt, daß die Namen der Glieder dieſer Familie an die gefeierten Namen der Sage und an die Nationalfeſte angereiht wurden. Dieſes Gedicht gibt uns ferner im Gewande leichter Dichtung vollſtändigen Aufſchluß über die Verbindung der römiſchen Staatsreligion und Geſchichte

mit dem öffentlichen und Privat-Leben; es zeigt uns, wie im alten Rom jeder Bürger des Staats durch die öffentlichen Feſte an Nationalgeſchichte erinnert, wie Gottesverehrung mit Patriotismus verbunden wurde. Die Metamorphoſen oder Verwandlungen beſtehen aus einer großen Zahl von Mythen, welche in der Form eines epiſchen Gedichts erzählt werden. Sie fanden bei den Zeitgenoſſen des Dichters wenig Beifall, deſto bedeutender aber war ihr Einfluß auf die Kunſt und Bildung des Mittelalters und der neueren Zeit bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein. Sie tragen nämlich die alten Dichterfabeln auf eine angenehme Weiſe vor, und wurden daher eine Art von Handbuch für alle diejenigen Künſtler und Dichter, welche ſich der alten Mythologie als eines Mittels für ihre Darſtellungen bedienten. Umgekehrt verhält es ſich mit der Wirkung der Ovidiſchen Klagelieder, deren einziger Gegenſtand der Schmerz des Dichters über ſeine Verbannung iſt. Sie wurden während ſeiner Lebenszeit am meiſten geleſen, die Nachwelt aber hat ſie von allen ſeinen Werken am wenigſten beachtet. Dies erklärt ſich leicht. Ovids Zeitgenoſſen fanden in dem Werke theils ihre eigenen Empfindungen ausgedrückt, theils wurde durch dasſelbe ihre Neugierde gereizt und mitunter befriedigt. Uns dagegen zeigen dieſe Klagelieder zu deutlich die Weichlichkeit des Auguſteiſchen Zeitalters und die Einbildung der verwöhnten Römer, daß ein Leben außerhalb der Hauptſtadt kein Leben ſei, ſowie endlich einen Mangel an Natürlichkeit, der ſogar den wahren Schmerz nur gekünſtelt auszudrücken vermag; dies Alles muß uns doppelt widerlich ſein, weil wir zugleich erkennen, daß damals die römiſche Kraft im Ganzen noch vorhanden und nur im Einzelnen geſchwächt war.

Sehr verſchieden von Ovid's Wirkung iſt der Einfluß des Quintus Horatius Flaccus, welcher 65 v. Chr. in der apuliſchen Stadt Venuſia geboren wurde, in der letzten Zeit ſeines Lebens der Günſtling des Mäcenas und Auguſtus war, und im Jahre 9 v. Chr. ſtarb. Auch er folgte in ſeinen Oden meiſtentheils griechiſchen Muſtern, und begnügte ſich oft mit dem Verdienſte der bloßen Übertragung und neuen Einkleidung; allein er wählte ſich nicht, wie Catullus, Propertius und die meiſten Anderen, die Poeſie der ſpäteren griechiſchen Zeit, ſondern die

alten, von echter Begeiſterung erfüllten Dichter der Griechen zu Vorbildern. Dadurch machte er ſich um die römiſche Literatur auf eine ähnliche Weiſe, wie Cicero, verdient; denn er leiſtete für die höhere Dichtkunſt ſeiner Nation dasſelbe, was Cicero für die Redekunſt und Philoſophie geleiſtet hatte. Cicero hatte das Geheimniß verſtanden, dieſe beiden Arten von Geiſtesthätigkeit in diejenige Form zu bringen, welche dem nur aufs Praktiſche und Rhetoriſche gerichteten Weſen der Römer vollkommen entſprach, er hatte auf dieſe Weiſe mit fremdem Material eine ganz neue Bildung geſchaffen. Horaz bewirkte eben dasſelbe in Rückſicht der lyriſchen Poeſie und der eigentlichen Lebensweisheit, und es gibt keinen Dichter, welcher in gleich hohem Grade auf die Philoſophie und den poetiſchen Genuß der höheren Stände eingewirkt hätte, als Horaz. Er beſaß feine Welt- und Menſchenkenntniß, er kannte das menſchliche Herz, ſowie die Bedürfniſſe der vornehmen Welt von Rom, beſonders aber aller derer, welche entweder als Regierende das Beſchwerliche der Macht und des Glanzes fühlten, oder im Beſitze eines großen Reichthums, den ſie als das höchſte Glück anſahen, die Leerheit eines prunkvollen äußeren Lebens empfanden. Für ſolche Leute ſchrieb er ſeine Oden. Er bediente ſich dabei einer aus den Griechen geſchöpften Lebensweisheit und der griechiſchen Dichtungsformen, um die Lehre vom richtigen Gebrauche der äußeren Güter und der mühſam erworbenen inneren Bildung vorzutragen. Dieſe Lehre ward den höheren Ständen der Kaiſerzeit um ſo mehr Bedürfniß, je weiter die Lebensweiſe derſelben ſich von der Natur entfernte, je ſchwieriger ihre Stellung, je gefährlicher ihr unermeßlicher Reichthum ihnen ſelbſt wurde. Horaz bleibt dabei ebenſo ſehr von der Rauhheit der einſeitigen Stoiker, wie von der weichlichen Sinnlichkeit der ſpäteren Epikureer frei, er verſteht es, die Philoſophie der Entbehrung mit der Anweiſung zum einfachen Lebensgenuſſe geſchickt zu verbinden, und trägt auf dieſe Weiſe die Lehren einer edleren Lebensweisheit und Lebensklugheit vor. In Betreff des Ausdruckes und der Form hat er ein ſo großes Verdienſt, daß man dasſelbe dem, was Cicero in der Proſa leiſtete, an die Seite ſtellen muß. Er zeichnet ſich nämlich nicht nur durch Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks, durch Reichthum an Wendungen, durch

Beſtimmtheit, Reinheit und wahre Schönheit der Sprache aus, ſondern er verfuhr auch bei der Übertragung griechiſcher Formen und Poeſien auf dieſelbe Weiſe, wie in neuerer Zeit die Franzoſen bei ihren Nachbildungen lateiniſcher Dichter verfahren ſind: er nahm die fremde Form und den fremden Stoff nur in ſo weit auf, als ſie dem Weſen ſeines Volkes und dem Genius ſeiner Sprache angemeſſen waren, und vermied ſo den Irrweg, in welchen die Deutſchen bei der Nationaliſirung fremder Ideen und Geiſteswerke ſchon ſo oft gerathen ſind.

Wenn Horaz in ſeinen Oden griechiſche Poeſie und Lebensweisheit auf römiſche Weiſe mittheilt, ſo iſt er dagegen in ſeinen Satyren und poetiſchen Briefen ganz Original, ſowohl in Hinſicht auf die Form, als auch in Betreff des Inhalts. Er hat hierbei kein Muſter vor ſich gehabt, ſondern vielmehr eine ganz neue und eigenthümliche Gattung von Dichtung geſchaffen, welche zwiſchen Poeſie und Proſa die Mitte hält. Er hat in dieſen beiden Werken ebenſo den Schatz der Lebenserfahrung ſeiner Zeit der Nachwelt überliefert, wie er in ſeinen Oden den Schatz der griechiſchen Lebensweisheit durch leicht behaltbare Verſe gegen den Untergang geſchützt hat. Seine Satyren und Briefe haben es mit dem wirklichen Leben zu thun, ſie zeichnen den Menſchen und ſeine Natur, und unterſcheiden ſich dabei ſehr von der bitteren und herben Satyre der Griechen; denn ſie verwunden nie tief, ſondern belehren und tadeln auf heitere und ſcherzende Weiſe, und indem ſie nur Lebensgenuß zu lehren und Hofleute in der Kunſt des Schmeichelns und Genießens zu unterrichten ſcheinen, führen ſie die Leſer unmerklich auf den Pfad zu einem beſſeren Leben, welches auf dem eigenen Inneren derſelben, auf der Wiſſenſchaft und der Kunſt beruht.

Um den Horaz zu faſſen, ja ſogar um nur Sinn für ſeine Lehren zu haben, iſt es durchaus nöthig, daß man mit den Eigenthümlichkeiten des bis zur Überfeinerung entwickelten geſelligen Zuſtandes bekannt ſei. Aus dieſem Grunde hatten ſeine Gedichte nur eine ſehr geringe Wirkung in jenen dunkeln Zeiten des Mittelalters, wo das Leben rauher und die Verhältniſſe einfacher waren; um ſo größer war ihr Einfluß in den Zeiten, wo, wie z. B. während des 16ten Jahrhunderts an den Höfen und in

den ariſtokratiſchen Republiken von Südeuropa, die geſelligen Verhältniſſe und Bedürfniſſe der vornehmen Klaſſe ſich von dem Zuſtande der übrigen Nation weit entfernt hatten, und überfeinert, gekünſtelt und mannichfaltig geworden waren. In ſolchen Zeiten war Horaz der beliebteſte und geleſenſte Dichter, und ſeine Schriften bildeten dann gleichſam das tägliche Handbuch der meiſten Staatsmänner und Weltleute, welche den durch wahre Wiſſenſchaft und Kunſt erhöhten Lebensgenuß ſuchten.

Der letzte von den drei Hauptdichtern der Römer, Publius Virgilius Maro, war 70 v. Chr. in dem Dorfe Andes bei Mantua geboren, erhielt an Auguſt's Hofe dieſelbe Stellung wie Horaz, und ſtarb neunzehn Jahre v. Chr. auf der Rückkehr von einer Reiſe nach Griechenland. Kein anderer Dichter hat einen ſo großen und allgemeinen Einfluß auf die römiſche Literatur gehabt, als Virgil, und man könnte faſt behaupten, daß die unverſtändige Bewunderung und Nachahmung desſelben der römiſchen Poeſie ebenſo ſehr geſchadet hat, als die unverſtändige Nachahmung Cicero's der römiſchen Redekunſt. Virgil's Werke ſind in Hinſicht auf Form und Sprache das Höchſte und Vollendetſte, was die römiſche Dichtkunſt hervorgebracht hat. Niemand hat ſo vollkommen wie er die Muſik der Sprache verſtanden, nie ſtockt der ſanfte Fluß ſeiner Rede, überall iſt Leben, Bewegung und Rhythmus, und die große Sorgfalt, mit welcher Virgil in der Aufeinanderfolge der Wörter die Verſchiedenheit der Vokale und den Wechſel harter und weicher Conſonanten berückſichtigt, verleiht ſeinen Verſen einen Wohllaut, für den unſer Sprachorgan keinen Ton, unſer Ohr keine Empfänglichkeit hat. Wir Nordländer ſind für dieſen Zauber der Virgiliſchen Poeſie taub, nur der Italiener kann ihn empfinden, und wenn wir daher den Vorzug Virgil's von dieſer Seite her vollkommen würdigen wollen, ſo müſſen wir uns auf das Urtheil eines Dante, eines Petrarcha und anderer italiäniſchen Dichter verlaſſen, in welchen Virgil's Verſe die höchſte Bewunderung und das größte Entzücken erweckt haben.

Bei ſeinem erſten poetiſchen Verſuche gerieth Virgil auf einen Irrweg. Er ſchrieb nämlich zuerſt Idyllen; für dieſe Art von Gedichten paßte aber weder ſeine eigene Natur, noch die römiſche

Sprache. Er war dabei um ſo weniger glücklich in ſeiner Wahl, als er nicht, wie Geßner, ein ideales Schäferleben ſchildern wollte, ſondern ſich Theokrit (ſ. Thl. III. S. 107) zum Muſter nahm, alſo Natur und Wahrheit darzuſtellen ſtrebte. Theokrit lebte zwar in einer ähnlichen Zeit, und ſchrieb ſeine Idyllen für Menſchen, die ſich ebenſo, wie die römiſche vornehme Welt zu Virgil's Zeit, durch Überbildung und Weichlichkeit von der Natur weit entfernt hatten; allein er hatte dabei den großen Vortheil, daß er ſich in ſeinen Gedichten des kunſtloſen doriſchen Volks-Dialektes bedienen konnte, daß er alſo nicht genöthigt war, die feine Sprache der ſogenannten guten Geſellſchaft und ihre kunſtreichen Wendungen den Hirten, die er redend vorführte, in den Mund zu legen. Dieſer Ausweg ſtand dem Virgil nicht offen; die römiſche Literatur war im Gegentheil gerade hierin ärmer, als irgend eine andere, weil die Dichter der Römer niemals die Dialekte der verſchiedenen Theile von Italien, noch weniger aber die Ausdrucksweiſe der niederen Stände in der edleren Poeſie anwenden durften. Die feine Sprache der vornehmen Geſellſchaft oder das, was man in Frankreich die akademiſche Manier nennt, hatte ſich in Rom, wie unter den Franzoſen, der Literatur als etwas Weſentliches aufgedrängt, ſie hatte die Sprache des Volkes aus derſelben für immer verbannt, und dadurch die Volksdichtung erdrückt. Dieſe feine und vornehme Ausdrucksweiſe hätte wohl zu der gezierten, langweiligen Schäferwelt der Geßner'ſchen Idyllen gepaßt, allein eine ſolche Darſtellung konnte dem Römer, welcher überall Leben, Regſamkeit und Wirklichkeit ſuchte, ebenſo wenig gefallen, als dem Griechen. Virgil machte alſo die Schilderung der wirklichen einfachſten Lebensverhältniſſe zum Gegenſtande ſeiner Idyllen; weil aber dieſes Leben völlig ungeſchminkt und kunſtlos iſt, ſo wird bei ſeiner Darſtellung durch die eleganten Wendungen und den Pomp einer gebildeten Sprache ein widerlicher Contraſt zwiſchen Form und Inhalt hervorgerufen. Die Römer ſelbſt ſahen freilich darüber hinweg, weil ſie ſich am unnachahmlichen Reize des virgiliſchen Verſes ergötzten, ſowie an der Feinheit, mit welcher Virgil nach dem Muſter ſeines alexandriniſchen Vorgängers Artigkeiten gegen ſeine Gönner anzubringen wußte.

Der Triumph von Virgil's Kunſt iſt das Lehrgedicht, in welchem er den Landbau beſchreibt; denn er hat allein von allen Dichtern in dieſe proſaiſche Dichtungsart Leben und Bewegung zu bringen gewußt, und ſein Werk iſt das einzige Lehrgedicht, in welchem der Gegenſtand wirklich und durchaus poetiſch behandelt iſt. Virgil hat damit ſeinen Landsleuten zugleich ein wahrhaft nationales Gedicht gegeben, da er in demſelben das altrömiſche Leben und die einzige Wiſſenſchaft, die dem Römer zu allen Zeiten neben dem Kriege blieb und werth war, dargeſtellt hat. Er hat außerdem ſeine der Natur entfremdeten Zeitgenoſſen auf das Leben der guten alten Zeit zurückgewieſen, und dieſes Leben durch alle Reize der Bildung verſchönert, ſoweit dieſe mit Einfachheit beſtehen kann. Hier iſt er endlich auch wahrhaft ſchaffend geweſen, da ihm die griechiſchen Lehrdichter nur Anlaß zur Erfindung gaben, nicht aber als Muſter dienten. Aus dieſem Grunde und wegen des echt römiſchen Elements, in welchem ſich der Dichter befindet, iſt auch der Zauber der Virgiliſchen Sprache hier ganz an ſeiner Stelle, Alles bewegt ſich leicht, Künſtelei und Zierlichkeit iſt nirgends zu finden, das Werk zeigt überall nur wirkliche Kunſt. — In der Aeneide, einem Heldengedicht, welches die Irrfahrten des Aeneas und ſeine Niederlaſſung in Latium beſingt, hat ſich Virgil den Apollonius von Rhodus (ſ. Th. III. S. 110) und andere alexandriniſchen Dichter zu Muſtern genommen, und aus denſelben ganze Scenen und Schilderungen entlehnt. Dieſe Dichter hatten diejenige Gattung der Poeſie, die nur unter den einfachen und naturgetreuen Menſchen des Homeriſchen Zeitalters hatte entſtehen und gedeihen können, dem Tone der verfeinerten und gekünſtelten monarchiſchen Zeit angepaßt; Virgil folgte ihrem Vorgang, und übertraf ſie ſogar, weil er dieſe Dichtungsart auf eine ganz neue Weiſe dem Leben näher zu bringen wußte. Er faßte nämlich das Epos gerade ſo auf, wie Livius die Geſchichte aufgefaßt hatte, oder mit anderen Worten, er zog dabei den Nationalſinn der Leſer in ſein Intereſſe. Er wählte zum Gegenſtand ſeines Gedichtes einen Helden, an deſſen Namen ſich die alten lateiniſchen Sagen und die früheſten römiſchen Geſchichten anknüpften, er hauchte auf dieſe Weiſe in eine fremde poetiſche Form römiſches Leben, und verdrängte

die kalte Künſtlichkeit ſeiner alexandriniſchen Vorgänger durch das Nationalintereſſe, das er ſeinem Werke verlieh. —

Die Blüthe der römiſchen Dichtkunſt war, wie die gegebenen Bemerkungen zeigen, eine künſtliche, und ging mit den drei genannten Dichtern ſchnell vorüber. Der alexandriniſche Charakter der Zeit oder das Gelehrte, das Gekünſtelte und die Spielerei mit geiſtigen Dingen traten immer entſchiedener hervor. Die nächſtfolgenden Dichter beweiſen zum Theil ſchon durch die Wahl ihres Gegenſtandes, daß bei ihnen an Natur und Poeſie kaum mehr zu denken iſt, weil ſie vor allem Anderen Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Kunſt zeigen wollten, und die verbildete, überfeinerte Welt mit Gedächtnißkram, mit Künſteleien und mit einem geiſtreichen oder witzigen Spiele zu unterhalten ſtrebten. Aemilius Macer z. B., der im Jahre 17 v. Chr. ſtarb, verfaßte Gedichte über die Vögel und über die Schlangen; Gratius Faliscus, ein jüngerer Zeitgenoſſe desſelben, beſchrieb die Jagd in Verſen; Manilius, welcher ebenfalls unter Auguſt's Regierung lebte, behandelte die Sternkunde in einem Gedichte; Germanicus, der Sohn des Drnſus, überſetzte Arat's aſtronomiſches Lehrgedicht (ſ. Th. III. S. 119 f.). Beſonders hervorzuheben iſt der Dichter Phädrus, ein Thracier, der als Sklave nach Rom kam und von Auguſtus die Freiheit erhielt; denn Phädrus iſt in ſeiner Art originell geweſen, und hat Gedichte verfaßt, welche für den Geiſt ſeiner Zeit bezeichnend ſind. Er war nämlich ein Fabeldichter, und hat theils die griechiſchen Fabeln, welche unter Aeſop's Namen umhergetragen wurden (ſ. Th. I. S. 336), in ein römiſches Gewand gekleidet, theils nach dem Muſter derſelben neue Fabeln gedichtet. Dieſe allereinfachſte Gattung der Poeſie, die ſonſt nur für den ſchlichten, unverdorbenen Sinn natürlicher Menſchen einen Reiz hat, konnte einem verwöhnten, von aller Einfalt und Natur weit entfernten Geſchlechte, wie die gebildete römiſche Welt des Auguſteiſchen Zeitalters war, blos durch eine beſondere Art von Behandlung genießbar und anziehend gemacht werden. Phädrus hat dies ebenſo vortrefflich verſtanden, wie La Fontaine unter Ludwig XIV., und er iſt dadurch, wie dieſer, einer der Lieblingsſchriftſteller ſeiner Zeit geworden. Er hat eine für den geſelligen Verkehr

paſſende Klugheitsmoral in die Fabel gebracht, dem Leſer durch Witz, Schalkheit und epigrammatiſche Kürze Überraſchungen bereitet, und ſeine Verſe durch Leichtigkeit, Reinheit und Richtigkeit des Ausdruckes ſo angenehm zu machen verſtanden, daß er den ungetheilten Beifall der gebildeten römiſchen Welt erlangte.

Die ſchwächſte Seite der römiſchen Poeſie war die dramatiſche Dichtkunſt. Die Natur hatte den Römer für dieſelbe ebenſo wenig geeignet, als den neueren Italiäner, daher zeigt uns auch das goldene Zeitalter der römiſchen Literatur nur verfehlte Verſuche in dieſem Fache. Zwar hat ſich keines von den Stücken erhalten, welche damals für das Theater geſchrieben wurden; allein es finden ſich Andeutungen genug, aus denen wir auf ihre Werthloſigkeit ſchließen können. Bei den theatraliſchen Vorſtellungen ſelbſt war es nur auf Glanz und lärmende Unterhaltung, nicht auf Kunſtgenuß abgeſehen. Man ſuchte, wie heut' zu Tage in der Oper, den inneren Gehalt durch Pracht der äußeren Aufführung zu erſetzen. In einem Stücke erſchienen z. B. einmal nicht weniger als ſechshundert Mauleſel auf der Bühne, in einem anderen wurden mehrere tauſend vergoldete Schilde vor dem Publikum vorübergetragen, und ganze Züge von Reiterei und Fußvolk mußten den Zuſchauer für das, was der Poeſie abging, ſchadlos halten. Neben Tragödien und Komödien, welche meiſtentheils aus dem Griechiſchen überſetzt waren, führte man damals auch noch die gemeinen Atellaniſchen Poſſen auf (ſ. oben S. 128). Dieſe waren aber nach und nach ſo heruntergeſunken, daß ſchon Tiberius ſich bewogen fand, ſie durch ſtrenge Maßregeln ganz und gar zu unterdrücken. Nebeu dieſen alterthümlichen Poſſen, den übertragenen griechiſchen Schauſpielen, den blutigen Thierhetzen und den grauſamen Gladiatorkämpfen, welche durcheinander dem römiſchen Volke zur Unterhaltung vorgeführt wurden, brachte man zu Cäſar's Zeit eine neue Art von Beluſtigung, die ſogenannten M i m e n, auf die Bühne, und unter Auguſtus kamen die bis dahin in Rom noch nicht geſehenen P a n t o m i m e n hinzu. Die römiſchen Mimen waren, wie die der Griechen (ſ. Th. II. S. 191), anfangs blos ein Unterhaltungsmittel des Volkes, und auch die Verfaſſer derſelben gehörten dieſem an, ſie wurden aber,

als man ſie veredelte, nicht wie die griechiſchen zum Leſen, ſondern zur dramatiſchen Aufführung beſtimmt. Dieſe Veredelung fand zuerſt zu Cäſar's Zeit Statt, und die Mimen gewannen gleich damals großen Beifall. Sie waren eine Art von Charakterſtücken, ſtellten Scenen des römiſchen Lebens dar, und beſtanden aus Monologen, bei deren Vortrag jedoch die Geſticulation die Hauptſache bildete. Über ihre Wirkung können wir nicht urtheilen, weil dabei vor allem Andern das Geberdenſpiel, mit dem ſie begleitet waren, und die eigenthümliche Beweglichkeit und Natur der ſüdeuropäiſchen Völker in Anſchlag gebracht werden müßten. Sie wurden durch die Pantomimen verdrängt, welche aus ganz ſtummen oder blos mit Muſik begleiteten Geberden und rhythmiſchen Körperbewegungen beſtanden, und in kurzer Zeit zu bloßen Balleten ausarteten. Dieſe erhielten ſich nach dem Untergange der alten dramatiſchen Kunſt, und trugen ſpäter im byzantiniſchen Reiche nicht wenig zum Verderbniß der Sitten bei. Übrigens beſtehen die Bruchſtücke der römiſchen Mimen, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben, entweder aus witzigen und nicht ſelten ſchmutzigen Einfällen, oder aus dem, was man heut' zu Tage Calembours nennt, oder auch aus moraliſchen Denkſprüchen. Die berühmteſten Mimen-Dichter aber waren Decimus Laberius, Publius Syrus und Cnäus Mattius, welche zu Cäſar's Zeit lebten.

2. Die Zeit von Auguſtus bis auf Hadrian.

Die Bildung und Literatur der nächſten hundert Jahre nach Auguſt zeigt uns, wie die politiſche Geſchichte, eine Zeit, in welcher das Geſunde, Gediegene und Kräftige immer mehr aus der römiſchen Welt ſchwand, und dagegen einerſeits nur das Nützliche und Glänzende gedieh, und andererſeits die verſchiedenen Theile des Reiches eine größere Gleichförmigkeit und Einheit erhielten. Die Bildung wurde allgemeiner und zugänglicher, gelehrte Kenntniſſe und die Beſchäftigung mit Wiſſenſchaften gehörten zum Begriffe des Wohlerzogenſeins, und das Bedürfniß derſelben wurde in allen Ständen größer, als es je zuvor geweſen war. Die Bildung breitete ſich ferner über alle Theile der römiſchen Welt aus, und nahm überall den nämlichen Charakter an. Allent-

halben wurden Schulen und gelehrte Bildungsanſtalten gegründet, und wie in den griechiſch redenden Städten und Ländern die alexandriniſche Bildung ſchon Jahrhunderte hindurch gepflegt worden war, ſo beſchäftigte man ſich ſeitdem auch in dem ganzen Occident bis zur äußerſten Grenze der bekannten Erde aufs angelegentlichſte mit Wiſſenſchaft und Literatur. Das Bedürfniß der Bildung wurde alſo von dieſer Zeit an in beiden Theilen der Welt gleich ſtark empfunden; aber auch der Weg, den man zur Befriedigung desſelben einſchlug, ward hier wie dort derſelbe. Überall in Italien, Gallien, Spanien und anderen Ländern lateiniſcher Zunge, wie in Griechenland, Thracien, Egypten, Kleinaſien, Syrien, Meſopotamien und Armenien betrieb man ſeit Auguſt's Zeit einerlei Art von Wiſſenſchaft und Literatur, obgleich in zwei verſchiedenen Sprachen.

In dieſer allgemeinen Verbreitung der Bildung, in der größeren Zugänglichkeit derſelben und in der dadurch hervorgebrachten gegenſeitigen Annäherung der entfernteſten Völker beſteht unſtreitig die ſchönſte Seite jener Zeit. Betrachten wir dagegen das Weſen der damaligen Bildung und Literatur, ſo finden wir, daß überall der wahre Zweck aller Bildung oder die Entwickelung des inneren Lebens bei Seite geſetzt wurde, und daß nur gelehrtes Wiſſen, die bloße Form der Bildung und ihr Werth für den Gebrauch im geſelligen Verkehr, ſowie der Nutzen, den die Erfahrungswiſſenſchaften für das rein materielle Leben und für den Erwerb haben, das Endziel aller geiſtigen Thätigkeit bildeten. Gelehrte, geiſtreiche und witzige Unterhaltung waren die eigentliche Seele des Lebens der gebildeten Klaſſe. In keiner früheren Zeit des Alterthums war das Wiſſen ſo groß und ſo allgemein verbreitet geweſen, noch niemals war in allen Gegenden ſo ſehr für Schulen und Bibliotheken Sorge getragen worden. Die Sprache des geſelligen Verkehrs erhielt damals eine Feinheit und Zierlichkeit, wie man ſie früher niemals gekannt hatte. Allein alle dieſe Vorzüge waren mit großen Opfern erkauft worden. Die allgemeine Geiſtesrichtung hatte alle Kraft und Natur aus dem Leben verſcheucht; die Wiſſenſchaft war eine Dienerin eitler oder gemeiner Zwecke geworden; in den vielen Schulen wurden Lehrer und Schüler in gleich hohem Grade von leerer Einbildung, von über-

müthigem Stolze, von falſchem Geſchmack und von Geſinnungsloſigkeit beherrſcht; hinter die geprieſene Eleganz der Unterhaltung und das geiſtreiche Spiel mit Begriffen, Ideen und Kenntniſſen verſteckten ſich Rohheit des Herzens, Leerheit der Seele, Eigennutz des Sinnes und ein meiſt oberflächliches Wiſſen Nur eine einzige unbedingt beſſere Seite bietet der Charakter der damaligen Bildung und Literatur dar: die nützlichen Wiſſenſchaften gediehen nämlich ſeitdem ebenſo ſehr, wie einſt unter den Ptolemäern und Seleuciden. Sonſt gewährt die zunehmende Verirrung und Entartung des geiſtigen Lebens jener Zeit blos den Troſt, welchen die Geſchichte in allen ähnlichen Zeiten allein zu geben vermag: der beſſere Sinn der wenigen Unverdorbenen ſträubte ſich um ſo entſchiedener gegen den herrſchenden Geiſt, und entwickelte ſich in Folge davon um ſo ſchöner, kräftiger und edler, je größer die allgemeine Verdorbenheit war.

Die Gelehrſamkeit jener Zeit hatte die beiden Hauptrichtungen, die man unter den Ptolemäern eingeſchlagen hatte: man machte aus der Erklärung der älteren Schriften der Nation eine beſondere Beſchäftigung, und trieb mit Vorliebe diejenigen Fächer des Wiſſens, durch deren Vervollkommnung das äußere Leben gefördert wird (ſ. Thl. III. S. 103 u. 115). Der Geiſt der Gelehrten wandte ſich alſo, wie in der alexandriniſchen Zeit, theils dem Nachdenken über die früher gewonnenen Kenntniſſe, theils der Sorge für das Materielle und Nützliche zu. Es iſt für die Zwecke allgemeiner Bildung nicht nöthig, die Beſtrebungen der Römer in Betreff des Erſteren anzuführen, da ſie für die Geſchichte der menſchlichen Cultur überhaupt keine beſondere Bedeutung haben, und ſehr weit hinter dem zurückblieben, was einige Jahrhunderte früher in Alexandria geleiſtet worden iſt. Viel wichtiger iſt das, was damals für die realen Wiſſenſchaften, beſonders für die Landwirthſchaft, geſchah. Die nützlichen Wiſſenſchaften, welche bisher faſt ganz in den Händen der Griechen geblieben waren, gingen damals zu den Römern über; keine derſelben ward aber von denſelben mit mehr Glück bearbeitet, als die Wiſſenſchaft des Landbaues, welche ſeit uralter Zeit in Italien einheimiſch geweſen war. Sie war eine ächt nationale Wiſſenſchaft der Römer, die einzige, um die ſich der Staat ſchon in den Zeiten bekümmert hatte,

als noch keine andere Geiſtesthätigkeit Eingang finden konnte. Es iſt daher auch ſehr begreiflich, daß unter den früheſten römiſchen Schriftſtellern ein ächter Römer, Cato der Ältere, als landwirthſchaftlicher Schriftſteller auftrat. Cato hat jedoch in ſeiner Schrift den Landbau nicht ſowohl wiſſenſchaftlich behandelt, als vielmehr die überlieferten Regeln der römiſchen Landwirthe mitgetheilt. Als nachher bei allen Geiſtesbeſchäftigungen die rhetoriſche Behandlung gebräuchlich ward, betrieb man auch die Darſtellung des Landbaues auf dieſe Weiſe, oder mit anderen Worten, man verband mit der Belehrung über den Gegenſtand den Genuß, den eine zierliche Darſtellung gewährt, und ſuchte durch dieſe die Lehre anziehender zu machen. Der ſchon früher angeführte Gelehrte Terentius Varro erweiterte zuerſt die Wiſſenſchaft des Landbaues durch wirkliche Studien. Er hatte auf ſeinen Reiſen viele beſſeren Einrichtungen kennen gelernt, und die Schriften der Karthager und Griechen über Landwirthſchaft ſtudirt, durch Beides ward er in den Stand geſetzt, dieſe Wiſſenſchaft unter ſeinen Landsleuten auf eine höhere Stufe zu heben. Virgil ſtellte in ſeinem Lehrgedicht über den Landbau das alte ächt-römiſche Leben des Landmannes in einem bewegten und ſprechenden Gemälde idylliſch dar; er beabſichtigte jedoch nicht die Erweiterung der Wiſſenſchaft, ſondern die Erweckung des erſtorbenen Sinnes für Landleben und ländliche Beſchäftigung. Dies war auch der Zweck Columella's, des wichtigſten römiſchen Schriftſtellers über die Landwirthſchaft, welcher zur Zeit des Kaiſers Nero lebte. Er that für die Wiſſenſchaft des Landbaues ebendasſelbe, was Cicero und Livius für die Philoſophie und Geſchichte gethan hatten. Die beiden Letzteren hatten dieſe Wiſſenſchaften in dasjenige Gewand gekleidet, deſſen ſie für die Römer bedurften, kein Gebildeter konnte ſie ſeit ihrer Zeit entbehren. Auf die nämliche Weiſe führte Columella die Wiſſenſchaft des Landbaues in den Kreis der allgemeinen Bildung ein. Er kannte ſeine Nation; er wußte, daß Cicero und Livius die griechiſche Philoſophie und die Geſchichte nur durch den Zauber des Vortrags ihren Landsleuten empfohlen hatten, und daß überhaupt in der Regel die Menſchen nicht fähig ſind, die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen zu lieben. Er wollte dem Landleben einen neuen Reiz verſchaffen und ein allgemeines

Intereſſe für die Natur und die alten ländlichen Sitten erwecken; dies ſuchte er dadurch zu erreichen, daß er ſeine Lehren im rein-ſten Latein und in den geſchmackvollſten Ausdrücken und Wen-dungen vortrug. Seinen eigentlichen Zweck konnte er freilich bei einem verbildeten, erſchlafften und der Natur entfremdeten Volke nicht erreichen, nichts deſto weniger erhielt aber ſeine Schrift in anderer Hinſicht eine große Bedeutung. Man las ſein Werk des Styles wegen ebenſo gern, wie Virgil's Lehrgedicht, man machte es in den Schulen ebenſo, wie andere klaſſiſchen Werke, zu einem Gegenſtande der Belehrung und Übung, und nahm alſo damit zugleich auch die Wiſſenſchaft des Landbaues in den Kreis der Schulwiſſenſchaften auf. Die Wirkung, welche Columella's Werk dadurch erhielt, war beſonders in Spanien und Frankreich ſehr groß, wo gerade damals die höheren Lehranſtalten aufblühten, und wo durch die Beſchäftigung mit Columella's Schrift der Land-bau nicht wenig gefördert ward.

Ebenſo bedeutend, als die Vervollkommnung des wiſſenſchaft-lichen Landbaues, waren die Fortſchritte der Römer in der ge-lehrten Rechtswiſſenſchaft; dieſe können jedoch hier nicht darge-ſtellt werden, weil dazu eine genaue Kenntniß des Rechtsweſens erfordert würde. Die geſammte übrige Literatur theilt man am beſten in vier Klaſſen, um ſich aus ihr den Charakter der damal-igen Bildung und ihre verſchiedenen Richtungen klar zu machen.

Die erſte Klaſſe begreift diejenigen Schriftſteller in ſich, deren Ziel rhetoriſcher Pomp und falſcher Schmuck war, welche alſo nach bloßer Declamation, nach ſchwülſtiger Darſtellung, nach hoch klingenden Redensarten, nach künſtlichen, zugleich aber auch leeren Perioden ſtrebten. Solche Schriftſteller mußten in einem Zeitalter erſcheinen, in welchem die Menſchen durch Unnatur, durch Eitelkeit, durch Weichlichkeit und Genußſucht den Sinn für das Einfache, Wahre und Würdige eingebüßt hatten, und nur am Abgeſchmackten, Gekünſtelten, Schwülſtigen und Übertriebenen Ge-fallen fanden. Dieſe Richtung ward den jugendlichen Geiſtern ſchon in den Schulen gegeben, deren trauriger Zuſtand uns von einigen beſſeren Zeitgenoſſen ſehr ausführlich dargeſtellt wird. Die Wiſſenſchaft war den Eltern Nebenſache, ſie wollten ihre Kinder nur für den Erwerb und für das geſellige Leben gebildet haben,

und konnten ſie nicht ſchnell genug zu einem Geſchäfte gebracht ſehen, welches Geld und Ehre gab. Von naturgemäßer Entwickelung des Geiſtes, von wirklicher Erkenntniß, von wahrer Bildung war unter dieſen Umſtänden in den Schulen keine Rede. Die Studirenden ſelbſt waren voller Dünkel, und eilten unreif ins Leben zu kommen. Schon früh irregeleitet und an Übermuth gewöhnt, gaben ſie den Lehrern das Geſetz eines falſchen Geſchmackes, und dieſe, nach Geld und augenblicklichem Beifall haſchend, opferten Grundſatz, Urtheil und Geſchmack ihrem Vortheil und ihrer Eitelkeit auf. Dieſe Schilderung des Studien-Weſens, welche faſt wörtlich den Schriften einiger Zeitgenoſſen entlehnt iſt, hätte ebenſo gut aus der Beobachtung deſſen, was täglich unter uns geſchieht, hergenommen werden können.

Die ſo eben bezeichnete Art von rhetoriſcher Verirrung, eine Wirkung der verkehrten Schulbildung und des allgemeinen Geiſtes der Zeit, zeigt ſich ebenſowohl bei proſaiſchen Schriftſtellern, als bei Dichtern. Von den Erſteren iſt Curtius Rufus, welcher zu Veſpaſian's Zeit lebte, das glänzendſte Beiſpiel. Er ſchrieb eine Geſchichte Alexander's des Großen, und ſchon die Wahl dieſes Gegenſtandes beweiſt ſeine verkehrte Richtung; denn ein Abſchnitt aus der Geſchichte der früheren Zeit, zumal ein Gegenſtand, welcher der griechiſchen Geſchichte angehört und mit den Verhältniſſen des Orients zuſammenhängt, eignete ſich doch, wenn er Geſchichte bleiben ſollte, durchaus zu keiner andern Behandlung, als zu einer kritiſchen und gelehrten. Wahrheit und Leben waren aber für Männer, wie Curtius, ziemlich gleichgültige Dinge. Das zeigt ſich ebenſowohl in der Wahl ſeiner Quellen, als in der Manier ſeiner Behandlung. Er folgt nur den fabelhaften Berichterſtattern, wählt immer das Abenteuerlichſte aus, und übertreibt das von jenen Übertriebene noch mehr. Überall hört man nur den Schönſchreiber und Rhetor mit ſeinen hochtrabenden gekünſtelten Redensarten, mit ſeinen hochklingenden oder auf Gefühlserregung berechneten Floskeln; die Sache ſelbſt, die doch großartig genug war, verſteht er nie reden zu laſſen. Seine Perioden ſind zwar wohlgebaut, ſeine Darſtellung lebendig und ſeine Sentenzen zum Theil gut angebracht; alles dies entſchädigt aber nicht für den Froſt der Phraſenjagd, der durch das ganze Buch hindurch fühl-

bar iſt; die Behandlung hat alles Männliche verloren, und die Sprache geht ſo ſehr in das Poetiſche über, daß man oft nur aufgelöſte Verſe zu hören glaubt, während die Schriftſteller der beſſeren Zeit, wenn ſich ihre Sprache auch noch ſo hoch erhob doch nie die Grenze zwiſchen Poeſie und Proſa überſchritten.

In der Poeſie iſt die Wirkung der Weichlichkeit, die Liebe zu Spiel und Klang und das Streben nach Übertreibungen noch auffallender, als bei den rhetoriſchen Proſaikern. Der bemerkenswertheſte von den Dichtern, welche die Poeſie ebenſo misbrauchten, wie Curtius die Geſchichte, d. h. welche durch poetiſche Werke ihre geſchmackloſe Redekunſt beweiſen wollten, war Silius Italicus, ein Zeitgenoſſe des genannten rhetoriſchen Geſchichtſchreibers. Er hatte den unglücklichen Gedanken, die Geſchichte des zweiten puniſchen Krieges zum Gegenſtand eines Heldengedichtes zu machen. Bei ſeinem gänzlichen Mangel an dichteriſchen Fähigkeiten war er ebenſo unglücklich in der Ausführung, als in der Wahl, er ſuchte das, was ihm an Talent abging, durch ängſtliche Nachahmung Virgil's, durch abgeglättete Verſe und durch geputzte, zierliche Sprache zu erſetzen. Für uns hat er nur dadurch Werth, daß wir aus ihm deutlich erſehen können, wie man in den Schulen Virgil's Gedichte und Cicero's Reden auf gleiche Weiſe misbrauchte. Glücklicher und mit wirklichem Talente begabt waren die beiden Dichter Valerius Flaccus und Papinius Statius, welche ungefähr zu derſelben Zeit lebten, wie Silius Italicus. Jener ſchrieb ein Heldengedicht über den Argonauten-Zug, dieſer dagegen beſang die mythiſchen Geſchichten vom Achilles und vom Kriege der Söhne des Oedipus, und verfaßte außerdem eine Anzahl vermiſchter Gedichte, die er zuſammen herausgab und wegen ihrer Mannichfaltigkeit Wälder benannte. Beide nahmen griechiſche Dichter zu Muſter, blieben aber hinter denſelben ebenſo weit zurück, als die römiſche Kaiſerzeit hinter den Zeiten des griechiſchen Alterthums, ſelbſt denen der Ptolemäer, zurückſtand. Übrigens war Statius von allen ſpäteren Dichtern derjenige, welcher allein den Virgil mit Glück nachzuahmen verſuchte.

Der ſchon früher (S. 224 f.) erwähnte Dichter Lucanus, welcher in einem Heldengedichte den zweiten Bürgerkrieg beſchrieb, gehört ſeinem Geſchmack und ſeiner Geſinnung nach einer beſſeren

Zeit an. Freilich hatte auch er, wie ſchon die Wahl ſeines Gegenſtandes zeigt, den Weg der Natur verlaſſen und einen künſtlichen eingeſchlagen; allein er kann deſſen ungeachtet mit den genannten Dichtern nicht in Eine Reihe geſtellt werden, er zeichnete ſich vielmehr durch gediegene Kraft und angeborne Eigenthümlichkeiten ſehr vor ihnen aus. Er lebte unter der ſchrecklichen Regierung Nero's und gehörte ſogar zum Hofe deſſelben, ſtählte aber durch die ſtoiſche Philoſophie die Kraft ſeines Herzens und Willens, und ſuchte von ihr erfüllt das in Verſen auszuſprechen, was in Proſa zu ſagen nicht möglich war. Nur auf dieſe Weiſe kann man ſich ſeinen Gedanken erklären, den Bürgerkrieg zwiſchen Cäſar und Pompejus epiſch zu behandeln, weil es ſonſt der verkehrteſte Einfall geweſen wäre, nicht nur überhaupt in einer durchaus proſaiſchen Welt ein Heldengedicht zu verfaſſen, ſondern insbeſondere auch einen Gegenſtand der Geſchichte, ja ſogar der neueſten Geſchichte dazu zu wählen. Dieſes hiſtoriſche Gedicht, welches er Pharſalia betitelte, iſt als Geſchichtswerk, nicht als Dichtung ausgezeichnet; denn Lucan hat die Scenen des zweiten Bürgerkrieges und die Charaktere der in demſelben auftretenden Männer mit poetiſcher Lebendigkeit und meiſt ſogar mit größerer Wahrheit geſchildert, als irgend ein Geſchichtſchreiber. Daß in einem ſolchen Gedichte nur einzelne Stellen poetiſch ſein können, verſteht ſich von ſelbſt. Allein der ächt römiſche Sinn des Dichters, ſeine edle Verachtung alles Niedrigen und die erhabenen Lehren, die er einer gemeinen Zeit muthig zu ertheilen wagt, heben das Gedicht oft mehr, als vielleicht eine größere Kraft der Phantaſie vermocht hätte. Außerdem iſt auch der Versbau, die angewandte Redekunſt und die Muſik der Sprache aus Lucan ſelbſt hervorgegangen, und nicht, wie bei den ſpäteren Dichtern, mechaniſch dem Virgil nachgeahmt.

Die zweite Klaſſe der Schriftſteller begreift diejenigen Männer in ſich, welche durch das Misvergnügen mit dem Wortſchwall und mit der hohlen, breiten und hochtrabenden Manier der gewöhnlichen Rhetoren ſich zu dem entgegengeſetzten Fehler hinreißen ließen, und nach übertriebener Kürze, nach erkünſtelter Schärfe und Beſtimmtheit im Ausdrucke ſtrebten. Auch dieſe Schriftſteller geben uns eine Zeit zu erkennen, in welcher man den geraden Weg der Natur verlaſſen hatte, und nur durch künſt-

liche Mittel ſein Ziel zu erreichen trachtete. Ihr Streben nach einem affectirt gedrängten Styl und nach epigrammatiſcher Kürze hatte einen zwiefachen Grund. Theils glaubten ſie nämlich nur durch eine neue Art von Behandlung Aufmerkſamkeit und Intereſſe zu erwecken, theils wurden ſie von übertriebenen moraliſchen Grundſätzen geleitet, zu denen der Ernſt und das Schlagende eines ſolchen Styles paßte. Der Erſte, der aus dieſer Gattung von Schriftſtellern bemerkt zu werden verdient, iſt Vellejus Paterculus, welcher unter Auguſtus und Tiberius lebte. Er hat zuerſt in derjenigen Art, in welcher auch heut' zu Tage hiſtoriſche Bücher häufig geſchrieben werden, einen leicht faßlichen, gedrängt und zierlich dargeſtellten und ſentenzenreichen Überblick der römiſchen Geſchichte gegeben. Seine eigentliche Abſicht dabei iſt, die despotiſchen Maßregeln der Regierung nützlich und nothwendig erſcheinen zu laſſen, ohne gegen die Meinung der noch an republikaniſche Beurtheilungsweiſe gewöhnten Gebildeten zu verſtoßen. Mit eiſerner Stirn und mit großer Gewandtheit der Rede führt er dies ſo durch, daß er den republikaniſchen Theil der römiſchen Geſchichte mit pomphaftem Lobe der alten Zeit behandelt, die Begebenheiten der Kaiſerzeit dagegen ungefähr im Styl einer Hofzeitung darſtellt. Dieſe künſtliche Miſchung von Republikanismus und niedriger Kriecherei war nur in einer Zeit möglich, wo Wahrheit und Moral ſehr wenig, Kunſt und egoiſtiſche Schlauheit aber Alles galten. Auf eine der Form nach ähnliche Weiſe behandelte Florus, welcher unter Trajan lebte, die Geſchichte der republikaniſchen Zeit, er verfolgte aber ein ganz anderes Ziel. Er wollte nicht ſeinem Kaiſer und Gebieter ſchmeicheln, ſondern dem römiſchen Publikum, welches trotz ſeiner Entartung noch immer auf die alte römiſche Größe ſtolz war. Unter Trajan war ein kurz andauernder Enthuſiasmus für die republikaniſchen Zeiten erwacht, dieſen benutzte Florus, um die Thaten der Römer dem herrſchenden Sinn und Geſchmack gemäß in eine kurze Überſicht zu bringen. Er ſchilderte daher die Begebenheiten mit epigrammatiſcher Kürze und ſchwülſtigem Pompe. Sein Werk iſt den franzöſiſchen abgekürzten Geſchichten (Abrégés) zu vergleichen, und ebenſo wie dieſe bei ſcheinbarer Anſpruchsloſigkeit des Titels mit der größten Anmaßung in der Ausführung abgefaßt.

Von den beſſeren Schriftſtellern dieſer Gattung iſt zuerſt Seneca zu nennen, deſſen Verhältniß zu Nero und ſeiner Regierung bereits früher (S. 216 ff.) dargeſtellt worden iſt. Seneca war ein Mann, in welchem ſich die größten Gegenſätze vereinigten. Er war ein Anhänger der ſtoiſchen Philoſophie und ein niedriger Schmeichler zugleich, verband mit dem größten Talente die niedrigſte der Leidenſchaften, die Geldgier, ſo wie mit einer auf philoſophiſchen Grundſätzen beruhenden Tugend weiche Nachgiebigkeit gegen das Laſter, und ſuchte in einer verdorbenen Zeit für Wahrheit, Tugend und Recht nicht durch Ernſt und Würde, ſondern durch ſchwaches Hin- und Herſchwanken und durch kriechende Dienſtwilligkeit gegen eine Agrippina zu wirken. Seine moraliſchen Zwecke waren alſo vortrefflich, aber er wollte ſie auf dem Wege der Klugheit erreichen, und gerieth dadurch in ſeinen Handlungen wie in ſeinen Schriften mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Aus dieſem Grunde war auch die Wirkung ſeiner Schriften ebenſo verſchiedenartig, wie das Urtheil der Nachwelt über ihn. Die Moral, die er lehrte, und die Geſchicklichkeit, mit welcher er die wahre Würde des Menſchen, den Werth eines inneren Lebens und die Verachtung irdiſcher Güter den ſchlaffen Gemüthern der Mitlebenden empfahl, ſind der Welt zu allen Zeiten nützlich geweſen, und haben auf wahrhaft edele Naturen einen äußerſt wohlthätigen Einfluß ausgeübt; aber ebenderſelbe Mann hat aus Politik und Klugheit es auch über ſich vermocht, vor einem elenden Despoten-Diener, wie der Freigelaſſene Polybius war (ſ. oben S. 212), zu kriechen, und durch eine an denſelben gerichtete ſchmeichelnde Schrift Philoſophie und Wiſſenſchaft herabzuwürdigen. Man könnte übrigens die Verbindung der Gegenſätze bei Seneca zum Theil auch dadurch erklären, daß ſich in einer ſittlich entarteten und der Natur untreu gewordenen Zeit die Extreme leicht berühren, daß der höchſte Genuß Überdruß, die Überreizung Abſtumpfung erzeugt, daß der Umgang mit ſelbſtſüchtigen, verdorbenen Menſchen, ſowie verfehltes Streben und vereitelter Ehrgeiz den Verſtändigen in ſich ſelbſt zurückdrängen, und daß ein Mann, der an eine große politiſche Wirkſamkeit gewöhnt war, ſich von der Unbehaglichkeit des unthätigen Privatlebens und von dem Gedanken an die Nichtigkeit äußerer Verhältniſſe und Beſtrebungen ſehr gedrückt fühlen

mußte, und daher leicht an abgeſchloſſenen philoſophiſchen Beſchäftigungen und an ſtrengen moraliſchen Grundſätzen Gefallen fand. Aus dieſem Grunde war Seneca mit ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß auch ganz geeignet, für den abgelebten Hofmann und für alle diejenigen, denen ihre Plane in der Welt mislungen waren, eine paſſende Philoſophie vorzutragen. Eben dieſelbe ſtrenge Moralphiloſophie mußte ihm aber auch beſſere Männer, wie Tacitus, gewinnen; denn es liegt in der Natur einer edeln Seele, daß ſie im Unwillen über die allgemeine Verdorbenheit ſich um ſo entſchiedener feſten und ſtrengen Grundſätzen hingibt.

Auf dieſe Weiſe erklärt ſich die große Wirkung deſſen, was Seneca in ſeinen Schriften lehrt. Noch bedeutender war die Wirkung ſeines Styls, in welchem er der Richtung folgte, die bereits ſein Vater, ein berühmter Lehrer der Beredſamkeit, eingeſchlagen hatte. Seneca war für ſeine Zeit ein Cicero, und übte auf Geſchmack und Schreibart keinen geringeren Einfluß aus, als früher Cicero; nur dadurch ward der Einfluß beider Männer ein verſchiedener, daß die Zeiten und Menſchen verſchieden waren, und daß der Eine ſich als Staatsmann durch ſeine Talente und Tugenden, der Andere dagegen durch Gewandtheit und Geſchmeidigkeit geltend zu machen wußte. Mit Seneca's Styl verhielt es ſich ebenſo, wie mit ſeinen Grundſätzen: er beſtand in einem Gegenſatz gegen den herrſchenden Modeton, und war gleichfalls dem Leben und der Natur fremd. Seneca wandte ſich von der weichen und ſtumpfen Schreibart, deren Charakter leere Declamation und ein bloßes Spiel mit Tönen war, zu dem allzu Spitzen, Scharfen, Gedrängten und ſchwer Verſtändlichen. Die Menſchen waren theils jener Manier müde und ſuchten eine andere, die den Verſtand reize und beſchäftige, theils haſchten ſie in ihrer Schlaffheit überhaupt nach dem Neuen, Ungewohnten und Überraſchenden. Seneca's Styl wirkte daher auf dieſelbe Weiſe, wie der ähnliche Styl vieler franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts. Das Herz, welches nach Cicero's Ausſpruch allein den Redner macht, hatte damals keinen Antheil an der Beredſamkeit, die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft diente blos als ein zeitkürzendes Spiel; der nur auf Unterhaltung be-

dachten vornehmen Welt war daher mit jeder Art von Spielerei, Künſtelei und Affectation gedient.

Wie ſehr Seneca's Philoſophie ſich für die Zeit eignete, beweiſt die Bedeutung, welche die Lehrer des Stoicismus bald nachher erhielten, und der republikaniſche Ton, den dieſelben aller Verfolgung ungeachtet anzunehmen wagten, ſowie die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums, das in ſeiner moraliſchen Wirkung der ſtoiſchen Lehre ſehr ähnlich war. Mit dem Kaiſer Marc Aurelius gelangte die ſtoiſche Philoſophie, für welche Seneca unter den Römern die Bahn gebrochen hatte, ſogar auf den Thron. Man mußte in jener Zeit entweder Entſagung und kräftiges Widerſtehen gelernt haben, oder man mußte ſich in wilde Zerſtreuungen verlieren und dazu alle Mittel des Genuſſes beſitzen. Seneca's Wirkung auf die Beſſeren jener Zeit zeigt ſich am glänzendſten in den Schriften des Geſchichtſchreibers Tacitus, der unter Domitian ſeinen Staatsdienſt begann, und bis zu Hadrian's Zeit gelebt zu haben ſcheint. Tacitus eignete ſich Seneca's Philoſophie an, bildete ſich auch in Bezug auf den Ausdruck nach ſeinem Muſter, ohne ihn jedoch blind nachzuahmen, und ſchrieb dann in einem ähnlichen Styl, der aber bei ihm nicht eine bloße herzloſe Kunſt blieb, ſondern zur Natur wurde. Seine Werke ſind: die Annalen, in denen er die Geſchichte von Auguſt's Tod bis auf Nero's Ende behandelte, die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit von Galba an bis auf Domitian's Tod, welche er Hiſtorien oder Geſchichte betitelte, eine Lebensbeſchreibung Agricola's und eine kleine Schrift über die Sitten der Deutſchen. Tacitus gehörte zu den wenigen edlen Menſchen ſeiner Zeit, er glaubte an die Würde der menſchlichen Natur, und war von Bewunderung für die beſſeren alten Zeiten erfüllt, in denen jeder Einzelne nur ſoviel galt, als er werth war, in welchen der Bürger, von edelm Selbſtgefühle gehoben, ſich ſeiner Bedeutung im Staate bewußt war, und durch Verdienſte den Beifall ſeiner Mitbürger zu erlangen ſtrebte. Ein ſolcher Mann konnte in einer Zeit der Entartung nicht hoffen, die große Menge der Leſenden für ſeine Zwecke zu gewinnen, er faßte daher nur die Wenigen, welche Sinn für ernſte Belehrung hatten, ins Auge, und ſuchte durch ſeine Schriften gleichgeſtimmte Seelen gegen den Druck der Um-

ſtände zu ſtählen. Zu dieſem Zwecke paßte Seneca's Philoſophie und Styl. Ticitus war aber nicht, wie Seneca, zum Hofmann, ja nicht einmal, wie ſein edler Freund Plinius der Jüngere, zum Hofmanne der beſſeren Gattung geboren und gebildet, er wollte nicht mit Feinheit den Umſtänden dienen, ſich den Beifall der Welt erwerben und eine Rolle unter ſeinen Zeitgenoſſen ſpielen. Er mußte vielmehr nothwendiger Weiſe, je mehr er und Seinesgleichen allein ſtanden, in ſich ſelbſt zurückgedrängt werden, und ſeine Schriften mußten, ohne daß er es wollte, die bittere Stimmung eines in ſich zurückgezogenen und mit Unwillen über die herrſchende Schlechtigkeit erfüllten Gemüthes ausſprechen. Tacitus ſah ferner nur Verdorbenheit und Ränke um ſich, dieſe Erfahrung mußte ihn zu einer Anſicht der Dinge führen, vermöge deren er, wie die meiſten franzöſiſchen Schriftſteller, alles, was geſchieht, von einem Plan, von beſtimmter Abſicht und von dem Charakter der handelnden Hauptperſonen herleitet. Daß er indeſſen weder an der Menſchheit, noch an der Tugend verzweifelte, daß ihm im Gegentheil das Ideal des wahren Menſchen und Bürgers immer vor Augen ſchwebte, das beweiſen die Stellen ſeiner Werke, in denen er einer Arria, eines Seneca und unſeres deutſchen Helden Hermann gedenkt. Daß ihm edle Liebe und Hingebung kein leerer Traum iſt, lehrt er in der Erzählung vom Tode der Arria; was er von Freiheit, von Vaterland und von Aufopferung für dasſelbe hält, deutet er bei der Geſchichte Hermann's an; welche Philoſophie ihm in dieſen traurigen Zeiten der allein feſte und würdige Halt edler Seelen zu ſein ſcheint, zeigt er in der erhabenen Schilderung von Seneca's Tod, in welcher er ſeinen Lehrer als Märtyrer der beſſeren Grundſätze dargeſtellt hat. Daß übrigens Tacitus oft zu finſter und bitter iſt, erklärt ſich ganz von ſelbſt bei einem Manne, der voll des edelſten Unwillens war, der den erſchlafften weichen Gemüthern einer entarteten Zeit gleichſam die verlorene Federkraft wiedergeben wollte, der überdies ſtets blos dem Hauptgange der Dinge zugewendet iſt, und ſich deßhalb auf Hin- und Herreden, auf Abwägen und Raiſonniren nicht einlaſſen kann.

Tacitus Verhältniß zu ſeiner Zeit, ſein der Richtung derſelben völlig entgegengeſetztes Streben und der eigentliche Zweck ſeiner

Geſchichtſchreibung laſſen ſich am beſten erkennen, wenn man ſeine beiden kleineren Werke, die Lebensbeſchreibung Agricola's und die Schrift über die Deutſchen, ſorgfältig betrachtet. Das erſtere Werk ſchildert einen Römer, der ſeinem Weſen nach der beſſeren alten Zeit angehörte, und mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem Nationalcharakter treu blieb. Die Lebensbeſchreibung Agricola's iſt deßhalb ein Gegenbild zu dem, was Tacitus in ſeinen beiden größeren Werken dargeſtellt hatte, ein helles Licht mitten im Dunkel der traurigſten Entartung. Dieſe Schrift iſt übrigens auch dadurch einzig in ihrer Art, daß ſie eine Aufgabe löſte, welche weder Xenophon im Leben des Ageſilaus (ſ. Th. II. S. 225), noch irgend einer der Neueren zu löſen vermocht hat. Tacitus ſetzte nämlich ſeinem Helden ein würdiges Ehrendenkmal, ohne eine fortlaufende Lobrede zu ſchreiben, welche nur durch Declamation und rhetoriſche Kunſt erträglich gemacht werden kann, gerade deshalb aber dem geſunden Sinn und dem guten Geſchmack in gleich hohem Grade widerſtrebt. In der Schrift über die Deutſchen hatte Tacitus keineswegs blos den Zweck, die Sitten und Gebräuche der germaniſchen Völkerſchaften zu ſchildern; ebenſo wenig wollte er die Sittlichkeit der Germanen preiſen, da er als Geſchichtſchreiber und als Philoſoph wohl wußte, daß eine Moralität, die blos auf äußeren Umſtänden, auf Gewohnheit und auf Mangel an Gelegenheit zum Sündigen beruht, nur ſo lange dauert, als die Verhältniſſe die nämlichen bleiben. Er verfolgte einen höheren Zweck, als einen bloßen Naturzuſtand idylliſch darzuſtellen, obgleich gerade diejenigen Menſchen, die der Natur am meiſten entfremdet ſind, auf ein ſolches Gemälde mit dem größten Entzücken blicken. Tacitus wollte durch die Schilderung der Germanen die entgegengeſetzte Seite von dem Bilde zeigen, welches er in ſeinen beiden größeren Werken entworfen hatte. In dieſen hatte er die Entartung des verbildeten und überfeinerten römiſchen Volkes mit leuchtenden Farben gemalt; in ſeiner Schilderung der Germanen ſtellt er den grellen Contraſt einer natürlich kräftigen, nicht verwilderten, aber auch nicht cultivirten Nation dar. Überall ſchimmert der Gedanke durch, daß bei dieſem Volke, welches der Natur treu geblieben ſei und keiner falſchen Weisheit ſein Ohr geliehen habe, alles das geſunden

werde, was man in dem entgegengeſetzten Zuſtande der Römer vermiſſe. Eine Religion ohne Aberglauben, ſowie Freundſchaft, Treue, Freiheitsliebe und Einfachheit des Lebens, lauter Dinge, die in Rom ihre Bedeutung verloren hatten, werden hier an einem Naturvolk auf eine oft mehr poetiſche als hiſtoriſche Weiſe dargeſtellt, und zwar, damit der Leſer nicht um den eigentlichen Zweck dieſer Beſchreibung betrogen werde, mit beſtändigen Seitenblicken auf den Zuſtand der römiſchen Welt.

Die dritte Klaſſe der Schriften jener Zeit findet ſich überall wieder, wo entweder die Hofhaltung eines mächtigen Herrſchers oder die ungeheuere Größe einer Hauptſtadt eine bedeutende Zahl von müßigen, aber gebildeten Menſchen zuſammenführt. Dies bringt nämlich im geiſtigen und literariſchen Treiben ſtets zwei Erſcheinungen hervor, welche je nach der Beſchaffenheit des ſittlichen Zuſtandes bald mehr bald weniger bedeutend werden. Die Eine beſteht in bitterer Satyre, ſchadenfrohem Spott oder ſchmutziger Witzelei über die Perſonen und Verhältniſſe, die Andere in dem Haſchen nach Anekdoten und ärgerlichen Erzählungen, ſowie darin, daß Notizen und Klatſchereien über das Privatleben der handelnden Perſonen den Hauptinhalt der Schriften über die Zeitgeſchichte bilden. Beide Erſcheinungen ſind nahe mit einander verwandt; denn ſie entſtehen Beide aus dem Wohlgefallen am Schlechten und aus dem Streben, ſich auf Koſten von Anderen zu unterhalten und dadurch zugleich dieſen ſelbſt zu ſchaden.

Die Anekdotenjagd und das Sammeln und Niederſchreiben von anſtößigen Anekdoten und Privatgeſchichten waren ſchon zu Cicero's Zeit ſehr im Schwunge. Es gab bereits damals viele Menſchen, welche ebenſo, wie in unſeren größeren Städten eine gewiſſe Klaſſe von Mitarbeitern an den Zeitungen (die Reporters), ein förmliches Gewerbe daraus machten, alles, was irgend intereſſant war, aufzuhaſchen und für Geld mitzutheilen. Dieſe Leute ſammelten Anekdoten aller Art, Geſchichten von Heirathen, Sterbfällen, Zwiſten und andere Klatſchereien, und verkauften ſie an die großen Herren, die ſie ihren Freunden auf dem Land oder in den Provinzen zuſchickten. In der Kaiſerzeit, wo das Leben immer mehr aufhörte, ein öffentliches zu ſein, wo Alles vom Hof

und von beſtimmten Perſönlichkeiten abhängig ward, wo außerdem in der höheren Klaſſe der Geiſt immer ſchlaffer, leerer und unterhaltungsſüchtiger wurde, nahm das Wohlgefallen an ſolchen Anekdoten natürlich in hohem Grade zu. Man haſchte begierig nach allen möglichen Nachrichten von dem Regenten und ſeinen Großen, man ſammelte dieſelben, und bildete daraus eine ſkandalöſe Chronik, mit der man ebenſo, wie in Frankreich zur Zeit der ſchrecklichen Herrſchaft des Regenten und Ludwig's XV., einen einträglichen Handel trieb. Auf ſolche Weiſe entſtand eine neue Gattung der Literatur, die man ganz und gar mit den vielen Privatgeſchichten franzöſiſcher Könige und mit den im achtzehnten Jahrhundert ſo häufig erſchienenen Memoiren der Franzoſen vergleichen kann. Die meiſten dieſer Anekdotenſchriften wurden von Griechen, die am kaiſerlichen Hofe lebten, verfaßt. Da das Aufkommen dieſer Literatur mit dem Fortgange des römiſchen Zeitungsweſens in Verbindung ſteht, ſo iſt hier der paſſendſte Ort, eine Bemerkung über öffentliche Blätter und Nachrichten der Römer zu machen. Eine Art von Zeitung erſchien zum erſten Male unter Cäſar's Herrſchaft. Cäſar ſorgte nämlich für die regelmäßige Führung eines Protokolls der Senatsſitzungen, welches bisher nur ſehr unordentlich niedergeſchrieben worden war, und ließ dasſelbe öffentlich bekannt machen. Schon Auguſtus fand für gut, das Letztere wieder abzuſtellen, und dieſe erſte officielle Zeitung der Römer hörte alſo bald wieder auf zu erſcheinen. Dagegen blieb eine andere beſtehen. Cäſar hatte nämlich zugleich verordnet, daß unter dem Namen Tagesregiſter oder Volksverhandlungen (acta diurna oder acta populi) auch das Verzeichniß aller vor dem Volke, den Gerichten und den Verwaltungsbehörden verhandelten Dinge bekannt gemacht werden ſollte. Dieſes officielle Blatt ließ Auguſtus beſtehen, weil es außer dem Berichte über die Prozeſſe nur die Liſten der Geborenen und Geſtorbenen, die Anzeige der Heirathen, Eheſcheidungen, Adoptionen und anderer blos die Neugierde befriedigenden Kleinigkeiten enthielt, alſo lauter Dinge, durch welche die Gedanken des Volkes vom Wichtigen aufs Unbedeutende, von den eigentlichen Staatsangelegenheiten auf die Verhältniſſe einzelner hohen Familien oder des regierenden Hauſes und auf Feſten, Schauſpiele, Bauwerke, Reiſen u. dgl. m. abge-

lenkt wurden. Manchmal kam jedoch auch Einiges von dem, was im Senat vorfiel, darin vor. Dieſe officiellen Nachrichten wurden durch Abſchriften vervielfältigt, und nicht nur in Rom, ſondern auch in den Provinzen und bei den Heeren mit Begierde geleſen. Obgleich ihr Inhalt höchſt unſchuldig war, ſo wurden ſie doch von den Tyrannen und ihren Schergen manchmal benutzt, um einen der wenigen Männer, welche Oppoſition zu machen wagten, zu verderben. Unter Nero z. B. hatte der Senator Thraſea Pätus der ſchrecklichen Regierung des Kaiſers dadurch einen paſſiven Widerſtand entgegengeſetzt, daß er ſeine Geſinnung entweder durch ſein Schweigen oder durch die bloße Verweigerung ſeiner Zuſtimmung zu einem Senatsbeſchluß an den Tag legte. Als er endlich wegen ſeines Verhaltens vor Gericht gezogen wurde, bedienten ſich die Ankläger unter Andern auch jener Tagesblätter, um ihn zu verdächtigen. Sie behaupteten nämlich, er ſtrebe nach Zeitungslob, und die liberale Partei im Reich haſche begierig nach jedem erſcheinenden Blatte, blos um zu erfahren, was Thraſea nicht gethan habe.

Obgleich dieſe wenig bedeutenden Blätter dasſelbe Verhältniß zu der öffentlichen Meinung hatten, wie die Zeitungen in unſeren Tagen, ſo war es doch bei dem geſunkenen moraliſchen Zuſtande der römiſchen Welt natürlich, daß die zuvor erwähnten Sammlungen anſtößiger Anekdoten weit mehr geſucht und geleſen wurden. Es waren viele ſolcher Sammlungen im Umlauf, und die Welt las ſie mit größter Begierde, weil ſie dem herrſchenden Hange nach Geheimniſſen und Anſtößigkeiten Befriedigung gewährten. Sie ſind zwar untergegangen, aber die meiſten Geſchichtſchreiber der Kaiſerzeit, deren Werke auf uns gekommen ſind, haben dieſe Anetdoten-Bücher als Quellen benutzt. Außerdem ſchöpften dieſelben ihre Nachrichten noch aus den erwähnten Zeitungen, aus den öffentlichen Bibliotheken und aus den Archiven. Es entſtand alſo eine neue Art von Geſchichtſchreibung, in welcher das Öffentliche und Allgemeine den Privatangelegenheiten und dem rein Perſönlichen untergeordnet wurde. Der erſte und vorzüglichſte Schriftſteller dieſer Gattung war Suetonius Tranquillus, welcher zu Trajan's und Hadrian's Zeit lebte. Zwar hatte ſchon unter Tiber's Regierung Valerius Maximus eine Sammlung von

merkwürdigen Vorfällen und Ausſprüchen verfaßt, allein er hatte dabei einen moraliſchen Zweck verfolgt, er hatte nämlich nicht ſowohl die Neugierde und das Intereſſe an Anekdoten, Kabalen und Perſönlichkeiten befriedigen, als vielmehr das Gemüth anſprechen und Stoff für den Unterricht geben wollen.

Neben der rein perſönlichen und vorzugsweiſe auf Anekdoten ausgehenden Geſchichtſchreibung erſchien zu gleicher Zeit die ſchamloſe, bittere Satyre. Dieſe Art von Satyre nimmt zwar den Schein an, als wenn ſie die moraliſche Entartung der Zeit durch Spott und Witz heilen wolle, in Wirklichkeit aber gibt ſie nur ein recht anſchauliches Gemälde der verdorbenen Sitten, reizt die Phantaſie des Leſers, bringt ihn dadurch den herrſchenden Laſtern näher, und ſucht außerdem gewöhnlich auch das Geachtete, Würdige und Höhere herabzuziehen. Sie dient alſo zu gleicher Zeit der Unſittlichkeit und jener ſelbſtſüchtigen Bosheit, welche gern alles Erhabene und Große gemein macht. Sie iſt die ſtete Begleiterin von ſehr verdorbenen ſittlichen Zuſtänden, wie ſich dies auch in der neueren Zeit beſonders an Voltaire und anderen franzöſiſchen Satyrikern zeigt. Aus dem erſten Abſchnitt der römiſchen Kaiſerzeit ſind Juvenal und Petronius als die ausgezeichnetſten Muſter für dieſe Gattung von Satyren hervorzuheben. Juvenalis, welcher um das Jahr 100 n. Chr. lebte, ſprich nicht etwa blos ſeinen moraliſchen Unwillen über die Verdorbenheit der Zeit aus, ſondern er poltert, eifert und ſchilt über Sünden, Verbrechen, Frevel und Gräuel. Statt aber dieſe nur anzudeuten, ſtellt er ſie in grauſenhafter Nacktheit hin, und beſchreibt ſie in ſehr zierlichen, kunſtreichen Verſen, während er, wenn er die Menſchen in der That beſſern wollte, ſeine Beredſamkeit und Verskunſt gerade hierbei am wenigſten hätte anwenden ſollen. Er verweilt mit ſichtbarem Wohlgefallen bei der Schilderung von höchſt unmoraliſchen Scenen, und entwirft in fürchterlicher Klarheit das Gemälde von Abſcheulichkeiten, die ſelbſt ein Tiberius durch ſeinen Aufenthalt auf Capri den Augen der Welt zu entziehen ſuchte, und die man heut' zu Tage ſogar in den verdorbenſten Städten von Europa in ein für die Menſchheit wohlthätiges Dunkel birgt. Juvenal ſchrieb alſo die verderblichſte Art von Satyren; denn ſtatt ſeine Leſer zu beſſern, machte er ſie

vielmehr mit dem Laſter erſt recht bekannt, zog die Unſchuld in die Netze desſelben, und theilte die Verdorbenheit großer Städte dem Lande und den kleinen Orten mit. Petronius Arbiter, deſſen bereits in der Geſchichte Nero's (oben S. 220) gedacht worden iſt, war einer von den Männern, welche die größte ſittliche Verdorbenheit mit der feinſten Bildung verbinden, und die in Frankreich ſich ſelbſt die Roué's nennen, eine Klaſſe von Menſchen, welche auch in Deutſchland leider nicht mehr unbekannt iſt. Er hat eine Art von Roman verfaßt, in welchem er mit großem Geiſt, mit unerſchöpflichem Witz und mit ſtaunenswerther Feinheit der Sprache jene ſchändlichen Lüſte und Laſter ſchildert, welche er an Nero's Hofe mittrieb, und die er ebenſo gut zu beſchreiben als auszudenken und anzugeben verſtand. Sein Buch iſt daher für die Kenntniß des Geiſtes und Lebens der höheren Klaſſe von Rom wichtiger, als alle Schilderungen der Geſchichtſchreiber. Es iſt mit jener verruchten Glätte, Feinheit und Gewandtheit geſchrieben, von der uns die Geſchichte der Literatur auch bei anderen Völkern ähnliche Beiſpiele darbietet. Petronius Werk gehört nämlich in eine und dieſelbe Klaſſe mit den Schriften eines Peter Aretino und anderer italiäniſchen Dichter, mit Voltaire's Jungfrau von Orleans und ähnlichen Werken der Franzoſen. Auch die deutſche Literatur enthält ſolche Schriften, wie z. B. Thümmel's Reiſen und mehrere Arbeiten Wieland's; nur findet dabei der Unterſchied Statt, daß man den Deutſchen eine ſo große Leichtfertigkeit der Grundſätze und des Tons, wie ſie bei Petronius, Aretino und Voltaire zu finden iſt, bisher noch niemals bieten durfte. Petronius faßt in ſeiner Darſtellung Alles von der luſtigen Seite. Er lacht über die komiſchen Scenen und Verwickelungen, welche das bloße Streben nach Befriedigung der Lüſte herbeiführt; er miſcht zwar auch Ernſt in ſeine Darſtellung, aber blos um den Leſer durch den grellen Gegenſatz der wildeſten Luſtigkeit und einer philoſophiſchen Haltung zu überraſchen und zu unterhalten. Obgleich er den Verfall des Wahren und Guten im Leben, wie in der Wiſſenſchaft und Kunſt ſehr gut fühlt, ſo trifft ſein Spott doch nicht ſowohl die verderblichen Genüſſe, als vielmehr den Pedanten, der das leere Treiben der Genießenden misbilligt, und er geißelt

nicht die Laſter ſelbſt, ſondern nur das Lächerliche, deſſen man ſich bei ihrer Begehung ſchuldig machen könnte.

Neben Juvenal und Petronius iſt auch Martialis, ein Zeitgenoſſe des Letzteren, anzuführen, obgleich er nicht zu den eigentlichen ſatyriſchen Schriftſtellern gehörte. Er gibt aber in den Epigrammen, die ſich von ihm erhalten haben, in ähnlicher Weiſe den traurigen Charakter jener Zeit zu erkennen. Er iſt zierlich, witzig und gewandt wie Petronius, und beſingt ebenſo wohl einen Domitian, wie einen Nerva und Trajan; er preiſet bald Tugend und Seelenadel, bald bringt er die ſchmutzigſten Dinge in kurze Denkverſe und macht ſie dadurch leichter behaltbar. Dabei gilt es ihm immer nur um ſeinen eigenen Vortheil, und er ſcheut ſich ſogar nicht auszuſprechen, es liege ihm wenig daran, daß ſeine Gedichte in allen Theilen des römiſchen Reiches geleſen werden, wenn dafür kein Geld in ſeine Kaſſe fließe. Dieſer Misbrauch des Witzes und der zierlichen Formen, durch welche Martialis, Petronius und Juvenal ſich auszeichnen, und die rückſichtsloſe Mittheilung der Ausſchweifungen der vornehmen römiſchen Welt wirkten Jahrhunderte lang höchſt verderblich auf die Sitten ein. Wie ſehr dies der Fall war, kann man daraus ermeſſen, daß die ſpäteren Schriftſteller vorzugsweiſe einen Martialis zum Muſter wählten, und daß man, wie uns ein Geſchichtſchreiber des vierten Jahrhunderts berichtet, damals von allen älteren Dichterwerken der Römer faſt nur Juvenal's Satyren las.

Dagegen gerieth ein Mann ſehr bald in Vergeſſenheit, der zu den talentvollſten Schriftſtellern der Kaiſerzeit gehörte, aber ein ganz anderes Streben hatte, als Juvenal, Martialis und Petronius. Dies war Perſius, welcher 34 n. Chr. geboren wurde und ſchon 28 Jahre ſpäter ſtarb. Er beſaß, wie Petronius, ein großes angebornes Talent zur Satyre, ſo daß man lange über den Vorzug von Beiden geſtritten hat; die Welt ſelbſt entſchied aber ſchon früh zu Gunſten des Petronius. Perſius war nämlich ein Biedermann, der mit dem leichtfertigen Leben ſeiner Zeitgenoſſen nicht lachend ſein Spiel trieb, ſondern ſeinen lang verhaltenen Unwillen über dasſelbe mit Heftigkeit ausathmet, Petronius mußte daher den Vorrang vor ihm erhalten; denn für Perſius ſpricht zwar die ewige Wahrheit, die dem Menſchen ins

Herz gelegt iſt, aber dieſe wird ſtets nur von Wenigen verſtanden und berückſichtigt, und Petronius hat außerdem die Erfahrung des Weltlaufes für ſich, nach welcher in der That gewöhnlich nicht ſowohl der Böſewicht als vielmehr nur derjenige, der ſeine Sache ungeſchickt anfängt, alſo oft gerade der Beſte am erſten unterliegt. Perſius, der wie Tacitus über ſeiner Zeit ſtand und mit dieſem Geſchichtſchreiber die gleiche Richtung und Würde hatte, ſchrieb nicht für jene vornehmen Kreiſe, welche an Spott und Übelreden Wohlgefallen finden, wenn nur Witz und Feinheit damit verbunden ſind. Auch hatten ſeine Satyren bei denſelben ſchon darum keinen Eingang finden können, weil ſie nicht ohne Anſtrengung zu leſen ſind, während dagegen des Petronius Sprache und leichte Manier die Sinne der gebildeten Schwelger kitzelten. Ein ſo wackerer und ernſter Mann hatte ganz andere Zwecke, als Juvenal und Petronius, und wandte zur Erreichung derſelben ganz andere Mittel an. Er ſuchte die Quellen und erſten Urſachen der herrſchenden Verdorbenheit zu enthüllen, er wollte warnen und die Mittel angeben, durch die man dem weiteren Verderben ſteuern könne. Er ſcherzte alſo nicht, wie Petronius, abwechſelnd über die Tugend und über die Fehler der Menſchen, ſondern er bediente ſich der Geißel des Witzes und Scherzes ebenſo, wie ſich Tacitus der Geſchichte bediente, um die Wenigen, die ihn leſen und verſtehen konnten, durch eine kräftige Philoſophie gegen die Übel der Zeit zu ſtählen. Er gefiel ſich daher natürlicher Weiſe auch nicht, wie Juvenal, in der Schilderung der Laſter, er deutet dieſelben vielmehr nur an, weil er zu gut weiß, daß diejenigen, welche ſie begehen, unverbeſſerlich ſind, und daß es für die Anderen viel heilſamer iſt, wenn man einen Schleier über die Schandthaten wirft, als wenn man ſie aufdeckt und ſchildernd tadelt. Auch richtete er ſeine Satyre nicht, wie Juvenal oder wie in neuerer Zeit Boileau, blos gegen beſtimmte einzelne Gebrechen der Menſchen, ſondern er faßte bei jedem Laſter immer die Verkehrtheit und den Geiſt der Zeit überhaupt ins Auge. Endlich verirrt er ſich auch nie zu dem, was über oder unter dem Tadel des Philoſophen liegt: er trifft vielmehr mit ſeiner Geißel immer die Dinge, die zwar in der menſchlichen Natur gegründet ſind und unter gewiſſen Umſtänden und Verhältniſſen ſtets wieder

erſcheinen, die aber durch Erziehung und Lehre entfernt werden können.

Perſius gehörte ſchon zu der vierten und letzten Klaſſe der Schriftſteller dieſes Zeitalters oder zu denen, welche auf keinen der drei oben näher bezeichneten Abwege geriethen. Von dieſen beſſeren Schriftſtellern hatten Quinctilianus, Plinius der Ältere und Plinius der Jüngere am meiſten Einfluß und Bedeutung. Quinctilian, welcher von Geburt ein Spanier war, lebte zu gleicher Zeit mit Plinius dem Jüngeren, er ward nämlich 42 nach Chr. geboren und ſtarb um das Jahr 118, während die Lebenszeit des jüngeren Plinius die Jahre 62 bis 110 umfaßte. Plinius der Ältere war der Oheim des Letzteren, und ward 79 v. Chr., als er ſich bei dem bekannten Ausbruche des Veſuvs dieſem Berge zu ſehr näherte, ein Opfer ſeiner Wißbegierde. Quinctilianus war Lehrer der Beredſamkeit, und hat uns eine Anweiſung zur Redekunſt hinterlaſſen. Er iſt für die Bildung ſeiner eigenen und der folgenden Zeit beſonders dadurch ſehr wichtig geworden, daß er die verkehrte Richtung ſeiner Zeit erkannte, und mit der ganzen Kraft eines Mannes, der in Sachen des Geſchmacks und der Beredſamkeit die erſte Stimme hatte, ihr entgegen arbeitete. Er konnte zwar auf die Dauer nicht durchdringen, und gerieth ſelbſt hier und da auf Abwege; aber das beweiſt nur, daß ſich niemand dem Einfluſſe ſeiner Zeit ganz zu entziehen vermag. Quinctilian fand in Betreff des wiſſenſchaftlichen Strebens und des Vortrages die beiden entgegengeſetzten Richtungen vor, welche oben als die Haupt-Charakterzüge der zwei erſten Klaſſen von Schriftſtellern dieſer Zeit bezeichnet worden ſind, das Haſchen nach Bombaſt, Schwulſt und leerer Wortkünſtelei, wie es ſich uns in Curtius Schrift am deutlichſten zu erkennen gibt, und den entgegengeſetzten Irrweg, auf welchen beſonders der Vorgang Seneca's und ſeines Vaters geführt hatte, oder das Streben nach dem allzu Spitzen, Scharfen, Beſtimmten und Kurzen. Beide Richtungen drohten ſchon damals allen Sinn für den natürlichen Ausdruck zu vernichten, als Quinctilian in Rom auftrat, und ſich als Lehrer der Redekunſt zu ſolchem Anſehen erhob, daß er es wagen durfte, Beiden entgegenzutreten. Auf welche Weiſe er dies that, mögen einige Worte über die Art,

wie er Seneca beurtheilte und angriff, andeuten. Er wirft es demſelben z. B. als eine ſehr verderbliche Anmaßung vor, in allen Fächern glänzen zu wollen, und weiſt nach, wie Seneca ſich dadurch zerſtreut und getheilt, und deswegen nicht das geleiſtet habe, was er hätte leiſten können und ſollen. Er erkennt ferner zwar Seneca's Talent an, ſieht aber durch ſeinen Styl überall die Eitelkeit hindurchſchimmern und wirft ihm in Bezug auf Schreibart, Inhalt und Tendenz ſeiner Schriften geradezu vor, daß er nicht nach dem Beifall der Verſtändigen, ſondern nach Anſehen und Ruhm bei unverſtändigen jungen Leuten geſtrebt habe. Quinctilian ſuchte übrigens nicht blos durch Kritik, ſondern auch durch beſtimmte Anweiſungen zur Beredſamkeit zu wirken. In dieſer Beziehung iſt ſein Einfluß dadurch um ſo größer geworden, daß er ſeinen Vorſchriften diejenige Ausdehnung gab, welche die Bildung der Zeit erforderte. Er faßte nämlich im Sinne der Neueren nicht blos den Redner und Staatsmann, ſondern den Schriftſteller überhaupt ins Auge. Dies iſt für die Geſchichte der Literatur beſonders darum wichtig, weil die Italiäner und Franzoſen bei ihren rhetoriſchen Lehren und Anweiſungen Quinctilian's Schrift zu Grunde gelegt haben.

Plinius der Jüngere, der uns eine Sammlung von Briefen und eine Lobrede auf Trajan hinterlaſſen hat, war einer der verdienteſten Männer ſeiner Zeit. Er und ſeine Freunde, zu welchen auch Tacitus und der Kaiſer Trajan gehörten, wußten nicht allein das Leben und Wirken im Staate mit wahrer innerer Bildung zu vereinigen, ſondern ſie waren auch für die Verbreitung allgemeiner Bildung unausgeſetzt thätig. Überhaupt erſehen wir aus Plinius Briefen, was wir aus der Geſchichte ſelbſt nicht lernen können, daß es damals in den erſten Ständen von Rom noch immer eine Zahl von vortrefflichen Menſchen gab, die ſich der allgemeinen Entartung entzogen, dem einreißenden Verderben kräftig entgegen wirkten, die Wiſſenſchaften mit eigener Aufopferung zu fördern ſtrebten, und, was bei weitem mehr iſt, dabei ſelbſt mit glänzendem Beiſpiele vorangingen, Männer, welche die Schriftſtellerei nicht als Gewerbe trieben, ſondern als eine würdige Beſchäftigung edler Seelen anſahen, und, frei von kleinlichen

Zwecken und Rückſichten, es nicht unter ihrer Würde hielten, trotz ihrer hohen Stellung im Staat ihre Mitbürger zu belehren.

Plinius folgte in Bezug auf den Styl Quinctilian's Spuren, er wirkte als Redner, als Schriftſteller und als Freund des Kaiſers Trajan den Lehren der ſchwülſtigen, declamatoriſchen Schule, wie dem Beiſpiel eines Seneca entgegen, und ſuchte den beſſeren und reineren Geſchmack zu erhalten. Seine Briefe ſind beſonders dadurch intereſſant und wichtig, daß ſie, wenn wir ſie mit Cicero's Briefen vergleichen, uns die ſeit des Letzterer Zeit eingetretene Veränderung in der Bildung und dem Tone der höheren Kreiſe von Rom, ſowie in der Geſchäftsſprache und in der ganzen Art, die Geſchäfte zu behandeln, aufs klarſte vor Augen führen. Bei Cicero und ſeinen Freunden iſt der Ton, ſelbſt wenn der Empfänger des Briefes einer andern Partei angehört oder für etwas gewonnen werden ſoll, ſtets offen, gerade und ohne geſuchte Höflichkeit. Dies iſt in Plinius Briefen nicht mehr zu finden, im Gegentheil, man kann aus den Wendungen des Ausdruckes den Rang des Empfängers leicht erkennen. In den Ciceroniſchen Briefen hat ferner bei aller Kunſt die Natur ihr Recht, bei Plinius dagegen iſt überall Kunſt und Manier. Man gewahrt in den Briefen des Letzteren eine beſtändige Aufmerkſamkeit des Schreibers auf ſich ſelbſt, ein gewiſſes ängſtliches Streben, geiſtreich und fein zu ſchreiben und ſich ſtets von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Überall blickt eine gewiſſe Vorſicht und Umſicht durch, wie ſie in einer Zeit, wo jeder eine feſte beſtimmte Stellung hat und ein einziger Mann Alles vertheilt, durchaus nöthig iſt. Kurz, Plinius Briefe, obgleich ſie ein Muſter guter Geſchäfts- und Cabinets-Correſpondenz ſind, beweiſen ebenſo, wie jede andere Schrift jener Zeit, daß damals ein Werk der freien Geiſtesſchöpfung ſchwerlich mehr entſtehen konnte. Dies geht auch aus dem zweiten noch übrigen Werke des jüngeren Plinius hervor, der Lobrede auf Trajan, die er im römiſchen Senat vorgetragen hatte. Er verräth darin ebenfalls das Streben nach dem Ruhme, eine geiſtreiche Wendung oder einen witzigen Ausdruck gefunden zu haben. Ein ſolches Streben iſt bekanntlich dieſer Gattung von Schriften überhaupt eigen, an welcher die fran-

zöſiſche Literatur ſehr reich iſt, während ſie bei uns Deutſchen nie Glück gemacht hat. Plinius Lobrede auf Trajan enthält zwar vorzugsweiſe wirkliche Thatſachen; allein deſſen ungeachtet iſt es für einen freien Sinn unerträglich, eine ſo lange fortgehende Rede zu leſen, in welcher immer nur ein und derſelbe Mann gezeigt und die Welt nur in ihm und an ihm dargeſtellt wird. Übrigens wird in der Geſchichte die Tugend immer am beſten ſich durch und aus ſich ſelbſt loben. Endlich war auch eine bei Lebzeiten eines Regenten veröffentlichte Lobpreiſung ſeiner Thaten gewiß nicht geeignet, die erſchlafften Gemüther der Bürger eines ſinkenden Reiches zu heben und zu kräftigen; denn das Urtheil der Menge iſt ſchwankend, und der Verfaſſer einer ſolchen Lobrede gibt ein bedenkliches und leicht anſteckendes Beiſpiel.

Plinius der Ältere hat ein großes Werk verfaßt, welches er ſelbſt eine Geſchichte der Natur betitelte, deſſen Zweck und Inhalt man aber beſſer bezeichnet, wenn man es eine Encyklopädie nennt. Die gelehrten und nützlichen Wiſſenſchaften wurden damals auf eine ſo lebhafte Art betrieben, daß man ebendaſſelbe Bedürfniß empfand, welches man im achtzehnten Jahrhundert zuerſt unter den Franzoſen und nachher auch in den übrigen Ländern Europa's zu empfinden begann. Mit andern Worten, man mußte damals, wie in der neuern Zeit, auf Encyklopädieen denken, welche eine Überſicht gewährten und eine ſchnellere Erlernung möglich machten. Solche Werke werden bei uns durch ganze Geſellſchaften von Gelehrten gearbeitet, Plinius dagegen hat dieſe Rieſenarbeit für ſich allein übernommen. Er ſuchte nämlich alle Kenntniſſe, welche derjenige beſitzen mußte, der die höchſte Bildung ſeiner Zeit in ſich vereinigen wollte, in ein einziges Werk zuſammenzufaſſen, und trug den Inhalt deſſelben aus nicht weniger als zwei tauſend und fünf hundert Werken anderer Schriftſteller zuſammen. Daß er nicht alles das leiſten konnte, was wir von einem ſolchen Werke verlangen, liegt in dem Ungeheueren ſeines Unternehmens. Es iſt ihm dabei oft ſo ergangen, wie es Sammlern zu ergehen pflegt, er hat zu wenig Kritik angewandt, und deßhalb ſeine Angaben bald aus ſehr ſchlechten und unzuverläſſigen, bald aus guten und zuverläſſigen Schriftſtellern genommen. Nur in der Botanik hat er durchaus Gutes geliefert,

weil er ſich dabei blos an Dioskorides (ſ. Th. III. S. 118) gehalten hat. Auch hat er, um dem Geſchmacke ſüdlicher Völker Genüge zu thun, zu viele Fabeln und Mährchen aufgenommen. Die Art, wie er die Gegenſtände auffaßte und vortrug, verräth deutlich die Zeit, in welcher er lebte; ſein Styl iſt nämlich oft zu prächtig und glänzend, zu dunkel für die Beſchreibung und mitunter an einer Stelle ebenſo dürr, wie an einer andern wieder zu hochtrabend; in Hinſicht auf das Letztere iſt übrigens manche etwas ſchwülſtige Redensart gewiß auch daraus zu erklären, daß Plinius zuweilen die Sache nicht völlig in ſeiner Gewalt hatte, und dies durch eine hochklingende Phraſe verdeckte. Büffon, der in ſeinem bekannten Werke ein ähnliches Ziel wie Plinius verfolgte, ſich dabei aber auf die Fächer der Naturgeſchichte beſchränkte, nennt Plinius Schrift ein Werk, welches die Kenntniß aller Gegenſtände und Erſcheinungen der Natur, ſowie aller menſchlichen Werke und Geſchäfte auf glänzende und zierliche Weiſe dargeſtellt habe. Gegenüber ſeinen Landsleuten hatte Plinius jedenfalls das Verdienſt, daß er bei ihnen durch die Art ſeines Vortrages die Naturwiſſenſchaft zum Range einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft erhob. Auch iſt ſein Werk für die Bildung der Menſchheit im Allgemeinen von großer Bedeutung; denn es begreift den Inhalt von vielen hundert verloren gegangenen Büchern in ſich, und hat durch ſeinen Styl nicht wenig dazu beigetragen, die Gelehrten des Mittelalters, welche einen pomphaften, ſpitzfindigen Vortrag liebten, für den Inhalt zu gewinnen. Plinius Werk war daher im Mittelalter eine der Hauptquellen für das Studium der Natur. Auch die Italiäner, welche am Ende dieſes Zeitalters auf den Grundlagen der antiken Bildung die modernen Wiſſenſchaften bauten, gingen von Plinius aus, und für die Geſchichte der alten Kunſt iſt ſein Werk noch jetzt eine höchſt wichtige Quelle.

12. Literatur und Bildung zu Hadrian's Zeit.

Hadrian iſt wegen ſeines Einfluſſes auf die Literatur des römiſchen Reiches einer der wichtigſten römiſchen Kaiſer geweſen. Er ſelbſt war nicht ſowohl zum Welt- und Geſchäftsmann, als vielmehr zum eigentlichen Gelehrten gebildet worden, und ſein

ganzes Weſen und Treiben behielt fortwährend dieſen Charakter. Seine Lieblingsbeſchäftigung war die Unterhaltung über Wiſſenſchaft und Literatur, ſeine nächſte Umgebung beſtand aus Gelehrten, er ſelbſt ſuchte als Redner, Dichter und Philoſoph zu glänzen, und hatte ſich umfaſſende und gründliche Kenntniſſe in den verſchiedenen Fächern des Wiſſens erworben. Seine außerordentliche Gedächtnißkraft kam ihm dabei ſehr zu Statten; denn dieſe war ſo ſtark, daß man von ihm erzählt, er habe die Namen aller Soldaten des Heeres gewußt, und eine ganze Schrift ſchon bei einmaligem Durchleſen auswendig behalten können. So groß übrigens auch ſein Einfluß auf die Literatur war, ſo ging derſelbe doch nicht von ſeiner bloßen Perſönlichkeit allein aus, ſondern er beruhte auf der Übereinſtimmung derſelben mit dem, was im Geiſte der Zeit lag. Hadrian's Beiſpiel zeigt auf dieſe Weiſe ſehr deutlich, daß in der Entwickelung einer Nation immer viele Umſtände zuſammentreffen müſſen, damit eine Wirkung nachhaltig werde, und daß eine und dieſelbe Urſache in verſchiedenen Zeiten ganz verſchieden wirkt. Der Kaiſer Claudius z. B. war ebenſo wie Hadrian ein bloßer Gelehrter, und hatte einen ebenſo ſonderbaren Geſchmack wie dieſer, er konnte aber ſeine gelehrten Grillen nie geltend oder herrſchend machen, weil ſie nicht mit dem Zeitgeiſte übereinſtimmten.

Hadrian ſtand mit den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit in genauer Verbindung, die wichtigſten Männer ſeines Hofes waren Gelehrte, er ertheilte Rhetoren, Grammatikern, Dichtern und Muſikern Jahresgehalte, unterſtützte mit freigebiger Hand die beſtehenden wiſſenſchaftlichen Anſtalten, und gründete neue Schulen und Akademien, wie z. B. das ſogenannte Athenäum zu Rom, einen Verſammlungsort für Gelehrte, welcher mit dem Muſeum zu Alexandria verglichen werden kann. Seine Anſichten über Wiſſenſchaft und Geſchmack konnten alſo nicht für die Bildung und Literatur der Nation gleichgültig ſein, wie dies bei einem Tiberius und Claudius der Fall war; im Gegentheil, ſeine Stellung zur Wiſſenſchaft und Literatur war von der Art, daß er durch ſein Urtheil ſowohl unter den erſten Schriftſtellern und Gelehrten, als auch für die Haupt-Unterrichtsanſtalten des Reiches den Ton beſtimmte. Wie es ſich aber mit ſeinen perſönlichen Anſichten ver-

hielt, kann man daraus ſchließen, daß er einen Cato dem Cicero, einen Ennius dem Virgil vorzog, daß er von einem Plato und Homer wegwerfend urtheilte, und daß er eine große Vorliebe für Vielwiſſerei, für gelehrte Spitzfindigkeiten und Spielereien, für Myſterien, für Aſtrologie, Traumdeutung u. dgl. m. hatte. Hadrian's Bemühungen für Wiſſenſchaft und Literatur mußten daher wegen der beſonderen Art von gelehrtem Treiben, die er begünſtigte, eine nachtheilige Wirkung ausüben. Er ſchadete der ächten Bildung außerdem noch von einer anderen Seite her; er machte nämlich die Wiſſenſchaft und Literatur, um welche ſich die Regierung früher entweder gar nicht oder nur gelegentlich und mittelbar bekümmert hatte, zu einer Regierungsangelegenheit. Die Wiſſenſchaft verlor dadurch ihre Selbſtſtändigkeit und Freiheit, ſie ward von der Perſönlichkeit des Regenten abhängig gemacht und völlig an das Schickſal des ſinkenden Reiches geknüpft. Endlich wirkte Hadrian auf die römiſche Bildung auch noch durch ſeine Vorliebe für die griechiſche Literatur nachtheilig ein. Er ſelbſt hatte das Griechiſche beſſer in ſeiner Gewalt, als das Lateiniſche, ſo daß er ſeine Briefe an Freunde und ſogar ſeine Reſcripte griechiſch ſchrieb; für das eigentlich Römiſche in dem Charakter der Nation hatte er durchaus keinen Sinn, er ſchätzte und begünſtigte die griechiſche Literatur faſt ausſchließend, verlangte ebendasſelbe auch von Anderen, und beſetzte ſeine Hauptanſtalten für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit mit Griechen. Es würde übrigens ſehr ungerecht ſein, wenn man nicht auch die nützliche und erfreuliche Seite von Hadrian's Bemühungen anerkennen wollte. Er gewährte nämlich ſeine Gunſt einigen der aufgeklärteſten und verdienteſten Männer jener Zeit, gab ihnen eine Stellung, in welcher ſie dem Staate nützlich werden konnten, und ſetzte ſie durch ſeine Unterſtützung in den Stand, für eine beſſere Geiſtesrichtung wirkſam zu ſein. Dieſe Männer arbeiteten mit Erfolg den Irrthümern und Verkehrtheiten entgegen, welche Hadrian ſelbſt begünſtigte, und hemmten beſonders den einreißenden Aberglauben und Myſticismus, der als der ſtete Begleiter der Überfeinerung, Schwelgerei und Schwäche gerade damals ſehr überhand nahm. Dieſe Männer waren Arrian, Favorinus und Plutarch.

Betrachten wir den damaligen Zuſtand der Literatur und Bildung nach ſeinen einzelnen Seiten, ſo iſt zuerſt die herrſchende Sophiſtik und Wortkünſtelei hervorzuheben, weil die eigentliche Blüthe derſelben in die Zeit von Hadrian's Regierung fällt. Die Redekunſt ward eine bloße Sache der Eitelkeit und der Speculation, ſie verſchmolz daher, wie jede wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die nur als Gewerbe oder um des Ruhmes willen getrieben wird, mit der Sophiſtik. Grübeln, Faſeln und Schwärmen, Disputiren und Spielen mit Worten, ſowie die lächerliche Sucht, durch ſonderbare Behauptungen und durch gelehrte Entdeckungen ohne Wahrheit oder ohne Wichtigkeit Aufſehen zu erregen, wurden ein Haupt-Charakterzug des wiſſenſchaftlichen Treibens, und Hadrian beförderte dieſe Verkehrtheiten durch ſeine gelehrte Hofhaltung und durch ſeine eigenen wunderlichen Anſichten über Geiſteswerke. Von ächter und freier Wiſſenſchaft konnte kaum mehr die Rede ſein. Die Sophiſtik, welche zu Sokrates Zeit ſo verderblich auf die Jugend und auf die vornehme Welt eingewirkt hatte (ſ. Th. II. S. 232 ff.), war doch wenigſtens noch mit Philoſophie verbunden geweſen; die neue Sophiſtik aber, die zu Hadrian's Zeit in Schwung kam, drehte ſich nur um leere Declamationen. Die Sophiſten ſuchten ihre Gedanken-Leerheit, ihren Mangel an wahrem Gefühl und ihre ſchlechten Abſichten unter bloßes Wortgeklingel und unter zierliche Redensarten zu verſtecken, um dadurch Aufſehen zu machen und ſich auf Unkoſten Anderer zu bereichern. Sie ließen ſich für Geld hören, und einige von ihnen machten auf dieſer Laufbahn ſo großes Glück, daß ſie unermeßliche Reichthümer erwarben, und daß man ſich zu ihren öffentlichen Vorträgen ebenſo drängte, wie man ſich in unſern großen Städten zu den Vorſtellungen berühmter Sänger und Sängerinnen zu drängen pflegt. Die bedeutendſten Sophiſten jener Zeit waren Polemo, Herodes Atticus, Alexander, Aelius Ariſtides und Hadrianus von Tyrus. Von dem Hochmuth dieſer Menſchen mag man ſich daraus einen Begriff machen, daß der Letztere, ein Phönicier, ſich nicht ſcheute, den Athenern, als er zum erſten Mal bei ihnen auftrat, öffentlich zuzurufen, die Bildung, die einſt zuerſt durch Kadmus nach Griechenland gebracht worden ſei, käme ihnen jetzt zum zweiten Male aus Phönicien. Wie einträglich und ehrenvoll aber das

Gewerbe der Sophiſten war, kann aus dem, was man uns von Polemo berichtet, erſehen werden. Dieſer hatte auf ſeinen Reiſen ganz das Anſehen, als wenn er der Beherrſcher eines mächtigen Reiches wäre: eine große Zahl Sklaven, Pferde und Jagdhunde folgten ihm überall hin, er ſelbſt ſaß auf einem prachtvollen, koſtbar ausgeſchmückten Wagen. Die Kaiſer Trajan und Hadrian beeiferten ſich um die Wette, ihn mit Gunſtbezeugungen zu überhäufen. Herodes Atticus, welcher freilich ſchon von Geburt einer der reichſten Männer ſeiner Zeit war, ſpielte eine ſo bedeutende Rolle, daß er ſich durch viele großartigen Bau-Denkmale und Stiftungen verewigen konnte, und ſogar einmal den Plan entwarf, die Landenge von Korinth auf ſeine Koſten durchgraben zu laſſen.

Zeigt uns ſchon dieſes Treiben der Sophiſten eine Zeit völliger Entfremdung von Wahrheit und Natur, ſo erkennen wir dieſelbe noch deutlicher darin, daß Schwärmerei und Aberglaube und folglich auch Heuchelei und Gemeinheit, die gewöhnlichen Begleiterinnen von Beiden, im römiſchen Reiche herrſchend wurden. Myſtiſche Grübeleien, der Glaube an übernatürliche Erſcheinungen, Wahrſagerkünſte und andere Phantaſtereien nahmen ſeitdem immer mehr überhand, obgleich die Anhänger der alten freien, heiteren und verſtändigen Art die Dinge anzuſehen einen heftigen Kampf gegen die neuen Schwärmer begannen. Dieſe Verirrung hatte ihren Hauptgrund in der Verweichlichung der Menſchen und in der herrſchenden Liebe zum Sonderbaren und Neuen, ſie wurde aber dadurch noch mehr gefördert, daß in demſelben Grade, in welchem der Volksglauben geſunken war, die orientaliſchen Lehren, Sagen und Gebräuche Eingang erhielten. Schon in der letzten Zeit der Republik und unter den erſten Kaiſern hatte dieſer Einfluß egyptiſcher, ſyriſcher und jüdiſcher Vorſtellungen und Ceremonien begonnen; er nahm ſeitdem immer mehr an Ausdehnung zu, weil viele Syrer, Egypter und Juden ſich in Italien niederließen, und aus dem herrſchenden Zeitgeiſte Nutzen zu ziehen ſuchten. Dieſen Orientalen war der eigentliche Geiſt der griechiſchen Bildung und Lebensanſicht ganz fremd, obgleich ſie ſich der griechiſchen Sprache bedienten; ſie deuteten alſo auch den Sinn der Griechen falſch, und ſchoben den Lehren derſelben ihre

heimathlichen Ideen unter, entweder ohne es ſelbſt zu wiſſen, oder weil ſie als offenbare Betrüger abſichtlich täuſchen wollten. So kam eine ganz neue Anſchauungsweiſe und Richtung in die griechiſche und römiſche Literatur; ſie ward durch die Ausbreitung des Chriſtenthums in hohem Grade gefördert, und verſchaffte andererſeits dieſem ſelbſt in den höheren Klaſſen der Geſellſchaft Eingang. Wie tiefe Wurzeln dieſes Weſen ſchon zu Domitian's Zeit geſchlagen hatte, beweiſt das oben (S. 278) über Nerva's Erhebung Bemerkte und die Rolle, welche Apollonius von Tyana ſpielte. Apollonius galt für eine Art Wunderthäter, man erzählte die widerſinnigſten Dinge von ihm, und der Kaiſer Hadrianus ſelbſt gab ſich aus Bewunderung gegen ihn die größte Mühe, alle ſeine hinterlaſſenen Schriften zu ſammeln.

Von den Orientalen, die durch ihre Schriften dem griechiſch-römiſchen Weſen einen neuen Charakter gaben und dadurch die chriſtliche Literatur der folgenden Zeit vorbereiteten, ſind Philo und Joſephus die bemerkenswertheſten. Beide Männer waren Juden, und ſuchten die jüdiſchen und griechiſchen Anſichten mit einander zu verſchmelzen. Philo, welcher zu Caligula's Zeit lebte, ſchrieb viele Werke von theologiſch-philoſophiſchem Inhalt, in welchen er die Lehren der Pythagoreer, Platoniker und Stoiker mit dem jüdiſchen Glauben und mit verſchiedenen Syſtemen orientaliſcher Grübler in Verbindung zu bringen ſtrebte. Joſephus, ein Zeitgenoſſe Veſpaſian's (ſ. oben S. 248), verfolgte als Geſchichtſchreiber einen ähnlichen Weg. Er ſchrieb nämlich, außer einigen anderen Werken, eine ältere Geſchichte der Juden, durch welche er die bekannteren Völker des Orients in ein ſolches Verhältniß zu den Juden brachte, daß dadurch dieſes bisher verachtete Volk in den Augen der Griechen und Römer eine welthiſtoriſche Bedeutung erlangte, und ſeine heiligen Bücher den erſten Rang unter den orientaliſchen Geſchichtsquellen erhielten. Das Letztere zu bewirken, war bei der Wahrhaftigkeit und Einfalt der Schriften des alten Teſtaments einerſeits und der fabelhaften Beſchaffenheit der übrigen orientaliſchen Geſchichtswerke andererſeits nicht gerade ſchwer; Joſephus nahm aber zur Erreichung ſeines Zweckes auch den Trug zu Hülfe. Er miſchte, um ſein Volk zu heben, Fabeln und Dichtungen in die Erzählung, und durchflocht die wahre

Geſchichte auf eine ſehr ſchlaue Weiſe mit abſichtlichen Lügen. Ein Beiſpiel davon iſt ſein Bericht über Alexander's des Großen Anweſenheit in Jeruſalem, die er ausführlich beſchreibt und ſogar mit einer Schrift, welche damals noch gar nicht verfaßt war, in Verbindung bringt. — Es iſt nicht nöthig, noch einige Schriftſteller anzugeben, welche damals die Geſchichte und Philoſophie in derſelben Weiſe behandelten, oder über Aſtrologie, Traumdeutungen u. dgl. m. ſchrieben. Die ganze Literatur zeigt von Hadrian's Zeit an immer deutlicher den mächtigen Einfluß der herrſchenden Schwärmerei und des orientaliſchen Glaubens an eine höhere Weisheit, welche auf unbekanntem Wege zu den Menſchen gekommen ſei, und nur durch Weihen und ähnliche geheime Mittel verſtanden werden könne.

Die ſchönſte Seite der Bildung jener Zeit iſt der wieder auflebende Stoicismus und die aus ihm hervorgegangene Anſicht göttlicher und menſchlicher Dinge, und es iſt rühmlich für Hadrian, daß er den verbeſſerten ſtoiſchen Grundſätzen nicht allein Unterſtützung gewährte, ſondern ihnen auch durch die Erhebung Antonin's und Marc Aurel's den Zugang zum Thron öffnete. Die ſtoiſche Lehre war ſchon vor Seneca's Zeit in eine Spielerei mit Begriffen und leeren Spitzfindigkeiten ausgeartet. Epiktet, welcher um die Zeit von Hadrian's Thronbeſteigung ſtarb, reinigte ſie von dieſen Schlacken, und führte ſie in das Leben zurück. Er ſelbſt machte der von ihm vorgetragenen Philoſophie auch durch ſein eigenes Leben Ehre. Im Sklavenſtande geboren und unter Nero's Regierung freigelaſſen, hatte er ſich eine Zeitlang vergebens bemüht, den Bewohnern der Stadt Rom beſſere Lebensanſichten und Grundſätze beizubringen; er erhielt keinen Beifall, und lebte in dürftigen Verhältniſſen als Lehrer eines kleinen Kreiſes von Schülern, bis ihn Domitian zugleich mit allen andern Philoſophen aus Rom verbannte. Er zog ſich nach Nikopolis in Epirus zurück, und vereinigte daſelbſt bald eine große Zahl lernbegieriger Schüler um ſich, welche den verſchiedenſten Ständen angehörten, und von allen Gegenden her zu ihm ſtrömten. Seine Lehre war kein bloßes Syſtem der Weisheit, ſondern auf das wirkliche Leben und auf die Erkenntniß des wahren Glückes gerichtet. Auch wirkte Epiktet mehr durch ſein Beiſpiel und durch

ſeine Unterhaltung, als durch philoſophiſche Forſchungen und durch ſtreng wiſſenſchaftliche Weisheit. Die von ihm mündlich gegebenen Vorſchriften hat ſein Schüler Arrian, ein kleinaſiatiſcher Grieche und Freund des Kaiſers Hadrian, in einer kleinen Schrift zuſammengeſtellt, welche Enchiridion oder Handbuch betitelt iſt, und eine Art von Taſchenbuch für den beſchäftigten Mann der höheren Klaſſe ſein ſollte, der zu einem langen Studium der Moralwiſſenſchaft nicht Muße genug hat. Dieſes Schriftchen ſtimmt mit der Sittenlehre des Chriſtenthums ſo vielfach überein, daß Manche daraus ſogar ſchließen zu dürfen glaubten, Epiktet ſei ein Chriſt geweſen. Die einfache Art, wie Arrian in dieſer Schrift Epiktet's Lehren vortrug, und der große Beifall, den dieſelbe fand, beweiſen, daß damals der alte Sinn und Geſchmack doch noch nicht völlig untergegangen war, und daß die herrſchende Schwärmerei, Sophiſtik und Scheinbildung noch nicht die ganze römiſche Welt ergriffen hatte. Die Wiederherſtellung der ſtoiſchen Lehren von der inneren Würde des Menſchen, von ſittlicher Freiheit und von der geringen Bedeutung äußerer Leiden trug nicht wenig dazu bei, daß das Chriſtenthum bei den Gebildeten des Reiches Eingang erhielt. Arrian hat ſich übrigens nicht allein als Dollmetſcher und Verkündiger der Lehre Epiktet's verdient gemacht, ſondern er zeichnete ſich auch als Staatsmann und als Feldherr aus, und bewies durch ſein eigenes Leben den Werth der Grundſätze, die er der Welt vorgetragen hatte. Handeln, kräftig eingreifen in das menſchliche Leben und ſich um der Pflicht willen aufopfern lehrte die Philoſophie, zu der er ſich bekannte, und Arrian zeigte der Welt durch ſein Beiſpiel, daß ein inneres Leben und rein geiſtige Beſchäftigungen zu den Geſchäften nicht untauglich machen. Er bewies als Statthalter von Kappadocien große Einſicht und Gewandtheit in dem Verwaltungsweſen, ſowie er ſich im Kampfe gegen kaukaſiſche Raubvölker als einen geſchickten Feldherrn zeigte. Eben dieſelbe Tüchtigkeit iſt auch in den Werken zu erkennen, welche er über das Kriegsweſen und über Alexander's des Großen Feldzüge ſchrieb. Das letztere Werk iſt die beſte Geſchichte Alexander's, die wir beſitzen, weil es aus einer geſunden Kritik hervorgegangen iſt, und ebenſo ſehr von der beliebten romanhaften Be-

handlungsweiſe, wie von dem leeren Pomp der rhetoriſchen Schriftſteller jener Zeit frei blieb.

Arrian gehörte zu den drei Männern, welche zu gleicher Zeit auf Hadrian, auf den Staat und auf die Literatur den größten Einfluß ausübten. Die beiden anderen waren Favorinus und Plutarch. Obgleich dieſe der ſtoiſchen Lehre feind waren, ſo haben ſie doch eine ähnliche Richtung wie Arrian gehabt; denn auch ſie faßten in ihren Beſtrebungen vorzugsweiſe das Leben ins Auge, und ſuchten die Weisheit der Schule auf dasſelbe anzuwenden. Favorinus, ein Gallier von Geburt, war, wie Hadrian, in der griechiſchen und römiſchen Literatur und in der ganzen Gelehrſamkeit ſeiner Zeit bewandert, er hatte die nämliche Vorliebe für Vielwiſſerei, für Geheimlehren und ähnliche Dinge, und war gleichſam der Leiter des gelehrten Kreiſes, den der Kaiſer um ſich verſammelt hatte, ſo daß man ihn gewiſſermaßen den Miniſter des öffentlichen Unterrichts nennen könnte. Von ſeinen Schriften hat ſich nichts erhalten; einer ſeiner Schüler, Gellius, hat uns aber ſoviel von ihm und ſeinem Treiben berichtet, daß wir daraus ſein Verhältniß zur Bildung und Literatur deutlich erkennen können. Er hatte, wie ſein kaiſerlicher Freund, großes Wohlgefallen an gelehrten Spitzfindigkeiten und Spielereien, zeigte ſich aber auf der anderen Seite auch als einen würdigen und verſtändigen Mann, der in vielen Stücken dem falſchen Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen entgegen arbeitete, die Misbräuche der Verwöhnung bekämpfte, und ſeinen Einfluß auf Hadrian zum Beſten der Sitten gegen Vorurtheil und Modeton gebrauchte. Als ein Beiſpiel dieſer beſſeren Wirkſamkeit Favorin's kann ſein Kampf gegen das Haſchen nach alterthümlichen Ausdrücken und Wendungen dienen; Favorinus wies in dieſer Beziehung ſeine Zeitgenoſſen auf die nämliche Weiſe zurecht, wie man bei uns etwa einen jungen Mann belehren würde, der in der Sprache und Poeſie des Mittelalters oder in den Kunſtausdrücken einer philoſophiſchen Schule den Stein der Weiſen zu beſitzen glaubte.

Plutarch von Chäronea in Böotien, der ſeiner Richtung nach dem Favorinus am nächſten ſtand, hatte ſchon unter Trajan eine hohe Stellung im Staat erhalten, und ward von Hadrian zum Statthalter von Griechenland ernannt. Er war es beſonders,

der Hadrian's Neigung zu geheimnißvoller Deutung und Auffaſſung der Poeſie, Wiſſenſchaft und Kunſt nährte, und er hat auch auf die Bildung des nächſten Nachfolgers dieſes Kaiſers einen ſehr bedeutenden Einfluß gehabt. Solche Männer, wie Plutarch, die als Staatsbeamte im praktiſchen Leben brauchbar waren, als Schriftſteller das größte Anſehen hatten, und beſonders als Freunde der Kaiſer die Wahl der von Staatswegen zu begünſtigenden Schriftſteller und Lehrer beſtimmten, führten die Zeit zu dem hinüber, wodurch auf den Trümmern des alten griechiſchen und römiſchen Geiſtes die Fundamente eines neuen Lebens gelegt wurden. Sie beförderten namentlich die Verbreitung einer neuen, vom Geiſte ſüdlicher Völker und von der Erſchlaffung der höheren Stände begünſtigten Lebensanſicht, die der alten, welche Griechenland und Rom einſt groß gemacht hatte, ganz entgegengeſetzt war. Dieſe Anſicht und Lehre von duldendem Gehorſam und von der Sündhaftigkeit des Lebens, welche überall durchdrang, half das Chriſtenthum in der römiſchen Weit verbreiten. Freilich ſchadete dieſelbe dem Staate ſehr, weil ſie gerade zu der Zeit herrſchend wurde, als die Überzeugung, daß das Reich nur durch die Entſchloſſenheit und Kraft der Bürger gerettet werden könne, am nöthigſten geweſen wäre.

Plutarch, von welchem ſich ziemlich viele philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften erhalten haben, haßte, wie alle Weltleute, die Extreme; er war daher ein erklärter Gegner der beiden entgegengeſetzten Lebensanſichten der Stoiker und Epikureer, und ſuchte einen Mittelweg zwiſchen Beiden, oder vielmehr er bediente ſich der Philoſophie blos als eines Mittels für ſeine Zwecke, etwa ſo, wie ſich der Staatsmann der Geſchichte bedient. Er wählte daher ſeine Sätze aus verſchiedenen Syſtemen, und neigte ſich dabei, wie ſeine ganze Zeit, zu einer Art von myſtiſcher Schwärmerei, bei der er ſich jedoch innerhalb gewiſſer Schranken hielt, und nicht, gleich den eigentlichen Schwärmern, das Leben aus den Augen verlor. Von ſeinen Werken ſind die vergleichenden Biographien ausgezeichneter Griechen und Römer das wichtigſte. Plutarch geht in denſelben durchaus nicht auf eigentliche Belehrung aus. Dies war ebenſo wenig bei Voltaire der Fall; beide Schriftſteller kannten aber ihre Zeit und die Bedürfniſſe der höheren Geſellſchaft,

und haben dieſen völlig Genüge zu leiſten verſtanden. Plutarch wußte ebenſo gut, wie Voltaire, daß die vornehme Welt ſeiner Zeit wegen der gelehrten Erziehung, die ſie erhalten hatte, nur die Erregung der Phantaſie und des Gefühls und eine geiſtreiche oder witzige Unterhaltung liebe. Er richtete daher ſeine Schriften ganz nach dieſem Bedürfniſſe ein. Doch hatte er den Sinn für die großen früheren Zeiten von Griechenland und Rom nicht verloren, er ſuchte vielmehr gerade dieſe Zeiten poetiſch und rhetoriſch zu einem Ideale zu machen, und ſchrieb in ſeinen vergleichenden Biographieen ein Werk, welches bis auf unſere Tage herab einen außerordentlichen Einfluß geübt hat. Der hiſtoriſche Gehalt dieſes Buches iſt ſehr gering; allein die Art der Behandlung hat demſelben eine ungeheuere Wirkung verſchafft, beſonders ſeit der Zeit, wo in Europa das Studium des Alterthums wieder aus langem Schlummer erwachte. Plutarch hat nämlich alle Charaktere ſo aufgefaßt und behandelt, daß die jugendliche Begeiſterung der neueren Zeit für das Alterthum durch ſeine Darſtellung beflügelt, das Gemüth erhoben und der Wunſch, ſich die Bildung der Alten anzueignen, geweckt werden mußte. Die vielen Anekdoten und Geſchichten, durch welche er ſeine Erzählung belebt und den Charakterzügen Beſtimmtheit und Schärfe gibt, werfen auf die Männer und Begebenheiten zwar meiſtens ein falſches, theatraliſches Licht, aber ſie machen dieſelben auch anſchaulich, überraſchen und unterhalten den Leſer, und ſind dadurch bekannter geworden, als die eigentliche und wirkliche Geſchichte.

Der dritte Hauptumſtand, der zu Hadrian's Zeit für den Charakter der Bildung entſcheidend wurde, war das neue Aufblühen der griechiſchen Literatur und der Verfall der römiſchen. Der Vorzug, welchen Hadrian und andere Kaiſer dem Griechiſchen gewährten, würde bei dem rein perſönlichen Charakter der Regierung allein ſchon die lateiniſche Literatur in den Hintergrund gedrängt haben; noch weit mehr aber trug die Entartung der Römer dazu bei. Rom und Italien erſchlafften immer mehr durch Schwelgerei und Zerſtreuungsſucht, während die griechiſche Nation ihre alte Regſamkeit behielt, und in den Provinzen Gallien Spanien und Britannien ein ganz neues Leben erwachte. Schon in den letzten ſechszig Jahren vor Hadrian waren die meiſten

beſſeren Schriftſteller Fremde; Seneca, Lucanus, Martialis, Quinctilian, Columella und Favorinus waren Spanier oder Gallier; von Hadrian's Zeit aber an erhielten die Griechen und Aſiaten das Übergewicht. Die Letzteren verpflanzten die Vorurtheile des Orients in die abendländiſche Literatur, die Erſteren aber brachten natürlich ebenfalls einen ganz anderen inneren Charakter mit, das rein Römiſche oder Italiäniſche ward alſo aus der lateiniſchen Literatur verdrängt.

XIV. Die römiſche Kaiſerzeit von Hadrian's Tod an bis auf Conſtantin den Großen.

1. Allgemeines über den Zuſtand der römiſchen Welt in ihren letzten Zeiten.

Von Hadrian's Tod an ſchreitet der Verfall des Reiches ſo raſch vorwärts, daß unſer Blick ſtets unwillkürlich von den einzelnen Ereigniſſen auf den Zuſtand des Ganzen hingezogen wird. Es wird daher paſſend ſein, aus dem, was der Verfaſſer der Weltgeſchichte in ſeinen Vorleſungen vorzutragen pflegte, einige allgemeinen Bemerkungen zu entlehnen und hier vorauszuſchicken, um den eigentlichen Grund anſchaulich zu machen, warum das römiſche Reich, aller Anſtrengungen tüchtiger Regenten ungeachtet, unaufhaltſam ſeiner Auflöſung entgegenging.

Die Haupturſache des Unterganges der römiſchen Welt lag in dem Umſtande, daß ohne ein gewiſſes Maß von phyſiſcher Kraft in der ganzen Nation ſich kein Staat erhalten kann, und daß dieſe Kraft, wegen des Beſtehens der Sklaverei, bei den alten Völkern viel leichter und früher verſchwinden mußte, als bei den neueren. Unſere niederen Klaſſen müſſen alle die körperlichen Verrichtungen thun, welche bei den Alten von Sklaven verrichtet wurden, in dieſen Klaſſen iſt alſo ſtets eine genügende Maſſe von rüſtiger Kraft angehäuft, um die erſchlafften höheren Stände wieder zu kräftigen und die Nation zu neuen Anſtrengungen zu befähigen. Der alten Welt dagegen war dieſes Erſatzmittel durch die eingeführte Sklaverei geraubt Jede mechaniſche Beſchäftigung ward als etwas des freien Mannes Unwürdiges angeſehen, ſogar die Arbeit auf dem Felde ließ jeder, der nur irgend im Stande

war einen Sklaven zu unterhalten, durch dieſen verrichten. Die Folge davon war, daß in der Kaiſerzeit die Geſammtheit der freien Bürger des Reiches aus einer trägen Maſſe ohne phyſiſche und moraliſche Kraft beſtand. Nur hier und da gab es rauhe Gegenden, in welchen ein unverdorbener kräftiger Menſchenſchlag wohnte. Aus ihnen und aus den barbariſchen Grenzländern recrutirte man das Heer; dies hatte aber den Nachtheil, daß die Soldaten, als der eigentliche Kern der Nation, einen Gegenſatz gegen das übrige Volk bildeten, und immer mehr auch der allein entſcheidende Theil des Ganzen wurden. Die Bevölkerung des Reiches zerfiel alſo in drei Klaſſen. Die eine Klaſſe beſtand aus dem Heere, welches aus dem roheſten Theile der Nation und aus völlig unciviliſirten Barbaren zuſammengeſetzt war; die zweite Klaſſe bildeten jene ungeheuren Schaaren von Sklaven, die durch alle Provinzen hin vertheilt und ſtets bereit waren, ſich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden; die dritte Klaſſe endlich waren die entnervten freien Bürger, welche jeder Anſtrengung feind waren, und unbekümmert um das gemeine Beſte nur für ſich ſelbſt ſorgten. Bei dieſem Zuſtande des Reiches konnte die Nation unmöglich durch eine bloße Revolution wieder belebt und aufgerichtet werden; es war dazu die überwiegende Beimiſchung von ganz neuen Elementen oder mit anderen Worten eine eigentliche Erneuerung der Bevölkerung des Reiches nöthig.

Mit dem Zuſtande der Regierung hatte es dieſelbe Bewandtniß. Der Kaiſer gehörte entweder ebenfalls zu jener erſchlafften Mehrzahl des Volkes, oder er war nur als kräftiger Soldat und General im Stande zu herrſchen. Im letzteren Falle hatte die Regierung einen entſchieden militäriſchen Charakter, und die Heere bildeten den Mittelpunkt, um den ſich der Staat drehte. Im erſteren Falle dagegen hingen die Kaiſer ſchon ſeit Tiberius, Claudius und Nero's Zeiten meiſtens von ihren Freigelaſſenen und von den weichlichen Großen ab, die ſich Einfluß zu verſchaffen wußten; die Regierung wurde alſo zum Theil von Menſchen geführt, welche der im Alterthum ſo ſehr verachteten Klaſſe der Unfreien angehörten, und deshalb durch ihre Herrſchaft nicht nur die freien Bürger um ſo tiefer herabwürdigten, ſondern auch die Verderbniß der Sitten und des Nationalgeiſtes

in hohem Grade beförderten. Die Regierung des Reiches ward übrigens noch von einer andern Seite her um einen bedeutenden Theil ihrer Kraft gebracht. Der Aufwand des Hofes, die Unterhaltung der großen Heeresmaſſen, die übermäßigen Schenkungen, welche auch der beſte Kaiſer bei ſeiner Ernennung an die Soldaten machen mußte, das beträchtliche Anwachſen der verſchiedenen Hauptſtädte, welche Sitze des größten Luxus wurden, und endlich noch der Umſtand, daß man ſeit Trajan und Hadrian nach moderner Art die meiſten Anſtalten und Einrichtungen an den Staat geknüpft hatte, alles dies ſteigerte die Staatsausgaben ins Ungeheure, verſchlang alle Hülfsmittel der Nation, und machte immer ärgere Erpreſſungen nöthig. Unglücklicher Weiſe konnten aber die Steuern nicht regelmäßig erhoben werden, weil es im Alterthum kein eigentliches Syſtem der öffentlichen Finanzen und keine durchgeführte Eintheilung der Unterthanen, ihrer Gewerbe und ihres Grundbeſitzes gab; es mußte daher auch bei jeder der vielen Empörungen, bei jedem Einbruche von Feinden, bei jedem Kampf um den Kaiſertitel, überhaupt bei jedem außerordentlichen Ereigniſſe die Verwirrung in der Staatsverwaltung um ſo größer und verderblicher werden.

Allen dieſen Nachtheilen hätte vielleicht eine lebhafte geiſtige Thätigkeit der Nation abwehren, und ſo durch innere Kraft das, was der äußeren abging, erſetzen können; allein auch dieſe Stütze war ſchon ſeit Auguſt's Zeit im Zuſammenbrechen begriffen, und konnte nicht wieder hergeſtellt werden. Die von den Voreltern ererbte Bildung war bereits unter Hadrian ganz in die Gewalt der Gelehrten und der vornehmen Welt gefallen, ſie war eine bloße Form, eine Sache der Künſtelei, ein Spiel der weichlichen höheren Stände geworden, und hatte ſich faſt durchaus von der Natur, von dem Ernſte der Wahrheit und von der Anſtrengung des Denkens losgeſagt. Kurz, ſie war ſo ſehr geſunken und entartet, daß auch aus ihr, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, ohne die ſehr überwiegende Beimiſchung von ganz neuen Elementen kein beſſeres Leben hervorgehen konnte. Den Beweis dieſer Unmöglichkeit gibt uns das ſpäter auf den Trümmern der öſtlichen Hälfte des römiſchen Staates entſtandene byzantiniſche Reich, dem eine ſolche Erneuerung nicht zu Theil wurde, und welches daher

ein ganzes Jahrtauſend hindurch, auch unter ſeinen vorzüglichſten Regenten und beim Eintreten der vortheilhafteſten Verhältniſſe, nicht über die Stufe hinausgekommen iſt, die es ſchon unter ſeinen erſten Kaiſern erreicht hatte. Auch die Religion des römiſchen Volkes gewährte dem Reiche keinen Stützpunkt, an dem es ſich wieder hätte aufrichten können. Der alte Volksglauben war den Fortſchritten der Bildung erlegen, und mit ihm hatte auch der nationale Gottesdienſt, durch welchen man das, was die Religion ehrte, in Bildern und Symbolen verehrte, ſeine Bedeutung verloren. Der heidniſche Cultus des Alterthums war zu allen Zeiten von der Bildung der Nation und von den eigentlichen religiöſen Bedürfniſſen getrennt geweſen. Er beſtand im Grunde blos in Poeſie und in nationalen Gewohnheiten; ebendeswegen konnte man aber auch bei ſeinem Hinwelken das, was früher die Phantaſie und das Gemüth geleiſtet hatten, nicht durch den Verſtand erſetzen. Da jedoch das Staatsweſen zu innig mit der Staats-Religion verbunden war, ſo mußte man den ſeelenlos gewordenen Cultus der Vorfahren beibehalten, und dem abgeſtorbenen Glauben durch Gewalt und äußeren Schein zu Hülfe kommen. Religion und Gottesdienſt wurden alſo eine bloße äußere Form, und übten keine Wirkung mehr auf das Herz der Menſchen aus; die Feſte und Feierlichkeiten, die Opfer und Myſterien, die Prieſterwürde und die heilige Sage, kurz, der ganze Nationalcultus verlor ſeinen Sinn und ſeine Bedeutung, und diente bald nur dazu, die Trägheit, Schlaffheit und Sinnlichkeit der Menſchen zu nähren und zu vermehren. Auch in dieſer Beziehung konnte alſo die Vorſehung nur durch eine vollſtändige Erneuerung helfen.

So zeigen alle Verhältniſſe und Erſcheinungen, daß das römiſche Reich unrettbar ſeinem Untergang entgegeneilte. Zwei neue Elemente drangen damals in die griechiſch-römiſche Welt ein, das Germanenthum und die chriſtliche Religion. Sie ſchlugen ihre Wurzeln auf dem Boden der abſterbenden griechiſch-römiſchen Menſchheit und ihrer Bildung, und entwickelten für die Geſchlechter ſpäterer Zeiten ein neues Leben. Das Alte ging unter, und es blieb nur ſoviel davon übrig, als dem Geiſte des Chriſtenthums und dem Charakter der germaniſchen Stämme

entſprach, und ſich mit Beiden zur Herſtellung dieſes neuen Lebens verknüpfen ließ.

2. Antoninus Pius und Antoninus Philoſophus.

Antoninus Pius und ſein Adoptivſohn Marcus Aurelius, der in der Geſchichte auch den Namen Antoninus Philoſophus führt, beherrſchten nach Hadrian's Tode das römiſche Reich, und zwar der Erſtere von 138 bis 161, der Zweite von 161 bis 180. Unter ihnen ſchien die Zeit da zu ſein, wo nach Plato's Wunſch (ſ. Th. II. S. 262) Philoſophie und Wiſſenſchaft die Welt regieren würden; denn beide Männer verbanden tiefe innere Bildung, echten Sinn für das Höhere und Würdige und ein wahrhaft edles Streben mit Einfachheit, Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Herzensgüte. Ihre Regierung beruhte alſo auf einer edlen Geſinnung und auf Wiſſenſchaft und Philoſophie. Leider war aber damals jede Art von Bildung eine gelehrte Schulbildung, und dieſe iſt faſt immer zu ſehr der Natur entfremdet, als daß ſie jemals im Stande wäre, ein abſterbendes Leben mit neuer Kraft zu durchdringen. Außerdem konnte auch die römiſche Welt der ganzen Lage der Dinge nach nur durch militäriſche Mittel gelenkt und erhalten werden.

Unter Antoninus Pius hatte das Reich durch Unruhen zu leiden, welche in Britannien, Afrika, Griechenland, Egypten und Judäa ausbrachen; ſie wurden ohne Grauſamkeit gedämpft. Von Kriegsbegebenheiten erfahren wir nichts, außer daß mit den Germanen und Daciern glücklich gekämpft ward, und daß Antoninus einerſeits der Republik Olbia am Dniepr Hülfe gegen räuberiſche Nomadenſtämme ſandte, und andererſeits die Kaledonier durch einen ſeiner Generale, Lollius, bekriegen ließ. Der Letztere beging damals den Fehler, Hadrian's Grenzbefeſtigung wieder bis dahin vorzuſchieben, wo Agricola ſeine Schanzen und Forts errichtet hatte. Er reizte dadurch die auf einen zu engen Raum beſchränkten Barbaren zu häufigeren Einfällen in das römiſche Gebiet; ſie ruhten nachher nicht eher, als bis der Wall durchbrochen und die Bewohner des römiſchen Britanniens ihrer Raubgier preisgegeben waren.

In Betreff der inneren Angelegenheiten zeigte ſich Antoninus Pius als einen Mann, der weder von Stolz noch von Genußſucht geleitet wurde, mit angeſtrengter Thätigkeit ſeiner Pflicht zu genügen ſtrebte, und die Regierung zugleich mit Würde und auf eine ſchlichte, freundliche Weiſe führte. Er blieb auf dem Throne ein Privatmann, ſah die Kaiſerwürde als ein Amt an, beſtritt die Ausgaben für ſeine perſönlichen Bedürfniſſe aus ſeinem eigenen Vermögen, benahm ſich in ſeinem täglichen Leben nie als Gebieter, und verkehrte mit ſeinen Freunden immer als Freund. Er ſchützte die Städte des Reichs in ihren Freiheiten und Rechten, und gab ihnen nicht nur aus der kaiſerlichen Kaſſe, ſondern ſogar aus ſeinem beträchtlichen Privatvermögen Geld zu ihren Bauwerken und zur beſſeren Verwaltung ihrer Ämter. Er ſorgte, wie Trajan und Hadrian, für Armenanſtalten, unterſtützte Wiſſenſchaften und Schulen mit freigebiger Hand, und wies nicht blos einzelnen Lehrern und Schulen beſtimmte jährliche Summen an, ſondern gab auch in allen Provinzen den Hauptlehrern der Redekunſt und Weltweisheit Gehalte und ehrenvolle Auszeichnungen. Der Rechtspflege widmete er die größte Sorgfalt. Er ließ diejenigen Richter, die ſich als tüchtige und rechtliche Männer bewährt hatten, gegen den ſeitherigen römiſchen Gebrauch lebenslänglich in ihren Richterſtellen. Staatsangelegenheiten legte er ſeinem Staatsrath zur Berathung vor, und ließ jede Verordnung nur nach Stimmenmehrheit abfaſſen. Er beſeitigte auf dieſe Weiſe für die Dauer ſeiner Regierung das Hauptübel des damaligen römiſchen Staates, welches darin beſtand, daß es an einem geſetzgebenden Körper fehlte, der die alten Geſetze den veränderten Zuſtänden hätte anpaſſen können. Der Senat bildete zwar ſcheinbar eine ſolche Behörde, und verwaltete wirklich auch anfangs in Gemeinſchaft mit den Kaiſern das Geſchäft der Geſetzgebung; allein theils war ihm ſelbſt nur ein Schatten des alten Anſehens und noch weit weniger Unabhängigkeit übrig geblieben, theils hatten die früheren Kaiſer die fehlenden Geſetze durch Reſcripte ergänzt, und dieſe Reſcripte wurden nicht nur den übrigen Geſetzen gleichgeſtellt, ſondern ſie galten ſogar mehr als dieſe. Durch das Fortbeſtehen des Alten neben den neuen Geſetzen des Kaiſerreichs war in allen Verhältniſſen des bürger-

lichen Lebens eine große Verwirrung entſtanden, welche die auffallendſten Widerſprüche und Ungerechtigkeiten nach ſich zog. Es beſtanden nämlich auf dieſe Weiſe im Staate zwei ganz verſchiedene Gattungen von Geſetzen neben einander, eine ſyſtematiſche, welche ererbt, in der Geſchichte und in den Verhältniſſen begründet war, und eine Reihe willkürlicher und zufälliger Verfügungen; die tollen Einfälle eines Domitian galten alſo ebenſo, wie die vortrefflichſten Verordnungen der älteren Zeit, als Recht und Geſetz. Wäre Antonin's Einrichtung von den ſpäteren Kaiſern beibehalten worden, ſo würde ſich dieſer Widerſpruch allmälig ausgeglichen haben, es wäre Ordnung, Plan und Übereinſtimmung in die Geſetzgebung und Verwaltung gekommen, und die Verwaltung des Staates hätte ſich bis auf ihre einzelnen Theile herab immer gleichſam von ſelbſt den Umſtänden gemäß geändert.

Von den beiden Männern, welche Antoninus Pius auf Hadrian's Begehren an Kindesſtatt hatte annehmen müſſen, trat der Eine, Marc Aurel oder Antoninus Philoſophus ganz in ſeine Spuren, der Andere aber, Lucius Verus, hatte ſein ganzes Leben hindurch nur für ſinnliche Genüſſe Sinn. Zum Glück für das römiſche Reich war Lucius Verus ſo viel jünger, als Marc Aurel, daß er bei der gemeinſchaftlichen Regierung hinter dieſen zurückgeſetzt werden konnte. Übrigens lebten die beiden neuen Regenten fortwährend in Eintracht mit einander, weil Lucius Verus ſeinen Ausſchweifungen zu Liebe dem älteren Collegen gern die Leitung des Reiches überließ, dieſer aber die Laſter und Gebrechen ſeines Mitregenten mit ſtoiſcher Gelaſſenheit ertrug.

Das römiſche Reich hatte ſich während der vier und vierzig Jahre von Hadrian's und Antoninus Pius Regierung eines faſt ununterbrochenen Friedens erfreut, und es ſchien damals die Zeit eines dauernden glücklichen Zuſtandes gekommen zu ſein. Das Reich genoß alle die Vortheile, welche eine milde monarchiſche Verwaltung, republikaniſche Geſetze und die vortrefflichſten Städteverfaſſungen gewähren konnten; Kunſt und Wiſſenſchaft hatten ſich über alle Provinzen verbreitet, und jeder Bürger gab ſich im ſicheren Vertrauen auf die Regierung den Geſchäften friedlicher Muße hin. Gerade in dieſer Zeit der Ruhe und des Glückes

zogen ſich aber von den Grenzen her die Stürme zuſammen, welche beim Anfange von Marc Aurel's Regierung losbrachen, und bis zum Ende derſelben das Reich faſt unaufhörlich verwüſteten. Es fielen nämlich einerſeits am Rhein und an der Donau die Germanen und andererſeits am Euphrat die Parther in das römiſche Gebiet ein. Beide Völker wurden erſt nach einem mehrjährigen blutigen Kriege wieder zurückgetrieben. Kaum war dieſe doppelte Gefahr durch den Verluſt der beſten römiſchen Soldaten beſeitigt worden, als in Deutſchland der furchtbare Markomannen-Krieg ausbrach, und zu gleicher Zeit auch im Innern des Reiches Peſt, Hungersnoth und Erdbeben zu wüthen begannen. Kurz vor Marc Aurel's Regierung war unter den germaniſchen Völkern eine wichtige Veränderung eingetreten. Die vielen kleinen Stämme, aus welchen dieſelben beſtanden, hatten die Eiferſucht, mit der ein jeder über ſeine Freiheit wachte, zum Theil aufgegeben, und ſich in Bünde zu vereinigen begonnen. Durch dieſe Verbindungen wurden die germaniſchen Völker dem römiſchen Reiche im höchſten Grade gefährlich. Ein ſolcher Bund machte damals die Markomannen zum mächtigſten Feinde der Römer. Dieſem Volke ſoll zu Julius Cäſar's Zeit Arioviſt angehört haben, welchen Cäſar aus Gallien trieb (ſ. oben S. 64). Die Markomannen wohnten damals an den Grenzen der Helvetier. Fünfzig Jahre ſpäter finden wir ſie im nördlichen Baiern und in Böhmen. Sie bildeten damals unter Marbod's Führung einen mächtigen Bundesverein von verſchiedenen Völkerſchaften, die unter dem Namen der Markomannen zuſammen begriffen wurden. Marbod ſtrebte ein großes markomanniſches Reich zu gründen, ſein Plan ſcheiterte aber, der Bund löſte ſich in Folge davon wieder auf, und die Markomannen geriethen in die nämliche Abhängigkeit von Rom, wie die Bataver, d. h. ſie mußten die Römer mit Truppen unterſtützen. Zu Domitian's Zeit, als die Dacier in die römiſchen Provinzen einbrachen, machten ſich die Markomannen von dieſer Abhängigkeit wieder frei, und vereinigten von neuem viele Stämme in einen Bund. Dieſe Stämme waren theils deutſchen, theils ſarmatiſchen Urſprungs; zu den Erſteren gehörten die Hermunduren, die Quaden, die Vandalen, die Longobarden, die Gothinen, die Aſtinger, die Buren, die Alanen und

die mit Kelten vermiſchten Baſtarner, zu den Letzteren die Jazygen und Roxolanen; wenigſtens pflegen die Gelehrten dieſe verſchiedenen Völkerſchaften, deren Herkunft zum Theil nicht mit Sicherheit zu beſtimmen iſt, ſo einzutheilen. Der Markomannen-Bund vereinigte jetzt eine furchtbare Macht, und richtete unter Marc Aurel, während der größte Theil der Legionen am Rhein und am Euphrat beſchäftigt war, entſetzliche Verheerungen in den Donau-Provinzen an.

Dieſe Völkerbewegung an der unteren und mittleren Donau beſchäftigte den edelſten und weiſeſten der römiſchen Kaiſer ſein ganzes Leben hindurch, und hielt ihn während des größten Theiles ſeiner Regierungszeit von Italien entfernt. Der parthiſche Krieg hatte die Reihen der Vertheidiger von Möſien, Dacien, Pannonien und Noricum ſehr gelichtet, die Peſt, welche das römiſche Heer aus dem Orient mit brachte, tödtete gleich nachher noch eine Menge Soldaten, und das ganze Land von der Donau an bis zum Buſen von Trieſt war den Barbaren preisgegeben. Auch vom Rhein her ſtreiften germaniſche Stämme bis nach Italien hin. Die Provinzen wurden ausgeplündert, einzelne römiſche Truppenſchaaren vernichtet, und Hunderttauſende von Menſchen als Sklaven fortgeſchleppt. Marc Aurel ſuchte ſich dadurch zu helfen, daß er die barbariſchen Völker von einander trennte und mit einigen von ihnen Frieden ſchloß. Er gab einzelnen Schaaren Wohnſitze in Möſien, in Dacien und ſogar in Italien, gewährte anderen Stämmen gewiſſe Vortheile, und nahm viele Barbaren in ſein Heer auf. Alles dies fruchtete aber nichts, die Lockung war zu groß, und uncivilisirten kriegeriſchen Stämmen gegenüber iſt überhaupt Ruhe und Frieden nicht anders, als durch Gewalt und folgerechte Strenge zu ſichern. Marc Aurel ſchlug nachher (172—174) die Schaaren der Barbaren mehrmals, rottete zwei kleine Stämme faſt gänzlich aus, drang bis in das Innere von Ungarn, und ſchloß dann von neuem mit den einzelnen Völkerſchaften Verträge. Schon nach wenigen Jahren (178) brachen die Markomannen den Frieden wieder. Der Kaiſer zog nochmals gegen ſie, gewann eine bedeutende Schlacht (179), erkrankte aber im nächſten Jahre, und ſtarb, noch ehe der Krieg beendigt war.

Über den Gang der inneren Angelegenheiten des Reiches unter Marc Aurel beſitzen wir leider keine vollſtändigen Berichte. Dies iſt um ſo mehr zu beklagen, da es ſich um einen wahrhaft edlen Mann handelt, der des Thrones würdig war, und die harte Probe des glänzendſten Glückes und der widrigſten Schickſale auf gleiche Art glorreich beſtanden hat. Krieg, Peſt, Hunger und Empörung verheerten unter ſeiner Regierung die Provinzen; die Ausſchweifungen und Laſter ſeines Mitregenten beugten Marc Aurel's Seele nieder; ſeine Gemahlin Fauſtina, eine Tochter des Antoninus Pius, war ein verworfenes Weib ohne alle Scham und Sitte, und er konnte ſich nicht von ihr ſcheiden, weil er ſich bei der traurigen Lage des Reiches ihres ſehr bedeutenden Vermögens nicht entäußern durfte. Trotz aller dieſer harten Schickſale blieb er bis zum Tode den ſtrengen Grundſätzen der ſtoiſchen Philoſophie getreu, denen er von Jugend auf ergeben war. Leider war er nur zu ſehr Schulgelehrter, und beſchäftigte ſich zuviel mit philoſophiſchen Betrachtungen, ſo daß darüber manches Andere vernachläſſigt ward, und ſeine ſittenloſe Gemahlin dadurch Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte erhielt. Auch die Erziehung ſeines Sohnes und Nachfolgers überließ er derſelben; denn er ſelbſt ward theils durch das Unglück der Zeiten und durch philoſophiſche Beſchäftigungen zu ſehr in Anſpruch genommen, theils war ſeine eigene Natur und Lebensweiſe ſchon vom zwölften Lebensjahr an ſo ernſt, daß er von Verwöhnung und Verzärtelung zu wenig fürchtete. In ſeiner äußeren Erſcheinung war Marc Aurel ſo einfach und bürgerlich, als irgend ein anderer Regent jemals geweſen iſt. Er lebte nur zu ſehr von ſeinem Hofe entfernt, und ſpeiſte ſogar allein, weil er ſeiner Umgebung jeden Zwang und jede Rückſicht auf den Herrſcher erſparen wollte, trug aber dadurch, ohne es zu ahnen, zu einer nachtheiligen Veränderung im Hofweſen bei; man gewöhnte ſich nämlich daran, ſich den Kaiſer vom geſelligen Verkehr getrennt zu denken, und ihn alſo noch eine Stufe höher zu ſtellen. Daß ein Fürſt, der ſich faſt eine größere Ehre daraus machte, Philoſoph und Gelehrter, als Regent und Kaiſer zu ſein, für Wiſſenſchaften und Schulen vieles that, verſteht ſich von ſelbſt. Am wichtigſten iſt in dieſer Hinſicht das, was er in Athen that; er richtete nämlich daſelbſt

eine höhere Lehranſtalt ein, und bewirkte dadurch, daß Athen als Univerſitätsſtadt von neuem emporblühte, und noch einmal eine welthiſtoriſche Bedeutung erhielt, welche ganz allein auf Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit beruhte. Auch huldigte Marc Aurel in Athen den Vorurtheilen ſeiner Zeit; denn er ließ ſich die Weihe der Myſterien geben, der man damals allgemein eine beſonders große Bedeutung beilegte.

Über ſeinen Mitregenten Lucius Verus zu reden, iſt kaum nöthig, weil derſelbe keinen Einfluß auf den Gang der Dinge ausübte. Nur als ein Charakter, in welchem ſich die ſchlechteſte Seite des Zeitgeiſtes lebendig abſpiegelte, hat er für den Beobachter eine Bedeutung. Er war ein großer Wüſtling, und kann ſeinem Weſen und Leben nach ganz mit einem Tiberius, Caligula und Nero verglichen werden. Er hatte nur Sinn für ſinnliche Genüſſe, verbrachte ſeine Zeit mit Schwelgereien und Ausſchweifungen aller Art, und gab Feſte, welche Tag und Nacht fortdauerten, und mitunter über eine halbe Million koſteten. Gleich den ſpäteren Seleuciden hatte er Leute in ſeinem Dienſte, welche die ſchändlichſten Lüſte zur Schau trugen und in öffentlicher Schamloſigkeit eine Ehre ſuchten. Marc Aurel hatte den Wüſtling anfangs durch die Ausſicht auf Ruhm zu ſpornen geſucht, und ihn aus dieſem Grunde mit der Führung des parthiſchen Krieges beauftragt; Lucius Verus überließ aber die Mühe und den Ruhm des Krieges ſeinen Generalen, ſchwelgte in den verdorbenen Städten von Syrien, und ward noch weit ausſchweifender und rückſichtsloſer, als er vorher geweſen war. Sein philoſophiſcher College ſeufzte über die Unverbeſſerlichkeit ſeines Mitregenten, beklagte zuweilen das Schickſal des Staates, vermied aber jeden Schein eines Zwiſtes. Zum Glück ſtarb Lucius Verus ſchon im Jahre 169.

3. Die Nachfolger der Antonine bis auf Alexander Severus.

Mit Marc Aurel's Tode (180) beginnt eine traurige Zeit. Die Herrſchaft elender Despoten, verdorbener Weiber und der verwöhnten kaiſerlichen Garde bildete von neuem den Haupt-Charakterzug der Reichsregierung. Zu gleicher Zeit ward die Abhängigkeit des Staates von ſeinen militäriſchen Bedürfniſſen fühlbarer

und drückender. Das Reich bedurfte nicht nur immer mehr des Schutzes gegen die kriegeriſchen und raubgierigen Grenzvölker, ſondern auch die ganze Verwaltung und die Sicherheit im Innern mußten auf Soldaten und auf militäriſche Einrichtungen geſtützt werden. Die Zahl der Truppen nahm in Folge davon ſo ſehr zu, daß die drei oder fünf und zwanzig Legionen, aus welchen das Heer zu Auguſt's Zeit beſtanden hatte, zwanzig Jahre nach Marc Aurel's Tode ſchon bis auf zwei und dreißig Legionen oder hundert und ſechszigtauſend Mann vermehrt worden waren. Dieſe Stärke des Heeres könnte im Vergleich mit der Truppenmacht der heutigen europäiſchen Staaten höchſt unbedeutend erſcheinen; allein man darf dabei nicht überſehen, daß die Legionen nur den Kern der römiſchen Kriegsmacht bildeten, und daß oft ganze Heere aus den Truppen einzelner Provinzen und Völker zuſammengeſetzt waren, bei denen ſich nur eine oder zwei Legionen befanden. Die Legionen waren in feſten Lagern angeſiedelt, und bildeten auf dieſe Weiſe eine Art von militäriſchem Staat, welcher nur dadurch in Unterwerfung gehalten werden konnte, daß man die Anführer oft wechſelte, und die einzelnen Legionen bald an das eine, bald an das andere Ende des Reiches ſchickte. Übrigens wurden die Truppen faſt durchgehends nicht mehr in Italien und in den anderen gebildeten Theilen des Reiches ausgehoben, weil die Bewohner derſelben zu ſehr verweichlicht waren und ſtatt des Kriegsdienſtes eine Kriegsſteuer entrichteten. Illyrien, Thracien und ähnliche Länder mit halbrohen Einwohnern waren die Heimath der meiſten eigentlich römiſchen Soldaten. Außerdem nahm man ſo viele Germanen und andere Barbaren in das Heer auf, daß ſich ſeitdem Namen wie Hartmund, Haldengaſt und Hildemund immer häufiger unter den Namen der Anführer finden, und daß nach und nach Generale von barbariſcher Herkunft ſogar in den Staatsgeſchäften die Hauptrollen erhielten. Solche Heere wurden natürlich weder durch das Gefühl der Ehre, noch durch Vaterlandsliebe geleitet, ſondern nur das Geld und die Ausſicht auf Beute lockte und beſtimmte ſie. Sie hauſten daher oft auch im Reiche ſelbſt wie in Feindes Land; Officiere und Gemeine erlaubten ſich auf römiſchem Grund und Boden die ärgſten Mishandlungen und Beraubungen. Ein anderes Übel, das aus der

Nothwendigkeit der Unterhaltung einer großen Kriegsmacht entſprang, war die dadurch vermehrte Staatsausgabe. Außer dem Solde, welcher jährlich eine bedeutende Summe verſchlang, erforderte das Heer noch andere und größere Koſten. Die außerordentlichen Vergütungen und Belohnungen der Soldaten betrugen allein noch weit mehr als der Sold. Das Thronbeſteigungs-Geſchenk, welches jeder Kaiſer den Soldaten zu geben hatte, war von Nero's Zeit an immer höher geſtiegen: Hadrian gab faſt ſiebenmal ſoviel, als Auguſtus gegeben hatte, Marc Aurel und Lucius Verus aber gingen noch weiter; denn ſie ließen jedem Gemeinen eintauſend neunhundert Gulden (etwas über tauſend Thaler), jedem Hauptmann das Doppelte, jedem Oberſten das Dreifache bezahlen. Außerdem war es ſchon von Alters her gebräuchlich, einzelnen Soldaten als Belohnung und Auszeichnung doppelten Sold zu geben, und natürlich nahm dieſer Gebrauch in einer Zeit, wo das Heer nur um Geld diente, noch mehr überhand. Auch die Diäten der Officiere wurden immer größer, und die Vorrathshäuſer und Verpflegungsanſtalten für das Heer erforderten bei den beſtändigen Märſchen von einer Grenze zur anderen ungeheuere Summen. Rechnet man zu dieſen bedeutenden Staatsausgaben noch die Koſten für die kaiſerliche Hofhaltung, für Straßen und Bauten, für die öffentlichen Spiele, für die Unterhaltung der Armen- und Unterrichtsanſtalten und für die vielen Beſoldungen von Gelehrten und Beamten, ſo wird man einſehen, daß das Misverhältniß zwiſchen den Einnahmen und Ausgaben immer größer werden mußte. Auch nahmen in der That die Steuern ſowohl an Menge, als an Größe fortwährend zu. —

Commodus, der Sohn der Fauſtina, der als neunzehnjähriger Jüngling den Thron beſtieg, und von 180 bis 192 regierte, war ſeinem Vater eben ſo ungleich, als ſeine Mutter dem ihrigen. Er war ein ſchwacher, aber gutmüthiger junger Menſch, und wurde, da er zugleich einfältig und feige war, von den Leuten ſeiner Umgebung misbraucht. Dieſe zogen ihn von den Geſchäften ab und ſtürzten ihn in Ausſchweifungen und Zerſtreuungen; nachher ward er theils aus Schwäche und Feigheit, theils aus Gewohnheit immer grauſamer und laſterhafter. In

Staatsgeſchäften ganz unerfahren und zugleich von der Peſt und den Feinden bedrängt, befand er ſich bei dem Tode ſeines Vaters in einer bedenklichen Lage. Auf den Rath der Freunde Marc Aurel's, von welchen er ſich anfangs leiten ließ, beendigte er den Markomannen-Krieg ſchnell durch einen Frieden, der in jeder Rückſicht vortheilhaft für Rom war. Die Markomannen und Quaden verſprachen, ſich der Donau nicht weiter als bis auf zwei Stunden zu nähern, und ihre Verſammlung nur in Gegenwart eines römiſchen Beamten zu halten. Dagegen ließ Commodus die jenſeit der Donau angelegten Caſtelle ſchleifen, und zog ſeine Truppen über den Fluß zurück. Leider machte er zugleich die Bedingung, daß über zwanzigtauſend Quaden und Markomannen bei den Römern Dienſte nehmen ſollten. Dadurch erlangten die Barbaren Kenntniß des Kriegsweſens, und das römiſche Heer erhielt in ſeinen eigenen Reihen Feinde und Verräther. Übrigens ward der Friede viele Jahre lang gehalten.

Leider entledigte ſich der junge Kaiſer bald der Freunde ſeines Vaters, die ihn mit ihrem Rath unterſtützt hatten, und gerieth ganz in die Gewalt ſchlechter Menſchen. Ein Zwiſt, in den er zwei Jahre nach ſeinem Regierungsantritt mit ſeinen nächſten Anverwandten gerieth, veranlaßte ſeine Schweſter Lucilla und viele Senatoren zu einer Verſchwörung, und ward von jenen Elenden, die ihn zur Grauſamkeit reizten, ſehr geſchickt benutzt. Einer der Verſchworenen hatte, als die Sache zum Ausbruch kam, den Dolch mit den Worten: „Das ſendet dir der Senat!" gegen ihn gerichtet, und Commodus war ſeitdem voller Argwohn gegen den Senat und da er nur der Garde ſeine Rettung verdankte, ſo vertraute er fortan auch nur ihr und den Dienern ſeiner Lüſte und Grauſamkeiten. Die Schweſter ward verbannt und eine Menge angeſehener Männer umgebracht. Die gemeine Umgebung des Kaiſers ſpielte ſeitdem wieder dieſelbe Rolle, die ſie unter Tiberius, Caligula und Claudius geſpielt hatte, und die Geſchichte der Garde-Präfecten ward wider die Geſchichte der Regierung. Es iſt nicht nöthig, das tolle Leben dieſes Kaiſers im Einzelnen darzuſtellen und die Garde-Präfecten anzugeben, welche nach einander die Herrſchaft führten, und deren Sturz jedes Mal mit einer Revolution der Regierung verbunden war.

Der junge Menſch überließ ſich ganz ſeiner Umgebung und ſeinen Lüſten, er beſchäftigte ſich faſt blos mit Fechten, Bogenſchießen, Wettfahren und Thierhetzen, verſchwendete von Jahr zu Jahr größere Summen, und entzog, um neue Geldmittel zu erhalten, nicht allein allen öffentlichen Anſtalten die zu ihrer Unterhaltung beſtimmten Staatsgelder, ſondern ließ auch gleich den orientaliſchen Despoten die Reichen hinrichten, damit er ſich ihres Vermögens bemächtigen könne. Dadurch verloren ganze Landſtriche ihre Bebauer und wurden in Einöden umgewandelt, weil in jenen Zeiten nach der Vernichtung des Mittelſtandes die Gutsbeſitzer die Feldarbeiten durch Sklaven verrichten ließen. Wenn alſo die Familie eines Gutsbeſitzers ihr Vermögen verlor, ſo ſtand der Ackerbau ebenſo ſtill, wie heut' zu Tage eine Fabrik, deren Eigenthümer aufhört zahlungsfähig zu ſein.

Die tollen Luſtbarkeiten verwirrten immer mehr des Kaiſers Verſtand, der ohnedies von Natur nicht ſtark war. Commodus ward nach und nach halb wahnſinnig, traute zuletzt keinem Menſchen mehr, und wüthete ärger als die Peſt, welche während ſeiner ganzen Regierung fortdauerte. Als er endlich ſogar ſeine nächſten Vertrauten ermorden laſſen wollte, kamen dieſe ihm zuvor, und ſchafften ihn, um ihr eigenes Leben zu retten, aus der Welt (am letzten Tage des Jahres 192). Der Senat zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit wieder ebenſo niederträchtig, wie früher bei Domitian's Tode. Noch kurz vorher hatte er von Commodus die ſchmählichſte Mishandlung geduldig ertragen, und nur ein einziger Senator, ein Freund Marc Aurel's, hatte die Behauptung ſeiner Menſchenwürde dem Leben vorgezogen; kaum war aber Commodus ermordet, als derſelbe Senat die Statuen desſelben umſtürzen und ſeinen Namen aus den Inſchriften tilgen ließ.

Commodus Nachfolger war der ſeitherige Stadt-Präfect Pertinax, welcher wahrſcheinlich um die Verſchwörung gewußt hatte, und von den Verſchworenen nach geſchehener That zum Kaiſer ausgerufen wurde, weil ſie ihren Mord durch die Wahl eines rechtlichen, beim Senat beliebten Mannes rechtfertigen wollten. Pertinax, welcher bei Commodus Tode ein Alter von acht oder neun und ſechszig Jahren hatte, war ein wackerer, im Felde und in den Verwaltungsgeſchäften erprobter Mann, wandte aber zu

plötzlich und zu ſtrenge den Ernſt eines alten Mannes an, da doch Volk und Soldaten an den Leichtſinn und die Vergnügungsſucht eines jungen Regenten gewohnt waren. Überdies hatte er weder Anhang noch Familie, und obgleich er beim Senat ſehr beliebt war, ſo konnte ihm dies doch wenig nützen, im Gegentheil, er mußte gerade deshalb den Garden um ſo mehr verhaßt ſein. Ebenſo wenig half ihm das Geſchenk von zwölfhundert Gulden oder gegen ſiebenhundert Thalern, welches er jedem Soldaten der Garde verſprach, und aus dem Verkaufe von Commodus Koſtbarkeiten beſtritt. Schon nach ſieben und achtzig Tagen erhob ſich die Garde, und Pertinax wurde, als er den Empörern muthig entgegen ging, ermordet (193). Die Soldaten zogen mit dem Haupte des erſchlagenen Kaiſers in ihr Lager zurück. Da ihre That in Rom einen allgemeinen Schrecken verbreitete, und ſowohl Pertinax Schwiegervater, als der Senator Didius Julianus ſich bei ihnen um die Kaiſerwürde bewarb, ſo kamen ſie auf den Gedanken, das römiſche Reich förmlich an den Meiſtbietenden zu verſteigern. Ein Soldat machte von dem Walle des Lagers herab das Ausgebot bekannt, und als ſich Julianus zu einem Geſchenk von zweitauſend fünfhundert Gulden oder fünfzehnhundert Thalern für jeden Soldaten der Garde verſtand, ſo wurde ihm das Reich zugeſchlagen (28. März 193). Die Art, wie Julianus die Kaiſerwürde erlangt hatte, war zu anſtößig und er ſelbſt perſönlich zu unbedeutend, als daß er ſich hätte behaupten können. Kaum war die Nachricht von ſeiner Erhebung in die Provinzen gekommen, als ſich an drei Orten zugleich die Legionen gegen ihn erklärten, und ihre Anführer zu Kaiſern ausriefen. In Pannonien erhoben ſich die Truppen unter Septimius Severus, in Britannien unter Clodius Albinus, in Syrien unter Peſcenninus Niger. Der Erſte brach mit ſeinen Soldaten ſchnell nach Italien auf. Hier gingen überall die Beſatzungen zu ihm über, und ſogar die Prätorianer verließen ihren Kaiſer, als ihnen Septimius Severus Verzeihung zuſicherte. Der Senat hatte nicht ſobald den Abfall der Garden erfahren, als er Septimius Severus zum Kaiſer ausrufen, den unglücklichen Julian aber in der Stille enthaupten und ſeinen Kopf öffentlich aufſtecken ließ (1. Juni 193).

Auf dieſe Weiſe verſchwand ſogar der bloße Schein einer Verfaſſung im römiſchen Reich, und es war ein Glück für dasſelbe, daß der neue Kaiſer mit rückſichtsloſer und oft übertriebener Strenge verfuhr.

Septimius Severus, welcher von 193 bis 211 herrſchte, begann ſeine Regierung damit, daß er den Tod des Pertinax an ſeinen Mördern rächte. Die Prätorianer wurden durch Sever's Soldaten entwaffnet, aus der Stadt gejagt und zerſtreut. Der bevorſtehende Kampf mit ſeinen beiden Nebenbuhlern nöthigte den neuen Kaiſer zwar, ſeinen eigenen Soldaten einige Freiheiten zu erlauben; wie wenig er aber willens war, ihren Anmaßungen nachzugeben, bewies er dadurch, daß er ihnen damals ſtatt der verlangten zweitauſend fünfhundert Drachmen (tauſend Gulden oder fünfhundert ſiebenzig Thaler) nur ein Geſchenk von fünfhundert Drachmen (zweihundert Gulden oder hundert dreizehn Thalern) bewilligte. Er hatte ſchon vor ſeinem Aufbruche nach Italien den einen ſeiner zwei Gegenkaiſer, Albinus, durch die Ernennung zum Mitregenten beſchwichtigt, und zog jetzt mit ſeinem ganzen Heere gegen den anderen, Peſcenninus Niger, welcher aus Schlaffheit und Genußſucht die günſtigſten Augenblicke unbenützt hatte vorübergehen laſſen, und ſich erſt auf die Nachricht vom Marſche ſeines Gegners zu rüſten begann. Peſcenninus wurde in drei Schlachten geſchlagen und nach der dritten auf der Flucht getödtet; ſeine Anhänger vertheidigten ſich aber noch faſt ein ganzes Jahr lang in der Stadt Byzanz, weil ſie von Sever's Strenge keine Gnade hoffen durften. Die Möglichkeit eines ſo langen Widerſtandes verdankten ſie dem Umſtande, daß Priſcus, einer der größten Kenner der Kriegsbaukunſt im ganzen Alterthume, zu ihrer Partei gehörte. Priſcus machte ſich durch ſeine Kenntniſſe und Erfindungen bei der Vertheidigung von Byzanz ebenſo berühmt, als einſt Demetrius Poliorketes bei der Belagerung von Rhodus. Als Byzanz endlich durch Hunger fiel, verfuhr Severus mit empörender Grauſamkeit. Die Häuſer der Stadt wurden niedergebrannt und die ungeheueren Feſtungsmauern, ſo weit es möglich war, zerſtört; alle obrigkeitlichen Perſonen und die ganze Beſatzung mußten über die Klinge ſpringen, viele Einwohner wurden ebenfalls getödtet, die übrigen

aber als Sklaven verkauft. Nur Priſcus ward begnadigt, weil der Kaiſer von ſeinem Talente Nutzen zu ziehen gedachte.

Aus dem Orient wandte ſich Severus nach Gallien, um auch Albinus zu beſiegen; denn dieſer hatte ſchon längſt gemerkt, daß er nur zum Schein als Mitregent angenommen worden ſei, und mußte daher ebenfalls vernichtet werden. Eine furchtbare Schlacht, welche bei Lyon geliefert ward und dem römiſchen Reiche ſeine beſten Streiter koſtete, entſchied den Zwiſt der beiden Männer: Albinus ward geſchlagen und verlor das Leben. Severus verfuhr gegen ſeine Anhänger ebenſo, wie er gegen Peſcenninus Anhänger verfahren war. Als er nach Rom zurückgekehrt war, ließ er zweiundvierzig Senatoren, die mit Albinus in Verbindung getreten waren, umbringen, und erklärte dem verſammelten Senat unverhohlen, Leute wie die römiſchen Senatoren verdienten keinen beſſeren Kaiſer, als Commodus geweſen ſei, die Milde eines Pompejus und Cäſar tauge nichts, man müſſe gegen die vornehme Klaſſe der Römer die grauſame Strenge eines Marius, Sulla und Auguſtus anwenden. Severus zog gleich nachher wieder in den Orient, wo die Parther einen verheerenden Einfall in die römiſchen Grenz-Provinzen gemacht hatten. Sie wurden nach Parthien zurückgejagt und ihre Hauptſtadt Kteſiphon der Wuth der römiſchen Soldaten preisgegeben. Auf dieſem Feldzuge eroberte Severus mit Hülfe des Priſcus auch die mitten in der Wüſte auf einem unzugänglichen Felſen gelegene meſopotamiſche Stadt Atra, welche früher Trajan vergebens belagert hatte.

Als der Kaiſer nach Rom zurückgekehrt war, widmete er ſeine ganze Zeit der Rechtspflege und der Verwaltung. Auch dabei verfuhr er mit ſeiner gewohnten übermäßigen Strenge, Heftigkeit und Grauſamkeit, die man übrigens weniger ſeinem perſönlichen Charakter, als vielmehr der Einwirkung des afrikaniſchen Landes, in welchem er geboren und erzogen worden war, zuſchreiben muß. Nur gegen ſeine beiden Söhne Caracalla und Geta, welche er ſchon früh zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen ſeinen Günſtling, den Garde-Präfecten Plautianus, zeigte er ſich ſchwach. Der Letztere ward von Severus auf eine unverſtändige Weiſe begünſtigt. Der Kaiſer gebrauchte ihn in allen Geſchäften, und Plautianus erhielt einen ſo großen Einfluß, daß man ſeine

Stellung ſchon oft mit Sejan's Bedeutung unter Tiberius verglichen hat. Er bewog ſeinen Herrn zu vielen Hinrichtungen, weil dieſer ihm die Güter der Hingerichteten zu ſchenken pflegte, und war mehr gefürchtet und geehrt, machte mehr Aufwand, und erlaubte ſich mehr Willkürlichkeiten, als der Kaiſer ſelbſt oder einer ſeiner Söhne. Er wollte auch den Hofmeiſter des jungen Caracalla ſpielen, welcher Plautian's ſtolze und herrſchſüchtige Tochter hatte heirathen müſſen, gerieth aber darüber mit demſelben in die größte Feindſchaft, und ſtürzte ſich in Folge davon ſelbſt ins Verderben. Caracalla beſchuldigte ihn eines Tages bei Severus einer Verſchwörung, und als dieſer den Angeklagten, welcher wahrſcheinlich unſchuldig war, freundlich anhörte, kam Caracalla der gewohnten Milde des Kaiſers gegen den Günſtling ſchnell zuvor: er ließ den Letzteren durch einen anweſenden Soldaten vor den Augen des Vaters durchbohren (204). So ſchwach ſich Severus gegen Plautianus und Caracalla bewies, ſo würdig zeigte er ſich ſonſt in der Leitung der Verwaltung und Rechtspflege, und es finden ſich ſo viele Beweiſe ſeiner Güte und Freundlichkeit, daß man geneigt iſt, ihn in vielen der Fälle, wo er ſtrenge und hart verfahren zu müſſen glaubte, zu entſchuldigen. Er wußte die Staatseinnahmen mit den Ausgaben nicht allein in das gehörige Verhältniß zu bringen, ſondern ſorgte auch durch bedeutende Erſparniſſe für die Zukunft. Er war ungemein vorſichtig in der Wahl der Beamten, erlaubte ſeinen Freigelaſſenen und Hausbedienten nie, ſich öffentlich in die Staatsgeſchäfte zu miſchen, und verwies es dem Senat ſehr ernſt, als derſelbe einmal nach ſeiner kriechenden Weiſe zwei Freigelaſſene, die bei Severus in großem Anſehen ſtanden, durch beſondere Decrete öffentlich beloben wollte. Severus ſaß ferner ſelbſt zu Gericht, entſchied dabei mit unerbittlicher Strenge, ſtellte die in der Juſtizverwaltung eingeriſſenen Misbräuche ab, und zog die größten Rechtsgelehrten, welche die Geſchichte kennt, in ſeine Nähe, um ſich ihres Rathes bei der Geſetzgebung und in ſchwierigen Proceſſen zu bedienen. Dieſe Männer waren Papinianus, Paulus und Ulpianus. Der Erſtere ward nach Plautian's Sturze zu einem der beiden Garde-Präfecten ernannt, von welchen ſchon zu jener Zeit der Eine die oberſte Leitung der Juſtiz hatte, der

Andere den Militärangelegenheiten vorſtand. Papinianus nahm Paulus und Ulpian zu Beiſitzern, und verewigte ſich mit ihrer Hülfe durch die Verwaltung der Gerechtigkeit auf eine ſo glänzende Weiſe, daß zwei hundert und fünfzig Jahre ſpäter der Kaiſer Valentinian III. für den Fall eines Widerſpruches zwiſchen den Anſichten der Rechtsgelehrten der Meinung Papinian's das Anſehen einer geſetzgebenden Entſcheidung zuſprach. Sehr verkehrt und nachtheilig war dagegen das, was Severus für das Kriegsweſen that. Er vernichtete zwar die Garde, die unter Commodus das Reich tyranniſirt, Pertinax gemordet und die Kaiſerwürde an Julius verſteigert hatte; er errichtete aber eine neue und weit zahlreichere Leibwache. Außerdem erhöhte er den Sold und die Rationen der Truppen, und machte dadurch die Unterhaltung des Heeres noch koſtſpieliger und ſchwieriger. Er gab überdies den Soldaten von Zeit zu Zeit bedeutende Geſchenke, erlaubte ihnen ſich zu verheirathen, und duldete ihre Weiber in den Quartieren.

Noch im hohen Alter zog Severus nach Britannien, um die Kaledonier wegen ihrer Raubzüge zu ſtrafen (208). Er drang in die entfernteſten Gegenden der ſchottiſchen Hochlande, baute Brücken über die Sümpfe, leitete Ströme ab, und büßte auf ſeinen Zügen über vierzig tauſend Mann ein; dennoch konnte er während ſeines dreijährigen Krieges ſeinen Zweck keineswegs erreichen. Zuletzt kam er ſeiner heftigen Gemüthsart gemäß auf den Gedanken, die Bevölkerung von Schottland ganz zu vertilgen, und nur der Tod hinderte ihn an der Ausführung desſelben. Wahrſcheinlich erbaute er während des Krieges an der Stelle von Hadrian's Wall eine neue und weit ſtärkere Reihe von Befeſtigungen, er kehrte alſo zu der weiſen Maßregel Hadrian's zurück, von welcher Lollius zu Antoninus des Erſten Zeiten abgegangen war, und die noch jetzt zwiſchen England und Schottland ſichtbaren Feſtungstrümmer ſind vermuthlich die Überreſte dieſes Werkes. So grenzenlos auch Sever's Liebe gegen ſeine Söhne war, ſo ſah er doch in Britannien, wohin er ſie mitgenommen hatte, endlich ſelbſt ein, daß Beide nur für Ausſchweifungen Sinn hatten, und daß beſonders der älteſte ganz unverbeſſerlich ſei; er konnte ſich aber nicht entſchließen, eine ſtrenge Maßregel gegen ſie zu ergreifen, obgleich er doch ſelbſt den Marc Aurel oft getadelt

hatte, daß er ſeinen Sohn nicht von der Nachfolge ausgeſchloſſen hätte. Caracalla hatte in Britannien ſogar dem Vater einmal ganz öffentlich nach dem Leben getrachtet, der Letztere hatte ihm in Gegenwart des Hofes bittere Vorwürfe darüber gemacht, der Sohn änderte auch nachher ſein Betragen nicht im mindeſten, und dennoch war Severus nicht zur Strenge gegen ihn zu bewegen. Der unvollendete Krieg in Schottland, die Zwietracht ſeiner Söhne, welche einander tödtlich haßten, ihre Verdorbenheit und ſchlechte Geſinnung, die Reue über manche grauſame That und eine ſchmerzhafte Krankheit trübten Sever's letzte Stunden. Er ſoll ſogar Gift gefordert haben, um ſein Leben ſchneller zu enden. Er ſtarb 211 in der Stadt York.

Seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, folgten ihm in der Regierung nach. Der älteſte, welcher eigentlich Baſſianus hieß und von einer neuen Kleidung, die er in Rom einführte, den Spottnamen Caracalla erhielt, war zu gleicher Zeit einer der grauſamſten, ausſchweifendſten, roheſten und unſinnigſten römiſchen Kaiſer. Sein Bruder Geta ſcheint nicht viel beſſer geweſen zu ſein, obgleich er eine liebenswürdige Seite hatte und vielleicht nicht ſo hart und grauſam war, als Caracalla. Beide hatten ſich ſchon früh den ärgſten Sittenloſigkeiten ergeben, raubten auf jede Weiſe Geld zuſammen, machten mit Gladiatoren und Wagenlenkern Brüderſchaft, ſuchten einander in Thorheiten und Tollheiten zu überbieten, und waren durch einen kindiſchen Zwiſt über Hahnenkämpfe und Fechtſpiele in unverſöhnliche gegenſeitige Feindſchaft gerathen. An Energie und Ränken übertraf Caracalla ſeinen Bruder, und dieſer verdankte es nur der Fürſorge ſeiner Mutter Julia Domna, daß er nicht ſchon zu des Vaters Lebzeiten den wiederholten Mordanſchlägen Caracalla's erlegen war. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung aber ward Geta von ſeinem Bruder in der Mutter Armen ermordet. Nach und nach ließ Caracalla auch alle diejenigen, welche jemals die geringſte Verbindung mit Geta gehabt hatten, ums Leben bringen, und die Zahl dieſer Unglücklichen ſoll nicht weniger als zwanzig tauſend betragen haben. Unter ihnen befand ſich auch Papinian.

Alle Tyrannen, welche das römiſche Reich beherrſcht haben, waren zugleich Verſchwender; auch Caracalla vergeudete in kurzer

Zeit die Erſparniſſe der vorigen Regierung. Neue Mittel zu ſeinen Verſchwendungen verſchaffte er ſich auf dieſelbe Weiſe, wie ein Nero, Domitian und Commodus; er unterſchied ſich von dieſen aber dadurch, daß er auch in den Provinzen umherzog, um daſelbſt die Hinrichtungen und Gütereinziehungen vorzunehmen, die ſeine Vorgänger nur in Italien geübt hatten. Um die ungeheuere Steuer, welche jeder Bürger von Freilaſſungen und Erbſchaften zu entrichten hatte, recht einträglich zu machen, ertheilte er allen freien Einwohnern des ganzen Reiches das römiſche Bürgerrecht. Am meiſten war der Senat den Launen dieſes halb wahnſinnigen Jünglings unterworfen. Nur für die Soldaten trug Caracalla Sorge, alle anderen Stände wurden dieſen geopfert. Er erhöhte den Sold der Truppen, und ſagte ihnen unverhohlen, daß er und das ganze Reich von den Soldaten abhingen. Er umgab ſich mit ſarmatiſchen und germaniſchen Barbaren, ſuchte ſie auf jede Weiſe zu gewinnen, ahmte ihre Tracht und ihre Sitten nach, und trug ſogar falſches Haar, um ihnen durch blonde Locken ähnlich zu werden: alles dieſes blos, um ſich gegen die friedlichen Bürger, die er mishandelte, durch rohe Soldaten zu ſchützen, während er von den Grenzvölkern den Frieden mit großen Summen erkaufte und dadurch den Übermuth der immer drohender werdenden Barbaren verſtärkte. Er machte ſich auf ſeinen Kriegszügen als General und Kaiſer bei Freund und Feind verächtlich, erfüllte dagegen alle Pflichten eines gemeinen Soldaten, und theilte ebenſo die Anſtrengungen, Arbeiten und Entbehrungen, wie die Luſtbarkeiten ſeiner Krieger.

Zuletzt unternahm er einen Zug in den Orient. Als er auf demſelben nach Egypten kam, hielt er in Alexandria eine Bürgerverſammlung, umgab dieſelbe in der Stille mit ſeinen Soldaten, und ließ dann nicht nur Alle ohne Unterſchied niederhauen, ſondern erlaubte den Truppen auch, mehrere Tage hinter einander zu plündern und zu morden. Er war über die Alexandrier deshalb aufgebracht, weil ſie ſich früher Spöttereien über ihn erlaubt hatten. Doch hatte er wahrſcheinlich noch andere Gründe zu ſeinem Verfahren; denn er vertrieb nachher auch alle Fremde aus der Stadt, und traf noch andere harte Maßregeln, welche aus jenem Anlaſſe nicht erklärt werden können. Von Egypten zog

Caracalla gegen die Parther, welche wegen innerer Zwiſtigkeiten noch keine Gegenrüſtungen hatten treffen können. Er richtete in der parthiſchen Provinz Medien unſägliche Verheerungen an, brachte dann den Winter in Edeſſa zu, und wollte im folgenden Sommer den Krieg von neuem beginnen, ward aber beim Ausmarſch ermordet (217). Der Anſtifter des Mordes war Macrinus, derjenige von den Garde-Präfecten, welcher die bürgerliche Gerichtsverwaltung zu leiten hatte. Dieſer hatte ſchon längſt in Rom und beim Heere eine Verbindung gegen Caracalla zu Stande zu bringen geſucht, ſah ſich wahrſcheinlich plötzlich verrathen, und kam dann durch raſches Handeln der Strafe zuvor. Er ließ den Kaiſer durch einige Officiere unerwartet überfallen und umbringen. Er ſelbſt und die andern Häupter der Verſchwörung wußten ihre Mitwiſſenſchaft zu verbergen; die Vollzieher der That aber wurden von der Garde, deren Abgott Caracalla war, ſogleich niedergehauen.

Vier Tage lang blieb das Reich ohne Haupt. Am fünften gelang es den Oberſten, welche mit Macrinus verſchworen waren, die Garden zu deſſen Gunſten zu ſtimmen; er ward von ihnen in Edeſſa zum Kaiſer ausgerufen, und der Senat billigte die Wahl. Macrinus war weder Feldherr noch Soldat, er ergab ſich gleich anfangs der Üppigkeit und Trägheit, und nahm dadurch alle Verſtändigen gegen ſich ein. Er war überdies unglücklich im Kampfe gegen die Parther, und ſchloß mit ihnen einen Vertrag, kraft deſſen er den von Caracalla gemachten Raub zurückgab und noch außerdem eine bedeutende Entſchädigungsſumme zahlte. Unglücklicher Weiſe ſuchte er auch die Soldaten, denen ſeine Theilnahme an Caracalla's Ermordung nach und nach kund ward, zur unrechten Zeit an eine ſtrengere Zucht zu gewöhnen. Die Folgen von allem dieſem traten ſchon ein Jahr nach ſeiner Erhebung ein. Caracalla's Mutterſchweſter Mäſa war von Macrinus nach der ſyriſchen Stadt Emeſa verwieſen worden, und lebte daſelbſt mit ihren beiden Töchtern Mammäa und Soämis und deren Söhnen Alexianus und Baſſianus im Beſitze großer Reichthümer. Baſſianus, der Sohn der Soämis, ward Oberprieſter des ſyriſchen Sonnengottes, und erhielt als ſolcher den Namen ſeines Gottes Heliogabalus. Er zog durch ſeine Schön-

heit und durch den Glanz der prieſterlichen Würde die Aufmerkſamkeit der römiſchen Soldaten auf ſich, welche in einem feſten Lager bei Emeſa einquartiert waren. Man ſtreute das Gerücht aus, er ſei Caracalla's Sohn, und die drei Weiber waren ſchamlos genug, dasſelbe zu bekräftigen. Da ſie außerdem kein Geld ſcheuten, um die dem Macrinus ohnehin nicht gewogenen Soldaten zu gewinnen, ſo waren dieſe leicht dazu gebracht, daß ſie Heliogabal zum Kaiſer ausriefen. Die gegen ihn ausgeſchickten Truppen wurden durch Geld zum Abfall bewogen, und da Macrinus ſich hierauf furchtſam und unentſchloſſen benahm, ſo gingen auch die anderen Truppen außer der Garde zu Heliogabal über. Macrinus zog mit den Prätorianern ſeinem Feinde entgegen. Er hatte in der Schlacht das Glück anfangs für ſich, ergriff aber, ſobald ſich dasſelbe von ihm zu wenden drohte, die Flucht, und ſeine Soldaten nahmen, nachdem ſie einen ganzen Tag vergebens anf ſeine Rückkehr gewartet hatten, Heliogabal's Anträge an. Macrinus ward von den nachgeſchickten Soldaten ſeines Gegners eingeholt und umgebracht (218).

Heliogabal war ohne alle Erziehung, an Schwelgerei und leeren Glanz gewöhnt und bei ſeinem Regierungsantritt erſt fünfzehn Jahre alt. Er ſah ſich plötzlich im Beſitz einer unbeſchränkten Gewalt und unermeßlicher Reichthümer, und ſäumte nicht, Beides ſo zu gebrauchen, daß er ſich mit allen Laſtern befleckte und alle Thorheiten beging, welche eine verdorbene Phantaſie, eine verwöhnte Sinnlichkeit und der jugendliche Muthwille eingeben konnten. Seine Mutter Soämis, eine ſchwache, eitle Frau, beſtärkte ihn in allen Verkehrtheiten. Heliogabal benahm ſich als Kaiſer auf eine ſo ruchloſe und kindiſch tolle Art, wie kaum irgend ein anderer Fürſt der Geſchichte. Wollüſtig und grauſam zugleich trieb er die ſchändlichſten Dinge ganz öffentlich, und verſchonte keinen, der ſeinen Argwohn im mindeſten erweckte. Er führte den Dienſt des Baal und Moloch in Rom ein, brachte dieſen Götzen ſogar Menſchenopfer, und ließ ſich aus den Eingeweiden geſchlachteter Kinder die Zukunft weiſſagen. Er trug faſt jeden Tag ein anderes Kleid, wandelte in ſeinem Palaſt auf ausgeſtreutem Gold- und Silberſtaub umher, ernannte ſein Pferd zum Conſul, ließ einmal, um über die Größe von Rom Erſtaunen zu erregen, alle

Spinnengewebe der Stadt ſammeln, und beging noch viele andere Thorheiten ähnlicher Art. Tänzer, Kutſcher und andere gemeinen Menſchen waren ſeine gewöhnliche Geſellſchaft, und wurden von ihm mit den angeſehenſten Ämtern bekleidet. Das Hofweſen erhielt unter ihm einen völlig orientaliſchen Charakter. Dies ging beſonders von ſeiner Mutter Soämis aus, welche auf weibliche Etikette bis zum Lächerlichen eiferſüchtig war. Seither war den Weibern der kaiſerlichen Familie noch nie ein beſonderer Rang im Staate gewährt worden, Soämis aber bewirkte die Stiftung eines Weiber-Senats, der über die Hof-Etikette Sitzungen hielt, und Geſetze erließ, durch welche der Rang, der Anzug und die ſtandesmäßige Behandlung jeder Dame des Hofes beſtimmt war. Auch die Regierungsgeſchäfte überließ Heliogabal den Weibern; ſeine ſtolze Mutter und die herrſchſüchtige Mäſa erſchienen ſogar im Senat, was weder Livia noch Agrippina gewagt hatte.

Heliogabal's Großmutter ſah bald ein, daß ihr Enkel zu kindiſch und unvorſichtig ſei, um die Herrſchaft lange behaupten zu können. Sie beſchloß daher, ihn bei Seite zu ſchieben, damit die Regierung bei ihrer Familie bliebe, wartete aber mit der Ausführung bis ins vierte Jahr, und wählte unterdeſſen ihre Maßregeln mit großer Vorſicht und Überlegung. Ihr zweiter Enkel, Alexianus oder, wie er ſpäter genannt wurde, Alexander Severus, war von ſeiner Mutter Mammäa, der verſtändigſten von den drei Weibern, vortrefflich erzogen worden. Mäſa und Mammäa ließen Alexander Severus, obgleich er damals erſt zwölf Jahre alt war, zum Mitregenten und Nachfolger ernennen, und bearbeiteten dann die Soldaten zu ſeinen Gunſten. Heliogabal ſuchte zwar, ſobald er die Gefahr merkte, ſeinen Vetter zu verderben, aber alle ſeine Anſchläge mislangen. Als er endlich eines Tages mit Severus im Lager der Prätorianer erſchien, und ſich ſelbſt mit lauten Zeichen des Misfallens, ſeinen Nebenbuhler dagegen mit jauchzendem Beifall empfangen ſah, wollte er die Anſtifter beſtrafen laſſen; dieſe reizten aber in Verbindung mit Mammäa ihre Freunde unter den Soldaten zum Widerſtand. Es kam darüber zu einem Kampfe zwiſchen den Anhängern der beiden Regenten, Heliogabal's Partei unterlag, und er ſelbſt ward nebſt ſeiner Mutter getödtet (222).

4. Alexander Severus und die Entſtehung des neu-perſiſchen Reiches.

Alexander Severus war zwar noch ſehr jung, allein die vormundſchaftliche Regierung kam, da Mäſa ſchon 223 ſtarb, ganz in die Hände ſeiner trefflichen Mutter, und dieſe behielt bis zu Sever's Tode den größten Einfluß. Keine Weiberherrſchaft, die der Königin Eliſabeth von England etwa ausgenommen, iſt dem menſchlichen Geſchlechte wohlthätiger geweſen, als die der Mammäa. Wäre dieſe Frau wirklich, wie man oft behauptet hat, Chriſtin geweſen, ſo würden ihre Handlungen als Kaiſerin ein glänzendes Beiſpiel von der Wirkung der chriſtlichen Lehre und Moral ſein. Wenn ſie aber auch nicht wirklich Chriſtin war, ſo ehrte und achtete ſie doch den großen chriſtlichen Philoſophen Origenes, welcher damals für die Verbreitung des chriſtlichen Glaubens wirkte, und ihr Wandel ward durch die Grundſätze der ſtoiſchen Philoſophie beſtimmt, die mit dem Chriſtenthume ſo vieles gemein hatte. Nicht blos die Erziehung und Bildung des jungen Kaiſers, ſondern auch die Regierung des Reiches ward nach dieſen Grundſätzen eingerichtet. Die Geſetzgebung ging nicht wie bisher vom Kabinet aus, ſondern über jedes Geſetz wurde entweder der Senat oder ein aus zwei und fünfzig Mitgliedern desſelben beſtehender Ausſchuß zu Rathe gezogen, und dieſer Ausſchuß war ſtets in der Nähe des Kaiſers, um zur Prüfung der Regierungsvorſchläge berufen zu werden. Die ganze Regierung leitete ein Staatsrath von ſechszehn geprüften Männern, in deren Mitte der junge Kaiſer Regentenweisheit lernen ſollte. Der Rechtspflege ſtanden berühmte Rechtsgelehrte als höchſte Inſtanz vor. Ulpian, der erſte Juriſt und der ſtrengſte und rechtlichſte Mann ſeiner Zeit, war Alexander's Freund und der Einzige, mit dem er ſich ohne Zeugen zu unterhalten pflegte. Auch der berühmte Rechtsgelehrte Paulus gehörte zu Sever's Rathgebern. Schon der Einfluß dieſer beiden Männer allein kann als das beſte Lob des jungen Kaiſers und ſeiner Mutter gelten. In Bezug auf das Hofweſen war Sever's Regierung eine kurze Wiederkehr der alten Form und Weiſe eines Veſpaſianus. Er ſelbſt zeigte die größte Einfachheit und Ordnung in ſeinem Leben, und arbeitete dem

orientaliſchen Hofweſen und der herrſchenden Prunkliebe ſo viel als möglich entgegen; denn ganz in die alte Bahn konnte er die Sitten nicht zurückleiten, weil es leichter iſt, einen neuen Luxus einzuführen und die Eitelkeit anzuſpornen, als jenen abzuſchaffen und dieſe zu dämpfen. Sever's Privatleben, die Keuſchheit ſeines Wandels, die Einfachheit ſeines Hausrathes, ſeine Tafel und ſeine Erholungen, die Vorſicht, mit welcher er die Ämter beſetzte, ſeine Unterſtützung der Anſtalten für Wiſſenſchaft, Unterricht und Armenpflege, ſeine Sorge für eine weniger koſtſpielige Verwaltung und ſeine Bemühungen um Wiederherſtellung der alten Sittenzucht waren in der That muſterhaft. Dagegen fühlt man aber freilich auch in dem ganzen Benehmen des Kaiſers einen auffallenden Mangel an Selbſtſtändigkeit, man gewahrt in Allem etwas Pedantiſches und Anerzogenes, ſowie eine gewiſſe weibliche Reizbarkeit, eine weiche Milde und dabei doch auch wieder eine zu große Heftigkeit in der Verfolgung ſolcher unmoraliſchen Handlungen, welche Gott allein richten kann.

So vortrefflich auch die Regierung Sever's und ſeiner Mutter war, ſo ergibt ſich doch aus dem ganzen Zuſammenhange der Geſchichte, daß im römiſchen Reiche keine Einrichtung von Dauer ſein konnte, ſo lange Soldatenherrſchaft beſtand, und der Kaiſer nicht durch Tapferkeit und Kriegserfahrung den Truppen Achtung einflößte. Das konnte weder Ulpian noch Severus, obgleich der Letztere bei ſeinem orientaliſchen Kriegszuge ſich auf jede Art beliebt zu machen ſuchte, und die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe ſorgfältig zur Schau trug. Um die Liebe der Soldaten zu erwecken, vielleicht auch um auf die Orientalen durch kaiſerliche Pracht einen ſtärkeren Eindruck zu machen, umgab er ſich mit einer neuen Garde von etwa dreißigtauſend Mann, und hielt neben derſelben noch eine andere Schaar, die mit vergoldeten, ſilbernen oder überſilberten Schilden geſchmückt war. Auf dieſe Weiſe vermehrte der friedlichſte und freundlichſte Kaiſer die Koſten des Heeres, und gab dem Übermuthe der Soldaten neue Nahrung. Ewige Unruhen waren die Folge von Sever's ganzem Benehmen und Verfahren; es verging faſt kein Jahr, wo nicht irgend eine Unzufriedenheit im Heere zu dämpfen oder eine Verſchwörung zu unterdrücken war, und zuweilen brachen auch zwiſchen den Bür-

gern und Soldaten Zwiſtigkeiten aus, welche manchmal in einen förmlichen mehrtägigen Bürgerkrieg übergingen. Bei einem dieſer blutigen Zwiſte ward Ulpian, welcher unglücklicher Weiſe zum Präfecten der Prätorianer ernannt worden war, und die Soldaten durch ſeine Strenge erbittert hatte, vor den Augen des Kaiſers, der ihn vergebens in Schutz nahm, ums Leben gebracht.

Zu Sever's Zeit ging das parthiſche oder arſacidiſche Reich unter, und ein neues perſiſches Reich trat an ſeine Stelle. Die Parther gehörten ihrer Abkunft nach höchſt wahrſcheinlich nicht zu den perſiſchen Völkern (ſ. Th. I. S. 119), auch traten ſie nie aus dem Nomaden-Zuſtande heraus, und die alte perſiſche Religion und Wiſſenſchaft ſank während ihrer Herrſchaft in Vergeſſenheit. Daher haben auch die ſpäteren perſiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber den Ruhm der Arſaciden nicht als einen perſiſchen in Anſpruch genommen; ſie ſchweigen von den Heldenthaten der Parther, von der Niederlage eines Craſſus und von den übrigen rühmlichen Kriegen, über welche die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ausführlichen Bericht geben. Ganz anders verhält es ſich mit der Dynaſtie der Saſſaniden, welche 226 die Herrſchaft des arſacidiſchen Hauſes zerſtörte, und auf den Trümmern derſelben ein neues Reich gründete. Ardiſchiir oder Artaxerxes I., der Stifter dieſer Dynaſtie, war ein Perſer, und rühmte ſich ſogar der Abſtammung von den perſiſchen Königen der Vorzeit. Er war Statthalter einer parthiſchen Provinz, empörte ſich gegen Artaban IV., den letzten arſacidiſchen Herrſcher, und wußte ſeine Landsleute gegen die Parther um ſich zu vereinigen. Es gelang ihm die parthiſche Macht zu brechen, und ſeine erſten Regierungshandlungen beſtanden darin, daß er in dem von ihm gegründeten neuperſiſchen Reiche die alte perſiſche Religion, die Prieſterkaſte der Magier und die anderen Einrichtungen der Vorfahren wiederherſtellte. Er eroberte hierauf eine Provinz nach der andern, und gewann zuletzt in der Nähe der heutigen Stadt Schuſter eine entſcheidende Schlacht, in welcher Artaban Thron und Leben verlor. Da Artaxerxes das alte perſiſche Reich auch ſeinem äußeren Umfange nach wiederherzuſtellen ſuchte und aus dieſem Grunde ſchon im Jahre 227 in die römiſche Provinz Kappadocien einbrach, ſo gerieth er dadurch in einen mehrjährigen

Krieg mit den Römern. Alexander Severus zog ſelbſt gegen ihn. Er machte einen vortrefflichen Operations-Plan, erfocht bedeutende Vortheile über die Perſer, und drang tief in ihr Land ein; allein ſeine Mutter erlaubte ihm aus übertriebener Beſorgniß für ſein Leben nicht, den entworfenen Plan weiter zu verfolgen. Er zog ſich daher zurück, und verlor auf dem Rückzug über zwei Drittheile ſeines Heeres. Doch hatte er die Perſer ſo ſehr in Schrecken geſetzt, daß ſie einige Jahre lang ruhig blieben.

Der Kaiſer ward gleich nach dem perſiſchen Kriege, der wahrſcheinlich vier Jahre (von 230 bis 234) gedauert hatte, durch einen Raubzug germaniſcher Völker an den Rhein gerufen (235). Hier hatte ein Thracier, Maximinus, der vom gemeinen Ringer und Soldaten bis zu den erſten Stellen im Heer emporgeſtiegen war, ein Haupt-Commando, und ſtand, als Severus in Mainz eintraf, an der Spitze der kurz vorher in Pannonien ausgehobenen Truppen. Dieſer ganz rohe, aber durch ungeheure Größe, Kraft und Gewandtheit des Körpers ausgezeichnete General leitete während Sever's Anweſenheit am Rhein die Übungen und Märſche des Heeres; der Kaiſer ſelbſt dagegen, welcher ſtets von ſeiner Mutter begleitet wurde, nahm an den Beſchwerlichkeiten des Kriegsdienſtes keinen Theil, ſondern ſah müßig zu, erließ aber häufig Befehle über Mannszucht, welche beſonders bei den galliſchen Truppen große Unzufriedenheit erregten. Als die Soldaten den Kaiſer deshalb mit Beſchwerden und Forderungen beſtürmten, verſuchte er ſie mit Strenge zurechtzuweiſen, er veranlaßte aber dadurch einen förmlichen Aufſtand der galliſchen Truppen. Dieſe zwangen Maximin, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und ermordeten in der Nähe von Mainz ſowohl den Kaiſer als ſeine Mutter (235). Sever's Tod erweckte bei den übrigen Truppen eine allgemeine Betrübniß, und die Mörder mußten ihre That mit dem Leben büßen; Maximin ward aber von dem roheren und kräftigeren Theile des Heeres als Kaiſer begrüßt, und wußte ſich zu behaupten.

5. Die Nachfolger des Alexander Severus bis auf Diokletian.

Mit dem Regierungsantritte des rohen Barbaren Maximinus (im März 235), der ſogar durch ſeine einzige gute Eigenſchaft, ſeinen

Eifer gegen Weichlichkeit und Üppigkeit, mit der Verfaſſung und Einrichtung des verfeinerten römiſchen Volkes in Widerſtreit gerieth, beginnt eine der traurigſten Perioden der alten Geſchichte. Von dieſer Zeit an zeigen ſich nämlich neben der inneren Zerrüttung zwei Haupterſcheinungen, die Herrſchaft der unter einander in Zwietracht gerathenden Heere und eine faſt ununterbrochene Reihe von Einfällen der Barbaren. Dieſer Zuſtand drohte jeden Augenblick eine völlige Auflöſung des Staates herbeizuführen, und endigte zuletzt mit der Trennung der öſtlichen Provinzen von den weſtlichen und mit der Gründung einer zweiten Hauptſtadt des Reichs.

Die Wahl des deutſchen Heeres, bei welchem ſich auch ein großer Theil der Garden befand, wurde vom Senat aus Furcht beſtätigt; der neue Kaiſer blieb aber beim Heere, und kam während ſeiner dreijährigen Regierung nie nach Rom. Er entwarf große Eroberungspläne, machte Kriegszüge in das Innere von Deutſchland, und war auf dem Marſche, wie bei den Kämpfen ſtets ſelbſt voran. In der Verwaltung zeigte er ſich furchtbar ſtreng und hart, und zwei Empörungen, welche gegen ihn verſucht wurden, dienten ihm als ein neuer Beweggrund zu den grauſamſten Hinrichtungen; bei der einen ließ er nicht weniger als viertauſend Menſchen umbringen. Schonung kannte er durchaus nicht, im Gegentheil, er lebte der Überzeugung, daß ſich das Reich ohne Grauſamkeit nicht behaupten laſſe. Er verachtete die Weichlichkeit und Schwäche der Römer, haßte ihre Feigheit und Vergnügungsſucht, zog alle für Pracht, Thierhetzen und Schauſpiele ausgeſetzten Summen ein, mishandelte alle Leute von Familie oder von Vermögen auf unerhörte Weiſe, ließ alle bürgerlichen Anſtalten verfallen, und verſchwendete die Staatsgelder an den roheſten Theil des Heeres. Als er ſich zuletzt ſogar an dem Privateigenthum der Bürger und an den Tempelſchätzen vergriff, wurden auch die Friedlichſten zur Verzweiflung gebracht. In Afrika brach die allgemeine Unzufriedenheit zuerſt in Empörung aus. Dort ſetzte man bei einer zufällig entſtandenen Auflehnung den Statthalter der Provinz, den achtzigjährigen Gordianus I., zum Kaiſer und ſeinen gleichnamigen Sohn zum Mitregenten ein. Der römiſche Senat beſtätigte dieſe Wahl ſogleich, und wüthete auf

gleiche Weiſe, wie das Volk der Stadt Rom, gegen alle diejenigen, welche es mit Maximin hielten. Zum Unglück wurden die beiden Gordiane durch den benachbarten Statthalter von Mauritanien ſehr bald beſiegt und ums Leben gebracht. Maximin, der ſich anfangs vor Zorn raſend geſtellt, dann aber dem Senat Verzeihung angeboten hatte, ſetzte ſich, als dieſe zurückgewieſen wurde, mit ſeinem Heere gegen Italien in Bewegung. Auf die Nachricht vom Anmarſche des Kaiſers und vom Tode der beiden Gordiane erwählte der Senat zwei neue Kaiſer, den kriegserfahrenen Maximus und den gewandten Staatsmann Balbinus, und als die Soldaten dabei die geheime Abſicht der Einführung einer ariſtokratiſchen Herrſchaft argwohnten, ward noch ein dritter Kaiſer ernannt, Gordianus III., der dreizehnjährige Enkel Gordian's I. Maximin verzögerte ſeinen Marſch nach Italien aus unbekannten Gründen ſo lange, bis alle Provinzen ſich gegen ihn erklärt hatten. Als er endlich im Frühjahr, wo das Anſchwellen der Flüſſe den Marſch ſehr erſchwerte, in Oberitalien erſchien, hatten ſeine Gegner alle nöthigen Vorkehrungen gegen ihn getroffen, er fand überall den hartnäckigſten Widerſtand, und ſein Heer hatte zugleich mit dem Hunger und mit einem wohlgerüſteten Feinde zu kämpfen. Dieſes Misgeſchick erbitterte ihn ſo ſehr, daß ſeine Härte zuletzt ſogar ſeinen eigenen Soldaten unerträglich wurde. Sie erſchlugen ihn daher ſammt ſeinem Sohne bei der Stadt Aquileja, und erkannten die drei vom Senat erwählten Kaiſer an (239).

Die Beſieger Maximin's waren kaum nach Rom zurückgekehrt, als die Prätorianer mit dem Senat und Volk in Streit geriethen, und bei einem Aufſtand die beiden Kaiſer Balbinus und Maximus erſchlugen. Gordianus war nun allein Kaiſer, und zum Glück für ihn ward unmittelbar nachher Miſitheus, ein wackerer Mann, Präfect der Prätorianer. Dieſer vermählte ſeine Tochter mit dem jungen Kaiſer, und führte ſtatt ſeiner die Regierung. Miſitheus und Gordianus waren bald genöthigt, gegen die Perſer zu ziehen, welche unter dem zweiten Saſſaniden, Schapur I., die Verwirrungen im römiſchen Reiche zu einem Einfall in Meſopotamien benutzt hatten. Die Feinde wurden zurückgeſchlagen; unglücklicher Weiſe ſtarb aber Miſitheus auf dieſem

Kriegszuge, und ſein Nachfolger in der Präfecten-Stelle, Philippus, dem man wegen ſeiner aſiatiſchen Herkunft den Beinamen des Arabers gab, konnte ſich bei ſeinem unbegrenzten Ehrgeiz nicht mit der untergeordneten Stellung des Miſitheus begnügen. Er ſtrebte von Anfang an nach der Kaiſerwürde, erregte Unzufriedenheit im Heere, ließ den jungen Kaiſer ermorden (254), nahm dann ſelbſt den Purpur, und ward vom Senat als Herrſcher anerkannt.

Der neue Kaiſer ſchloß ſogleich Frieden mit den Perſern und eilte nach Rom. Hier feierte er mit außerordentlicher Pracht und durch eine Reihe von öffentlichen Luſtbarkeiten den tauſendjährigen Beſtand der Stadt Rom, welche nach der damals allgemein angenommenen Varroniſchen Zeitrechnung ſiebenhundert vierundfünfzig Jahre vor Chriſti Geburt gegründet worden war (ſ. Th. III. S. 154). Zu der nämlichen Zeit, als man das tauſendjährige Beſtehen des römiſchen Reiches feierte, ſchien ſich dasſelbe völlig auflöſen zu wollen. Es war nämlich nicht nur im Inneren zerrüttet, ſondern gerade damals zogen auch einerſeits deutſche Völkerſchaften plündernd über den Rhein und die Donau, und andererſeits ſchien es, als wenn der ganze Orient den Perſern zufallen würde. Dies wäre auch vielleicht geſchehen, wenn die Perſer ein ordentliches Kriegsſyſtem und regelmäßige Heere gehabt hätten. Zu eben derſelben Zeit traten auch bei den verſchiedenen römiſchen Heeren verſchiedene Kaiſer auf. Während die Anführer der Heere die Kaiſerwürde an ſich riſſen, ward der zum Statthalter der empörten Provinzen Möſien und Pannonien ernannte Decius von den Soldaten auf den Thron erhoben. Er zog ſogleich gegen Philippus zu Felde. Decius hatte zwar vor der Abreiſe nach Möſien ſeinem Kaiſer Muth eingeſprochen, hatte ihm die Unterdrückung des dortigen Aufſtandes gelobt, und ſoll ihm ſogar nach ſeiner Erhebung auf den Thron geſchrieben haben, daß er von den Soldaten zur Empörung gezwungen worden ſei, und nach ſeiner Ankunft in Rom die kaiſerliche Würde wieder niederlegen werde; Philippus traute aber mit Recht dieſem Verſprechen nicht, und zog ihm mit einem Heere entgegen. Er ward geſchlagen und verlor im Treffen das Leben (249).

Decius Regierung war nicht glücklicher, als die ſeines Vorgängers. In Gallien brachen Unruhen aus, und die Provinzen Dacien, Möſien und Thracien wurden von den Gothen verwüſtet, welche unter ihrem Könige Eniva eingebrochen waren. Decius zog gegen die Gothen, und erfocht anfangs bedeutende Vortheile über ſie, wurde aber, als er ſie mit unbedachtſamer Hitze verfolgte, von ihnen plötzlich angegriffen und mit ſeinem Heere aufgerieben (251). Gallus, der einen anderen Theil des Heeres commandirte, ward von dieſem zum Kaiſer ausgerufen. Er kaufte die Gothen mit dem Verſprechen eines jährlichen Tributs ab, kränkte aber dadurch den Stolz der Römer, und reizte zu gleicher Zeit die Feinde zu neuen Einfällen in ein Reich, deſſen Ohnmacht durch jenen Vertrag öffentlich eingeſtanden worden war. Bald nachher zog der in Pannonien commandirende General Aemilianus gegen die Gothen zu Felde, und war ſo glücklich, ebendieſelbe Nation, an welche ſein Kaiſer Tribut zahlte, zu beſiegen. Er theilte die den Feinden entriſſene Beute unter ſeinen Soldaten aus, und ward von dieſen aus Dankbarkeit zum Herrſcher ausgerufen. Der neue Kaiſer brach hierauf ſogleich nach Italien auf. Gallus ward, als er ihm entgegen zog, von ſeinen eigenen Soldaten erſchlagen (253), Aemilianus erfuhr aber wenige Monate nachher das gleiche Schickſal. Als nämlich der General Valerianus, der in Graubünden und Tyrol ein zahlreiches Heer für Gallus geſammelt hatte, in Italien erſchien, ward Aemilianus von ſeinen eigenen Leuten getödtet und Valerianus ſtatt ſeiner als Kaiſer anerkannt. Wie traurig mußte die Lage eines Reiches ſein, in welchem ſeit Alexander Severus Tode die Regierung ſo häufig wechſelte, und die Soldaten, die größtentheils aus rohen Ausländern beſtanden, nach ihrer Laune Kaiſer ein- und abſetzten! Verwirrung und Soldatenherrſchaft waren aber nicht das einzige Unglück. Gallien und die Nord-Provinzen waren faſt ohne Unterlaß den Verwüſtungen der Barbaren preisgegeben; neben öfterer Hungersnoth wüthete ſeit Gallus Herrſchaft noch eine furchtbare Peſt, die ſich über das ganze Reich verbreitete und beſonders in Rom viele tauſend Menſchen hinwegraffte; endlich hatte Decius eine grauſame Verfolgung der Chriſten angeordnet, durch welche man mit einer mächtigen, ſich

immer mehr ausbreitenden Religion in Kampf gerieth und das Reich noch mehr zerrüttete.

Auch **Valerianus** (253—260), obgleich er ſich ſeither als tüchtiger General und als rechtlicher, an einfache Sitten gewöhnter Bürger ausgezeichnet hatte, war nicht vermögend, Ordnung, Ruhe und Frieden wiederherzuſtellen. Er ſelbſt und ſein Sohn **Gallienus**, den er zum Mitregenten angenommen hatte, zogen gegen die auswärtigen Feinde zu Felde, und einige ſeiner Generale bewieſen in der Bekämpfung derſelben große Tapferkeit und Geſchicklichkeit; allein die Zahl der Feinde war zu groß, die Grenze zu ausgedehnt. Wenn man auch die Feinde an dem einen Ende des Reiches zurück trieb, ſo brachen ſie am anderen um ſo furchtbarer ein. Die Franken, deren Namen um jene Zeit zum erſten Mal erwähnt wird (ſ. oben S. 182), verheerten die Provinz Gallien; die Völker des alemanniſchen Bundes, welche zu Caracalla's Zeit zuerſt unter dieſem gemeinſchaftlichen Namen erſchienen waren, drangen verwüſtend durch den Elſaß und die Schweiz bis nach Mailand vor, wo Gallienus ſie in einer großen Schlacht beſiegte. In Pannonien, Illyrien, Möſien und Thracien ſetzten die Gothen und andere Völkerſchaften ihre Raubzüge fort. Die Gothen waren damals von allen barbariſchen Völkern am furchtbarſten. Sie ſchifften ſogar auf gebrechlichen Fahrzeugen, die ſie von gefangenen Römern bauen ließen, über das ſchwarze Meer nach Kleinaſien hinüber, beraubten und zerſtörten die dortigen Küſtenſtädte, und ſtreiften plündernd bis tief in das Innere des Landes. Ebenſo furchtbar, wie die Gothen, waren die Perſer, welche um jene Zeit Armenien an ſich riſſen und bis nach Syrien vordrangen. Valerian zog 258 ſelbſt gegen ſie zu Felde. Unterwegs ward er durch neue verheerende Einfälle der Gothen, Burgunder und anderer barbariſchen Völker aufgehalten. Er traf zwar die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung des nördlichen Kleinaſiens gegen dieſe Raubangriffe, die Barbaren wandten ſich aber, als dies geſchah, nach anderen Gegenden und Städten, die ſeit undenklichen Zeiten keinen Feind geſehen hatten. Sie verwüſteten die Inſeln des Archipels, beſetzten und mishandelten Athen, ſtreiften von da bis nach Theſſalien und Illyrien, plünderten Epheſus und zerſtörten den Dianen-Tempel dieſer Stadt. Mit reicher Beute

beladen kehrten ſie dann in ihre Heimath zurück. Valerian ſelbſt ward, als er endlich gegen die perſiſche Grenze zog, in einem Treffen geſchlagen. Er ließ ſich nachher von den Feinden täuſchen, und fiel ſelbſt in ihre Hände (260). Er wurde nie mehr aus der Gefangenſchaft entlaſſen, und Schapur I. ſoll ihn mit Ketten beladen durch alle Hauptſtädte ſeines Reiches geführt, beim Aufſteigen aufs Pferd den Fuß auf ſeinen Rücken geſetzt, kurz, ihn ebenſo ſchmählich und unwürdig behandelt haben, wie über ein Jahrtauſend ſpäter der Sage nach Sultan Bajazeth I. von Timur behandelt wurde. Etwas Wahres mag beiden Erzählungen zu Grunde liegen, jedenfalls ſind aber beide übertrieben. Der perſiſche König benutzte ſein Glück und die Verwirrung im römiſchen Reiche zu einem verheerenden Einfall in Syrien, er eroberte und plünderte Antiochia, ſchleppte Tauſende von Menſchen in die Sklaverei, und verfuhr dann ebenſo in Cilicien und Kappadocien, bis es den Römern endlich unter Anführung des Generals Baliſta gelang, ihn zurückzutreiben.

Gallienus herrſchte zwar dem Namen nach noch acht Jahre nach ſeines Vaters Tode; es traten aber in den verſchiedenen Theilen des Reiches ſo viele Gegenkaiſer auf, daß ihre Zahl dreißig oder ſogar noch mehr betragen haben ſoll. Man hat Gallien's Nebenkaiſer wegen dieſer Zahl auf eine ſehr unpaſſende Weiſe mit den dreißig Tyrannen von Athen (ſ. Th. II. S. 6) verglichen, und ſie daher die dreißig Tyrannen der Römer genannt. Die berühmteſten von ihnen waren Baliſta und Odenathus im Orient, Poſthumus in Gallien und Spanien, Tetricus in Gallien und Aureolus in Illyrien. Dieſe Herrſcher verſchwanden größtentheils wieder ebenſo ſchnell vom Schauplatze, als ſie aufgetreten waren. Obgleich ihr Erſcheinen eine Zeit völliger Verwirrung und Auflöſung anzudeuten ſchien, ſo waren doch die meiſten von ihnen tapfere Generale, welche das Reich gegen die von den Germanen und Perſern drohende Gefahr ſchützten. Gallienus zeigte ſich in dieſer Verwirrung als einen Mann, der bald in ſorgloſer Üppigkeit ſchwelgte und durch die Beſchäftigung mit philoſophiſchem Myſticismus ſeine Zeit verſchwendete, bald wieder große Anſtrengung und Thätigkeit entwickelte. Er ward im Jahre 268 durch ſeine eigenen Leute

umgebracht, und Claudius, der tapferſte ſeiner Generale, welcher wahrſcheinlich um ſeinen Mord gewußt hatte, wurde ſtatt ſeiner zum Kaiſer ernannt.

Mit Claudius, den alle Schriftſteller als einen beſcheidenen, gerechten, uneigennützigen und einſichtsvollen Regenten preiſen, begann für das Reich eine neue und beſſere Zeit; denn es gelang dieſem Kaiſer, die Barbaren zu beſiegen, die Empörer nach und nach zu bezwingen und die Einheit der Verwaltung wieder herzuſtellen. Sein ausgezeichneter General Aurelianus, welcher nach ihm die Kaiſerwürde erhielt, und ſeine anderen nächſten Nachfolger gingen auf dem von ihm gebahnten Wege weiter, und vollendeten das, was er angefangen hatte. Zuerſt rettete Claudius Italien, in welches die Alemannen eingedrungen waren; er brachte den Barbaren am Garda-See eine vollſtändige Niederlage bei, und jagte ſie über die Alpen zurück. Hierauf wandte er ſich nach dem Oſten, wo die Gothen, Peucinen, Juthunger, Gepiden, Heruler und alle übrigen zwiſchen dem Don und der Donau wohnenden Völkerſchaften verheerend in das römiſche Gebiet eingebrochen waren. Ein Theil von ihnen hatte Pannonien, Illyrien, Möſien und Thracien überſchwemmt, die übrigen waren über das ſchwarze Meer und durch die Dardanellen geſchifft, und verheerten die Küſten des Archipelagus bis nach Kreta und Cypern hin. Die Barbaren wurden theils vom Kaiſer ſelbſt, theils von ſeinen Generalen beſiegt, außerdem erlag ein großer Theil von ihnen der Peſt und dem Mangel. Claudius und ſeine Feldherren verſchafften damals den öſtlichen Provinzen nicht blos augenblickliche Rettung, ſondern ſie brachen auch die gothiſche Übermacht auf längere Zeit. Leider wurden dieſe Vortheile wieder dadurch ganz aufgewogen, daß man die vielen Gefangenen in die Provinzen vertheilte, und ganze Horden von Barbaren nebſt ihren Führern dem römiſchen Heere einverleibte.

Dieſelbe Krankheit, die den Barbaren ſo verderblich war, raffte auch Claudius hinweg (270). Die Soldaten riefen Aurelianus zum Kaiſer aus, welchen Claudius ſelbſt zu ſeinem Nachfolger ernannt haben ſoll. Der neue Kaiſer, der bis 275 regierte, war kaum nach Rom gekommen, als ihn die Raubzüge der Markomannen nach Oberitalien riefen. Er trieb die Barbaren

zurück, verfolgte ſie bis in ihr Land, und ſtand tief in Pannonien, als ihn die Nachricht, daß die Alemannen und andere Völker in Italien eingebrochen ſeien, zur Rückkehr nöthigte. Er rettete die Halbinſel zum zweiten Male, konnte aber durch alle ſeine Siege nur augenblickliche Ruhe erzwingen; ſchon wenige Jahre ſpäter wiederholten die nämlichen Völker ihre Streifzüge. Mit Recht begann daher Aurelian gleich nachher die Befeſtigung der Stadt Rom; denn ſeitdem die Alpenpäſſe keinen Schutz mehr gewährten, war Rom vor den Barbaren nicht länger ſicher; die Alemannen hatten bei ihrem letzten Raubzug wirklich die Abſicht gehabt, Rom ſelbſt anzugreifen, und waren bereits bis nach Umbrien vorgedrungen. Aurelian ließ die Stadt mit ungeheuern Mauern umgeben, die erſt unter ſeinem Nachfolger vollendet wurden.

Nach der Beſiegung der deutſchen Völker mußte Aurelian ſeine Kräfte gegen zwei innere Feinde richten. In Gallien herrſchte nämlich noch immer der Kaiſer Tetricus, und der größte Theil des Orients war ſchon unter Gallienus von einem Eingeborenen, Odenathus, abhängig geworden. Den Erſteren konnte Aurelian ohne Bedenken noch eine Zeitlang in Ruhe laſſen, da Tetricus ein Sklave ſeiner Soldaten und des Purpurs überdrüſſig war; das von dem Letzteren gegründete Reich dagegen war eine zu gefährliche Macht, als daß nicht Aurelian, ſobald ihm die Barbaren freie Hand ließen, hätte eilen müſſen, es anzugreifen. Odenathus und ſeine Gemahlin Zenobia gehören, obgleich ihre Macht kurz und vorübergehend war, zu den bedeutendſten Perſonen der Weltgeſchichte. Odenathus war ein Stamm-Häuptling auf der für den Karawanen-Handel des Alterthums ſo wichtigen und ſeit Trajan zum römiſchen Reiche gehörenden Oaſe Palmyra (ſ. Th. I. S. 106). Auf dieſer Oaſe blühte ſeit Salomo's Zeiten die gleichnamige Stadt, einer der Haupthandelsplätze zwiſchen dem perſiſchen Buſen und dem Mittelmeer. Sie hatte unter den Seleuciden griechiſche Cultur angenommen, und war von griechiſchen Baumeiſtern mit prachtvollen Tempeln und anderen Gebäuden geſchmückt worden. Odenathus, welcher zugleich Bürger der Stadt war, hatte unter Gallien's Regierung, als die Perſer die römiſchen Grenzprovinzen überſchwemmten, ſeine Mitbürger und die zerſtreuten Römer mit der waffenfähigen Mannſchaft ſeines Stammes

zu vereinigen gewußt, an der Spitze dieſer Macht die Perſer über den Euphrat zurückgetrieben, und ſich dabei einen ſo großen Ruhm erworben, daß er ſeitdem unter dem Namen eines Königs von Palmyra die Herrſchaft in der Stadt und auf der ganzen Oaſe führte (260). Seine Gemahlin Zenobia erklärte er gleich anfangs zur Mitregentin. Er ſetzte nachher den Krieg gegen die Perſer mit großem Glücke fort, lockte die Soldaten des römiſchen Generals Baliſta, der den Kaiſertitel angenommen hatte, an ſich, und tödtete ihn ſelbſt. Gallienus ernannte ihn zum Dank dafür nicht allein zum Oberfeldherrn des Orients, ſondern beehrte ihn auch nebſt ſeiner Gemahlin mit den Titeln Cäſar und Auguſtus. Er herrſchte ſeitdem als alleiniger Regent in einem großen Theile des Orients. Nach ſeinem Tode (267) übernahm Zenobia die Regierung, und führte ſie ebenſo kräftig, als er. Ihre Schönheit, ihr großer Verſtand, ihre griechiſche Bildung, ihre Beredſamkeit, beſonders aber, was bei Weiberregierungen ſo ſelten und im Orient faſt wunderbar iſt, ihr keuſcher Sinn und Wandel zeichneten ſie ebenſo ſehr aus, als ihre Tapferkeit und ihre männlichen Beſchäftigungen mit dem Krieg und der Jagd. Sie trug das Diadem orientaliſcher Könige, hatte einen orientaliſchen Hofſtaat und zeigte in ihrer äußeren Erſcheinung die bei den Herrſchern des Morgenlandes gewöhnliche Pracht. Ihre Kleidung war halb griechiſch, halb orientaliſch, öffentlich erſchien ſie ſtets im Helm Ihre Gaſtmähler waren nach römiſcher Art eingerichtet. Während ſie die Römer und die nach römiſchen Sitten lebenden Aſiaten durch ihre gebildete Unterhaltung und ihre Geſelligkeit gewann, ſcheute ſie ſich andererſeits nicht, den Armeniern und Perſern, welche mehr als andere Orientalen den Genuß des Weines liebten, durch ihre Theilnahme an Trinkgelagen gefällig zu ſein. Sie war in der Geſchichte des Orients bewandert, und verſtand die wichtigſten orientaliſchen Sprachen, ſowie das Griechiſche und Egyptiſche vortrefflich; das Lateiniſche war ihr weniger geläufig, dagegen ſprachen ihre Söhne gewöhnlich lateiniſch. Despotiſche Strenge und freundliche Milde, Sparſamkeit und Freigebigkeit wußte ſie auf eine geſchickte Weiſe mit einander zu verbinden.

Als Claudius den römiſchen Thron beſtieg, beherrſchte Zenobia das ganze ſyriſche Reich und die meiſten Provinzen von Klein-

aſien; bald nachher benutzte ſie eine in Egypten ausgebrochene Empörung, um ſich auch in dieſem Lande feſtzuſetzen. Gerade als Aurelian ſeine Kriege gegen die Deutſchen beendigt hatte, war ſie im Begriff, ihre Herrſchaft noch über den Reſt von Kleinaſien auszudehnen; Aurelian kam ihr aber zuvor. Zenobia's Heere wurden von ihm mehrmals beſiegt, und mußten aus Syrien und Kleinaſien zurückweichen, endlich verlor ſie ſelbſt eine entſcheidende Schlacht, welche bei Emeſa oder Hems geliefert wurde. Sie zog ſich nach Palmyra zurück, konnte ſich hier aber nicht lange halten, weil der Mangel an Lebensmitteln eine längere Vertheidigung der Stadt unmöglich machte, während Aurelian die nöthigen Maßregeln ergriffen hatte, um ſein Heer mit reichlicher Zufuhr zu verſorgen. Zenobia ſuchte ſich daher durch die Flucht zu retten, gerieth aber dabei in römiſche Gefangenſchaft. Die Palmyrener nahmen hierauf die angebotene Verzeihung an, und öffneten dem Sieger die Thore ihrer Stadt. Aurelian, der ſonſt mit rückſichtsloſer Härte zu verfahren pflegte, benahm ſich gegen Palmyra ſchonend, und ließ nur die Vertrauten der Königin ums Leben bringen. Unter dieſen befand ſich auch der berühmte griechiſche Philoſoph und Rhetor Longinus, welcher die Königin für griechiſche Bildung begeiſtert und ihr gleichſam als erſter Miniſter zur Seite geſtanden hatte, weil er von ihr und ihrem Reiche beſſere Zeiten erwartete. Aurelian war über ihn beſonders wegen des ſtolzen und trotzigen Schreibens aufgebracht, mit welchem Zenobia ſeine Aufforderung zur Unterwerfung beantwortet hatte, und für deſſen Verfaſſer, obgleich wahrſcheinlich mit Unrecht, Longinus gehalten wurde. Auch war die undankbare Königin in der Gefangenſchaft ſchwach genug, den Groll des Kaiſers gegen Longinus zu ihrem Vortheile zu benutzen und die Schuld ihres Widerſtandes auf den Letzteren zu ſchieben. Aurelian verurtheilte den edlen Weiſen, welcher der alten Zeiten ſeines Volkes würdig gedacht und gehandelt hatte, ſammt ſeinen Freunden und Gehülfen zum Tode. Longinus blieb den Grundſätzen, die er im Leben gelehrt hatte, bis zum letzten Augenblicke getreu, und beſiegelte ſeine Philoſophie durch die Art, wie er in den Tod ging und ſeine Leidensgefährten tröſtete. Aurelian kehrte, nachdem er eine kleine Beſatzung in Palmyra gelaſſen hatte, mit der gefangenen

Königin nach Europa zurück, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß die Palmyrener ſich empört und ſeine Beſatzung ermordet hätten. Dieſe Nachricht reizte ſeine ganze Wuth, er wandte ſich ſogleich wieder um, eroberte die Stadt im erſten Anlauf, und beſtrafte ſie auf eine unerhört grauſame Art. Alle Einwohner ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes wurden niedergemetzelt, und die Stadt ſammt dem rieſenmäßigen Sonnentempel, der ſeiner Pracht und Größe wegen nur mit den egyptiſchen Bauwerken verglichen werden konnte, zerſtört. Palmyra wurde zwar ſpäter wieder aufgebaut, und Aurelian ſelbſt ließ jenen Tempel wieder herſtellen, die Zeiten waren aber dem Zerſtören günſtiger als dem Erbauen, und im achten Jahrhundert ward auch dieſe neue Stadt von den Arabern vernichtet. Die Trümmer von Palmyra, welche zum Theil noch der Zeit der Zenobia angehören, ſind erſt vor hundert fünfzig Jahren von europäiſchen Reiſenden wieder aufgefunden worden; ſie ſind ſo großartig und prachtvoll, daß die erſten Berichte über ſie in Europa lange Zeit keinen Glauben fanden.

Von dem zerſtörten Palmyra zog Aurelian nach Egypten, wo einer der reichſten Handelsleute jener Zeit, Marcus Firmus, ſich zum Beherrſcher aufgeworfen und alle flüchtigen Anhänger der Zenobia bei ſich aufgenommen hatte. Die ſchnelle Beſiegung desſelben mußte dem Kaiſer um ſo mehr am Herzen liegen, weil der neue Uſurpator die Getraideausfuhr nach Italien gehemmt, und dadurch das römiſche Volk in Verlegenheit gebracht hatte. Aurelian unterwarf das empörte Land bald, ließ Firmus hinrichten, und übte in Egypten, wie überall, viele Grauſamkeiten. Den Bürgern von Rom zeigte der Kaiſer ſeinen Sieg mit dem Zuſatze an, daß ſie nun wieder Brod hätten und ſich alſo ſorglos dem Vergnügen der Spiele hingeben könnten. Er ſelbſt freute ſich alſo, daß dem weltherrſchenden Volke nur zwei armſelige Wünſche (panis et Circenses, ſ. oben S. 306) die Seele füllten. Nach ſeiner Rückkehr in das Abendland beſiegte Aurelian mit leichter Mühe den Gegenkaiſer Tetricus in Gallien. Bei Chalons ſür Marne wurde eine Schlacht geliefert, in welcher Tetricus ſelbſt, der Abhängigkeit von ſeinen Soldaten müde, ſich und die Seinigen dem Gegner verrieth. Aurelian feierte in Rom einen glänzenden

Triumph, und führte in demſelben nicht nur Zenobia, ſondern auch Tetricus öffentlich auf. Dieſer ward nachher aufs ehrenvollſte behandelt, und erhielt eine angeſehene Statthalterſtelle in Italien. Über den letzten Schickſalen der Zenobia ſchwebt einiges Dunkel. Nach einigen Schriftſtellern wäre ſie ſogar ſchon auf der Reiſe von Aſien nach Rom geſtorben; nach den übrigen aber hätte ſie von Aurelian nach ſeinem Triumphe bedeutende Güter in Italien zu ihrem Unterhalte bekommen, und mit ihren Töchtern noch lange in ehrenvollem Privatſtande gelebt.

Aurelian zeichnete ſich während der übrigen kurzen Zeit ſeines Lebens hauptſächlich durch die furchtbare Härte aus, mit welcher er die Ruhe und Ordnung im Inneren zu befeſtigen ſuchte. Er gab die ſtrengſten Sittengeſetze ſowohl für die Bürger, als für die Soldaten, und beſtrafte die Verletzung derſelben aufs rückſichtsloſeſte. Seine unerhört grauſame Strenge muß übrigens einigermaßen damit entſchuldigt werden, daß das Reich in ſeinem damaligen Zuſtande ohne gewaltſame Mittel nicht erhalten werden konnte. Außerdem beſtand das Heer der Mehrzahl nach aus Barbaren, und dieſe konnten nur durch barbariſche Strafen im Zaum gehalten werden. Am größten war Aurelian an der Spitze der Heere. Bald nach ſeinem Triumphe entriß er den Alemannen das einige Zeit vorher von ihnen beſetzte Vindelicien. Dann zog er wieder in den Orient, um einen Krieg mit den Perſern zu beginnen. Unterwegs bekämpfte er mit Glück die Gothen an der Donau; doch iſt es nicht ausgemacht, ob die Gothen nicht vielleicht ſchon früher von ihm beſiegt wurden. Trotz ſeines Siegs entſchloß ſich Aurelian aus Klugheit, das Land Dacien den Gothen zu überlaſſen und die Donau von neuem zur Grenze des Reiches zu machen. Er ſchloß daher auf dieſe Bedingungen einen Frieden mit den Gothen. Die Länder Möſien, Thracien und Illyrien hatten ſeitdem bei weitem nicht mehr ſoviel zu leiden, als in der letzten Zeit; denn in den nächſten fünfzig Jahren brachen die Gothen viel ſeltener in die römiſchen Provinzen ein, und ſo oft ſie es wagten, wurden ſie mit Verluſt zurückgeſchlagen. Als Aurelian auf ſeinem weiteren Marſche nach Byzanz kam, ereilte ihn der Tod. Er hatte ſeinen vertrauten Geheimſchreiber auf Betrügereien ertappt, dieſer

brachte, um der unausbleiblichen harten Strafe zu entgehen, einigen der getreueſten Diener und Officiere des Kaiſers durch die nachgemachte Handſchrift desſelben die Überzeugung bei, daß auch ſie mit dem Tode bedroht wären. Die Geängſtigten verſchworen ſich mit ihm zur Ermordung Aurelian's, und führten ihr Vorhaben ſchnell aus (275).

Die angeſehenen Officiere, welche den Mord hatten ausführen laſſen, ſuchten einen Theil der Schuld dadurch von ſich abzuwälzen, daß ſie die Ernennung eines neuen Kaiſers dem Senat überließen. Dieſer wies die Wahl zurück, weil er die großen Nachtheile erkannte, die beim damaligen Zuſtande des Reiches für ihn ſelbſt und für den Gewählten entſtehen mußten, wenn das Heer den Ernannten nicht anerkannte. Nachdem die Generale und der Senat mehrere Monate lang darüber verhandelt hatten, ernannte endlich der Letztere einen alten und würdigen Senator, Tacitus, zum Kaiſer (275 im Herbſt). Dieſer wurde wahrſcheinlich ebenſowohl ſeines Reichthums, als ſeiner bürgerlichen Verdienſte wegen erwählt. Tacitus gibt uns ein glänzendes Beiſpiel von dem großen Gegenſatze, welcher nach und nach in den Vermögensverhältniſſen der römiſchen Bürger entſtanden war. Die freie Bauernklaſſe und der Mittelſtand waren faſt ganz verſchwunden, während durch das Emporblühen des Handels und der Gewerbe der Reichthum einiger wenigen Familien fortwährend zugenommen hatte. Es erfolgte daher im römiſchen Reiche dasſelbe, was zum Theil im heutigen England erfolgt iſt, und früher oder ſpäter auch im übrigen Europa erfolgen wird. Die Bevölkerung zerfiel in zwei Theile, in übermäßig Reiche und Bettelarme. Zu den Erſteren gehörte Tacitus. Er beſaß allein in liegenden Gütern dreiundzwanzig Millionen Gulden oder an dreizehn Millionen Thaler, und hatte bei ſeiner Erhebung ſo viel baares Geld in ſeiner Kaſſe, daß er damit dem ganzen Heere den Sold bezahlen konnte. Ein ähnliches Beiſpiel von königlichem Reichthum liefert uns der kurz zuvor erwähnte Uſurpator Firmus, welcher, wie Odenathus, ſein Vermögen und ſeinen Einfluß dem Handel verdankte. Firmus ließ ganze Handelsflotten nach Indien gehen, hatte den Verkehr mit dem inneren Afrika und Arabien größtentheils in ſeiner Gewalt, und ſoll allein von ſeinen Papier- und

Leim=Fabriken ſo viel Geld eingenommen haben, daß er davon ein ganzes Heer hätte unterhalten können.

Der fünfundſiebenzigjährige Tacitus, der ſein ungeheueres Vermögen gleich anfangs dem Reiche ſchenkte, konnte die Herrſchaft nur ſechs Monate behaupten. Als er ſich nach Kleinaſien begeben hatte, um den Einfällen der Gothen und Alanen zu ſteuern, beleidigte er die Soldaten, und ward von ihnen erſchlagen (276). Dieſe tödteten gleich nachher auch ſeinen Bruder, den Garde=Präfecten Florianus, welchen der Senat zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, und huldigten dem General Probus, den die Legionen in Syrien und Egypten zum Kaiſer ausriefen. Probus, der von 276 bis 282 regierte, war ein tüchtiger General, und eines Feldherrn bedurfte das Reich damals mehr, als jemals. Die Gothen und Alanen waren noch nicht völlig aus Kleinaſien zurückgetrieben; in Frankreich und in der Schweiz hatten die Alemannen, Franken, Burgunder und Vandalen, welche gleich nach Aurelian's Tod plündernd eingebrochen waren, das platte Land weithin überſchwemmt und ſechszig bis ſiebenzig Städte zerſtört. Am furchtbarſten waren die Franken, welche damals in den Sümpfen und Wäldern der Niederlande ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hatten, und von dort aus die Provinz Gallien bedrängten. Gegen ſie ſchickte Probus ſeine Generale, er ſelbſt griff die Burgunder, Vandalen und Alemannen an. Gallien wurde zwar von den Barbaren wieder gereinigt, allein den Franken konnten die römiſchen Truppen nicht bis in ihre Sümpfe nachfolgen, und auch die anderen Völker wurden durch den Verluſt, den ſie erlitten, und durch die Verträge, zu denen ſie ſich bequemen mußten, eher gereizt, als gedemüthigt. Die Vandalen und Burgunder brachen ſogar den Frieden, gleich nachdem er geſchloſſen worden war; Probus ſuchte ſie daher im Innern ihres Landes auf, zwang ſie zu einem Tribut, und ließ diesſeit des Rheins feſte Kriegslager anlegen. Außerdem errichtete er eine Flotte auf dem Rhein,, um die Alemannen von ferneren Einfällen in Gallien abzuhalten. Leider vertheilte er auch viele Barbaren unter die römiſchen Legionen, und ſiedelte ganze Schaaren derſelben in Britannien und anderen Provinzen an. Von den Franken ließ er ſogar einen Theil nach den entfernten Küſten des ſchwarzen Meeres bringen, und die

ſpätere Zeit hat in einem Heldenliede den Zug von einigen hundert Franken beſungen, die ſich dort zur Rückkehr in ihre Heimath einſchifften, auf einer abenteuerlichen, von Raub und Mord begleiteten Fahrt Kleinaſien, Griechenland, Sicilien und die Küſten von Nordafrika berührten, und durch die Straße von Gibraltar, an Spanien und Frankreich her zu ihren Brüdern in den Niederlanden zurückkehrten. Die Sache iſt etwas unglaublich, doch wird ſie im Allgemeinen durch den Bericht eines griechiſchen Geſchichtſchreibers beſtätigt, der im fünften oder ſechsten Jahrhundert lebte. Übrigens gab vielleicht dieſes Unternehmen den Frieſen, Sachſen und anderen an der Nordſee wohnenden Völkerſchaften den erſten Antrieb zu den kurz nachher beginnenden Seeräubereien, mit welchen ſie die Küſten von England, Frankreich und Spanien unabläſſig heimſuchten.

Auch die Gothen und Alanen jagte Probus in ihre alten Sitze zurück. Außerdem ſteuerte er im Orient den Räubereien der Iſaurier, ſchloß mit den Perſern einen vortheilhaften Frieden, und vertrieb das halbwilde afrikaniſche Volk der Blemmyer, das einen Theil von Egypten beſetzt hatte. In den letzten Jahren ſeiner Regierung richtete er ſein Haupt-Augenmerk auf die Wunden, welche die lange Verwirrung im Inneren und die beſtändigen Einfälle der Barbaren dem Reiche geſchlagen hatten. Er ſuchte beſonders den Anbau des Bodens zu befördern, die Handelsthätigkeit zu beleben und den verödeten Provinzen eine neue Bevölkerung zu geben. Unglücklicher Weiſe zog er dadurch, wiewohl in der beſten Abſicht, Tauſende von Barbaren in das Herz des Reiches. In Pannonien allein ſiedelte er außer vielen Gepiden, Juthungern und Vandalen hunderttauſend Baſtarner an. Er bediente ſich zur Erreichung ſeiner wohlthätigen Abſichten der Reichsheere, indem er dieſelben während des Friedens zum Anlegen von Gebäuden, Straßen, Kanälen und Weinbergen verwendete. Die arbeitsſcheuen Soldaten waren mit dieſer Beſchäftigung ſehr unzufrieden, und Probus hatte deshalb mehrere gefährlichen Empörungen in verſchiedenen Gegenden des Reiches zu unterdrücken. Endlich erlag er der Unzufriedenheit des Heeres. Er hatte nämlich ſchon früher in ſeinem Geburtslande Slavonien Weinberge anlegen laſſen, deren Erzeugniß bis ins ſechszehnte Jahrhundert

für den beſten Wein des ungariſchen Reiches galt. Jetzt wollte er daſelbſt auch Kanäle ziehen, die Sümpfe austrocknen und ſo das Land geſünder und zum Anbau geeigneter machen laſſen. Er gebrauchte dazu dasſelbe Heer, welches er ſo eben erſt ſiegreich gegen die Quaden und Sarmaten geführt, und bereits zu einem neuen Zuge gegen die Perſer beſtimmt hatte. Die Soldaten murrten laut, daß ſie gleich Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten gezwungen würden, und als Probus ſelbſt ſie mit Heftigkeit ſchalt, ermordeten ſie ihn (282).

Die Legionen ſetzten an Probus Stelle den als Feldherrn ausgezeichneten und unter den Waffen ergrauten Garde-Präfecten Carus, welcher ſeine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Mitregenten ernannte. Die Thätigkeit des neuen Kaiſers wurde ſogleich nach allen Seiten hin in Anſpruch genommen. Die Perſer hatten ſchon vorher den kaum erſt geſchloſſenen Frieden gebrochen, die Quaden und Sarmaten fielen auf die Nachricht von Probus Tode aufs neue in die römiſchen Provinzen ein, und auch auf dem linken Rheinufer wiederholten die deutſchen Völker ihre Raubzüge. Carus ſchickte ſeinen älteren Sohn Carinus gegen die Letzteren, züchtigte ſelbſt die Quaden und Sarmaten, und zog dann in Begleitung ſeines jüngeren Sohnes gegen die Perſer. Er drang ſiegreich in das Land derſelben ein, ward aber während eines ſchrecklichen Gewitters in ſeinem Zelte durch den Blitz oder, was wahrſcheinlicher iſt, durch Meuchelmörder getödtet (283 im December). Numerianus wurde bald nachher von ſeinem eigenen Schwiegervater, dem Garde-Präfecten Aper, ermordet; dieſer konnte aber, da er keinen bedeutenden Einfluß im Heere hatte, ſeinen herrſchſüchtigen Zweck nicht erreichen. Die Soldaten riefen Diokletian, der unter Carus Chef des Generalſtabes geweſen war, zum Herrſcher aus (284), und die erſte Regentenhandlung des neuen Kaiſers war, daß er den Präfecten Aper ohne vorhergehende Unterſuchung vor dem verſammelten Heere als Numerian's Mörder zum Tode verurtheilte, und die Strafe gegen ihn mit eigener Hand vollzog. Hierauf zog Diokletian mit ſeinem Heere nach Europa, wo Carinus zuerſt als Stellvertreter ſeines Bruders und nach dem Tode desſelben in ſeinem eigenen Namen die Regierung führte. Carinus war ein ſo ſittenloſer und

verworfener Menſch, daß ihn ſein eigener Vater zuletzt verleugnet und ſeine Abſetzung beſchloſſen haben ſoll; deſſen ungeachtet wußte er ſein Anſehen im Weſten des Reiches zu behaupten, und Diokletian fand an ihm einen ſchwer zu beſiegenden Gegner. Sieben Monate lang dauerte der Kampf zwiſchen beiden Kaiſern. Carinus trug ſogar in dem letzten und entſcheidenden Treffen, welches bei Margus an der Grenze von Pannonien und Möſien geliefert wurde, den Sieg davon, ward aber während der Verfolgung des Feindes von einigen ſeiner Leute, deren Ehre er durch ſeine Ausſchweifungen ſchwer verletzt hatte, ums Leben gebracht. Nach ſeinem Tode (im Auguſt 285) erkannten beide Heere den Diokletian als Kaiſer an.

6. Diokletian und ſeine Mitkaiſer.

Diokletian hatte, wie aus Allem, was wir von ihm wiſſen, hervorgeht, ſchon lange vor ſeiner Erhebung nach dem Throne getrachtet, und behauptete die errungene Herrſchaft durch militäriſche Gewalt. Bald nach Carinus Tode ernannte er ſeinen Waffengefährten Maximianus zum Cäſar oder Gehülfen in der Regierung, entweder weil derſelbe in ſeine herrſchſüchtigen Plane eingeweiht geweſen war, oder vielleicht auch weil Diokletian wegen der faſt ununterbrochenen, in den entlegenſten Theilen des Reiches zu führenden Kriege die Nothwendigkeit einer getheilten Regierung und eines doppelten, den bedrohten Gegenden nahe liegenden Sitzes derſelben erkannte. Maximian, welchen der Kaiſer bald nachher unter dem Titel Auguſtus zu ſeinem förmlichen Mitregenten annahm, und mit der Herrſchaft über den Weſten des Reiches belehnte, wohnte gewöhnlich in Trier oder in der ſüdfranzöſiſchen Stadt Arles, während Diokletian Nikomedia in Bithynien zur Hauptſtadt des Oſtens erhob, und, ſo oft es die Umſtände erlaubten, dort ſeinen Sitz aufſchlug. Maximian war, wie Diokletian, ein guter General und ein tapferer Soldat, unterſchied ſich aber von ihm hauptſächlich durch Mangel an Bildung und durch große Rohheit. Da er Diokletian's Überlegenheit fühlte, und ſich von ihm leiten ließ, ſo wurden die Folgen einer getheilten Regierung in den erſten Jahren nicht fühlbar.

Diokletian ward in der erſten Zeit hauptſächlich durch die Bekriegung der Perſer in Anſpruch genommen, welche von neuem in das Reich eingebrochen waren; Maximian fand in Gallien und Britannien hinreichende Beſchäftigung für ſeine kriegeriſche Thätigkeit. Im erſteren Lande hatte Maximian gleich anfangs einen furchtbaren Bauern-Aufſtand zu unterdrücken, welcher durch den inneren Zuſtand dieſer Provinz hervorgerufen worden war. In Gallien beſtand nämlich ſchon zu Cäſar's Zeit unter den Einwohnern dasſelbe drückende Verhältniß, das nachher während des Mittelalters in allen Staaten von Europa zu finden war, und dieſes Verhältniß war unter der römiſchen Herrſchaft noch drückender geworden. Die ganze Nation zerfiel in drei Klaſſen, in einen Güter beſitzenden Adel, der die Herrſchaft an ſich geriſſen hatte, in einen Klerus, der eine Kaſte bildete und das niedere Volk auf mancherlei Weiſe zu ſeinem Unterhalte und Wohlleben zu ſteuern nöthigte, und in die Klaſſe der Bürger und Bauern, welche, da die beiden anderen Stände ſich den öffentlichen Laſten zu entziehen wußten, alle Koſten der Verwaltung allein zu beſtreiten hatte, und dabei noch dem Drucke der härteſten Willkür und Erpreſſung preisgegeben war. Die Bauern wurden endlich durch Noth und Elend zur Verzweiflung gebracht, und begannen unter dem Namen der Bagauden eine Empörung, die man mit den furchtbarſten Bauernkriegen, welche in der Geſchichte vorkommen, in eine Reihe ſtellen kann. Sie rotteten ſich zuſammen, zogen Sklaven und Geſindel aller Art an ſich, und ſtreiften in großen Schaaren verheerend und plündernd umher. Bald waren alle Straßen unſicher, der Verkehr ſtockte, und ſogar größere Städte wurden von den wüthenden Horden zerſtört oder geplündert. Maximian mußte einen förmlichen Krieg mit den Bagauden führen und ganze Schaaren derſelben niederhauen. Er ſtellte auf dieſe Weiſe zwar die Ruhe wieder her, allein nur auf kurze Zeit; denn die Urſache des Elends der unglücklichen Bauern wurde nicht aufgehoben, und die Aufſtände und Verheerungen der Bagauden dauerten daher bis zum Untergange der römiſchen Herrſchaft in Gallien fort. Maximian hatte mit der Dämpfung der inneren Unruhen eilen müſſen, weil er ſein Heer gegen die Barbaren nöthig hatte. Damals begannen nämlich die Franken und Sachſen, welche an

der Nordſee wohnten, und von den Römern die Erbauung größerer Schiffe gelernt hatten, ihre Raubfahrten nach Gallien und Britannien, während auch die Raubzüge zu Lande ununterbrochen fortwährten. Um dem neu entſtandenen Übel mit Nachdruck zu begegnen, ließ Maximian eine Flotte zur Bewachung des Kanals ausrüſten, und übergab dieſelbe einem geſchickten Seemanne, dem Niederländer Carauſius. Dieſer benutzte das ihm anvertraute Commando, um ſich mit der den Barbaren entriſſenen Beute in Britannien Freunde zu machen, die dortigen Truppen zum Abfall zu reizen und ſich ſelbſt zum Kaiſer aufzuwerfen. Maximian zog zwar gegen ihn, ſcheiterte aber in ſeinem Unternehmen, und mußte dem Uſurpator ſowohl den angenommenen Titel, als auch die Herrſchaft von Britannien zugeſtehen (289). Carauſius blieb im ungeſtörten Beſitze der Inſel, bis einer ſeiner Generale, Allectus, ihn ermordete und die Herrſchaft an ſich riß (293).

Auch in Oſten war die Lage des Reiches ſehr bedenklich. Diokletian hatte nicht allein mit den Perſern Krieg zu führen, ſondern auch die Donau-Völker zu bekämpfen, und wie in Britannien, ſo warf ſich auch in Egypten ein Uſurpator, Achilles, auf. Dieſe Verhältniſſe bewogen den Kaiſer Diokletian, die ganze bisherige Einrichtung des Reiches zu ändern (292). Er befragte über dieſen wichtigen Schritt zwar ſeinen Collegen Maximian, nahm aber dabei nicht die mindeſte Rückſicht auf den römiſchen Senat, den er überhaupt nie einer Aufmerkſamkeit würdigte. Diokletian ging bei ſeiner neuen Einrichtung von dem Streben aus, die ſchleunige Ausführung der nöthigen Maßregeln zu befördern und allen Unruhen und Empörungen dadurch zuvorzukommen, daß er die ſchon bei Maximian's Ernennung angenommene Theilung kaiſerlicher Macht noch weiter durchführte. Weil er aber nicht im mindeſten geneigt war, ſein eigenes Anſehen zu ſchmälern, ſo ernannte er nur ſolche Männer zu Mitregenten, auf deren Achtung und Gehorſam er ſicher rechnen konnte. Die von ihm vorgenommene Änderung in der Reichsregierung beruhte alſo ganz auf ſeinem perſönlichen Verhältniſſe zu ſeinen Mitregenten. Sie hätte daher ſchon aus dieſem Grunde unmöglich von Dauer ſein können, wenn ſie auch nicht mit den Geſetzen des römiſchen Staates, ſowie mit den ſtolzen Vorurtheilen ſeiner Bürger im

Widerſpruch geſtanden hätte. Die neu erwählten Mitregenten waren die Generale Galerius und Conſtantius Chlorus. Sie erhielten den Titel Cäſar, und wurden alſo dem äußeren Range nach den beiden Auguſten Diokletian und Maximian untergeordnet. Conſtantius ward dem Maximian beigegeben, und erhielt die Regierung von Spanien, Gallien und Britannien, während Maximian Italien und Afrika unter ſeine unmittelbare Aufſicht nahm; Galerius ward mit der Verwaltung von Thracien, Illyrien und Griechenland beauftragt und dem Diokletian zugeſellt, welcher den Orient für ſich behielt. Jedem der vier Regenten waren alſo beſtimmte Provinzen zur Verwaltung, beſtimmte Grenzen zur Vertheidigung angewieſen; doch konnte jeder auch in den Provinzen der Anderen Regentenhandlungen vornehmen und die Truppen anführen, auch waren die Verordnungen eines jeden der vier Kaiſer in allen Provinzen gültig, überhaupt wurden alle vier Regenten als ein einziger betrachtet. Vier Höfe, vier kaiſerliche Heere und eine vierfache Militärregierung mußten für das Reich ſehr drückend ſein. Unglücklicher Weiſe wurde in Folge dieſer neuen Einrichtung auch die Zahl der Beamten ſehr vermehrt, und die Eintheilung der Provinzen vervielfältigt, ſo daß nicht nur die ganze Verwaltung einen langſameren, ſchwerfälligeren Gang erhielt, ſondern daß auch der despotiſche Charakter derſelben bis in die kleinſten Diſtricte und Örter herab erſt recht fühlbar gemacht ward. Alles dieſes mußte um ſo drückender werden, da Diokletian auch die orientaliſchen Formen der Regierung bleibend einführte. Bis auf ſeine Zeit hatte die äußere Erſcheinung des Kaiſers, ſeine Stellung zur Nation und das Hofweſen nur vorübergehend einen orientaliſchen Anſtrich gehabt, mit Diokletian aber wurde dieſer Charakter der Regierung für alle folgenden Zeiten feſtgeſtellt. Die Hofordnung und Beamten-Hierarchie wurde ſo zu ſagen geſetzlich begründet, die Rangverhältniſſe bildeten ſeitdem gleichſam die Seele des Staates, und das Oberhaupt des Reiches ward auch äußerlich durch eine große Kluft von der Nation getrennt. Seit Diokletian wurde die dem Orient entlehnte weiße Stirnbinde oder das Diadem das Hauptzeichen des Herrſchers, während früher das Purpurgewand die einzige Auszeichnung desſelben geweſen war. Diokletian und ſeine nächſten Nachfolger führten außerdem auch den übrigen

orientaliſchen Königsſchmuck ein. Jetzt kam die traurige Zeit, wo Ehre und Anſehen, Macht und Einfluß ganz und gar vom Hofe abhängig wurden, wo das Verdienſt um die Perſon des Kaiſers allen anderen Verdienſten vorging, wo aller Patriotismus und jedes Streben für das gemeine Beſte verſchwanden. Alles ward, wie es bis zur gegenwärtigen Stunde im Orient der Fall iſt, herrſchaftlich, der Hof und die Beamten verſchlangen allen Privatwohlſtand, und bald konnte niemand mehr zu Auszeichnungen und Reichthum gelangen, als die Diener des Hofes und die Beamten.

Unter den vier Regenten waren drei gleich tapfere, aber auch gleich harte und grauſame Männer; der einzige Conſtantius Chlorus war von ſanfterem Weſen und durch Geburt, Erziehung und Bildung ausgezeichnet. Dieſem ward zunächſt aufgetragen, Britannien wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Er fand die Aufgabe nicht leicht, und war erſt nach einigen Jahren im Stande ſie vollſtändig zu erfüllen. Conſtantius ſowohl, als die drei übrigen Kaiſer hatten außerdem noch andere Kriege mit den Barbaren und mit Empörern zu führen. Am Ehrenvollſten für das römiſche Reich war ein Krieg mit den Perſern, der, wie faſt alle parthiſchen Kriege ſeit Nero's Zeit, durch die Beſetzung des armeniſchen Thrones veranlaßt wurde. Diokletian hatte einen römiſchen Schützling in Armenien als König eingeſetzt; dieſen vertrieb der perſiſche König Narſes I., und es kam darüber (294) zu einem Kriege, deſſen Führung Diokletian und Galerius zuſammen übernahmen. Der Letztere zog ſich durch ſeine Unbeſonnenheit eine ſchreckliche Niederlage zu, tilgte aber die erlittene Schmach nachher durch einen glänzenden Sieg, und nöthigte die Perſer zu einem Frieden, in welchem dieſe nicht nur einige am Tigris gelegenen Provinzen abtraten, ſondern auch, was bis dahin noch nie geſchehen war, allen ihren Anſprüchen auf Meſopotamien entſagten. Diokletian ſicherte die neu erworbenen Länder der Oſtgrenze durch die Errichtung bedeutender Feſtungswerke.

Bald nach der Beendigung des Perſer-Krieges verordnete Diokletian eine Chriſtenverfolgung (303), deren Härte uns bei einem ſo bedachtſamen Regenten unbegreiflich ſein würde, wenn wir nicht aus anderen Maßregeln erſähen, daß Diokletian ſtets mit einer ungemein großen Eiferſucht über ſein Anſehen im Reiche

wachte. Jeden Ungehorſam, jeden Verſuch einer Empörung ſtrafte er mit unerbittlicher Strenge und Grauſamkeit, ſo daß er oft in einem Anfall von Zorn Verordnungen erließ, welche die verderblichſten Folgen hatten. So rottete er z. B. in Egypten nach der Beſiegung des Uſurpators Achilles alle Anhänger desſelben aus, und zerſtörte ganze Städte, deren Einwohner ſich ungehorſam bewieſen hatten, und als ſich in Syrien ein gewiſſer Eugenius zum Kaiſer aufwarf, ließ er dies die Bewohner von Antiochia durch empörende Grauſamkeiten entgelten, obgleich die Antiochier ſelbſt die Empörung gedämpft und den Rebellen getödtet hatten. Diokletian's Chriſten-Verfolgung traf anfangs nur die Chriſten im Heere. Dieſe hatten in der letzten Zeit, ſo oft ſie einem heidniſchen Opfer beiwohnen mußten, das Zeichen des Kreuzes an ihre Helme befeſtigt, um die Beſchwörung des Teufels zu hindern, welche nach ihrer Meinung bei der Beſchauung der Eingeweide des Opferthieres Statt fand; ſie erbitterten dadurch einen der Oberprieſter, und dieſer reizte den Kaiſer gegen ſie auf. Doch entſchloß ſich Diokletian auch damals noch zu keinen grauſamen Maßregeln, weil er weiſe und beſonnen genug war, um einzuſehen, daß die neue Secte wegen ihrer großen Verbreitung nicht mehr ausgerottet werden könne, und daß man durch Verfolgung derſelben im ganzen Reiche gefährliche Unruhen hervorrufen werde. Er würde daher auch keine allgemeine Chriſtenverfolgung beſchloſſen haben, wenn nicht Galerius, welcher dem myſtiſchen Gaukelwerk des phrygiſchen Götzendienſtes mit Leidenſchaft ergeben war, ihn durch allerlei Kabalen dazu gebracht hätte. Selbſt dann waren ſeine Gebote weniger gegen die Perſonen der Chriſten, als gegen ihren Gottesdienſt und gegen die Anerkennung ihrer Gemeinde als einer erlaubten Verbindung gerichtet. Die Chriſten ſollten kein Staatsamt bekleiden und ihr Recht vor den Gerichten nicht ſuchen dürfen, ihre Kirchen ſollten geſchloſſen oder gar niedergeriſſen, Kreuze und Chriſtus-Bilder aber nicht geduldet werden. Dieſe Verordnung wurde in Nikomedien, wo Diokletian und Galerius ſich befanden, öffentlich angeſchlagen. Ein ſehr angeſehener Mann unter den Chriſten riß ſie am hellen Tage mit lautem Hohne herunter, und jetzt erſt ließ ſich Diokletian, der, ſobald es die Erhaltung ſeines kaiſerlichen Anſehens galt, furchtbar ſtrenge war, zu einer grauſamen

Verfolgung der Perſonen fortreißen. Seine Wuth wurde noch durch eine Feuersbrunſt im kaiſerlichen Palaſte geſteigert, welche man, wie es ſcheint nicht mit Unrecht, der Nachſucht der Chriſten zuſchrieb. Die Vollziehung des kaiſerlichen Befehls wurde den Soldaten und dem Pöbel überlaſſen, und eine Menge Chriſten erlitten den Tod, und zwar größtentheils unter entſetzlichen Martern. Dieſe äußerſten Maßregeln beſchränkten ſich jedoch nur auf den Orient, auf Afrika und auf den Süden von Europa; in den Ländern jenſeit der Alpen ließ Conſtantius Chlorus, der von Natur menſchenfreundlich geſinnt und überdies den Chriſten zugethan war, nur die Kirchen zerſtören oder ſchließen.

Bald nach dem Anfange dieſer Verfolgung erkrankte Diokletian, und ſeine Krankheit, die faſt ein ganzes Jahr dauerte, ward ſo bedenklich, daß ſich wiederholt die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete. Als er genas, zeigten ſich öfters Spuren von Gemüthsſchwäche, welche es ihm unmöglich machten, die Regierungsgeſchäfte ferner zu verwalten. Er legte daher im Mai 305 die Regierung nieder, und ebendaſſelbe that zu gleicher Zeit Maximian, von welchem Galerius durch Drohungen das Verſprechen der Abdankung ſchon früher erpreßt hatte. Die beiden Cäſarn, Galerius und Conſtantius Chlorus, wurden zu Kaiſern ausgerufen. Der Erſtere ernannte ſogleich, ohne ſeinen Mitregenten zu fragen, zwei neue Kaiſer, nahm aber dabei weder auf Maximian's Sohn Maxentius, noch auf Conſtantius Sohn, den nachherigen Kaiſer Conſtantin den Großen, Rückſicht. Den Erſteren hielt wahrſcheinlich ſein eigener Vater nicht für würdig den Thron zu beſteigen; der Letztere hatte ſich zwar bereits im Felde ausgezeichnet und beſaß Diokletian's Gewogenheit, allein er war den verhaßten Chriſten gewogen und ſchien dem Galerius gefährlich. Die neuen Cäſarn waren rohe Officiere, die ſich durch keine Art von Vorzug oder Verdienſt auszeichneten. Der Eine von ihnen, Severus, erhielt die Verwaltung von Afrika und Italien, der Andere, Maximinus, ward mit Syrien und Egypten belehnt. Diokletian und Maximian ſicherten ſich bei ihrer Abdankung den Beſitz anſehnlicher Güter und beſondere Einnahmen. Maximian konnte ſich nicht an die Stille des Privatlebens gewöhnen, und benutzte nachher die erſte ſich darbietende Gelegenheit, um den Purpur

von neuem anzulegen. Diokletian dagegen zog ſich in ſein Vaterland Dalmatien zurück, und lebte bis zu ſeinem Tode (313) als bloßer Privatmann. Er beſchäftigte ſich auf ſeinem Gute in der Nähe des heutigen Spalatro mit Gärtnerei und mit der Errichtung ungeheuerer Gebäude, deren Überreſte uns beweiſen, daß die Baukunſt damals ihren edeln Charakter gänzlich verloren hatte, und daß man durch Künſtelei und Pracht den Geſchmack der alten Zeit zu erſetzen ſuchte.

Ein Jahr nach Diokletian's Abdankung ſtarb Conſtantius Chlorus, deſſen Geſundheit ſchon ſeit langer Zeit geſchwächt geweſen war (306). Er hatte noch vor ſeinem Tode ſeinen Sohn Conſtantinus dem Heere dringend empfohlen, und dieſes rief, ſobald Conſtantius geſtorben war, den Sohn zum Kaiſer aus. Galerius wurde dadurch anfangs in große Verlegenheit gebracht, er beruhigte ſich aber, als Conſtantinus ſich dazu verſtand, dem Severus als einem älteren Manne die Würde eines Auguſtus oder Kaiſers zuzugeſtehen und für ſich ſelbſt mit dem Titel eines Cäſars zufrieden zu ſein. Schon im Herbſte desſelben Jahres änderten ſich die Verhältniſſe der Beherrſcher des Reiches von neuem. Galerius und Severus erbitterten durch drückende Verfügungen die Bürger und Soldaten der Stadt Rom. Dieſe empörten ſich und riefen Maximian's Sohn Maxentius zum Kaiſer aus. Severus ward, als er gegen dieſen zu Felde zog, von ſeinen eigenen Soldaten verlaſſen. Zu ſeinem Unglücke nahm auch Maximian den Purpur wieder an, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner früheren Soldaten, und ſchloß den Gegner in der Stadt Ravenna ein. Nachdem Severus hier eine Zeit lang vergebens auf Galerius gewartet hatte, ergab er ſich dem Maximian, und entſagte, um ſein Leben zu retten, der kaiſerlichen Würde, ward aber deſſen ungeachtet ſchon im nächſten Jahr auf Maximian's Befehl getödtet. Galerius erſchien zwar gleich nachher in Italien, er mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, und hätte beinahe ſogar Sever's Schickſal gehabt, weil ſeine Soldaten über ſeine Strenge erbittert und unter Maximian zu dienen gewohnt waren. Galerius erlaubte beim Rückzug aus Italien ſeinem Heere die ſchrecklichſten Gräuel, und machte ſich dadurch bei allen Bewohnern der Halbinſel tödtlich verhaßt. Maximian war unterdeſſen nach Gallien

gereiſt, um ſich mit Conſtantinus gegen Galerius zu verbinden. Er vermählte ſeine Tochter Fauſta mit dem jungen Cäſar, und ertheilte ihm den Titel Auguſtus, erreichte aber ſeinen eigentlichen Zweck doch nicht, weil Conſtantin es nicht für klug hielt, ſich in einen offenen Kampf mit Galerius einzulaſſen. Maximian zerfiel gleich nachher auch mit ſeinem Sohne, verſuchte dann noch einmal ohne Erfolg Conſtantin für ſich zu gewinnen, und faßte hierauf den ſonderbaren Entſchluß, ſich zu Galerius zu begeben. Dieſer ging ſchon längſt mit dem Gedanken um, ſeinen alten Freund und Kriegsgefährten Licinius zum Auguſtus zu ernennen, und hatte gerade damals Diokletian aus ſeiner Ruhe geriſſen und zu einer Reiſe nach Pannonien bewogen, um Licin's Erhebung auf recht glänzende Weiſe feiern zu helfen. Er benutzte auch Maximian's unerwartete Erſcheinung zu dieſem Zwecke, und ſo ward Licinius in Gegenwart dreier Kaiſer zum Auguſtus ausgerufen (307). Maximian legte, da er auch bei Galerius keine Hülfe fand, unmittelbar nachher den Purpur zum zweiten Male nieder. Er begab ſich von Pannonien wieder nach Gallien zu ſeinem Schwiegerſohne, der ihn freundlich aufnahm und ihm ſogar, bei einem Kriegszug gegen die Deutſchen, für die Dauer ſeiner Abweſenheit einen Theil der Regierungsgeſchäfte anvertraute. Maximian, welcher offenbar an Altersſchwäche litt, kam auf den lächerlichen Gedanken, dies zu benutzen, um ſeinen Schwiegerſohn zu ſtürzen und ſich an deſſen Stelle zu drängen, obgleich natürlich weder das faſt ganz chriſtliche Land Gallien, noch Conſtantin's Truppen im mindeſten geneigt ſein konnten, ihn ihrem ſeitherigen Gebieter vorzuziehen. Maximian wurde, als er ſeinen tollen Verſuch wirklich machte, von Conſtantin mit leichter Mühe beſiegt und gefangen genommen. Als er zwei Jahre nachher einen Mordanſchlag auf Conſtantin machte, ließ dieſer ihn erdroſſeln (310).

Von den ſechs Kaiſern, Maximian, Galerius, Maximinus, Maxentius, Conſtantin und Licinius, war auf dieſe Weiſe zwar einer verſchwunden, aber ſchon hatte ſich in Afrika ein neuer aufgeworfen und im Beſitze der Herrſchaft befeſtigt. Dies war Alexander, ein feiger alter Mann, der ſich von den dortigen Truppen zum Kaiſer hatte ausrufen laſſen. Er behauptete ſich drei Jahre lang, und ward dann (311) von Maxentius, der einen

tüchtigen General mit einem auserleſenen Heere gegen ihn ſchickte, geſtürzt und getödtet. Um dieſelbe Zeit ſtarb auch Galerius. Maximin und Licinius theilten ſeine Beſitzungen unter ſich. Jetzt beherrſchten nur vier Kaiſer, Maximin, Licinius, Maxentius und Conſtantinus, das Reich; an ein friedliches Verhältniß zwiſchen ihnen war aber nicht zu denken. Es kam alſo darauf an, wer von ihnen Klugheit, Kraft und Geſchicklichkeit genug beſäße, um die Anderen zu ſtürzen und die Alleinherrſchaft zu erkämpfen. Dies konnte nur dem Conſtantin gelingen, deſſen würdiges, verſtändiges und gemeſſenes Benehmen unſere größte Bewunderung verdient. Die Hauptſache bei dem Kampfe der Kaiſer war das Verhältniß der einzelnen Regenten zu den Chriſten. Dieſe bildeten nämlich in allen Theilen des Reiches eine ſehr anſehnliche Zahl, ſie waren unter ſich aufs engſte verbunden, ihre Hierarchie und ihre Synoden hatten ſich aufrecht erhalten, während nicht nur die alte Reichsverfaſſung ſchon längſt untergraben war, ſondern auch die Anhänger der alten Religion durch eine Menge Anſichten und Meinungen geſpalten waren, und weder durch ein inneres, noch durch ein äußeres hierarchiſches Band zuſammen gehalten wurden. Wer daher die Chriſten im Reiche für ſich hatte, mußte früher oder ſpäter den Sieg über ſeine Mitregenten davontragen. Galerius hatte dies noch kurz vor ſeinem Tode eingeſehen, und deshalb in ſeinem und ſeiner Mitregenten Namen ein Edict erlaſſen, durch welches die von Diokletian verordnete Chriſten-Verfolgung aufgehoben, und der ſo oft begonnene blutige Kampf der Staatsgewalt mit der Kirche für immer geendigt wurde. Auch Maxentius ſcheint dies gefühlt zu haben; denn er war kaum Herr in Rom geworden, als er den Chriſten Duldung zuſicherte. Allein da ſein ganzes Betragen gegen dieſelben dem milden Wortlaute ſeiner Edicte widerſprach, ſo konnten die Chriſten ebenſo wenig Vertrauen zu ihm faſſen, als die Heiden, die er durch ſeinen Übermuth, ſeine Willkür und ſeine Grauſamkeit tief verletzte. Von den anderen Kaiſern ſchien nur Conſtantin den Chriſten aufrichtig zugethan zu ſein. Er blieb zwar noch lange Zeit ein Heide, zeigte ſich aber den Chriſten fortwährend gewogen, und dieſe hatten an den einflußreichſten Damen ſeines Hofes eine mächtige Stütze. Wir meinen ſeine Gemahlin Fauſta, ihre Mutter Eutropia,

ganz beſonders aber Conſtantin's Mutter Helena, welche durch ihren großen Eifer für die Lehre vom Kreuze berühmt geworden iſt. Außer der Gunſt der Chriſten hatte Conſtantin noch den großen Vorzug, daß er allein von Anfang an Sinn für Geſetz und Ordnung zu erkennen gab, während alle ſeine Mitkaiſer nur militäriſche Gewalt und despotiſche Willkür zeigten. Auch ſchien er allein mit ſeinem Antheil am Reiche zufrieden zu ſein, die anderen drei Kaiſer dagegen ſuchten allzu rückſichtslos ihr Gebiet auf Unkoſten ihrer Mitregenten zu erweitern.

Der Erſte, der dem beſonnenen Conſtantin erlag, war Maxentius. Dieſer hatte offenbar durch Alexander's ſchnelle Beſiegung eine zu große Einbildung von ſeiner Macht erhalten, und beſchloß in ſeinem Übermuthe, Conſtantin anzugreifen. Daß er ſich mit dieſem nicht im mindeſten vergleichen konnte, daß es tollkühn war, Streit mit ihm zu ſuchen, zeigt ein einziger Blick auf das Leben beider Kaiſer. Maxentius hatte nie an der Spitze eines Heeres geſtanden, er hatte ſtets in träger Ruhe ſeinen Lüſten gelebt, und ward ſeiner Tyrannei und Grauſamkeit wegen von niemand geliebt, als von ſeiner Garde und von einer kleinen Zahl anderer Truppen, die er mit dem Raube der Bürger bereicherte. Dagegen war Conſtantin's ſeitheriges Leben ſtete Anſtrengung und Übung geweſen. Er hatte zuerſt unter Diokletian, dann unter ſeinem Vater rühmlich gedient und nachher am Rhein lange mit den fränkiſchen Völkerſchaften gekämpft. Der Ausgang des Krieges zwiſchen beiden Kaiſern konnte alſo nicht zweifelhaft ſein. Conſtantin drang ſiegreich in Italien ein, und warf des Maxentius Truppen über den Haufen, während dieſer ſorglos in Rom ſchwelgte. Als endlich Conſtantin bis in die Nähe von Rom gedrungen war, beging Maxentius den Fehler, daß er ſeinem Feinde, für welchen eine Belagerung der Stadt große Bedenklichkeiten gehabt haben würde, entgegenzog und ihm auf offenem Felde eine Schlacht anbot. Er wurde völlig geſchlagen und verlor auf der Flucht das Leben (am 27. Oktober 312). Conſtantin hatte vor der entſcheidenden Schlacht den Enthuſiasmus der Chriſten in ſeinem eigenen und in des Gegners Heere für ſich in Anſpruch zu nehmen geſucht, und deshalb das Zeichen des Kreuzes zum Hauptzeichen des römiſchen Heeres gemacht. Es ward nämlich das Gerücht verbreitet,

daß ihm ein leuchtendes Kreuz mit der Aufſchrift: „Durch dieſes wirſt du ſiegen!" am Himmel erſchienen ſei, und daß in der nächſten Nacht Chriſtus ſelbſt ihm im Traume befohlen habe, dieſes Zeichen zum Panier gegen ſeine Feinde zu machen. Am Tage vor der Schlacht erſchien das Kreuz und der Namenszug des Erlöſers auf der kaiſerlichen Standarte, welche ſeitdem den Namen Labarum führte, und Conſtantin ließ nachher öffentlich bekannt machen, daß er das Kreuz in den Wolken geſehen und über ſeinen Gegner durch unmittelbare göttliche Hülfe geſiegt habe.

Seit dem Siege über Maxentius änderte ſich Conſtantin's Charakter, und ſeine nachherigen Handlungen ſtehen mit den Grundſätzen, die er öffentlich bekannte, oft im Widerſpruch. Er trat zum Chriſtenthum über, und die chriſtlichen Geiſtlichen erlaubten und verziehen ihm dafür Alles. Der elende Senat, der ſchon längſt aufgehört hatte ein Regierungs-Collegium zu ſein und in Staatsangelegenheiten befragt zu werden, erklärte ihn für den erſten der drei Kaiſer des Reichs, und er kam auf dieſe Weiſe ganz natürlich auf den Gedanken der Alleinherrſchaft. Ungeachtet er Chriſt wurde und das Kreuz zur Reichsfahne machte, nahm er doch an den heidniſchen Opfern Theil, erlaubte ſich die Zeichendeuter zu befragen, und führte den Titel eines Oberprieſters der alten Religion. Übrigens verſparte er die Weihe der Taufe bis auf ſein Todbette, um nach der Lehre, welche ſeine Hofgeiſtlichen ihm darüber vortrugen, von allen Sünden rein gewaſchen in das andere Leben hinüber zu gehen.

Von Rom begab ſich Conſtantin nach Mailand, wo er mit Licinius zuſammentraf und ihm ſeine Schweſter Conſtantia vermählte. Dann zog er in ſeine Provinz Gallien, um die aufs neue eingebrochenen germaniſchen Völkerſchaften zurückzutreiben; Licinius aber eilte dem Kaiſer Maximin entgegen, der ihm ſeinen Antheil am Reich zu entreißen ſuchte und bereits die Städte Byzanz und Heraklea oder Perinthus eingenommen hatte. Im Süden von Adrianopel kam es zur entſcheidenden Schlacht zwiſchen beiden Kaiſern. Licinius gewann dieſelbe, und die Sage hat auch ſeinen Sieg auf ein göttliches Wunder gegründet, obgleich der Sieger dem Chriſtenthume keineswegs zugeneigt war. Ein Engel, heißt es, erſchien dem Licinius, und lehrte ihn ein Gebet, das er nach

ſeinem Erwachen ſogleich aufſchreiben und an die Soldaten austheilen ließ. Dieſes Gebet ward vor dem Beginne der Schlacht geſungen, und verhalf zum Siege (313). Maximin ergriff die Flucht, nahm unterwegs Gift und zog ſich dadurch eine ſchwere Krankheit zu, an welcher er erſt nach großen Qualen ſtarb. Mit entſetzlicher Härte und Grauſamkeit verfuhr Licinius gegen Maximin's Verwandte und Freunde. Sie wurden alle ohne Gnade getödtet, und auch Diokletian's Wittwe und Tochter, ſowie die Söhne des Galerius und Severus büßten durch Licin's rückſichtsloſe Grauſamkeit das Leben ein.

7. Ausbreitung und Entwickelung des Chriſtenthums bis zur Zeit Conſtantin's des Großen.

Das Chriſtenthum war ſchon vor der Zerſtörung von Jeruſalem bis nach Spanien einerſeits und bis an die Grenzen von Indien andererſeits verkündet worden, und breitete ſich im Laufe der erſten drei Jahrhunderte ſo ſehr aus, daß es eine immer größere Wichtigkeit für den Gang der Dinge erhielt, und zuletzt bei dem Kampfe zwiſchen Conſtantin dem Großen und ſeinen Mitregenten vorzugsweiſe den Ausſchlag gab. Leider ward mit der Ausbreitung der reinſten Religion, welche je den Menſchen gepredigt worden iſt, der Inhalt derſelben immer mehr in Formen gebannt und ihre göttliche Wahrheit durch menſchlichen Irrthum entſtellt.

Zu dieſer allgemeinen Verbreitung des Chriſtenthums trugen mehrere beſonderen Umſtände bei. Ein Hauptgrund derſelben iſt darin zu ſuchen, daß die Juden durch ihre völlige Unterwerfung unter die Römer über die ganze civiliſirte Welt hin zerſtreut wurden. Obgleich nämlich der Apoſtel Paulus die neue Lehre und Gemeinde von den Feſſeln des Judenthums gänzlich befreit hatte, ſo war dieſes doch die Grundlage des Chriſtenthums, und die Kenntniß der jüdiſchen Schriften blieb zum Verſtändniſſe desſelben unentbehrlich; die zunehmende allgemeinere Bekanntſchaft mit den Schriften der Juden war alſo die beſte Einleitung zur Bekehrung der Heiden. Auch wurden die Chriſten lange Zeit hindurch wirklich blos als eine jüdiſche Secte angeſehen.

Ein zweiter Hauptumſtand, durch welchen die Ausbreitung des Chriſtenthums ſehr befördert wurde, war die Verfolgung der neuen

Lehre von Seiten der heidniſchen Staatsgewalt; denn ſie ſtählte die moraliſche Kraft der Chriſten, und ſchützte die Entwickelung der neuen Religion gegen die zu frühe Einwirkung heidniſcher Ideen, Sitten und Religionsgebräuche. Dieſer Einfluß trat zwar nicht lange nachher doch ein; aber zum Glück für die neue Lehre wurden die Verfolgungen, die ſich anfangs nur auf einzelne Orte oder Gegenden beſchränkt hatten, in demſelben Grade allgemeiner und härter, als die Entartung der Sitten unter den Chriſten zunahm, und mit Recht hat Cyprianus, ein Biſchof des dritten Jahrhunderts, die zu ſeiner Zeit vom Kaiſer Decius befohlene grauſame Verfolgung der Chriſten im Reiche für eine heilſame und ſogar nothwendige Maßregel erklärt. Man zählt zehn Haupt-Verfolgungen, und läßt die erſte derſelben unter Nero, die letzte unter Diokletian Statt finden. Übrigens ſind keineswegs alle ſogenannten Chriſten-Verfolgungen als wirkliche Unterdrückungs-Verſuche der Reichsregierung anzuſehen; manche waren vielmehr entweder nur Ausbrüche des jüdiſchen Zornes gegen die Chriſten von Paläſtina, oder ſie wurden durch die perſönliche Erbitterung einzelner Provinzialobrigkeiten veranlaßt, oder ſie beſtanden blos darin, daß man, wie dies z. B. mit Nero's Verfolgung der Fall war, den Haß des Volkes gegen die neue Secte zur Erreichung eines beſonderen politiſchen Zweckes benutzte. Überhaupt haben ſowohl die Griechen als die Römer, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, religiöſe Meinungen nie verfolgt; denn bei beiden Völkern hatten Geiſtliche in unſerem Sinne des Wortes und Gelehrte von Handwerk, die einzigen Menſchen, welche Meinungen unverſöhnlich zu verfolgen pflegen, faſt niemals einen ſo entſchiedenen Einfluß auf die Regierung, als unter uns, und wenn ſie ihn einmal erhielten, wie z. B. unter Hadrian, ſo verfolgten ſie nicht die Meinungen, ſondern die Perſonen. In Betreff des Chriſtenthums mußte ſich jedoch dieſes Verhältniß bald anders geſtalten. Die Chriſten bildeten nämlich eine gegen die Staatsreligion feindlich geſinnte und noch dazu geheime Secte, ſie hingen mit Fanatismus ihrem Glauben an, und ſuchten ſtets mit großem Eifer Proſelyten zu machen; es war daher ganz natürlich, daß ſie vom Volke ſchon früh als Sonderlinge und Gottloſe gehaßt wurden, und daß man ihnen bald die ſchrecklichſten Dinge nachſagte. Überdies bildeten

die Glieder dieſer neuen Religionsgemeinde durch die innige Verbindung, welche der gemeinſchaftliche Eifer für ihren Glauben und die gegenſeitige Unterſtützung ſeiner Bekenner unter ihnen hervorgerufen hatte, recht eigentlich einen Staat im Staate. Wenn man dabei noch bedenkt, daß zu gleicher Zeit die Formen der römiſchen Republik ihre Bedeutung immer mehr verloren, daß ſich alle Bande des Staats immer mehr löſeten, daß im römiſchen Reiche Vaterlandsliebe zu einem leeren Worte ward, daß Ruhe und Sicherheit der Regierung nur durch Gewalt und Strafe erhalten werden konnten: ſo wird man leicht begreifen, warum zum Theil gerade die beſten und kräftigſten Kaiſer, welche die Urſachen dieſes Verfalls einſahen und die Fähigkeit ihnen zu ſteuern beſaßen, als die heftigſten Gegner des Chriſtenthums auftraten. Erklärten doch viele Chriſten laut und unumwunden, daß die römiſche Staatsreligion, welche mit den Einrichtungen, den Geſetzen und der Regierung unzertrennlich zuſammenhing, ein Werk des Teufels ſei und von dieſem zu ſeiner eigenen Verehrung eingerichtet worden wäre. Außerdem ſtellten die Chriſten ſchon früh den Grundſatz auf, daß die Pflichten des Bürgers den Forderungen des inneren Lebens und des religiöſen Glaubens nachſtehen. Dieſer Gedanke ſetzte ſie in Widerſpruch mit der griechiſchen und römiſchen Grundanſicht vom Leben, nach welcher der Menſch vorzugsweiſe zum Handeln berufen war, und den Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit im Staate fand. War es daher nicht ganz natürlich, daß rüſtige und kräftige Regenten, wie Decius und Diokletian, aufs heftigſte gegen die Chriſten und ihre Religion aufgebracht waren! Sogar ſolche Kaiſer, welche, wie Hadrian und Marc Aurel, ſich von jener antiken Anſicht zum Theil entfernt hatten, und ihre meiſte Zeit gelehrten Beſchäftigungen widmeten, mußten die Chriſten haſſen, weil ſie dieſelben als eine Secte unduldſamer Schwärmer, die chriſtliche Lehre aber als einen für ihre eigene Philoſophie gefährlichen oder doch wenigſtens als einen verächtlichen Aberglauben anſahen.

Alle dieſe Verfolgungen erwieſen ſich nicht nur unwirkſam, ſondern ſie gaben auch der neuen Gemeinde mehr innere Kraft, weil eine Verbindung, deren Glieder die Probe der Tugend im Dulden und Entbehren, nicht im Handeln und Herrſchen fanden, durch äußeren Druck inniger und feſter werden mußte. Deswegen

waren auch die Zwiſchenräume der Ruhe, welche nach den einzelnen Verfolgungen eintraten, gerade diejenigen Zeiten, in denen ſich der Charakter der chriſtlichen Gemeinde verſchlimmerte. Wie ſehr die Verfolgungen der Chriſten den beabſichtigten Zweck verfehlten, kann daraus abgenommen werden, daß man ſchon unter Trajan die Ausrottung der Chriſten in einzelnen Provinzen für unmöglich erkannte. Zu Alexander Severus Zeit fand die neue Religion ſogar Eingang am Hofe; dieſer Kaiſer ſelbſt ſchenkte einzelnen Lehren des Chriſtenthums entſchiedenen Beifall, ſeine Mutter Mammäa aber war ſo ſehr für dasſelbe eingenommen, daß man ſogar behauptet hat, ſie ſei Chriſtin geweſen. Als ſich Mammäa zu Antiochia aufhielt, ließ ſie den großen chriſtlichen Theologen und Kirchenlehrer Origenes, welcher in Alexandria geboren war und wirkte, zu ſich kommen, und huldigte ſeinen myſtiſchen Beſtrebungen. Bald nachher erlitten die Chriſten durch den Kaiſer Decius eine der härteſten und grauſamſten Verfolgungen. Decius ſcheint wirklich die Abſicht gehabt zu haben, das Chriſtenthum auszurotten, und richtete ſeine Wuth beſonders gegen die chriſtlichen Biſchöfe. So viele Chriſten aber auch damals dem Zorne des Kaiſers, ſeiner Statthalter und des Pöbels geopfert wurden, ſo verfehlte doch Decius ganz und gar ſeinen Zweck, obgleich ſeine nächſten Nachfolger die Verfolgungen fortſetzten. Erſt unter Gallienus trat von neuem Ruhe ein. Nachher ward vierzig Jahre lang nichts gegen die Chriſten unternommen, bis endlich unter Diokletian's Regierung die letzte und blutigſte Verfolgung begann. Dieſe endete erſt nach einer Reihe von Jahren durch das von Galerius erlaſſene Toleranz-Edikt, mit welchem die Verſuche einer gewaltſamen Unterdrückung des Chriſtenthumes von Seiten der Reichsregierung für immer aufhörten.

Ein dritter Hauptgrund der allgemeinen Verbreitung des Chriſtenthums lag in der Freiheit und Bruderliebe, welche die neue Religionsgemeinde lehrte und übte. Dieſer Vorzug gewann ihr beſonders unter den Armen und Geringen viele Anhänger. Zwar ſchwand ſchon frühe die auf Gleichheit und auf Liebe beruhende demokratiſche Verfaſſung der chriſtlichen Gemeinden, und die Herrſchaft der Geiſtlichen trat allmälig an die Stelle dieſer Einrichtung; allein deſſen ungeachtet erhielt ſich noch immer ſehr

Vieles von der alten Verfaſſung, und die Gleichheit aller Menſchen vor Gott blieb als Grundſatz beſtehen. Der Arme fühlte ſich alſo durch den Eintritt in die chriſtliche Gemeinde gehoben, und die Freigelaſſenen, beſonders aber die Sklaven und Sklavinnen, denen das Heidenthum ſogar die Menſchenrechte verſagte, fanden die Ehre, die ſie im weltlichen Staate verloren hatten, in dem neuen geiſtlichen Staate wieder, da die Sklaverei den Grundſätzen desſelben völlig entgegen war. Dazu kamen noch die Vortheile, welche den Dürftigen, den Kranken, den Wittwen und Waiſen aus der Verfaſſung einer Gemeinde zufloſſen, die nicht allein eine beſondere Kaſſe für Nothleidende hielt, ſondern auch eigene männliche und weibliche Armen- und Krankenpfleger, Diakonen und Diakoniſſinnen, zur Beſorgung der Geſchäfte der Wohlthätigkeit hatte. Außerdem beſtand ein enger Zuſammenhang zwiſchen allen chriſtlichen Gemeinden, der den Reiſenden unter den Chriſten ſehr zu Statten kam. Eine Gemeinde correſpondirte mit der andern, und die biſchöflichen Empfehlungsbriefe dienten den reiſenden Chriſten von Britannien bis nach Perſien.

Während das Chriſtenthum auf dieſe Weiſe den unteren und ungebildeten Klaſſen der Geſellſchaft, neben der Erquickung und Befriedigung ihres Inneren, große Vortheile für das äußere Leben darbot, fühlten ſich die höheren Stände und die Schulgelehrten durch diejenige Art des Glaubens, des Troſtes und des Gottesdienſtes angezogen, deſſen die damalige Zeit vorzugsweiſe bedurfte. Selbſt die Entſtellungen, welche die chriſtliche Religion ſchon frühe erlitt, trugen ſehr viel dazu bei. Man legte den Lehren und Glaubensſätzen Chriſti abſichtlich oder zufällig myſtiſche Bedeutungen unter, näherte den chriſtlichen Gottesdienſt durch Einmiſchung heidniſcher Gebräuche den Bedürfniſſen der herrſchenden Sinnlichkeit, und nahm in die neue Religion und ihren Cultus alles dasjenige auf, was in dem Geiſte der Zeit lag. Dadurch wurde der reine Quell evangeliſcher Wahrheit zwar mit menſchlichen Erfindungen und Phantaſie-Geſpinnſten getrübt, allein zu gleicher Zeit auch den Menſchen eines tiefgeſunkenen Zeitalters zugänglicher gemacht. Die poetiſche Religion des Heidenthums hatte ihren Werth ganz verloren, und gewährte dem Geiſt und Gemüthe der Welt keine Befriedigung mehr; die neue Lehre dagegen ward zum Theil

gerade durch die Zuſätze, die ſie im Laufe der Jahre erhielt, recht zeitgemäß. Während auf dieſe Weiſe die chriſtlichen Glaubensſätze den troſt- und hoffnungsleeren Sinn der ſchwelgenden vornehmen Klaſſen anzogen, fanden andererſeits die Schulgelehrten im Chriſtenthum eine reiche Nahrungsquelle für das literariſche Treiben, das aus der ganzen Richtung und Beſchaffenheit der damaligen Bildung hervorgegangen war; denn man hatte die chriſtliche Religion ſchon früh mit Bildern und Sagen ausgeſchmückt, ihre Lehren in ein philoſophiſches Gewand gekleidet, und ſie dadurch geeignet gemacht, ebenſowohl die platoniſchen Träume als die Ariſtoteliſchen Spitzfindigkeiten der damaligen Philoſophen in ſich aufzunehmen. So ward alſo ſelbſt der Wahn und Trug der Menſchen eines der Mittel, durch welche die Gottheit aus den vermodernden Trümmern der alten Welt ein neues Leben entwickelte.

Wenden wir uns von den hiſtoriſchen Gründen der Ausbreitung des Chriſtenthums zu den wichtigſten Veränderungen, welche die Lehre, der Cultus und die Verfaſſung der neuen Religionsgemeinde in den erſten drei Jahrhunderten erlitten: ſo gehört die Betrachtung der inneren und äußeren Entwickelung der chriſtlichen Religion nur in ſo weit hierher, als ſie mit der Geſchichte der Menſchheit im Allgemeinen zuſammenhängt. In dieſer Hinſicht iſt zuerſt hervorzuheben, daß auch die chriſtliche Lehre ſich dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes nicht zu entziehen vermochte. Die herrſchende Neigung zum Schwärmeriſchen, Grübelnden und Myſtiſchen wirkte von früher Zeit an auf die religiöſen Vorſtellungen der Chriſten ein. Die dadurch hervorgebrachte Umgeſtaltung der neuen Lehre ging beſonders von der Stadt Alexandria aus. Hier traten im Anfange des dritten Jahrhunderts zwei Männer auf, welche die einfache Lehre des Chriſtenthums in ein philoſophiſches Syſtem brachten, ihr einen myſtiſchen Sinn und eine bildliche Bedeutung unterlegten, und dadurch der Phantaſie und dem grübelnden Verſtande auch unter den Chriſten einen weiten Spielraum eröffneten. Dieſe Männer waren Klemens und ſein Schüler Origenes, zwei der älteſten ſogenannten Kirchenväter. Sie waren die eigentlichen Schöpfer der chriſtlichen Myſtik, und kleideten die chriſtliche Lehre in das Gewand der Philoſophie. Sobald man dem neuen Glauben einmal dieſe Richtung gegeben hatte, mußte er im Laufe der Zeit

weſentliche Veränderungen erfahren. Der Hochmuth der Schriftgelehrten, den die Apoſtel niedergeſchlagen und Jeſus für die Urſache der Entartung des Judenthums erklärt hatte, fand jetzt bei den Chriſten ſelbſt ſeine Rechnung. Die Gelehrten ſahen ein neues Feld des Redens und Schreibens eröffnet, und die philoſophiſchen Schwärmer, deren Zahl in dieſen Zeiten ſehr groß war, fanden bei den Chriſten vielbedeutende Myſterien und Symbole, welche vor denen der Heiden den Reiz der Neuheit und der größeren Tiefe voraus hatten. Je mehr die Zahl der Chriſten anwuchs, deſto mehr ward auf dieſe Weiſe ihre Lehre allen denen, die an Myſterien, an philoſophiſche Grübeleien, an verwickelte Phantaſie-Geſpinnſte gewöhnt waren, nahe gebracht, und zugleich der äußere Gottesdienſt durch heidniſchen Pomp ſinnlicher gemacht. Die Sacramente erhielten eine andere Bedeutung; die mit Sünden Belaſteten ſollten durch dieſelben wie durch ein Wunder gereinigt werden; der Glaube ſollte erſetzen, was der moraliſchen Geſinnung und dem Handeln abgehe; alle Pflichten des Bürgers und Menſchen, der nicht zum Grübeln, ſondern zur äußeren Thätigkeit geſchaffen iſt, ſollten der religiöſen Betrachtung, der Selbſtpeinigung, dem Hinbrüten über unbegreifliche Sätze nachſtehen. Sagt doch der Kirchenvater Tertullianus, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts lebte, in einer ſeiner Schriften: „Ich habe mit dem Staatsleben nichts zu thun, aus dem Volke und ſeinen Geſchäften bin ich ausgetreten, in mir ſelbſt iſt mein einziges Geſchäft; ich ſorge für nichts als dafür, daß ich keine Sorge habe. So lange ich Heide war, glaubte ich zwar, der Menſch ſei ſich dem Vaterlande, den Reichsangelegenheiten und ſeinen eigenen äußeren Verhältniſſen ſchuldig; allein Niemand wird für Andere geboren, um für ſich ſelbſt todt zu ſein.“

Auch der Cultus der Chriſten entfernte ſich ſchon früh von der durch Jeſus gebotenen Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Er wurde durch äußere Ceremonien und durch zunehmende Pracht von ſeinem wahren Zwecke abgelenkt und immer mehr dem heidniſchen Gottesdienſt genähert. Man führte ſogar Feſte und Feiertage von ärgerlicher Art ein, welche in verſchiedenen Gegenden mit heidniſcher Luſtbarkeit begangen wurden. Von einem der berühmteſten Schüler des Origenes, dem Biſchof Gregorius,

welcher den Beinamen Thaumaturgos oder der Wunderthäter erhielt, wird berichtet, daß er in ſeinem Vaterlande Pontus ein Feſt zu Ehren der um des Glaubens willen geſtorbenen Chriſten eingeführt, und dabei dieſelben Luſtbarkeiten uud Schmauſereien, wie ſie bei heidniſchen Feſten gebräuchlich waren, erlaubt habe, weil er, wie hinzugefügt wird, die Neigung der Menſchen zu ſinnlichen Vergnügungen kannte und die Meinung hegte, daß die große Menge dadurch dem Chriſtenthum leichter werde gewonnen werden. Von dieſer Zeit an gab der kirchliche Staat der Chriſten und ſeine Geſchichte dem Wortſchwall der künſtelnden Redner ergiebigen Stoff, und er hätte auch zu Dichtungen Veranlaſſung gegeben, wenn die Zeit der Poeſie fähig geweſen wäre. Ein Hauptgegenſtand der Verehrung wurden die ſogenannten Märtyrer oder Zeugen des Glaubens, d. h. diejenigen, welche von den Heiden um der chriſtlichen Religion willen getödtet worden waren; denn was war natürlicher, als daß man diejenigen als Helden bewunderte und verehrte, welche laut und öffentlich unter Qualen und im Angeſichte des Todes bewieſen hatten, daß keine Gewalt ſie zwingen konnte, das Geſetz der chriſtlichen Verbindung dem Staatsgeſetz unterzuordnen? Die chriſtliche Republik dieſer Zeiten läßt ſich mit den griechiſchen Freiſtaaten zur Perſer-Zeit vergleichen. Der Feind Beider war ein unumſchränkter Monarch und ein militäriſches Reich; dem Enthuſiasmus der alten Griechen für die Freiheit entſprach der Eifer und die Standhaftigkeit der Chriſten für ihren Glauben, den Helden der Erſteren die Märtyrer der Letzteren, den griechiſchen Mythen die chriſtlichen Legenden. Dieſe Anbetung der Märtyrer, die Feier ihrer Geburtstage, das feſtliche Beſuchen ihrer Gräber und die Bitte um ihre Verwendung bei Gott, kurz der Glauben an Heilige und ihre Verehrung kamen bei den Chriſten ſchon vor der harten Verfolgung durch Decius auf.

Auch die Verfaſſung der chriſtlichen Kirche erhielt eine ganz veränderte Geſtalt. Von einem Unterſchied zwiſchen den einzelnen Chriſten und von Prieſtern war in der erſten Zeit durchaus keine Rede geweſen. Die Gemeinden hatten eine ganz demokratiſche Einrichtung gehabt, und die erſte Regierungs- und Verwaltungsform, die bei ihnen eingeführt worden war, beſtand darin, daß jede Gemeinde aus ihrer Mitte eine Anzahl Männer erwählte,

welche unter dem Namen Presbyter oder Älteſte die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten leiteten. Dieſe Einrichtung ward nach und nach in eine monarchiſch-ariſtokratiſche Verfaſſung umgewandelt. Die Vorſteher des Rathes der Älteſten, Biſchöfe d. i. Aufſeher genannt, maßten ſich im zweiten und dritten Jahrhundert nach und nach die Herrſchaft an, betrachteten die Älteſten nur als ein berathendes Collegium, und bildeten zuſammen einen eigentlichen Prieſterſtand, Klerus genannt, der als ſolcher dem Volke oder den Laien entgegengeſetzt war. Dieſe folgenreiche Veränderung wurde beſonders durch die Lehre des alten Teſtaments vom Prieſter- und Laienſtande befördert. Man wandte dieſe au das Chriſtenthum an, und führte nach und nach eine Prieſterſchaft ein, welche zwar keine erbliche Kaſte bildete, wohl aber dadurch, daß ſie ſich bald ſelbſt ergänzte, ein beſonderer Stand und eine Art von Orden ward; denn die Gemeinden hatten ſchon im dritten Jahrhundert, einzelne ganz beſondere Fälle ausgenommen, bei der Wahl der Geiſtlichen nur noch ein Beſtätigungsrecht. Auch ward es ſchon damals für unvereinbar mit dem Amte des Biſchofs oder Prieſters erklärt, daß derſelbe irgend eine weltliche Beſchäftigung treibe. Man führte deshalb eine monatliche Steuer zur Beſoldung der Geiſtlichen ein, und redete ſchon damals viel von dem Moſaiſchen Geſetze des Prieſter-Zehntens, um der Prieſterſchaft eine ſicherere Einnahme, als dieſe monatliche Abgabe war, zu verſchaffen. Auch erhielten die Geiſtlichen ihre Stellen auf Lebenszeit, und ſchlaue Biſchöfe fanden es leicht, lauter ſolche Männer in den Klerus zu bringen, welche ein vollkommenes Syſtem der Prieſterſchaft einführen halfen. Eine noch weit größere Macht und Bedeutung gewährte den Geiſtlichen die neu entſtehende Theorie der Prieſterweihe, die man auf die zufällige Ceremonie der Hände-Auflegung gründete, welche die Apoſtel bei der Beſtellung eines Lehrers angewendet hatten; oder mit anderen Worten, es entſtand die Lehre von einem körperlich gedachten heiligen Geiſte, der in die Leiber der Eingeſegneten übergehe und die Geiſtlichen ſehr weit über alle andere Menſchen emporhebe. Dadurch ward dem Hochmuth und der Anmaßung Thür und Thor geöffnet, und die Geiſtlichen erhielten beſonders im Orient eine Art von Verehrung, welche ſonſt nur der Sklave dem Herrn erwies, die

aber dem Geiſte des ächten Chriſtenthums ganz entgegen war. In demſelben Grade, in welchem die Ehren der Biſchöfe zunahmen, ſtieg auch ihre Macht. Schon zweihundert Jahre nach Chriſti Geburt hatten ſie das Recht der Ernennung der Kirchenbeamten, ſowie das Recht der Ausſtoßung aus der Gemeinde. Übrigens gewährte die frühe Entwickelung einer Hierarchie oder Prieſterherrſchaft dem Chriſtenthum wenigſtens den einen Vortheil, daß ſie die Verbreitung desſelben fördern half. Die Macht und Ehre der Geiſtlichen in dem kirchlichen Staate der Chriſten war größer, als das Anſehen und der Einfluß irgend eines weltlichen Beamten. Die Ehrenſtellen des Reiches hatten ihre alte Bedeutung verloren, auch die höchſte derſelben machte den, der mit ihr bekleidet ward, zum Sklaven der Willkür des Kaiſers, und die Strafen der weltlichen Obrigkeiten, welche an die noch immer beſtehenden Formen der römiſchen Republik gebunden waren, konnten nicht ſo leicht verhängt werden und waren weniger furchtbar, als die Strafen der chriſtlichen Geiſtlichkeit, denen die Furcht oder Hoffnung des künftigen Lebens eine außerordentliche Wirkung verlieh. Dem Ehrgeizigen öffnete ſich alſo in der Kirche eine Laufbahn, welche weit glänzender war, als alles, was der Staat ihm bieten konnte; der Eintritt in ein kirchliches Amt machte ihn nicht allein zum freien Mann, ſondern, wenn er bis zur biſchöflichen Würde emporſtieg, ſogar zu einer Art von Herrſcher und zu einem Gegenſtande der Verehrung; er erhielt dadurch als Geſalbter des Herrn unter den Chriſten ein Anſehen, wie es ſelbſt die Kaiſer nicht hatten. Freilich waren dieſe Verhältniſſe für kräftige Regenten des Reiches ein Grund mehr, die neue Religionsgemeinde zu verfolgen, und außerdem wurden dadurch in die Chriſtengemeinde und in ihre Ämter auch viele unwürdigen Männer gezogen, die von dem edlen Eifer der erſten Chriſten weit entfernt waren und, was ihnen an wahrer Weisheit abging, durch Argliſt erſetzten. Dies war um ſo ſchlimmer, als leider die allgemeine Verderbniß der Zeit ſchon früh auch die Chriſten und ihre Vorſteher mit ſich fortgeriſſen hatte. Von der Entartung, die ſich kurz vor der Verfolgung durch Decius bei den Letzteren zeigte, ſagt einer der angeſehenſten Biſchöfe des dritten Jahrhunderts, Cyprianus, in einer auf unſere Zeit gekommenen Schrift: die meiſten Biſchöfe,

die doch den Anderen ein Beiſpiel ſein ſollten, hätten ihr geiſtliches Geſchäft der Seelſorge verachtet, und ſich mit weltlichen Geſchäften abgegeben; ſie hätten die Gemeinden ihrem Schickſale überlaſſen, und in anderen Provinzen umherziehend nach dem Handel eines gewinnreichen Verkehrs getrachtet; ſtatt ihren hungernden Brüdern in der Kirche zu Hülfe zu kommen, hätten ſie nur nach Reichthum geſtrebt, ſich dem Wucher ergeben, und mit tückiſchem Truge Güter an ſich zu reißen geſucht. Freilich iſt in dieſer Schilderung offenbar viel Übertriebenes, aber es geht doch daraus im Allgemeinen hervor, daß die chriſtliche Kirche ſchon lange zuvor, ehe ſie herrſchend wurde, ſehr ausgeartet war.

Endlich ward das Syſtem der Hierarchie noch durch das veränderte Verhältniß der einzelnen Biſchöfe unter einander vervollkommnet. Es entſtand nämlich eine Rangordnung unter den Kirchen und ihren Geiſtlichen. Die Biſchöfe der Provinzialſtädte wurden dem Biſchof der Metropolis oder Hauptſtadt untergeordnet, und unter den Metropolen erhielten wieder mehrere als die eigentlichen Hauptſtädte der damaligen Welt den Vorrang. Dieſe vornehmſten von allen Gemeinden führten den Namen apoſtoliſche Kirchen. Solche apoſtoliſchen Kirchen waren im Weſten Rom, im Oſten Jeruſalem, Antiochia, Alexandria, Epheſus und Korinth. Die Biſchöfe dieſer Städte ſahen ſich als die erſten von allen Geiſtlichen an; am meiſten Anſehen jedoch genoſſen die Biſchöfe von Rom, welche ſchon in den erſten Jahrhunderten denſelben Vorrang in Anſpruch nahmen, den ihre Stadt vor den anderen Städten des Reiches hatte. Dieſe Thatſache iſt unbezweifelt; wann und in wiefern aber der Anſpruch der römiſchen Biſchöfe an den erſten Rang und an ein entſcheidendes Übergewicht in der Kirche anerkannt wurde, iſt nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Päbſte gründen dieſen Vorrang auf das Anſehen der beiden größten Apoſtel, welche bei der ſogenannten Chriſten-Verfolgung Nero's in Rom als Märtyrer geſtorben ſein ſollen. Sollte ſich aber auch die Entſtehung des Pabſtthums wirklich bis auf die Zeit von Petrus und Paulus hinaufführen laſſen, ſo würde darum doch nicht weniger gewiß ſein, daß dieſe Apoſtel durch Hände-Auflegen und Vermächtniß keinem Sterblichen eine Gewalt verleihen konnten, welche Gott allein vorbehalten bleiben

muß, wenn nicht alle menſchlichen und göttlichen Geſetze verwirrt und aufgehoben werden ſollen. Der Felſen, auf welchen Jeſus ſeine Kirche gründete, war nicht eine äußere Gewalt desjenigen Apoſtels, auf deſſen Namen er in einer bekannten Stelle des Evangeliums anſpielte, ja, nicht einmal die Feſtigkeit und Standhaftigkeit dieſes Jüngers, die ja nachher auch im Augenblicke der Gefahr wankte; es war Petri Begeiſterung für die Lehre Jeſu und ſeine innige Liebe zu ihrem Stifter. Dieſer Felſen iſt aber überall, wo ein frommes Herz iſt, und wird gerade in einer Hauptſtadt, wie Rom, und in dem Geräuſche der Welt, in welchem der römiſche Biſchof lebte, am häufigſten vermißt werden. Die Macht zu binden und zu löſen, die Jeſus dem getreuen Jünger übertrug, beſtand weder in einer beſonderen Kirchengewalt, noch in dem Rechte den Himmel zu öffnen und in die Hölle hinabzuſtoßen; ſie war das freie Urtheil über die Auswahl derer, welche würdig oder unwürdig wären, zum Chriſtenthume gerufen zu werden.

Zugleich mit dem Stolze der hierarchiſchen Häupter einer Gemeinde, deren vornehmſte Tugend die Demuth ſein ſollte, mit dem Glanze der Nachfolger deſſen, der den Armen und Gedrückten das Himmelreich verheißen hatte, und mit der Rang- und Hofordnung einer Religion, die keinen Unterſchied der oberen und unteren Stellen anerkannte, wurde auch eine ganz neue Geſetzgebung eingeführt. Es entſtanden nämlich die Synoden oder Provinzialverſammlungen der Geiſtlichkeit und mit ihnen zugleich die Meinung, eine ſolche Synode werde von demſelben heiligen Geiſte geleitet, der die Apoſtel erfüllt habe, was ſie alſo feſtſetze, habe dieſelbe Verbindlichkeit, wie die ewigen Geſetze, welche die Apoſtel gepredigt hatten. Dadurch ward das Chriſtenthum bald mit menſchlichen Satzungen aller Art belaſtet. Dies war jedoch nicht das einzige Übel, welches die Synoden mit ſich brachten, ſondern ſie riefen auch unaufhörliche Streitigkeiten unter den Chriſten hervor. Die Gelehrten der Kirche, die grübelnden Theologen, die Erfinder neuer Dogmen wurden durch dieſe neue Einrichtung Richter über andere Gelehrte, andere Grübler, andere Syſtematiker, und die Synoden dienten den erſteren ebenſowohl zum Verdammen, als zu einer Art von dogmatiſcher Geſetzgebung. Leider hatte man ſchon längſt vor lauter Streitigkeiten über die Geheim-

niſſe des Weſens Gottes und ſeiner Mittheilung das Weſentliche des Chriſtenthums in den Hintergrund gedrängt, und die innere Kirche ward der äußeren ſo ſehr aufgeopfert, daß ſogar während der härteſten Verfolgungen durch die Heiden der Streit über Dogmen und Lehren die Chriſten unter einander zerriß, und daß irrende oder fehlende Glieder der Gemeinde von ihren eigenen Brüdern weit mehr als von den Heiden gehaßt wurden. Die meiſten Streitigkeiten wurden in Aſien geführt. Hier traten namentlich die ſogenannten Gnoſtiker auf, unter welchen man im Allgemeinen diejenigen verſteht, die einen Unterſchied zwiſchen der gewöhnlichen Auffaſſung und einer höheren, nur wenigen Begabten oder Geweihten zugänglichen Erkenntniß der religiöſen Wahrheiten machten. Sie zerfielen in viele von einander verſchiedenen Secten, dachten aber insgeſammt unſinnige Theorien aus, deren Erklärung noch bis auf den heutigen Tag die Theologen beſchäftigt, ohne daß dabei etwas Anderes gewonnen würde, als die Kenntniß der Irrwege, die den grübelnden Verſtand von der Wahrheit ableiten und in unauflösliche Räthſel verwickeln. Zu der Zeit, als durch die Erhebung der Dynaſtie der Saſſaniden in Perſien die Zoroaſtriſche Religion wieder hergeſtellt ward, verſuchte ein zum Chriſtenthum übergetretener Perſer, Mani, den Glauben der Chriſten ſogar mit Zoroaſter's Lehre von zwei Göttern (ſ. Th. I. S. 122) zu verſchmelzen, und ſeine Anhänger, die ſogenannten Manichäer, veranlaßten ebenfalls heftige Kämpfe in der Kirche. Neben den Träumen der Gnoſtiker und dem widerſinnigen Beſtreben der Manichäer waren es beſonders die Streitigkeiten über Chriſti Weſen und Natur, über die Bedeutung und rechte Zeit der Taufe, über die Eheloſigkeit und deren Verdienſt vor Gott, wodurch die Gemüther der Chriſten weit mehr beſchäftigt wurden, als durch die Sorge für die Erhaltung des freundlichen Verkehrs und für die ſittlichen Zwecke ihres Religionsſtifters.

Übrigens trugen alle dieſe verderblichen Neuerungen, durch welche die Lehre und Gemeindeverfaſſung der Chriſten ſo ſehr verändert wurden, ungemein viel zur Verbreitung des Chriſtenthums bei. Sie gaben der neuen Religion und der äußeren Einrichtung der Gemeinde diejenige Form, welche ſie fähig machte, Staatsreligion zu werden und zu politiſchen Zwecken zu dienen.

Durch die Entſtehung der zahlreichen Secten, durch die Anwendung der Philoſophie auf die Behandlung der chriſtlichen Lehre, durch die Veränderung in dem Weſen und der Form des äußeren Gottesdienſtes erhielt das Chriſtenthum einen Reiz für die Gelehrten und für die verbildete vornehme Welt. Viele wurden auch durch die Vorrechte und den Glanz der Geiſtlichkeit angezogen, ſie hofften in der chriſtlichen Kirche als Lehrer und Redner glänzen oder als Biſchöfe herrſchen zu können. Faßt man dieſe Verhältniſſe zuſammen, ſo wird man leicht einſehen, daß die letzte Verfolgung der Chriſten unter Diokletian ſehr unpolitiſch war, und daß Conſtantius Chlorus und Conſtantin der Große, wenn ſie ihre Nebenbuhler verdrängen wollten, nichts Klügeres thun konnten, als ſich zu Verfechtern des Neuen, des der Zeit und den Umſtänden Angemeſſenen gegen das Veraltete und Unhaltbare aufzuwerfen. Sie gewannen dadurch die junge Kraft und das neue Leben im Reiche für ſich.

8. Heidniſche Literatur und Bildung von Hadrian's Zeit an bis auf Conſtantin den Großen.

Während ſchon zu Hadrian's Zeit die griechiſche Literatur im Oſten und in der Mitte des Reiches ſo ſehr das Übergewicht erhielt, daß es den Anſchein gewann, als wenn ſie ſogar in Italien die lateiniſche Bildung erſticken würde, erwachte dagegen im Weſten der Welt der größte Eifer für die Letztere, und die lateiniſche Literatur ward in der Provinz Afrika, in Spanien und beſonders in Gallien ſogar lebhafter, als in Rom ſelbſt getrieben. In Gallien waren ſeither Marſeille und Lyon Hauptſitze der griechiſchen Studien geweſen, und die erſtere Stadt hatte allen den Römern, welche nicht in Athen ſtudiren wollten, als Hauptbildungsanſtalt gedient, gerade wie ehemals Genf denjenigen Deutſchen, welche ſich franzöſiſche Bildung aneignen, aber nicht nach Paris gehen ſollten. Dies änderte ſich ſeit Trajan's Zeiten, und die lateiniſche Bildung ward in Marſeille, in Lyon, überhaupt im ganzen ſüdlichen und mittleren Frankreich, nicht allein vorherrſchend, ſondern auch ſo eifrig gepflegt, daß man ſogar aus Italien dahin reiſte, um die lateiniſche Literatur gründlich zu ſtudiren. Die vornehmſten lateiniſchen Lehranſtalten Galliens waren Marſeille, Lyon, Autun,

Arles, Narbonne, Toulouſe, Bordeaux, ſowie ſeit dem Anfange des vierten Jahrhunderts Beſançon, Poitiers, Angouleme und ganz beſonders Trier, das ſeit Conſtantin's Zeit für die eigentliche Hauptſtadt von Gallien galt. Auf dieſen Schulen, welche nicht etwa blos von der ſtudirenden Jugend, ſondern auch von Erwachſenen beſucht wurden, lehrte man Grammatik, Rhetorik, Philoſophie, Jurisprudenz und Medicin. Die Lehrer derſelben wurden von den Städten angeſtellt, und waren von Einquartierungen und anderen öffentlichen Laſten frei. Ihre Beſoldung war zum Theil ſehr bedeutend. Eumenius z. B., ein berühmter Lehrer an der Schule von Autun, welcher um das Jahr 300 lebte, hatte einen Gehalt von mehr als dreizehn tauſend Gulden oder ſiebentauſend vierhundert Thalern.

Fragen wir nach den Früchten dieſes großen Intereſſes, welches die lateiniſche Bildung damals in Gallien, Spanien und Afrika gefunden hatte, ſo ſind dieſelben nur in Betreff der Rechtswiſſenſchaft bedeutend, ſonſt iſt von dem ächt römiſchen Geiſte der Literatur und von wahrhafter Philoſophie faſt gar nichts zu entdecken. Das Latein der galliſchen Schriftſteller jener Zeit iſt zwar weit reiner, als das der afrikaniſchen Rhetoren, doch iſt auch bei ihnen die Künſtelei, Mattheit und Weichlichkeit der Sprache und die ſtete Vermiſchung von Poeſie und Proſa unerträglich. Auch in Rückſicht auf den Inhalt ihrer Schriften bieten ſie nichts Erfreuliches dar. Die Dichter, unter welchen Avienus, Nemeſianus und Calpurnius vorzugsweiſe zu nennen ſind, haben gerade von Seiten der Poeſie am wenigſten Werth; ſie ſetzten ihre Verſe aus den Werken früherer Zeiten zuſammen, und verwäſſerten ſie durch Bombaſt und Schwulſt. Die Rhetoren ſchrieben faſt blos Lob- und Prunkreden, welche damals bei allen feierlichen Gelegenheiten gehalten zu werden pflegten, und ſich durch leere Declamation, durch lächerliche Übertreibungen und durch widerliche Schmeicheleien auszeichneten. Nur Cornelius Fronto, welcher noch zu Marc Aurel's Zeit lebte, bildet eine Ausnahme, weil er ernſtlich nach einer einfachen und natürlichen Behandlung ſeines Gegenſtandes ſtrebte. Die Geſchichtſchreiber, die ſich der lateiniſchen Sprache bedienten, haben zwar vor den ganz rhetoriſchen griechiſchen Hiſtorikern jener Zeit den Vorzug, daß ſie in ihren Werken der Wahrheit treuer geblieben ſind, als dieſe; dagegen verfehlten

ſie aber den Hauptzweck der Geſchichtſchreibung, Bildung des Verſtandes und Erweckung der Seele. Sie haben nämlich Alles zuſammengerafft, was ſie aus Archiven, Protokollen und anderen officiellen Quellen zuſammentreiben konnten. Dieſe Notizen haben ſie aber durchaus nicht verarbeitet, ſondern ſo wiedergegeben, daß dieſelben wie in einer Zeitung ohne irgend eine innere Verbindung neben einander ſtehen, und ſich ſogar zum Theil widerſprechen. Dieſe Geſchichtſchreiber, die man unter dem Namen Schriftſteller der Kaiſergeſchichte (scriptores historiae Augustae) zuſammengefaßt hat, haben uns daher zwar wichtige Quellen für die Kenntniß des Zuſtands der Zeit geliefert, auf die Bildung ihrer oder der ſpäteren Zeit konnten ſie aber nicht den geringſten Einfluß ausüben. Ganz anders verhielt es ſich mit den Werken der damaligen Rechtsgelehrten. Dieſe Männer, von welchen einige als bedeutende Staatsmänner bereits in der Darſtellung der politiſchen Geſchichte angeführt worden ſind, machten ſich durch Erforſchung der Quellen, durch Prüfung der Grundſätze, durch genaue Beſtimmung des Sinnes der beſtehenden Rechte ſehr verdient, und nützten der Welt nicht blos durch Schriften, ſondern auch im praktiſchen Leben ſelbſt. Ihre hinterlaſſenen Werke bilden die rühmlichſte Seite der Literatur jener Zeit.

Von den übrigen lateiniſchen Schriftſtellern dieſer Periode hat nur ein einziger einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Zeit ausgeübt. Dieſes iſt Apulejus, ein Zeitgenoſſe der Antonine. Da er in Afrika nicht nur geboren und erzogen wurde, ſondern auch dort lebte und wirkte, ſo können uns ſeine Werke auch als Muſter desjenigen Geſchmackes dienen, welcher von Afrika her ſich über die lateiniſche Literatur verbreitete. Von ſeinen vielen Schriften war eine Art Roman oder die Geſchichte des goldenen Eſels die am meiſten geleſene. Wir finden in Apulejus Schriften auf eine ſehr hervorſtechende Weiſe die Haupt-Charakterzüge der damaligen Literatur überhaupt ausgeſprochen: eine Sprache, die ſich bei ihm noch weit mehr als bei den galliſchen Rhetoren in die rein poetiſche Form verirrt, eine eitle und überſchwenglich fromme Schwärmerei, die ſich in den bloßen Gebilden der Phantaſie, im Dunkel der Bilder und Symbole, im Schwulſt der Darſtellung und in abergläubiſchen Erdichtungen gefällt, daneben aber auch wieder eine

verſtändige Anſicht des Lebens und der Natur, und endlich eine unerhörte ſittliche Verdorbenheit, vermöge deren der Schriftſteller den frommen und ſchwärmenden Seelen die Zeit durch ſchlüpfrige Gemälde von ſolchen Lüſten kürzt, welche zu verabſcheuen er den Schein annimmt. Kurz, Apulejus literariſche Thätigkeit war eine Speculation auf die Verkehrtheiten ſeiner Zeit. Er verfolgte zwar die eine Art von Aberglauben, nahm aber dagegen andere Schwärmereien und phantaſtiſche Grillen in Schutz. Er hat z. B. ein förmliches Syſtem der Geiſter, eine Geiſterkunde im Sinne der neueren Phantaſten gelehrt, und dadurch den groben Materialismus gefördert, der aus allen ſolchen Theorien von überſinnlich erklärten ſinnlichen Erſcheinungen hervorgehen muß, weil dabei das Geiſtige als etwas einer Gasart Ähnliches, folglich als etwas Körperliches aufgefaßt wird. Dabei hat Apulejus Platoniſche Vorſtellungen zu ſeinen Zwecken benutzt, er hat aber das, was bei Plato Nebenſache iſt, zur Hauptſache gemacht, und die Ideen dieſes Philoſophen aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, um ſie zu einem Syſtem der Schwärmerei und des Aberglaubens anzuwenden. Mit dieſer Art von Platonismus, welche er und andere Schriftſteller jener Zeiten gleichſam als eine Offenbarung anſahen, rechtfertigt er nicht blos geheime Weihen und myſtiſche Gebräuche, ſondern auch Amulette und ähnliche Dinge. In einer gerichtlichen Rede, durch welche ſich Apulejus gegen den Vorwurf der Schwarzkunſt vertheidigte, zeigte er recht gut das Abgeſchmackte des Glaubens an einen Zuſammenhang, der zwiſchen gewiſſen Naturerſcheinungen und gewiſſen Handlungen oder Geberden eines Menſchen beſtehen ſoll; er ſetzt aber dieſem Aberglauben eine andere Art von Zauberkunſt entgegen, welche auf einer geheimnißvollen Erkenntniß der Natur beruhe, mit myſtiſchen Weihen und Symbolen zuſammenhänge, und die Fähigkeit gewähre, künftige Ereigniſſe vorauszuſehen und Wunder zu thun. —

Sowie man ſich in Afrika, Spanien und Gallien eifrig für die lateiniſchen Studien intereſſirte, ſo wimmelte es in Griechenland, Aſien und Egypten von Philoſophen, Sophiſten und Rhetoren, die aus der Literatur eine Art Gewerbe machten, und aus dem Ruhm bei der unverſtändigen Menge, aus der Verführung der warmen und argloſen Jugend, aus dem Eigennutz elender Menſchen,

welche nur Kopf, aber kein Herz hatten, Nutzen für ſich ſelbſt zu ziehen ſuchten. In den meiſten Städten griechiſcher Zunge beſtanden Lehranſtalten, in welchen dieſes Treiben mit allen ſeinen Übeln einheimiſch war. Die berühmteſte derſelben war ſeit Hadrian's Zeit die Schule zu Athen. Hier hatte vorzüglich die neue Art von Sophiſtik (ſ. oben S. 355) ihren Sitz aufgeſchlagen, und die Lehrer derſelben genoſſen ein ſo großes Anſehen, daß ſie zum Theil ſogar auf die Reichsregierung bedeutenden Einfluß ausübten. Der ältere Philoſtratus z. B., welcher im Anfange des dritten Jahrhunderts lebte, begab ſich, nachdem er in Athen gelehrt hatte, nach Rom, und ſpielte daſelbſt unter Heliogabalus und Alexander Severus eine wichtige Rolle am Hofe. Neben Athen blühten damals noch viele andere griechiſchen Lehranſtalten; nicht blos auf der kleinaſiatiſchen Küſte, in Syrien und in Egypten, ſondern auch im Inneren von Aſien bis zum Euphrat und Tigris und bis in die ſyriſche Wüſte hinein wurden die griechiſchen Studien mit dem größten Eifer getrieben. Dieſe große literariſche Thätigkeit in den griechiſchen Theilen des Reiches war ihrem Haupt-Charakterzuge nach rhetoriſch und ſophiſtiſch; denn wie im Weſten, ſo war auch im Oſten der Aberglauben allgemein herrſchend, der Geſchmack verdorben und die Wiſſenſchaft zur Gaukelei geworden.

Man erkennt aus dem Angegebenen, daß im römiſchen Reiche damals ebenſo, wie in allen Zeiten der Schlaffheit und Überbildung, die Lehranſtalten vortrefflich eingerichtet, die Bildung gelehrt und gründlich, das Streben nach denjenigen Kenntniſſen, welche von jedem Manne von Erziehung erwartet wurden, allgemein verbreitet war. Auch wurde eben deswegen in gewiſſen Fächern ſehr viel und zum Theil ſogar mehr als in anderen Zeiten geleiſtet. Dieſe Fächer waren ſolche, welche keinen Flug der Phantaſie, keine Unabhängigkeit des Sinnes, keine eigenthümliche und ſelbſtſtändige Entwickelung des Geiſtes fordern, die entweder dem Staate und dem äußeren Leben unmittelbaren Nutzen gewähren, oder wenigſtens mit der Geſinnung, welche in militäriſch regierten Staaten vom Bürger verlangt wird, nicht im Widerſpruche ſtehen. Solche Fächer ſind bekanntlich die mathematiſchen, mediciniſchen, phyſikaliſchen, geographiſchen und juriſtiſchen Wiſſenſchaften. Außerdem duldet man in despotiſchen Staaten zuweilen auch noch die-

jenige Schriftſtellerei, welche auf witzige Unterhaltung ausgeht; denn dieſe iſt in ſolchen Staaten ebenfalls Bedürfniß, und weiß meiſtens der Cenſur auszuweichen.

Das, was in den genannten Zweigen der Literatur damals geleiſtet wurde, bietet die einzigen erfreulichen Erſcheinungen dieſer Zeit dar. Der Rechtswiſſenſchaft iſt bereits oben Erwähnung gethan worden. In der Medicin und den damit verbundenen Naturwiſſenſchaften trat damals einer der bedeutendſten Gelehrten des Alterthums auf. Dieſer Mann war Galenus, welcher 131 zu Pergamum geboren ward und bis zur Zeit des Kaiſers Septimius Severus lebte. Er galt viele Jahrhunderte hindurch in der ganzen civiliſirten Welt für die größte mediciniſche Autorität, und das chriſtliche Mittelalter, ſowie die Araber haben ihre Arzneiwiſſenſchaft einzig und allein aus ſeinen Schriften geſchöpft. Sein Einfluß auf das Alterthum iſt in doppelter Hinſicht ſehr bedeutend geweſen. Er hat nämlich nicht allein als Arzt und Naturforſcher eigenthümliche Entdeckungen gemacht, und ſich um die Medicin dadurch ein großes Verdienſt erworben, daß er in dieſer Beobachtungs-Wiſſenſchaft von neuem der Erfahrung ihr Recht ſicherte, ſondern er war auch ein ausgezeichneter Redner und Philoſoph, und hat in ſeinen Schriften außer der Medicin auch Wiſſenſchaft und Bildung überhaupt behandelt. Er hat ferner die Heilkunde mit der Beredſamkeit und Philoſophie in Verbindung gebracht, und ſo die rhetoriſche Richtung ſeiner Zeit auf eine edlere und nützlichere Weiſe angewandt, als alle die vielen damaligen Sophiſten und Schwärmer. Er wirkte dadurch höchſt wohlthätig auf ein Geſchlecht ein, das die alten Quellen wahrer Weisheit verſchmähte und, während es beſtändig von überſinnlichen Dingen, von Gotterſcheinungen und von Entäußerung der Menſchheit durch mönchiſche Zucht redete, jeder ächten Erhebung und Begeiſterung unfähig war. Dieſer Einfluß Galen's zeigt ſich beſonders in derjenigen ſeiner vielen Schriften, welche den Titel „Ermunterung zu geiſtiger Beſchäftigung" führt und am häufigſten geleſen worden iſt. Übrigens gibt uns ſogar Galenus ein Beiſpiel von dem hohen Grade der Unnatur und Entartung jener Zeit; denn ſelbſt dieſer Mann war nicht im Stande, ſich dem Einfluß des herrſchenden Aberglaubens zu entziehen. Auch er huldigte

nämlich dem Glauben an übernatürliche Wirkungen und Erſcheinungen, und nahm in ſeinen Schriften ſogar den Einfluß von Zauberformeln auf die Körperwelt in Schutz.

Faſt gleichzeitig mit Galenus lebte Claudius Ptolemäus, welcher in Bezug auf Aſtronomie, Chronologie und Geographie für die chriſtliche und arabiſche Welt des Mittelalters ebenſo wichtig iſt, als Galenus in Bezug auf die Medicin. Ptolemäus war wie Galenus für das ganze Mittelalter die einzige Quelle derjenigen Wiſſenſchaften, die er in ſeinen Schriften behandelte. Beide Männer haben übrigens auch das mit einander gemein, daß ſie nicht ſchöpferiſch wirkten und in ihren Wiſſenſchaften Bahn brachen, ſondern vielmehr nur das, was vor ihnen geleiſtet worden war, in ein Syſtem zuſammenfaßten, ergänzten und vollendeten. Auch war Ptolemäus ebenſo gut als Galenus von den herrſchenden Thorheiten ſeines Zeitalters angeſteckt. Er hat daher nicht nur Aſtronomie, ſondern auch Aſtrologie gelehrt. Sein eigentliches Verdienſt beſteht blos in Gelehrſamkeit, Fleiß und Sorge für Anordnung des Materials, ein Verdienſt, welches ſolchen Zeiten, wie die ſeinige war, eigenthümlich zu ſein pflegt. Ptolemäus ſteht als wiſſenſchaftlicher Aſtronom tief unter Hipparchus (ſ. Th. III. S. 124). Er ſtellte ſelbſt keine Beobachtungen an, und hat ſogar Hipparch's Angaben zum Theil nicht richtig verſtanden; er war aber ein guter Mathematiker, und vereinigte alles das, was über Aſtronomie vorher nur zerſtreut vorhanden geweſen war, in ein einziges Werk. Dieſes Werk führt unter uns gewöhnlich den erſt ſpäter entſtandenen Titel Almageſt. Es iſt ein vollſtändiges, aus allen einzelnen aſtronomiſchen Abhandlungen der früheren Zeit zuſammengetragenes Lehrbuch der Aſtronomie, und hat für die Fortdauer dieſer Wiſſenſchaft den größten Nutzen geſtiftet, weil Hipparch's Schriften untergegangen ſind, und weil die Gelehrten der folgenden Zeit weit hinter Ptolemäus zurückblieben. Ptolemäus war für dieſe ebenſo das Orakel in der Aſtronomie, wie Ariſtoteles in der Philoſophie. Selbſt in der neueren Zeit, wo man ſeine Fehler erkannte und zu berichtigen anfing, blieb die Achtung vor ihm noch lange ſo groß, daß Keppler, der ausgezeichnetſte Aſtronom der neueren Zeit, den Unterſchied, welcher zwiſchen den von Ptolemäus angeführten Beobachtungen und denen des

Hipparchus oder der neueren Aſtronomen Statt findet, lieber aus eingetretenen Störungen in der Bewegung der himmliſchen Körper herleitete, als daß er den berühmten Lehrer der ſpäteren Griechen, der Araber und des chriſtlichen Mittelalters des Irrthums beſchuldigt hätte. — Sowie die ganze neuere Aſtronomie an des Ptolemäus Almageſt geknüpft worden iſt, ſo ruht auch die Geographie der mittleren und neueren Zeiten ganz auf ſeinem Werke über dieſe Wiſſenſchaft. Ptolemäus hat in ſeiner Geographie ebenfalls viele falſchen Angaben mitgetheilt, aber er hat auch hierin das Verdienſt, alles Einzelne und Zerſtreute aus der früheren Zeit zuſammengetragen und unſchätzbare Nachrichten, die ſonſt verloren gegangen wären, der Nachwelt aufbewahrt zu haben. Welche Bedeutung dieſes Werk bis in die neuere Zeit hinein gehabt hat, kann man daraus beurtheilen, daß allein im ſechszehnten Jahrhundert, außer den griechiſchen Ausgaben desſelben und außer den vielen Überſetzungen in neuere Sprachen, nicht weniger als fünfzehn lateiniſche Überſetzungen erſchienen ſind. — Bei ſeinem chronologiſchen Werke, dem ſogenannten Kanon der Königsherrſchaften, hatte Ptolemäus eigentlich nicht den Zweck, die äußere Grundlage der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft zu befeſtigen, ſondern er wollte nur die Aſtronomen in den Stand ſetzen, die Zeit leicht zu berechnen, welche zwiſchen den verſchiedenen in ſeinem Almageſt aufgezeichneten Himmelsbeobachtungen verfloſſen ſei. Aus dieſem Grunde allein theilte er die ganze Vergangenheit in vier Hauptperioden ein, die er nach den Namen der Völker, welche in denſelben welthiſtoriſch am wichtigſten geworden ſind, die aſſyriſch-babyloniſche, die perſiſche, die macedoniſche und die römiſche Univerſalmonarchie benannte. Jeden dieſer Zeiträume theilte er, nach den Regierungsjahren der einzelnen Herrſcher der genannten Völker, wieder in kleinere Abſchnitte, und führte alle Jahre auf die in Egypten gebräuchliche Jahresrechnung zurück. Wie wichtig dieſe Arbeit für die Behandlung der Geſchichte und für den hiſtoriſchen Unterricht ward, geht daraus hervor, daß Ptolemäus Eintheilung der Weltgeſchichte bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Regel blieb, nach der man in den Schulen, wie in den Schriften, die allgemeine Geſchichte vorzutragen pflegte.

Dasſelbe Verdienſt, welches Galenus und Ptolemäus um ihre

Wiſſenſchaften haben, erwarb ſich Pauſanias um die Geſchichte der griechiſchen Kunſt. Dieſer Gelehrte, welcher wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts lebte, hat nämlich in einer Reiſebeſchreibung die Kunſtwerke von Griechenland beſchrieben, und viele Nachrichten von denſelben geſammelt, welche ohne ihn für die Nachwelt verloren gegangen ſein würden. Dabei hat ſein Werk noch den beſonderen Werth, daß es eine Menge Sagen der älteren Zeit enthält, die man ebenfalls nirgends ſonſt findet. Während Pauſanias einerſeits nicht in die Fehler unſerer meiſten Reiſebeſchreiber verfällt, ſeine perſönlichen Begebenheiten mit in die Erzählung aufzunehmen, erkennt man andererſeits in ſeinem Werke überall ſein Zeitalter. Schon die kleinliche Beſchreibung der Einzelnheiten aller Kunſtwerke und die daran geknüpfte Fabelgeſchichte verräth einen Schriftſteller, der in einer ſophiſtiſchen Zeit und in der vornehmen Welt von Rom lebte. Sein Styl iſt geſucht, dunkel, kurz und ſtellenweiſe dichteriſch. Nirgends zeigt ſich Kritik in der Behandlung des Gegenſtandes, und das Wohlgefallen des Verfaſſers am Wunderbaren und Übernatürlichen iſt ſo groß, daß man ſeinen Erzählungen von der Urzeit durchaus nicht unbedingt trauen darf, zumal da er ſich manchmal auf offenbaren Lügen ertappen läßt. Dagegen ſcheint ſeine Beſchreibung der alten Kunſtwerke richtig zu ſein. Jedenfalls iſt es als eine günſtige Fügung des Schickſals zu betrachten, daß kurz vor dem völligen Untergange der alten Religion, Kunſt und Poeſie ein Gelehrter wie Pauſanias die griechiſche Kunſt, deren Kenntniß für die Geſchichte des Alterthums ſo wichtig iſt, in einem beſonderen Werke behandelt und dabei auch alle Überlieferungen geſammelt hat, welche mit den verſchiedenen Denkmalen Griechenlands in irgend einer Beziehung ſtanden.

Neben Galenus, Ptolemäus und Pauſanias, welche recht eigentlich Kinder ihrer Zeit waren, iſt Lucianus, welcher ebenfalls im zweiten Jahrhundert lebte, und die Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen mit Spott und Witz geißelte, eine ſehr auffallende Erſcheinung. Man würde ſich jedoch ſehr täuſchen, wenn man ſein Auftreten und Wirken als etwas Vereinzeltes und Fremdartiges anſehen wollte. Man muß ihn vielmehr als das Organ einer bisher ſtummen Partei betrachten, welche mit dem Treiben der Schwärmer und Abergläubigen, der rhetoriſchen und fabelnden

Schriftſteller unzufrieden war. Nach dem Beifalle, welchen Lucian fand, zu ſchließen, war die Zahl dieſer Gegner des herrſchenden Geiſtes ſehr groß, und es hatte ihr ſeither nur an einem Sprecher gefehlt. Lucian ſtellt uns alſo die entgegengeſetzte Seite der Zeit dar, er iſt als der Repräſentant der vielen frivolen Spötter anzuſehen, welche lieber lachen als weinen wollten, und mit dem herrſchenden Aberglauben auch den Glauben, mit dem Fanatismus auch die Religion verwarfen. Lucian war alſo der Voltaire ſeiner Zeit; doch hatte er weit mehr Kenntniß und Kraft, als Voltaire, der ihm dagegen an Kunſt überlegen und mehr ſeines Styles und Witzes Meiſter war. Auch ſpottete Lucian nicht, wie Voltaire, deshalb, weil er am Zerſtören Vergnügen fand, ſondern weil er damit der ernſten Moral und einer wahren Weisheit, welche der blos auf Genuß zielenden Lehre des franzöſiſchen Philoſophen geradezu entgegen ſtand, einen Dienſt zu thun glaubte.

Lucian hat in einer ſeiner früheſten Schriften (dem Nigrinus) eine Carricatur des Lebens in Rom gegeben, und den Contraſt zwiſchen dem eiteln vornehmen Treiben in einer großen Stadt und dem wahren menſchlichen Leben recht grell hervorgehoben. Er geißelt ebenſowohl die Kriecherei und Niederträchtigkeit der Clienten und Untergeordneten, als die übermüthige, lächerliche Einbildung der Großen und Hohen. Freilich tadelt er damit nicht die Fehler eines beſtimmten Zeitraumes, ſondern das, was ſich in allen großen Städten, beſonders in Reſidenzen, findet. In anderen Schriften richtet er ſeinen Witz gegen das verkehrte Treiben der Gelehrten und gegen den ſklaviſchen Sinn, mit welchem dieſelben aus Eigennutz und Eitelkeit den Vornehmen und ihren Dienern ſchmeicheln, um die Gunſt der Hochſtehenden zu erlangen. Leider enthalten dieſe Schriften für uns nichts Neues, da wir von unſeren großen Städten her, in denen eine geiſtreiche Geſellſchaft und eine gewiſſe Art von Literatur zu den Lebensbedürfniſſen gehört, nur zu gut die Rolle kennen, welche ſo viele Gelehrten und Sophiſten in den großen Häuſern ſpielen. Ein Hauptgegenſtand der Satyre war für Lucian die religiöſe Verirrung ſeiner Zeit, und zwar griff er ebenſowohl das Heidenthum, als die chriſtliche Religion an. Beiden ſtellte er die bloße Moral und den geſunden, aber durch keine Lehre erleuchteten, durch keine

innere und ernſte Betrachtung gebildeten Verſtand entgegen. Sein bitterer Hohn gegen das Heidenthum war gewiß nützlich, weil bei der Unverbeſſerlichkeit einer Religion, die mit ihrer Poeſie allen Werth und alle Bedeutung verloren hatte, blos durch völlige Vernichtung, nicht durch Ausbeſſerung Hülfe geſchafft werden konnte. Nur die Gottheit konnte durch die That helfen, nicht Menſchen durch ihren Rath. Auch ging Lucian's Spott wirklich dem Untergange des römiſchen Reiches und der römiſchen Bildung auf dieſelbe Weiſe voraus, wie Voltaire's Spott der franzöſiſchen Revolution.

Die Verachtung, mit welcher Lucian die Chriſten und ihre Religion behandelt, erklärt ſich daraus, daß zu ſeiner Zeit ſchon das Märtyrer- und Heiligen-Weſen und andere Misbräuche die Lehre des Evangeliums ſehr entſtellt hatten. Misverſtand kann man ihm hierbei Schuld geben, übeln Willen aber ſchwerlich. So aufrichtig nämlich jeder chriſtlich Geſinnte eine würdigere Behandlung des Chriſtenthums und eine tiefere Erkenntniß ſeines eigentlichen Gehaltes, als Lucian zeigt, wünſchen wird, ſo muß man doch auch eingeſtehen, daß das Chriſtenthum damals bereits in Fanatismus und in eine neue Art von Götzendienſt ausgeartet war. Übrigens läßt ſich nicht verbergen, daß Lucian auch das heidniſche Alterthum und ſeine Poeſie, den Geiſt ſeiner Religion und ſeiner Überlieferungen ebenſo ſchnöde verkannt hat, als das Chriſtenthum. Sein Witz iſt in dieſer Beziehung ganz modern; Lucian greift mehr von der Oberfläche, als aus der Tiefe, und trägt kein Bedenken, jede Rückſicht aus den Augen zu ſetzen, wenn er nur Lachen erregen und unterhalten kann. Manche ſeiner Schriften, und zwar zum Theil gerade die vorzüglichſten, ſind gegen den beſtehenden Cultus und gegen die Volksreligion auf eine ſolche Weiſe gerichtet, daß dadurch ſein Zweck, verſtändige Einſicht des wahrhaft Guten zu verbreiten, vereitelt, daß die Gemüther aller poetiſchen Träume beraubt und gerade dadurch der Schwärmerei, ſo ſehr Lucian ſie ſonſt auch bekämpfen mochte, zugänglich gemacht wurden. Eine Volksreligion hätte er als verſtändiger Mann übrig laſſen müſſen; verwarf er die neue, welche ſchon zu ſeiner Zeit ſehr viele Bekenner unter dem Volke zählte, ſo mußte er, wie ſpäter der Kaiſer Julianus Apoſtata that, die alte auf irgend eine Weiſe in Schutz nehmen. Obgleich er dabei die Moral

ſchonte, ſo ſetzte er doch überall den kalten Verſtand dem warmen Gefühl und die nackte Wirklichkeit jener idealen Welt entgegen, die den Menſchen mit Muth und Hoffnung erfüllt; belehrt wurden alſo von ihm nur diejenigen, welche ſchon vorher ſo wie er dachten. Die von ihm gepredigte heitere Lebensweisheit und die ſeinen Spöttereien über den alten Glauben beigemiſchte Belehrung über die vielen Thorheiten und Vorurtheile der Zeit waren verſchwendet, weil jeder, der dieſe Winke freundlich aufnehmen wollte, der ganzen alten griechiſchen und römiſchen Welt mit ihren Dichtern und ihrer Kunſt Hohn ſprechen mußte. Lucian's Schriften trugen daher nicht wenig dazu bei, ein Geſchlecht, welches ſchon längſt für den Geiſt des Alterthums keinen Sinn mehr hatte, völlig vom alten Ernſt zur Leichtfertigkeit und dadurch zum Aberglauben hinüberzuführen. Dieſer Charakter des leichtfertigen Spottes, mit welchem Lucian alles, was der entarteten Zeit heilig und hoch war, als niedrig und gemein darzuſtellen ſuchte, zeigt ſich in den meiſten ſeiner ſpäteren Schriften. Einige derſelben ſind ſogar abſichtlich ſchlüpfrig, wie Voltaire's Pucelle und ähnliche Erzeugniſſe der neueren Zeit, und wurden gerade deshalb mit Begierde geleſen. Für ein Geſchlecht, das vorzugsweiſe an ſolchen Schriften Gefallen fand, gingen auch die beſſeren Beſtrebungen Lucian's verloren. Alle die Thorheiten, die er verlacht, und der Aberglauben, den er verſpottet, blieben vor wie nach herrſchend, und Gauner jeder Art ſpielten an allen Ecken und Enden des Reiches Propheten- und Heiligen-Rollen, obgleich Lucian in einer beſonderen Schrift einen ſolchen Betrüger in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt hatte. Als die heidniſchen Heiligen und Propheten verſtummten, traten chriſtliche Gaukler an ihre Stelle. —

Die Thorheiten, welche Lucian mit bitterem Spotte geißelte, zeigen ſich auch in der philoſophiſchen Literatur jener Zeit. Es gab damals in den griechiſchen Städten von Europa und Aſien eine erſtaunlich große Zahl von Philoſophen, welche neben den Rhetoren und Sophiſten öffentlich als Lehrer auftraten. Leider entſprang jedoch dieſer Eifer für die Philoſophie nicht ſowohl aus einem wirklichen inneren Bedürfniß der Erkenntniß, als vielmehr aus der angeborenen Eitelkeit und Unruhe der Griechen, welche, von öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen, ſich in gelehrten Streitig-

keiten und Spitzfindigkeiten gefielen. Faſt kein einziger von den vielen Philoſophen jener Zeit vermochte ſich über die Schule und den Schulgeiſt zu erheben, ſelbſt Marc Aurel war ein bloßer Schulphiloſoph; Lucian hatte daher auch dieſe Schulphiloſophen ebenſo, wie die Schwärmer und Myſtiker, dem Spotte preisgegeben. In einer ſolchen Zeit der Unnatur und der Schlaffheit konnten überhaupt nur Schulweisheit und Sectenweſen gedeihen; der Sinn für die Erkenntniß an und für ſich allein, das Bedürfniß nach Wahrheit und der Reiz eines ungekünſtelten inneren Lebens waren ſchon längſt aus der Welt gewichen.

Im Anfange dieſes Zeitraumes war die ſtoiſche Philoſophie noch vorherrſchend. Dann wandten ſich einige gute Köpfe von der Philoſophie, in welcher man bald nur durch übertriebene Behauptungen und dunkle Redensarten durchdringen konnte, zur Theorie des Geſchmacks und der Beredſamkeit, oder mit andern Worten, ſie ſuchten das Urtheil über die vorhandenen Geiſteswerke feſtzuſtellen, die Ideen und Begriffe vom Schönen richtig zu beſtimmen, und das, was man ſeit Ariſtoteles in dieſer Beziehung geleiſtet hatte, in Lehrbücher zuſammenzufaſſen. Endlich erhielt aber eine jener Zeit vorzugsweiſe eigenthümliche und ihrem ganzen Charakter angemeſſene Philoſophie, die ſogenannte neu-Platoniſche Weisheit, das Übergewicht. Neben dieſen verſchiedenen Richtungen kam auf ganz natürliche Weiſe auch der Skepticismus oder die Beſtreitung alles menſchlichen Wiſſens und Begreifens auf; denn es iſt eine unter ähnlichen Umſtänden ſtets wiederkehrende Erſcheinung, daß ſich in einer Zeit, wo unbegrenztes Behaupten und Glauben herrſcht, als Gegenſatz auch ein unbegrenztes Zweifeln geltend macht. Unter dieſen Skeptikern, welche die Gewißheit jeder Überzeugung beſtritten und alles Poſitive durch wiſſenſchaftliche Gründe zu verneinen ſuchten, befanden ſich einige denkende Männer von tüchtigen Kenntniſſen; doch wurden auch ſie von dem Zeitgeiſte ſo ſehr mit fortgeriſſen, daß ſelbſt dieſe negative Philoſophie, ſo widerſprechend dies auch ſein mag, die Form einer Schulweisheit annahm. Sie fanden übrigens nur geringen Anhang, theils weil das Grübeln und Schwärmen, der Sectengeiſt und der Sinn für ſyſtematiſches Wiſſen zu tief in dem Geiſte der Zeit gegründet waren, theils weil ſie ſelbſt jede Grundlage der

Überzeugung erſchütterten und alſo nur eine äußere Wahrnehmung und eine äußere Exiſtenz übrig ließen. Der Skepticismus war als beſonderes philoſophiſches Syſtem durch Pyrrho, einen Schüler Anaxarch's, in den letzten Zeiten der griechiſchen Blüthe gegründet worden (ſ. Th. II. S. 373). Der bedeutendſte Anhänger und Vertheidiger dieſer Lehre, Sextus Empirikus, trat in den letzten Zeiten der römiſchen Blüthe auf. Sextus Empirikus, welcher im dritten Jahrhundert lebte und auch als gelehrter Arzt bedeutend war, vereinigte alles, was die früheren Zweifler vorgebracht hatten, in ein einziges Werk, und ſuchte ſeinen grübelnden Zeitgenoſſen zu zeigen, daß jede Behauptung des menſchlichen Verſtandes ſich mit denſelben Waffen angreifen laſſe, mit welchen man ſie vertheidigt habe. Er zog mit Nachdruck und Schärfe gegen jede Art von Wiſſen und Wiſſenſchaft zu Felde; weil er aber dabei zu weit ging, und überdies in einer faſt nur dem Poſitiven zugewendeten Zeit lebte, ſo war ſein Kampf ebenſo fruchtlos, als Lucian's Spott. Übrigens iſt hierbei hervorzuheben, daß ein philoſophiſches Zweifeln, wie Sextus es vortrug, nur ſolchen Zeiten eigen ſein kann, in welchen der menſchliche Geiſt das Einfache und Natürliche verſchmäht, um das Auffallende und die Extreme zu ergreifen. In allen Zeiten dieſer Art hat man daher auch Sextus Schriften geleſen und benutzt, und der berühmte Skeptiker der neueren Zeit, Bayle, hat keinen geringen Gebrauch davon gemacht.

Von den ſtoiſchen Philoſophen, deren Lehre Epiktet wieder ins Leben zurückgerufen hatte, war in dieſem Zeitalter der Kaiſer Marc Aurel der ausgezeichnetſte. Er hat uns eine Sammlung von Maximen hinterlaſſen, welche die Aufſchrift „An ſich ſelbſt" trägt. In dieſem Buche zeigt ſich einerſeits zwar ein gebildeter Geiſt, eine edle Seele und eine vortreffliche Geſinnung; andererſeits gibt ſich darin aber auch allenthalben ein Mann zu erkennen, der niemals aufhört ein Gelehrter zu ſein, ſich niemals über die Schulweisheit zu erheben vermag. Soviel Schönes und Vortreffliches auch in dem Werke enthalten ſein mag, nirgends findet ſich darin etwas Eigenes, nirgends eine Empfindung und Vorſtellung, welche unmittelbar und rein aus einer beſonderen Lage des Verfaſſers entſprungen wäre. Vereinzelt ſtehende Sprüche

kalter Moral, gute Vorſätze, Hofmeiſterei an ſich ſelbſt, dürre Anweiſungen, allgemeine Betrachtungen, kurz, Katheder-Weisheit, iſt der Inhalt dieſes Buches. Der Verfaſſer hat es nie mit ſich ſelbſt oder mit der reinen Wahrheit und Erkenntniß zu thun, ſondern immer nur mit dem Erlernten und mit dem philoſophiſchen Syſtem ſeiner Schule. Ein Kaiſer, der mitten in den ſchwierigen Geſchäften der Herrſchaft über die Welt glauben kann, daß niedergeſchriebene Maximen und eingeübte Regeln den Mann des praktiſchen Lebens leiten können, iſt durch die Schule und ihre Pedanterien verdorben: er verwechſelt die Lehre der Weisheit mit der Weisheit ſelbſt. Die Erſtere gehört der Schule und nur der Schule an, die Letztere dagegen muß der Weltmann und Staatsmann beſitzen, und nichts iſt verderblicher, als die Vermengung Beider. Marc Aurel's Schrift rechtfertigt daher den Spott, mit welchem Lucian die ſtoiſche Secte ebenſo, wie alle anderen Philoſophen, verfolgt.

Einige einzelne Andeutungen mögen das Geſagte erläutern. Ein Regent, deſſen Geiſt und Thätigkeit durch die dringendſten und verwickeltſten Angelegenheiten und durch ſehr bedenkliche Kriege in Anſpruch genommen waren, hätte doch mit dem Gedanken der Gefahr und des Todes ganz anders vertraut ſein ſollen, als es ein Mann der Schule iſt, der in Athen oder Rom über Schwierigkeiten des Lebens philoſophirt, die er nie kennen lernt, und ſich mit ſeinen Lehrſätzen über Todesgefahren tröſtet, die er, wenn es gilt, ſorgfältig zu vermeiden ſucht. Wie ſonderbar klingt daher im Munde eines Kaiſers und Feldherrn, der über die Welt gebietet und täglich dem Tode ins Auge ſchauen muß, jene Stelle ſeines Buches, in welcher er eine erbauliche Betrachtung über den Tod macht, und ſie mit dem abgedroſchenen Satze anfängt, daß derſelbe unter die natürlichen Ereigniſſe gehöre! Einem Kaiſer und Feldherrn mußte ferner der Namen Alexander's nur große Vorſätze, den Entſchluß in der Erinnerung der Menſchen fortzuleben und das Bewußtſein, daß ein großer Geiſt gleich den Göttern unſterblich ſei, in die Seele rufen; ein Schulmeiſter auf der Lehrkanzel dagegen und ein gewöhnlicher Privatmann, der ſeinen alltäglichen Gang geht und ſich in der Behaglichkeit friedlicher Geſelligkeit glücklich fühlt, wird an jenen Namen nur eine moraliſche Betrachtung anzuknüpfen wiſſen. Marc Aurel thut das Letztere.

Er ſtellt zum Behuf einer ſolchen Betrachtung den großen König mit dem Reitknechte desſelben zuſammen, und ſagt: „Alexander und ſein Reitknecht ſind nun, da ſie todt ſind, zu einem und demſelben Dinge geworden, ſie ſind nämlich entweder in denſelben Geiſt des Weltalls aufgenommen, oder in eben die Atome, aus denen nach Epikur's Anſicht Alles entſtehet, zerſtreut worden.“ Eine ſolche Bemerkung iſt, wie man ſieht, ebenſo trivial als falſch; für uns exiſtirt Alexander der Große noch immer, ſein Reitknecht aber hat für uns nie exiſtirt. Noch deutlicher zeigt ſich die Schulanſicht, welche allein den Kaiſer Marc Aurel leitet, in einer anderen Stelle, wo er große Regenten und berühmte Philoſophen mit einander vergleicht. In den Augen eines Herrſchers, der das Schickſal der Welt in ſeiner Hand trug, hätten doch Männer, welche der Welt eine neue Geſtalt, den Völkern Geſetze und der Menſchheit eine Geſchichte gaben, eine ganz andere Art von Größe haben müſſen, als die Schöpfer von neuen philoſophiſchen Syſtemen, die der Eine lobt, der Andere tadelt; Marc Aurel aber weiß die Menſchen nur aus dem Geſichtspunkt der Schule zu beurtheilen. Er ſagt: „Alexander, Cäſar und Pompejus, wie klein ſind ſie gegen Diogenes, Heraklit und Sokrates! Die Letzteren erkannten die Dinge und ihre Urſachen und das Weſen der Materie, und dieſe Erkenntniß leitete ihre Seelen; jene Anderen aber, für wie Vieles mußten ſie ängſtlich beſorgt ſein, wie vielen äußeren Dingen mußten ſie dienen!“

Von den Männern, welche ſich in dieſem Zeitraume vorzugsweiſe der Theorie der Redekunſt oder der philoſophiſchen Beſtimmung des Schönen zuwandten, waren Hermogenes und Longinus die bedeutendſten. Hermogenes von Tarſus, ein Zeitgenoſſe Marc Aurel's, ſchrieb ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre eine Theorie, welche in den dritten oder vierten Rang nach Ariſtoteles geſetzt werden kann. Er iſt in derſelben mehr dieſem Philoſophen, als den Rhetoren ſeiner Zeit gefolgt, und hat uns unendlich mehr wahre und ächte Belehrung überliefert, als dieſe alle zuſammen. Wir dürfen jedoch auf den Inhalt ſeiner Schriften nicht näher eingehen, da derſelbe mit der Zeitgeſchichte nichts gemein hat. Longinus, welcher lange in Athen lebte und lehrte, und deſſen rühmliches Ende zu Palmyra bereits oben dargeſtellt worden iſt

(ſ. oben S. 402), war einer der größten Männer ſeiner Zeit, mag man ihn nun als Philoſophen und als Lehrer der Beredſamkeit oder als Staatsmann und als Miniſter der Zenobia betrachten. Er widmete ſich der Philoſophie mit reinem Eifer und mit einem wirklichen Streben nach Wahrheit. Er ſuchte in Plato, deſſen Schriften ihm als Hauptmittel ſeiner Bildung dienten, Beruhigung des Herzens und Befriedigung der Anſprüche des Verſtandes; er konnte alſo weder zu den Fahnen irgend einer Secte ſchwören, noch an dem philoſophiſchen Treiben ſeiner Zeit überhaupt Gefallen finden. Er wandte ſich daher zur Redekunſt, um, ohne Unterwerfung unter den Zeitgeiſt, für Wahrheit und Recht und für den beſſeren Geſchmack thätig zu ſein. Einer der berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit, Plotinus, hat ihm freilich den Namen eines Philoſophen ſtreitig gemacht; die Nachwelt aber erkennt an, daß er durch ſeine Schriften und durch ſeine mündlichen Lehren der Menſchheit weit mehr genützt hat, als Plotinus und alle von demſelben gebildeten Forſcher, welche für ein zum unthätigen, betrachtenden Leben geneigtes Geſchlecht erſchlaffter Menſchen eine Philoſophie ſchufen, die ein ſolches Leben als den höchſten Gipfel menſchlicher Vollendung darſtellt. Longinus hat als Lehrer der Beredſamkeit der Schwärmerei ſeiner Zeit entgegengewirkt, und uns eine Schrift über das Erhabene hinterlaſſen, welche durch Styl, Manier und Philoſophie in gleichem Grade ausgezeichnet iſt. Was aber noch wichtiger iſt, Longinus war in dieſem Zeitraum der einzige Philoſoph, deſſen Studien nicht der Schule, dem Syſtem und der Secte, ſondern dem Leben und den Geſchäften desſelben gewidmet waren. Auch hat er nachher als Staatsmann und Miniſter, zum Unterſchied von einem Marc Aurel, den Werth einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Bildung und Thätigkeit durch die That bewieſen, und ſelbſt noch im Tode ſich als wahrhaftigen Philoſophen und als einen zugleich edeln und kräftigen Mann bewährt.

Die ſogenannte neu-Platoniſche Philoſophie, welche am Anfang der Kaiſerzeit zu entſtehen begann, und im dritten Jahrhundert die Modephiloſophie wurde, beruhte der Hauptſache nach auf dem Streben, Schwärmerei und Philoſophie mit einander zu verbinden. Man ſuchte den Mythen und Allegorieen des Heidenthums, dem herrſchenden Aberglauben und den aus dem Orient

empfangenen Vorſtellungen eine philoſophiſche Begründung zu geben, und bediente ſich dazu der Platoniſchen Philoſophie. Dieſe eignete ſich zu einem ſolchen Zwecke aus dem Grunde, weil man im Orient diejenigen Stellen in Plato's Schriften allein berückſichtigte, in welchen Plato die Vorſtellungen des Orients und der Pythagoreer oder griechiſche Sagen und Dichtungen zu ſeinen Abſichten benutzt hatte. Bei ihm waren dieſe Vorſtellungen und Mythen freilich nur ein Mittel geweſen, um theils dem menſchlichen Geiſte da, wo die Kraft des Verſtandes nicht weiter zu dringen vermag, auf dichteriſche Weiſe eine Befriedigung zu gewähren, theils dasjenige, was ſich nicht mehr in der Form einer Lehre klar machen läßt, allegoriſch anzudeuten (ſ. Th. II. S. 255). Dieſe Dichtungen und Allegorien in Plato's Schriften nahm man in der römiſchen Kaiſerzeit nicht nur ebenſo, wie ſeine wirklichen Lehren, als volle Wahrheit an, ſondern man zog ſie dieſen ſogar vor, und ſah ſie wie eine Art von Offenbarung an. Eine ſolche Auffaſſung der Platoniſchen Schriften diente dem herrſchenden Zeitgeiſte vortrefflich, und es iſt daher auch nicht zu verwundern, daß ſowohl der Jude Philo (ſ. oben S. 357) die Platoniſche Philoſophie mit den Lehren ſeiner Religion in Verbindung zu bringen wußte, als auch daß die Chriſten ſchon früh den Platonismus ebenfalls zur Begründung ihrer Anſichten vom Verhältniſſe der Gottheit zur Menſchheit benutzten. Den Heiden aber war die Platoniſche Philoſophie in Folge dieſes Mißbrauches derſelben von verſchiedenen Seiten her willkommen. Sie kam dem Hange zum Myſtiſchen und Schwärmeriſchen zu Statten, da man in einer gebildeten Zeit bei allem Aberglauben ſtets auch das Bedürfniß einer philoſophiſchen Begründung desſelben empfindet. Sie gab ferner der abgeſtorbenen heidniſchen Religion eine neue Art von Leben, und diente daher als Waffe gegen das Chriſtenthum, wiewohl ſie im Grunde doch nur den chriſtlichen Schwärmereien den Weg bahnte. Außerdem fand die herrſchende Neigung zum Poſitiven im Wiſſen und Glauben an Plato eine erwünſchte Autorität. Endlich war der Unterricht der Rhetoren zu ſeicht, der Skepticismus zu troſtlos, die Lehre der Ariſtoteliker zu trocken, die ſtoiſche und cyniſche Philoſophie theils zu mager, theils zu ſehr ausgeartet, als daß die Welt hieran den Halt hätte finden können,

deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Um ſo begieriger griff man zu der philoſophiſchen Schwärmerei, welche der Neu-Platonismus darbot.

Mit dieſer Auffaſſung und Anwendung der Platoniſchen Schriften verband man gleich anfangs auch pythagoreiſche Lehren und Sagen. Auch Pythagoras wurde von den Neu-Platonikern als eine Art Heiliger, ſeine Ausſprüche als Orakel angeſehen. Gleich nach Hadrian's Zeit fing man außerdem an, einzelne Lehren des Ariſtoteles und anderer Philoſophen durch künſtliche Deutung mit dem ſogenannten Platoniſchen Syſtem zu vereinigen. Die auf dieſe Weiſe nach und nach entſtandene neue Philoſophie ward Neu-Platonismus, ſpäter auch Neu-Pythagoreismus genannt. Einer der bedeutendſten Neu-Platoniker zur Zeit der eigentlichen Ausbildung dieſer neuen Secte war Ammonius Sakkas, der ſeine Weisheit nur als Geheimlehre einigen wenigen Eingeweihten mittheilte. Er iſt beſonders deßhalb wichtig, weil er der Lehrer des trefflichen Longinus und des berühmteſten Neu-Platonikers, Plotinus, war. Jener entſagte bald einer Philoſophie, die den Menſchen verwirrte und zum Handeln unfähig machte; dieſer aber verſchaffte ebenderſelben Philoſophie erſt recht Eingang bei den Menſchen ſeiner Zeit. Plotinus, welcher im Jahre 205 zu Lykopolis in Egypten geboren wurde und 270 in Campanien ſtarb, war elf Jahre lang ein eifriger Schüler des Ammonius, verſenkte ſich aber ſo tief in das Grübeln über die göttliche und menſchliche Natur, daß er, durch die egyptiſch-griechiſche Geheimlehre ſeines Vorgängers und Lehrers nicht zufrieden geſtellt, auch nach perſiſcher und indiſcher Weisheit verlangte, und ſich an des jüngeren Gordianus Heer anſchloß, um mit demſelben nach Perſien zu gehen. Schon dieſer einzige Zug aus Plotin's Leben könnte uns den Charakter der neuen, von ihm eigentlich erſt emporgebrachten Philoſophie zeigen. Ein Verſinken in ſich ſelbſt, ein Streben nach Vereinigung mit der Gottheit durch innere Betrachtung, ein Spalten der Begriffe und ein ohne Rückſicht auf die Beobachtung und Erfahrung, blos auf dem Wege des Denkens und Schließens bewirktes Beſtimmen des Weſens und der Verhältniſſe aller Dinge, dies bildet ſeit undenklichen Zeiten den Grundcharakter der indiſchen und perſiſchen Religionslehre, und alle philoſophiſchen Myſtiker haben bis auf unſere Tage herab aus

der Quelle dieſer Unweisheit ihre dürren oder mit üppigem Unkraut überwachſenen Felder getränkt. Plotinus begab ſich ſpäter nach Rom, wo er die herrſchende Neigung zu orientaliſcher Myſtik für ſeine Zwecke ſehr geeignet fand, und fünf und zwanzig Jahre lang bis kurz vor ſeinem Tode die Rolle eines Propheten ſpielte. Der Kaiſer Gallienus und ſeine Gemahlin huldigten ihm mit ſo ſchwärmeriſchem Eifer, daß ſie, wie es heißt, ſogar die Abſicht hatten, in einer Stadt Italiens einen philoſophiſchen Staat nach Plotin's Grundſätzen zu errichten. Ebenſo groß war der Beifall, welchen Plotinus in den angeſehenſten Familien der römiſchen Bürgerſchaft fand; einige der erſten Männer der Stadt wurden ſeine eifrigſten Anhänger und nahmen ſeine Lehre wie eine himmliſche Botſchaft auf. Die geiſtige und moraliſche Erſchlaffung der römiſchen Welt und die allgemein herrſchende Neigung zur Schwärmerei, zur Mönchsmoral und zum Übernatürlichen und Prophetiſchen geben ſich durch nichts ſo deutlich zu erkennen, als durch den Eindruck, welchen Plotinus machte, und durch die Achtung, die ſeine Lehre gerade deshalb fand, weil ſie unverſtändlich war. Die Mittel, deren ſich Plotinus und ſeine Schüler zur Verbreitung der neuen Weisheit bedienten, waren dieſelben, durch welche man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich verdorbene Große für Mesmer's und Caglioſtro's myſtiſche Gaukeleien und in Deutſchland einen frommen preußiſchen König für Roſenkreuzer, Geiſterbanner und ähnliche Leute gewann. Plotinus trieb die Zauberkunſt, beſchied Geiſter vor ſich, und ließ ſich ſogar zu dem bei uns nur von einer verachteten Menſchenklaſſe getriebenen Geſchäfte herab, auf Befragen ſeiner Bekannten die Urheber kleiner Diebſtähle anzuzeigen.

Prophetiſch waren auch Plotin's Schriften abgefaßt; denn nach dem Zeugniſſe ſeines berühmteſten Schülers ſchrieb er ſeine vermeintlichen Eingebungen nieder, ohne ſie nachher nur eines Blickes zu würdigen oder auch nur die Schreibfehler zu verbeſſern. So waren freilich die Meiſterwerke der alten Griechen nicht entſtanden! Auch die gewöhnlichen Regeln des Denkens und das, was wir Methode nennen, fanden ſich ebenſo wenig in den Schriften, wie in dem mündlichen Vortrage eines Mannes, welcher von jedem, der zur philoſophiſchen Erkenntniß gelangen wollte, die Entäußerung ſeiner ſelbſt oder das Heraustreten aus dem natürlichen Zu-

ſtande des Denkens und Empfindens als erſte Bedingung forderte. Wie dunkel ſein Vortrag war, kann man daraus abnehmen, daß Amelius, einer ſeiner Hauptſchüler, vier und zwanzig Jahre bei ihm verweilen mußte, um in ſeine Geheimniſſe eingeweiht zu werden. Seinem durch Klarheit der Gedanken und Beſtimmtheit des Ausdruckes ausgezeichneten Zeitgenoſſen Longinus ſtand daher Plotinus etwa ſo gegenüber, wie in neuerer Zeit Jakob Böhme einem Fichte und anderen denkenden Köpfen. Übrigens enthalten Plotin's Schriften, wie alle Bücher dieſer Art, neben den abgeſchmackteſten Grillen und den abenteuerlichſten Phantaſieen auch die tiefſten Gedanken und die vortrefflichſte Weisheit. Um von dem Charakter ſeiner Lehre und von ihrer Wirkung eine Darſtellung zu geben, bedarf es nur einiger wenigen Bemerkungen über den Inhalt ſeiner Schriften. Das Leben mit Menſchen und unter Menſchen wird von ihm ſtets als ſündlich und verkehrt hingeſtellt, und die echte Weisheit und Seligkeit beſteht nach ihm nur in der völligen Trennung von der Sinnenwelt, im Hinbrüten und in einem abgeſchloſſenen, finſteren Verſinken in ſich ſelbſt und in die Vorſtellungen vom Höheren. Welche verderbliche Wirkung mußte eine Lehre haben, die die Wahrheit und ihren Segen nur gleichſam von oben herab, von einer vorgeblichen göttlichen Einwirkung und vom Verſinken in das vermeinte Weſen der Welt und der Gottheit erwarten ließ! Wie günſtig mußte ſie einerſeits dem Despotismus und andererſeits dem bald nachher aufkommenden chriſtlichen Mönchsweſen ſein! An dieſe jede Thätigkeit untergrabende, allen Erfahrungen und jedem menſchlichen Verhältniſſe Hohn ſprechende Theorie des Lebens, welche noch dazu mit der größten Verachtung gegen jeden Andersdenkenden vorgetragen wird, ſchließt ſich eine rein theoretiſche, auf überſchwenglichen Vorſtellungen beruhende Betrachtung der Natur und ihrer Geſetze an. Ariſtoteles hatte ſeine Ideen über die Natur auf Erfahrung, Beobachtung und Mathematik gegründet; davon iſt aber bei Plotinus keine Spur zu finden. Er hielt ſich für einen Gott-erleuchteten Philoſophen, er glaubte daher auch Alles aus innerer Eingebung zu wiſſen und keiner Stufen zu bedürfen, um zur Erkenntniß zu gelangen; ſeine Fittige trugen ihn über die Erde und durch alle Himmelsräume hindurch. Was konnte einem zugleich der Thätig-

keit und der waren Liebe zur Wiſſenſchaft entfremdeten Geſchlechte, wie die Menſchen jener Zeit waren, erwünſchter ſein, als eine leicht zu erwerbende Allwiſſenheit, die noch dazu vermöge gewiſſer, nur den Eingeweihten verſtändlicher Formeln erlangt wurde und alſo ein ausſchließliches Eigenthum Weniger blieb! Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß von Plotin's Zeit an die Erfahrungswiſſenſchaften vernachläſſigt und die Erfahrung ſelbſt verachtet wurde

Plotinus hatte drei Schüler, welche das, was er in Orakeln vorgetragen hatte, in leidlichen Styl brachten, und als die Apoſtel ſeiner Lehre weiter verbreiteten. Dieſe waren Herennius, Amelius und Porphyrius. Alle drei beſaßen ausgezeichnetes Talent, und die beiden Letzteren nennt Longinus, ſo wenig er ſonſt von einer, dem Leben und der geſunden Vernunft feindlichen Weisheit wiſſen wollte, die einzigen Philoſophen ſeiner Zeit, deren Schriften lesbar ſeien. Wie ſchlimm es aber mit ihrer Wahrheitsliebe ausſah, läßt ſich am beſten aus der von Porphyrius verfaßten Lebensbeſchreibung Plotin's ſchließen. Porphyrius erzählt von ſeinem Lehrer und Meiſter die albernſten Geſchichten, und da er viel zu viel Verſtand hatte, als daß er ſelbſt dieſe hätte glauben können, ſo muß er ſie abſichtlich und wiſſentlich erdichtet haben, um Plotin's Orakelſprüche in Anſehen zu bringen. Was ſoll man aber von einer Lehre halten, welche übermenſchliche Vollkommenheiten vorſchreibt, und deren Verkündiger doch ſolche Mittel nicht verſchmähen! Übrigens war Amelius der Apoſtel dieſer Lehre für den Orient, Porphyrius für den Occident. Der Erſtere verbreitete die Secte der Neu-Platoniker in Aſien und Griechenland, der Andere lehrte nach Plotin's Tode dreißig Jahre lang in Rom und ſtreute von dort den Samen der neuen Lehre über den Weſten hin aus. Die neu-Platoniſche Philoſophie erhielt ſehr bald das Übergewicht in den heidniſchen Lehranſtalten. Dies erklärt ſich theils aus dem herrſchenden Geiſte der Zeit, theils aus dem Umſtande, daß ſie das hinwelkende Heidenthum mit einem neuen künſtlichen Leben durchdrang, und daher als ein Mittel zur Bekämpfung des Chriſtenthums diente. Andererſeits verſchmähten jedoch auch die Chriſten nicht, aus dieſer trüben Quelle der Weisheit zu ſchöpfen, und ihre verfälſchte

Glaubenslehre durch neu-Platoniſche Schwärmereien noch mehr zu entſtellen. Einer der vornehmſten Kirchenväter, der heilige Auguſtinus, welcher hundert Jahre nach Conſtantin dem Großen lebte, ſpricht ſogar geradezu aus, daß er den Sinn der chriſtlichen Lehre erſt aus den Schriften der Neu-Platoniker erlangt habe, und folglich erſt durch ſie zum wahren Chriſtenthum geführt worden ſei. Ja, die wichtigſte Seite des Neu-Platonismus beſteht in ſeinem ſpäteren Einfluſſe auf das Chriſtenthum und auf die vornehmſten Kirchenlehrer. Dieſe Wirkung ging hauptſächlich von den abendländiſchen Lehrern der neu-Platoniſchen Philoſophie und von den lateiniſchen Überſetzungen und Bearbeitungen ihrer Lehre aus; im Oſten dagegen, beſonders in Athen, erhielt die neue Philoſophie ihre größte Bedeutung dadurch, daß ſie als Hauptwaffe gegen das Chriſtenthum gebraucht ward. Daher kam es, daß zur Zeit des Kaiſers Julianus Apoſtata die Schule von Athen wegen dieſer Richtung ſogar eine große politiſche Rolle ſpielte. —

Von der Betrachtung des philoſophiſchen Treibens wenden wir uns zu den beiden letzten Seiten der griechiſchen Literatur dieſer Zeit, zur Geſchichtſchreibung und zur Poeſie. Mit dem edeln Sinn und dem einfachen Leben verſchwindet überall auch die wahre Geſchichtſchreibung. Die Beſſeren macht der Unwillen über das, was ſie um ſich ſehen, bitter, der große Haufen aber iſt dem Zeitgeiſte unterworfen und urtheilt nur nach dieſem. Unparteilichkeit, Vorurtheilsloſigkeit, geſundes Urtheil, richtigen Tact und Methode, kurz alle die Eigenſchaften, welche den ächten Hiſtoriker vom bloßen Erzähler oder Chronikenſchreiber unterſcheiden, darf man da, wo Despotismus und Aberglauben die Geiſter gefangen halten, nicht ſuchen. Die lateiniſchen Geſchichtſchreiber dieſer Zeit waren, wie wir oben ſahen, nur Materialienſammler, welche allerlei Notizen, Anekdoten und Urkunden zuſammenſtoppelten. Der Haupt-Charakterzug der griechiſchen dagegen beſtand darin, daß die vornehmſten Wiſſenſchaften des Zeitraumes, Rhetorik und Sophiſtik, die eigentliche Seele ihrer Arbeiten bildeten. Die beiden wichtigſten hiſtoriſchen Schriftſteller dieſer Zeit waren Dio Caſſius und Herodianus. Sie haben beide ihre Werke rhetoriſch abgefaßt, und unterſcheiden ſich in dieſer Beziehung nur dadurch von einander, daß der Erſtere ſeine Beredſamkeit vor den Gerichten

und in Staatsgeſchäften, der Letztere dagegen vorzugsweiſe in der Schule geübt hat. Dies gibt ihren Werken einen verſchiedenen Charakter. Dio Caſſius, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts blühte, hat die ganze römiſche Geſchichte von der Entſtehung der Stadt an bis zu ſeinem Conſulat im Jahre 229 geſchrieben. Von den achtzig Büchern dieſes Werkes ſind die erſten ſechs und dreißig faſt ganz und außerdem noch viele einzelnen Stücke verloren gegangen. Dio Caſſius Behandlung der Geſchichte ſteht der neueren Manier viel näher, als der alten, daher iſt auch der Untergang der erſten ſechs und dreißig Bücher ſeines Werkes ſehr zu bedauern; denn die Anſicht der älteren Geſchichte Rom's von ſeinem Standpunkte aus war eine ganz neue, und außerdem mußte ſein Werk auch viele von anderen nicht mitgetheilte Nachrichten enthalten, weil er römiſcher Staatsmann war, gelehrte Kenntniſſe beſaß und fleißig geforſcht hatte. Sein hiſtoriſches Urtheil iſt ſo beſchaffen, wie man es von ſeinem moraliſchen Charakter alleiu erwarten kann; die ſklaviſche Furcht und niedrige Denkart, welche er bei der Beſchreibung ſeiner eigenen Zeit verrieth, hatten Einfluß auf ſeine Erzählung. Die Reden, welche er nach der Weiſe der alten Geſchichtſchreiber in die Darſtellung der Ereigniſſe einflicht, laſſen in dem Verfaſſer mehr einen Rhetor, als einen Philoſophen und Staatsmann erkennen. Herodianus hat eine Geſchichte ſeiner Zeit, von Marc Aurel an bis auf den jüngeren Gordian, verfaßt. Er rühmt ſich zwar, daß er die Dinge, die er beſchreibe, ſelbſt geſehen habe und ſogar als Beamter in die Staatsgeheimniſſe eingeweiht geweſen ſei; dies hindert aber nicht, daß er wie ein Rhetor und Schulgelehrter oder mit anderen Worten wie ein Mann ſchreibt, der mehr in ſeinem Studirzimmer, als in der Welt zu Hauſe iſt. Er iſt kalt, ruhig, flach und ohne ſichtbare Liebe und Haß, aber auch ohne lebendigen Antheil an der Sache der Menſchheit und ohne kräftige Philoſophie. Dabei vernachläſſigt er Dinge, welche wie die Chronologie auch von einem bloßen Gelehrten recht gut hätten beachtet werden können, ganz und gar, und gibt von ſehr vielen Thatſachen einen unrichtigen Begriff. Seine Reden können nicht einmal mit denen des Dio Caſſius in eine Reihe geſtellt werden, ſie ſind nur Kunſtſtücke der Schule.

Werfen wir den Blick auf die Dichtkunſt, ſo werden wir

den Verfall derſelben im Orient wie im Occident gleich groß finden, und der Beifall, der den poetiſchen Werken dieſer Zeit zu Theil wurde, liefert uns den beſten Beweis, daß durch Gelehrte und Bildungsanſtalten weder Geſchmack noch richtiges Gefühl in einer Nation verbreitet wird. Freilich ſcheint es, als wenn der Poeſie in jedem Volke von der Natur eine Grenze beſtimmt wäre, über welche hinaus nur Nachahmungen oder falſche Verſuche, neue Bahn zu brechen, erwartet werden können. Das Talent ſucht dann aus der Erinnerung und durch Studium zu leiſten, was mit ſchöpferiſcher Kraft nicht mehr geleiſtet werden kann, und dies bildet den Grund-Charakter der Poeſie ſolcher Zeiträume. Die vielen Gelehrten jener Zeit waren ſogar mit ſchuld daran, daß damals keine wahre Dichtkunſt mehr aufkommen konnte. Nicht die Nation, ſondern der gelehrt gebildete Theil derſelben, zu welchem auch der ganze Hof gehörte, waren das Publikum für die Dichter, dieſe mußten daher nothgedrungen dem Schulgeſchmack huldigen, welcher das Einfache, Natürliche und Wahre haßte und dagegen Künſtelei und Gelehrſamkeit forderte. Der Maßſtab für die poetiſchen Werke war alſo derſelbe, den man an die Werke der Redekunſt legte, und gleich dieſen verrathen auch die Gedichte jener Zeit ein Streben nach gekünſtelter Sprache, nach ängſtlich geſuchter attiſcher Ausdrucksweiſe und nach weit hergeholter Gelehrſamkeit. Selbſt die Wahl des Gegenſtandes zeigt uns dieſen Charakter der Poeſie; man braucht nur zu erfahren, daß in den berühmteſten Gedichten die Jagd, der Vogelfang und andere Dinge dieſer Art beſungen wurden, um zu erkennen, daß ſolche Werke weder einen poetiſchen Werth, noch einen Einfluß auf die Bildung der Nation haben konnten.

In demſelben Zeitraum, in welchem die Poeſie faſt ganz erſtarb, entſtand eine neue Art von Dichtung, der **Roman**, deſſen Emporkommen immer ein weichliches, moraliſch verdorbenes Geſchlecht andeutet. Das frühere Alterthum hatte dieſe Gattung der Literatur nicht gekannt, man müßte denn Xenophon's Cyropädie (ſ. Th. II. S. 213 f.) einen politiſchen Roman nennen wollen; doch fehlt dieſem Werke die Haupteigenſchaft des Romans, daß eine Liebesgeſchichte den Knoten bilde. Es iſt zwar zu vermuthen, daß eine Art von Mährchen, Mileſiſche Fabeln genannt, ſchon früh unter dem griechiſchen Volke verbreitet war, und daß ſich die verſammelte

Menge an öffentlichen Orten ebenſo, wie gegenwärtig in den Kaffeehäuſern des Orients, durch Mährchen-Erzähler unterhalten ließ; allein in die Literatur wurden dieſe Mährchen erſt zur Zeit der römiſchen Kaiſerherrſchaft aufgenommen. Apulejus Geſchichte vom goldenen Eſel und eine ähnliche Erzählung Lucian's ſind die erſten uns bekannten Werke dieſer Art. Beide Schriften, durch welche der Roman zuerſt eine Geſtalt erhielt und in die Literatur des Orients und des Occidents eingeführt wurde, enthalten die ſchlüpfrige und luſtige Erzählung erdichteter Wundergeſchichten und Schelmenſtreiche. Faſt gleichzeitig mit ihnen erſchien auch ein Roman im modernen Sinne des Wortes oder eine Erzählung, die ſich um die Verwickelung einer Liebesgeſchichte dreht. Dies iſt die von einem gewiſſen Jamblichus verfaßte Geſchichte des Rhodanes und der Sinonis, von welcher ſich jedoch nur Bruchſtücke erhalten haben. Im dritten und vierten Jahrhundert erſchien ſchon eine wahre Fluth von Romanen, welche einzeln aufzuführen nicht der Mühe lohnt. Merkwürdig iſt dabei, daß dieſe Schriften insgeſammt dem Orient angehören; bei den Lateinern iſt von eigentlichen Romanen keine Spur zu finden, obgleich die Liebe ſchon vor den Zeiten des Chriſtenthums und vor der Herrſchaft nordiſcher Ideen im Abendlande einen ernſteren Charakter hatte, als im Orient. Übrigens haben auch bei den Griechen die Romane niemals, wie bei den Völkern der neueren Zeit, einen Einfluß auf Sitten und Denkart erlangt, und wir können nicht, wie im achtzehnten Jahrhundert, den Ton gewiſſer Geſellſchaften aus dem Tone der in jener Zeit am ſtärkſten geleſenen Mode-Romane beurtheilen.

XV. Die letzten zwei Jahrhunderte des Alterthums.

1. Conſtantinus der Große.

Nach Maximin's Sturz waren die mit einander verſchwägerten Kaiſer Conſtantinus und Licinius die alleinigen Beherrſcher des Reiches. Schon ein Jahr ſpäter zerfielen auch ſie miteinander, und es entſtand ein Krieg, in welchem Conſtantinus, ungeachtet eines zweimaligen Sieges, ſo große Verluſte erlitt, daß er für rathſam hielt, auf Licin's Friedensvorſchläge einzugehen (314). Eine neue Theilung des Reiches breitete Conſtantin's Herrſchaft auf Koſten Licin's über Pannonien, Illyrien, das weſtliche Möſien, Macedonien und Griechenland aus. Während des neunjährigen Friedens, welcher hierauf zwiſchen beiden Herrſchern eintrat, benahm ſich der Eine ebenſo unbeſonnen, als der Andere verſtändig und klug verfuhr. Licinius drückte ſeine Unterthanen, verfolgte die Chriſten, und ſuchte auf jede mögliche Weiſe Schätze zuſammenzuraffen; Conſtantin dagegen war theils als Geſetzgeber, theils als Bekämpfer der Barbaren, theils als Beförderer des Chriſtenthums und als vorſichtiger Verfolger der alten Staatsreligion und des Judenthums unabläſſig thätig. Als endlich der Krieg zwiſchen Beiden von neuem ausbrach (323), ward Licinius kurz nach einander in zwei Schlachten völlig geſchlagen. Er mußte ſich dem Sieger ergeben, und wurde von dieſem hingerichtet, obgleich ihm die Erhaltung des Lebens eidlich zugeſagt worden war. Zwei Jahre nachher erlitt auch ſein unmündiger Sohn dasſelbe Schickſal.

Offenbar ward Conſtantin von dieſer Zeit an durch die heuchleriſchen Schmeichler, die ihn umgaben, über ſich ſelbſt und ſeine Pflichten getäuſcht. Er gefiel ſich in dem Gedanken, der Heiligſte

und Frömmſte zu ſein, und betrachtete, wie ſeine Theologen ihn lehrten, jeden Widerſtand gegen ſich als Empörung gegen Gott und ſeinen Geſalbten; ſein Wille ward ihm Geſetz. Das mußte ſogar ſeine eigene Familie empfinden, gegen die er ſich auf eine Weiſe betrug, welche ganz dem Verfahren orientaliſcher Despoten glich und ſeinem Chriſtenthum wenig Ehre machte. Nachdem er den einen ſeiner Schwäger (Licinius) auf eine höchſt treuloſe Weiſe getödtet, und ſich früher ſogar nicht geſcheut hatte, das Haupt ſeines anderen Schwagers (Maxentius) beim Einzuge in Rom vor ſich hertragen zu laſſen, ließ er auch ſeine zweite Gemahlin Fauſta und ſeinen älteſten Sohn Crispus umbringen. Was ihn zu dieſem Schritte bewog, iſt unbekannt. Nach der einen Angabe hätte Crispus die Rolle, welche Joſeph bei Potiphar's Weibe ſpielte, bei ſeiner Stiefmutter geſpielt, nach der anderen aber hätte dieſe ihren Stiefſohn geliebt und, weil er ihr kein Gehör ſchenkte, beim Vater verleumdet, nach einem dritten Bericht endlich hätte wirklich ein unerlaubtes Verhältniß zwiſchen Beiden beſtanden. Einige Jahre nachher faßte Conſtantin aus Ehrgeiz den Entſchluß, eine neue Hauptſtadt des Reiches zu gründen, die der alten in keiner Hinſicht nachſtehe. Er erwählte dazu die Stadt Byzanz. Um dieſelbe ſchnell zu einer der volkreichſten Städte zu machen, trieb er auf orientaliſche Weiſe aus allen Gegenden des Oſtens Leute zuſammen, und weil auch damals noch die Kunſtdenkmale in keiner griechiſchen und römiſchen Stadt fehlen durften, ließ er aus Griechenland ſehr viele Statuen nach Byzanz ſchleppen. Er verſchwendete ferner ungeheuere Summen, die den Gewerben nichts nützten, um daſelbſt Paläſte und Kirchen zu errichten. Da übrigens die Stadt vorzugsweiſe eine chriſtliche ſein ſollte, ſo ließ Conſtantin die herbeigeſchleppten Kunſtwerke, um ihnen ihr heidniſches Ausſehen zu nehmen, zum Theil ſehr verſtümmeln und wunderlich entſtellen. Die Gründung der neuen Hauptſtadt, in welche Conſtantin ſeine Reſidenz verlegte, ward in acht Jahren (329—337) vollendet. Conſtantin gab ihr den Namen Neu-Rom, dieſer ward aber noch zu ſeiner Zeit allmälig in den Namen Conſtantinopel umgewandelt. Übrigens iſt die Erhebung von Byzanz zur erſten Stadt des Oſtens und die Verlegung des kaiſerlichen Sitzes dahin weit wichtiger, als man auf den erſten Blick hin glaubt. Es

wurde dadurch nicht nur das Reich in zwei Hälften geſchieden, ſondern die Errichtung der neuen Hauptſtadt verdoppelte auch die erſten Würden des Reiches, und veränderte den Ton des Hofes und den Geiſt der Regierung. Obgleich nämlich in Conſtantinopel alles, wodurch Rom ſich auszeichnete, nachgebildet ward, ſo erhielt doch das Neugeſchaffene einen orientaliſchen Anſtrich, und die Bevölkerung der neuen Stadt ward größtentheils aus dem Oſten gezogen; römiſche Freiheit und Freimüthigkeit fanden daher dort niemals Eingang.

Ebenſo wichtig, als die Gründung von Conſtantinopel, war die von Conſtantin vorgenommene neue Eintheilung und Ordnung des Reiches, die wir in Verbindung mit den kurz vor oder nach ihm Statt gefundenen Veränderungen des Staatsweſens darſtellen wollen. Sie ſtützte ſich auf die ſchon von Diokletian gemachte Zerſpaltung des Reiches in vier Haupttheile oder ſogenannte Präfecturen, namlich in die morgenländiſche, welche Aſien, Egypten, Thracien und einen Theil von Möſien umfaßte, in Illyrikum oder das übrige Möſien nebſt Macedonien und Griechenland, in die italiäniſche, zu der außer Italien noch die oberen Donau-Länder und das weſtliche Afrika gehörten, und in die galliſche, welche Gallien, Spanien und Britannien in ſich begriff. Jede Präfectur ward in eine Anzahl Diöceſen und dieſe wieder in mehrere Provinzen getheilt. Ein ſogenannter prätoriſcher Präfect wurde als kaiſerlicher Statthalter über jede Präfectur geſetzt; dieſer hatte zwar als bloßer bürgerlicher Beamter über keine Kriegsmacht zu gebieten, er leitete aber gleich einem perſiſchen Satrapen mit ganz unumſchränkter Gewalt die Polizei, die Juſtiz, das Gewerbsweſen und die Erhebung der Steuern. Unter ihm ſtanden die Vicare, welche je einer über jede Diöceſe geſetzt waren, und unter dieſen wieder der Rector einer jeden zu ihrem Verwaltungsbezirk gehörenden Provinz. Die ganze Einrichtung verwandelte die Staatsverwaltung in einen gleichförmigen und ſtarren Mechanismus, vervielfältigte die Geſchäfte, erſchwerte ihren Gang, und machte viele Kanzleien und Beamten nöthig, welche das Volk drückten und ausſogen. Dieſer Einrichtung entſprechend war auch das neue Finanzſyſtem, das ſich in der Zeit von Diokletian bis auf Valens Tod nach und nach ausbildete. Es wurden

nämlich die bisherigen Natural-Lieferungen in den meiſten Provinzen abgeſchafft, und dafür drei neue Arten von Abgaben, eine Grund-, Kopf- und Gewerbſteuer eingeführt. Zur Erhebung der Grundſteuer wurde alle fünfzehn Jahre das ganze Land ſammt allen zu den einzelnen Gütern gehörenden Sklaven, unfreien Bauern und Thieren in gleiche Capita oder Hufen eingetheilt, und danach während einer ſogenannten Indiction, d. h. einer Periode von fünfzehn Jahren, die Steuer jährlich ausgeſchrieben und erhoben. Da nun bis zum Ende dieſer Steuer-Periode gar keine Rückſicht auf die ſeit dem erſten Jahre derſelben verödeten oder vom Feinde beſetzten Felder und auf die unterdeſſen geſtorbenen Sklaven und Thiere genommen ward, ſo war das ganze Syſtem ſehr drückend für die übrigen Güter, deren Beſitzer allein die geſammte Steuer bezahlen mußten. Noch weit größer ward das Übel durch die rückſichtsloſe Strenge, mit der man die Steuern eintrieb, und durch das Heer unbarmherziger Beamten, das ſich alle fünfzehn Jahre zur Erneuerung der Hufen und Steuerregiſter über das Land ergoß, und mit entſetzlicher Härte und unter den furchtbarſten Strafen für jede Verheimlichung die ſteuerbaren Gegenſtände ſogar bis auf die einzelnen Bäume und Rebſtöcke herab aufſchrieb. Die zweite Abgabe oder die Gewerbſteuer betraf alle Arten von Geſchäften, und wurde alle vier Jahre mit gleicher Rückſichtsloſigkeit neu geregelt. Wie ſtrenge es damit genommen wurde, kann man daraus erſehen, daß in der vom Kaiſer Theodoſius II. gemachten Geſetzſammlung eine beſondere Verordnung vorkommt, nach welcher der Bauer, der ſeine Producte zu Markt bringt, nicht als Handelsmann angeſehen werden ſollte. Die Kopfſteuer endlich ward von den Sklaven und unfreien Bauern erhoben; ſie wurde für die Erſteren von den Heeren derſelben bezahlt, die Letzteren entrichteten ſie zwar für ſich ſelbſt, rechneten ſie aber ihren Gutsbeſitzern an. Der Druck dieſer verſchiedenen Steuern und die vielen anderen Staatslaſten, welche zum größten Theil von den Güterbeſitzern getragen wurden, erzeugte von Diokletian's Zeit an eine neue Klaſſe der Bevölkerung oder den im Alterthum faſt unbekannten Mittelſtand zwiſchen Sklaven und Freien. Dies waren die ſogenannten Colonen oder unfreien Bauern, die zu beſtimmten Gütern gehörten, ſich von denſelben nicht entfernen durften, das

Land der Gutsherren bebauten und dieſen einen beſtimmten Theil der Erzeugniſſe des Bodens entrichteten. Auch konnten ſie, weil ſie zum Boden gehörten, nicht zu Rekruten genommen werden. Da ſie alſo von allen Staatslaſten frei waren, ſo vermehrte ſich ihre Zahl ungemein, und in demſelben Maße, in welchem die Abgaben ſtiegen, nahm die Zahl der Gutsbeſitzer ab; denn man opferte, um leben zu können, gern die ohnedies faſt blos ſcheinbare Freiheit auf, gerade wie jetzt in England viele Menſchen ſich an die Armenkaſſe geben oder ins Arbeitshaus eintreten. In den Colonen zeigt ſich die erſte Spur der Leibeigenen des Mittelalters.

Auch die Hof- und Rangordnung ward zu Conſtantin's Zeit und größtentheils durch ihn ſelbſt zu dem Ziele gebracht, wohin ſeit Diokletian der veränderte Geiſt der Welt ſtrebte. Sie ward damals für immer völlig orientaliſch, und ſchon einige der nächſten Nachfolger Conſtantin's erließen die officielle Erklärung, daß Rangordnung die Hauptſache im Staate ſei, und daß es nichts Verderblicheres gebe, als wenn jemand ſich den Rang eines Anderen anmaße, oder ein Bürger eine gewiſſe Geltung haben wolle, ohne ein Diplom über ſein Verdienſt aufzeigen zu können. Sobald dieſer Grundſatz aufgeſtellt war, mußte das Verdienſt um die Perſon des Kaiſers jedem anderen vorgehen und jedes Streben für das gemeine Beſte ſchwinden, weil Ehre und Einfluß ganz allein von Hof-Kabalen abhängig wurden. Conſtantin ſtiftete nicht nur gewiſſe untereinander abgeſtufte Hofämter mit beſtimmten Auszeichnungen, ſondern er führte auch eine geſetzliche Rangordnung ein, die ſich an die Bekleidung der Ämter knüpfte, bald nachher aber von Staatsämtern und Verdienſten um den Staat unabhängig ward. Die erſten Perſonen des Reiches nächſt dem Kaiſer und dem Cäſar waren die ſogenannten Nobiliſſimi d. h. die Prinzen von Geblüt oder die zum Rang derſelben erhobenen Männer. Dann kam die ſchon zu Diokletian's Zeit entſtandene Hofwürde der Patricier. Als dritte Stufe kann man das Conſulat anſehen, welches ein bloßer Ehrentitel geworden war. Außer dieſen höchſten Würden gab es noch Erlauchte (illustres), Hochanſehnliche (spectabiles), Vielberühmte (clarissimi) u. ſ. w.

Die Heereseinrichtung ward von Conſtantin ebenfalls ganz umgeändert. Auch dieſe Veränderung hatte ihren Grund darin,

daß Conſtantin überall umgeſtalten und verbeſſern, Stellen und Gewalten immermehr theilen und vervielfältigen und das Orientaliſche mit dem Occidentaliſchen verſchmelzen wollte. Er hob ſchon nach der Beſiegung des Maxentius das drei Jahrhunderte hindurch beſtandene Corps der Prätorianer auf. Die beiden Oberſten desſelben, welche außer dem Militär-Commando auch die Leitung der Juſtiz gehabt hatten, behielt er zwar bei, er machte ſie aber zu bloßen bürgerlichen Statthaltern der Präfecturen, und trennte alſo die Militärgewalt ganz von der Verwaltung. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er beſonderen Generalen, welche mit der Civilpolizei und dem bürgerlichen Gerichtsweſen nichts zu thun hatten. Ferner zog Conſtantin die Truppen, welche bisher in Burgen, befeſtigten Lagern und beſonderen Standquartieren gelegen hatten, in die Städte. Hier quartierte er ſie in die Häuſer der Bürger ein, wodurch die Soldaten verweichlicht und zu Bedrückungen der Bürger veranlaßt, viele von dieſen aber bewogen wurden, in Feindes Land auszuwandern, um zugleich den Peinigungen der Soldaten und der Steuerlaſt zu entgehen. Auch ein gewiſſes Rangverhältniß ward ſchon zu Conſtantin's Zeit zwiſchen den verſchiedenen Truppen-Gattungen eingeführt. Endlich iſt noch die ſtets zunehmende Vermehrung der Ausgaben für das Heer zu erwähnen. Die Soldaten, welche in den Zeiten der Republik außer dem Solde nur Gerſte und Waizen erhalten hatten, empfingen ſchon unter Auguſtus Brod und Fleiſch, ſeit Carus Zeit aber auch Hülſenfrüchte und Wein. Zum Unglück beſtand das Heer zu Conſtantin's Zeit größtentheils aus Barbaren, die Generale waren von den Soldaten abhängig, und dieſe wurden daher in demſelben Grade ein Gegenſtand der Fürſorge und Pflege für die Regierung, in welchem ſie ein Gegenſtand ihrer Furcht waren. Das konnte nur auf Koſten des fleißigen Bürger- und Bauernſtandes geſchehen, den man nicht zu fürchten brauchte, und um welchen ſich daher auch niemand bekümmerte. Sein Loos war um ſo trauriger, da die Regierung auch für den Pöbel der großen Städte durch Stiftungen, Getraideaustheilungen und öffentliche Beluſtigungen Sorge zu tragen, und außerdem noch ein Heer von Beamten und Hofleuten zu unterhalten hatte. Bringt man dabei noch die herrſchende Schwelgerei und Weichlichkeit mit

in Anſchlag, ſo wird man, ſelbſt ohne an den größeren Muth und die phyſiſche Überlegenheit der barbariſchen Grenznachbarn zu denken, den raſchen Verfall des Staates und ſeinen zweihundert Jahre nach Conſtantin's Zeit erfolgten gänzlichen Untergang begreiflich finden.

Conſtantin der Große mußte noch kurz vor ſeinem Tode einen Krieg mit deutſchen und ſarmatiſchen Völkern an der Donau führen. Dieſer Krieg würde als einer jener Vertheidigungskämpfe, die das römiſche Reich faſt ununterbrochen an den nördlichen Grenzen zu beſtehen hatte, keine beſondere Erwähnung verdienen, wenn nicht nach Beendigung desſelben auch Conſtantin, gleich ſo vielen ſeiner Vorgänger und Nachfolger, ganze Horden von Barbaren in das Reich aufgenommen hätte, ohne die Folgen davon zu bedenken. Er ſoll damals nicht weniger als dreimalhunderttauſend Vandalen und Sarmaten theils in römiſchen Provinzen angeſiedelt, theils dem Heere einverleibt haben. Zwei Jahre vor ſeinem Tode traf Conſtantin eine Verfügung in Rückſicht der Nachfolge im Reich, welche ebenſo willkürlich als unhaltbar war. Seine drei Söhne Conſtantinus, Conſtantius und Conſtans ſollten mit ſeinen zwei Neffen Dalmatius und Annibalianus das Reich unter ſich theilen. Dem älteſten Sohn Conſtantinus ward Gallien, Spanien und Britannien zur Herrſchaft angewieſen, Conſtantius erhielt Egypten und den größten Theil von Aſien, Conſtans aber Italien und Afrika; Dalmatius ſollte unter dem Namen eines Cäſar Thracien, Macedonien, Illyrien und Griechenland beherrſchen, Annibalianus ward zum König von Pontus und den benachbarten Ländern ernannt. Conſtantin der Große ſtarb 337 zu Nikomedia, nachdem er auf dem Todbette die Taufe empfangen hatte, welche nach dem Rath ſeiner abergläubiſchen Geiſtlichen bis zum letzten Augenblick verſchoben worden war.

2. Das Chriſtenthum als herrſchende Religion im römiſchen Reiche.

Die hiſtoriſche Betrachtung des Chriſtenthums jener Zeiten beſtätigt leider die traurige Erfahrung, daß der Menſch zum Verderben wendet, was Gott zum Segen verliehen hat, daß Ehrſucht und Habgier ſich überall der Religion, wie des Patriotismus und

jeder anderen edeln Begeiſterung zu ihren Zwecken zu bedienen verſtehen. Die einfache Lehre reiner Wahrheit war, noch ehe Conſtantin der Große ſie zur Staatsreligion erhob, durch die Entſtehung der Hierarchie, durch die Aufſtellung eines dogmatiſchen Syſtems und durch die Einführung eines glänzenden äußeren Gottesdienſtes ihrem Zwecke entfremdet, zugleich aber auch dem Bedürfniſſe der Regierung, des großen Haufens und der verbildeten vornehmen Welt immer mehr angepaßt worden. Auf dieſe Weiſe ward das Chriſtenthum völlig geeignet, an die Stelle der alten heidniſchen Religion zu treten, und Conſtantin handelte daher im Geiſte ſeiner Zeit, als er dem neuen Glauben huldigte und ihn zur Staatsreligion machte. Er ſelbſt führte nachher die neue Religion auf der eingeſchlagenen Bahn weiter fort. Seine Hauptſorge war nämlich während ſeines ganzen Lebens die allgemeine Einführung derſelben, die Feſtſtellung der chriſtlichen Glaubenslehren und die Gründung einer Prieſterzunft, welche nach dem Vorbilde des jüdiſchen Klerus eingerichtet, und wie dieſer mit einer reichen Ausſtattung weltlicher Güter verſehen wurde.

Die erſte unmittelbare Folge von Conſtantin's Übertritt zum Chriſtenthum war ein ganz verändertes Syſtem der Erziehung und des Unterrichts, weil chriſtlichen Geiſtlichen von Staatswegen die Aufſicht über die Bildung übertragen wurde, obgleich die Rhetoren und Sophiſten von Athen, Antiochia, Epheſus und von anderen Unterrichtsanſtalten der alten Lehre noch einige Zeit hindurch treu blieben. Die Urheber dieſer neuen Erziehungs- und Unterrichts-Methode wurden von dem Gedanken der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur ebenſo irre geleitet, wie unſere heutigen Erzieher von dem Wahne, daß der Menſch vollkommen geboren werde. Es wurde daher eigenes Denken und das Gefühl der Unabhängigkeit von fremdem Lehranſehen durchaus nicht geduldet; man ſuchte demüthige, gläubige, gemüthliche Menſchen zu erziehen, nicht aber Leute von Kraft und eigenem Willen, die ſich geiſtlichen Machtſprüchen widerſetzt haben würden. An die Stelle der Dichter, Philoſophen, Redner und Geſchichtſchreiber der alten Zeit, deren Werke früher die Lehrbücher der Jugend geweſen waren, traten die Schriften des alten Teſtaments. Die römiſche Welt bedurfte freilich eines neuen und ganz eigenen Geſchmackes, um an dieſen Schriften,

ſowie an den chriſtlichen Büchern, Predigten und Streitigkeiten Gefallen zu finden; aber auch dieſe Änderung trat bald ein, es entſtand ſogar eine ganz neue Art der Literatur. Die Religion wurde, wie man das nannte, zur Wiſſenſchaft gemacht; man bemühte ſich, durch eine Lehre, welche blos für das Herz und das Gefühl beſtimmt war, dem grübelnden Verſtande genug zu thun, und die ganze Kraft des menſchlichen Geiſtes ward angewendet, um die allereinfachſten Dinge zu verwirren und ſich durch die Löſung ſelbſtgeſchaffener Schwierigkeiten ein Anſehen zu verſchaffen. Das Predigen, welches die Apoſtel und ihre erſten Schüler ohne alle Anweiſung vortrefflich verſtanden hatten, ward eine Sophiſten-kunſt, das Beſuchen der Kirchen und der Streit über die Religions-lehren eine beſondere Art von geiſtiger Unterhaltung.

Mit dieſer Veränderung in der Erziehung und Bildung ver-breitete ſich auch eine ganz neue Anſicht vom Leben und vom Staate. Vaterlandsliebe, Erfüllung der Bürgerpflichten und Anwendung ſeiner Kräfte zu einer nützlichen Thätigkeit waren in der alten Zeit als Hauptzweck des Lebens, als höchſte Tugenden geprieſen, und durch die Einrichtungen des Staates auf jede Weiſe empfohlen worden. Von Conſtantin's Zeit an ward die ent-gegengeſetzte Anſicht herrſchend, und alle Geſetze wurden ſeitdem im Sinne derſelben abgefaßt. Ein müßiges betrachtendes Leben, die Entfernung von jeder bürgerlichen Thätigkeit, die Richtung aller Gedanken auf den Himmel und ſogar die Eheloſigkeit galten als das höchſte Verdienſt des Menſchen. Man gewöhnte ſich aus dieſem Grunde daran, die Chriſten in zwei Klaſſen zu theilen, in Heilige und Unheilige oder in eine neue Art von Adel und Bürgerſtand; die Einen, welche aus dem Klerus und aus wenigen Laien beſtanden, ſuchten jene Anſicht durch ihr Leben zu bewähren, die Anderen dagegen oder die große Maſſe des Volkes lagen den unheiligen Geſchäften ob, und empfingen nur an beſtimmten Tagen Gottes Wort. Dieſe gefährlichen Grundſätze über das Verhältniß nützlicher Thätigkeit nnd betrachtender Muße waren als Meinung Einzelner unſchädlich, und konnten ſogar, am rechten Ort und auf die rechte Art vorgetragen, ſehr heilſam werden; ſie hatten aber verderbliche Folgen, ſobald ſie durch Conſtantin den Großen von Staatswegen anerkannt und den Geſetzen des Reiches zu Grunde

gelegt wurden. Eine dieſer Folgen war, daß die Laien gedemüthigt und herabgewürdigt, die Geiſtlichen dagegen in demſelben Grade gehoben und mit größerer Gewalt bekleidet wurden. Dieſe erhielten ſchon unter Conſtantin ſehr große Vorrechte, welche für das Chriſtenthum und für den Staat in gleichem Grade nachtheilig waren. Der Kaiſer befreite ſie von allen Staatslaſten, und lockte dadurch gerade die Unwürdigſten in den geiſtlichen Stand. Er bereicherte ſie ferner durch eine unbegrenzte Freigebigkeit, die er theils gegen ſie übte, theils dem von Geiſtlichen beherrſchten Volke unbedingt erlaubte. Freilich ſorgten die Prieſter ihrerſeits wieder durch Almoſen, durch die Errichtung und Leitung von wohlthätigen Anſtalten für die Armen, Kranken und Waiſen; allein ſie erhielten dadurch auch die Vormundſchaft über den großen Haufen, welche der Staat nie aus den Händen geben ſollte, und die von dem Klerus ſtets zu herrſchſüchtigen Zwecken misbraucht worden iſt. Welchen Einfluß die Geiſtlichen dadurch erhielten, wie leicht es ihnen in Folge davon ward, ihre Streitigkeiten zur Volks- und Reichsangelegenheit zu machen, die Kräfte des Staates gegen jeden Andersdenkenden zu richten und ihre eigene Gewalt feſt zu gründen, kann man beſonders daraus ſehen, daß der ſpätere heidniſche Kaiſer Julianus Apoſtata jene Wohlthätigkeitsanſtalten für eine Haupturſache der Verbreitung und Befeſtigung des Chriſtenthums erklärte, und daß er, um das Heidenthum wieder zu heben, ähnliche Anſtalten errichtete und mit dem heidniſchen Prieſterthum in Verbindung brachte. Conſtantin trug noch durch zwei andere Maßregeln ſehr viel dazu bei, daß die Geiſtlichkeit überwiegenden Einfluß erhielt und eine eigentliche Staatsgewalt wurde. Er entzog nämlich die Biſchöfe, wenigſtens in Civilſachen, der Gerichtsbarkeit des Staates, ja er ertheilte ſogar ihnen ſelbſt richterliche Gewalt in weltlichen Dingen, und zwar ſo, daß keine Appellation von ihrem Spruche geſtattet ward. Beides mußte die nachtheiligſten Folgen haben, und ſchon einige von den nächſten Nachfolgern Conſtantin's ſahen ſich genöthigt, dieſe Vorrechte zu beſchränken oder wieder ganz aufzuheben.

Schon unter Conſtantin waren in Folge aller dieſer Verhältniſſe die Biſchöfe nicht mehr bloße Geiſtliche, ſondern höhere Staatsbeamten von übergroßem politiſchem Einfluſſe. Es kann

uns daher auch nicht wundern, daß ihre dogmatiſchen Streitigkeiten ſchon damals Staatsangelegenheiten wurden, welche die Ruhe des Reiches erſchütterten, die Aufmerkſamkeit der Regierung und des Volkes mehr, als die wichtigſten politiſchen Intereſſen, in Anſpruch nahmen, und gerade in der Stunde der Gefahr, als äußere Feinde dem Staat den Untergang drohten, die Einigkeit der Bürger ſtörten. Der erſte von dieſen gefährlichen dogmatiſchen Zwiſten waren die ſogenannten Donatiſtiſchen Händel, welche in Afrika ausbrachen und daſelbſt nicht blos eine Spaltung hervorriefen, ſondern ſogar innere Kriege veranlaßten und über hundert Jahre lang unterhielten. Im Jahr 311 ward nämlich Cäcilianus zum Biſchof von Karthago erwählt und durch einen anderen Biſchof zu dieſer Würde eingeweiht. Der Letztere gehörte zu den ſogenannten Traditoren d. h. zu denjenigen Geiſtlichen, welche in der Diokletianiſchen Verfolgung durch Auslieferung der heiligen Bücher und durch andere Arten von Nachgiebigkeit ihr Leben zu retten geſucht hatten. Eine ſtrengere Partei unter den Biſchöfen, an deren Spitze der Biſchof Donatus ſtand, ſchloß alle dieſe Traditoren von der Kirchengemeinſchaft aus, und verwarf alſo auch die Erhebung Cäcilian's. Conſtantin miſchte ſich in den dadurch entſtandenen Streit, welcher bald die ganze afrikaniſche Kirche in zwei Theile ſpaltete. Er wollte den Zwiſt ausgleichen, rief aber dadurch zwei Uebel hervor, welche nachher ebenſo dem Chriſtenthum wie dem Staate verderblich geworden ſind. Dieſe Übel waren die Vermehrung der Macht des römiſchen Biſchofs und die Vervielfältigung der Concile oder derjenigen Kirchenverſammlungen, welche aus den Biſchöfen des ganzen Reiches oder doch wenigſtens größerer Theile desſelben beſtanden. Conſtantin übertrug nämlich dem Biſchof von Rom und einigen anderen Geiſtlichen die Unterſuchung und Entſcheidung der Sache. Als dies nichts half, veranſtaltete er eine Kirchenverſammlung, in welcher nur die italiäniſchen Biſchöfe, die insgeſammt den römiſchen als ihren Oberherrn anerkannten, Sitz und Stimme hatten. Dann hielt er ein zweites Concil in Gallien. Beide Verſammlungen nützten nichts; die Donatiſten proteſtirten gegen die zu ihrem Nachtheile ausfallende Entſcheidung derſelben. Hierauf ließ Conſtantin ſie als Widerſpenſtige durch die weltliche Gewalt ver-

folgen. Er reizte ſie aber dadurch nur noch mehr, und machte alſo das Übel ärger. Bald brach in Afrika ein förmlicher Krieg zwiſchen beiden Parteien aus, und die Folgen würden ſehr bedenklich geweſen ſein, wenn nicht Conſtantin zuletzt, vernünftigem Rathe Gehör gebend, den Donatiſten Duldung gewährt hätte. Nach ſeinem Tode begann der Kampf von neuem, und er endete erſt hundert Jahre ſpäter, als die Vandalen ſich die ganze Provinz unterwarfen. So zeigte alſo ſchon der erſtere größere Glaubensſtreit die Unfruchtbarkeit der Kirchenverſammlungen. Ja, dieſe ſchadeten ſogar, nach dem Ausſpruche des angeſehenſten Biſchofs jener Zeit, ſchon damals dem Chriſtenthume aufs empfindlichſte. Dieſer Biſchof, Gregor von Nazianz, ſagt in einem ſeiner Briefe: „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo bin ich ſo geſtimmt, daß ich jede Verſammlung der Biſchöfe fliehe; denn ich habe noch von keiner ein gutes Ende geſehen, keine Synode, welche vielmehr die Aufhebung der Übel, als die Vermehrung derſelben herbeigeführt hätte; denn es regieren daſelbſt unbeſchreibliche Streit- und Herrſchſucht, und leichter wird ſich Einer den Vorwurf zuziehen, daß er ſich zum Richter über die Schlechtheit Anderer aufwerfen wolle, als daß es ihm gelingen könnte, dieſe zu tilgen."

Zu gleicher Zeit mit den Donatiſtiſchen Händeln beſchäftigte den Kaiſer Conſtantin ein heftiger Streit über die Art der Göttlichkeit Chriſti, welcher aus den Zänkereien zweier egyptiſchen Geiſtlichen entſtanden war, und bald alle chriſtlichen Schulen und Gemeinden in Zwiſt und Verwirrung brachte. Arius, ein Presbyter der Kirche von Alexandria, ſprach die Anſicht aus, Chriſtus ſei nur ähnlichen, nicht gleichen Weſens mit Gott und von dieſem erſchaffen worden. Gegen ihn trat Alexander, der Biſchof jener Stadt, mit der entgegengeſetzten Behauptung auf, und es entſpann ſich zwiſchen Beiden und zwiſchen ihren Anhängern, die ſie bald im ganzen Orient fanden, ein ſehr erbitterter Streit. Wir ſind zwar befremdet, wie es den Grüblern einfallen konnte, mit ihrer Dialektik und Philoſophie Dinge beſtimmen zu wollen, die in denſelben Schriften, welche ſie als Richtſchnur ihres Glaubens annahmen, unbeſtimmt gelaſſen waren, weil ſie für das Leben und das Handeln durchaus unfruchtbar ſind; allein die dem Orient von jeher eigene Neigung zum mönchiſchen Grübeln war ſchon

früh auch in die dortige Kirche eingedrungen. Conſtantin ſuchte anfangs auch dieſen Streit auf friedliche Weiſe zu vermitteln, er kannte aber offenbar das Weſen und den Geiſt der Schulen, ſowie den Eigenſinn und die Eitelkeit der Gelehrten viel zu wenig, ſonſt würde er nicht an die Möglichkeit einer Verſtändigung geglaubt haben. Die Zänker wollten glänzen und ſich geltend machen, das konnten ſie im Frieden nicht, ſie wollten und konnten daher auch auf des Kaiſers vernünftige Vorſtellungen nicht hören. Da nun zu gleicher Zeit auch über die Lehre von der Taufe und über die Zeit der Oſterfeier ein Zwiſt unter den Geiſtlichen ausgebrochen war, ſo berief Conſtantin eine allgemeine Kirchenverſammlung, auf welcher alle drei Streitigkeiten beigelegt werden ſollten. Dieſe Verſammlung wurde 325 zu Nicäa in Bithynien gehalten. Dreihundert und achtzehn Biſchöfe, von einer großen Menge anderer Geiſtlichen begleitet, wurden auf Staatskoſten von allen Enden des Reiches herbeigebracht und in Nicäa glänzend verpflegt, um über die ſtreitigen Punkte zu entſcheiden und den Frieden der Kirche wieder herzuſtellen. Der Kaiſer ſelbſt erſchien in der Verſammlung, demüthigte ſich vor der neuen Art von Ariſtokratie, und vermehrte dadurch den Stolz dieſer Prieſterſchaft, welche damals das Volk vollends in ihre ſchmählichen Feſſeln ſchlug. Die Kirchenverſammlung von Nicäa erreichte übrigens ihren eigentlichen Zweck, die Streitigkeiten zu beendigen, ſo wenig, daß ſie vielmehr als der Anfang der politiſch-theologiſchen Kriege im Innern des Reiches angeſehen werden kann. Die Mehrzahl der Anweſenden beſtimmte die Zeit der Oſterfeier, und entwarf ein chriſtliches Glaubensbekenntniß, durch welches die Lehre über die Taufe im Sinne der einen von den ſtreitenden Parteien feſtgeſtellt, und Alexander's Meinung über Chriſti Natur für die allein richtige erklärt ward. Arius und ſeine Anhänger wurden ſogar förmlich verdammt und er ſelbſt nach Illyrien verbannt. Der Kaiſer ſelbſt hatte zwar anfangs gegen diejenigen, die ſich den Beſchlüſſen des Concils nicht unterwerfen wollten, ſchonend verfahren wollen; allein ſeine Diener wußten ihn zu der Überzeugung zu bringen, daß jeder, der den vom Kaiſer beſtätigten Glaubens- und Kirchenverordnungen nicht Folge leiſte, ebenſo ſtrafbar ſei, als wer den bürgerlichen Geſetzen widerſtrebe. Auf dieſe Weiſe begannen mit den erſten Kirchen-

verſammlungen die Verfolgungen derjenigen Chriſten-Partei, welche keine mächtigen Freunde am Hofe hatte, und die Beſtimmung der Rechtgläubigkeit wurde ebenſo wandelbar wie die Hofgunſt. Dies zeigte ſich unmittelbar nach dem Schluſſe des Nicäiſchen Concils. Der Biſchof Alexander ſtarb bald nachher, und ſein Nachfolger **Athanaſius** ſetzte die Bekämpfung der Arianer mit dem größten Eifer fort. Arius wußte aber den Hof für ſich zu gewinnen, und ſchickte dem Kaiſer ein kurz abgefaßtes Glaubensbekenntniß, welches Conſtantin und viele Hofgeiſtlichen als ein mit den Ausſprüchen des Nicäiſchen Concils übereinſtimmendes Bekenntniß anſahen. Er erhielt die Erlaubniß nach Alexandria zurückzukehren, und als Athanaſius ihn in ſeiner Kirche nicht dulden wollte, traf die Verfolgung den Letzteren; dieſer wurde durch eine Synode abgeſetzt, und vom Kaiſer nach Gallien verbannt, Arius aber nach Conſtantinopel eingeladen, wo er bald nach ſeiner Ankunft ſtarb (336). Nach Conſtantin's Tode brach der Streit zwiſchen den Athanaſianern und Arianern von neuem mit ſolcher Heftigkeit aus, daß die Frage, ob die Spitzfindigkeit des Arius oder die des Alexander und Athanaſius in der Kirche gelten ſollte, die wichtigſte Angelegenheit des Reichs wurde.

Das Volk verſtand von allen dieſen Streitigkeiten nichts, es nahm aber ebenſo großen Antheil daran, als an den öffentlichen Wettrennen, bei denen ſich ſchon längſt unter den Wettfahrern wie unter den Zuſchauern Parteien zu bilden pflegten, welche ihren Zwiſt auch in das gewöhnliche Leben übertrugen, und bald nachher nicht ſelten in blutigen Kampf mit einander geriethen. Für die große Menge beſtand die chriſtliche Religion nur in dem äußeren Gottesdienſte, in welchem Gott auf pomphafte Weiſe wie ein orientaliſcher Despot verehrt, und einige ganz einfachen Handlungen, welche Chriſtus und die Apoſtel mehr anempfohlen, als förmlich verordnet hatten, mit jüdiſchen und heidniſchen Ceremonien verbunden wurden. Das Chriſtenthum ward alſo, ſeit man es zur Staatsreligion erhoben hatte, ſeinem eigentlichen Weſen und Zwecke völlig entfremdet. Man machte das Weltliche geiſtlich und das Geiſtliche weltlich, man verwandelte die Lehre des Evangeliums in gelehrte Dogmatik, und ſetzte an die Stelle der von Chriſtus gebotenen

Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit einen Cultus, der aus Pomp, Glanz und Hoffeierlichkeiten beſtand.

3. Conſtantin's des Großen Nachfolger bis auf Valens Zeit.

Conſtantin's Verfügung über das Reich wurde unmittelbar nach ſeinem Tode gewaltſam umgeſtoßen. Der zweite von ſeinen Söhnen, Conſtantius, welcher zuerſt in der neuen Hauptſtadt des Reiches erſchien, ließ ſogleich ſeine beiden Vettern und Miterben, ſeine zwei Oheime von väterlicher Seite, ſowie fünf andere Verwandten und die vertrauteſten Freunde ſeines Vaters umbringen. Von allen Nachkommen Conſtantin's und ſeiner Brüder blieben, außer den drei regierenden Kaiſern, nur zwei Neffen des verſtorbenen Kaiſers, Gallus und Julianus, am Leben. Die neue Regierung begann alſo auf eine wahrhaft perſiſche oder türkiſche Weiſe. Da auch die beiden anderen Söhne Conſtantin's gleich nach des Vaters Tod von den Truppen ihrer Provinzen als Auguſte oder unumſchränkte Herrſcher anerkannt worden waren, ſo mußte ſich Conſtantius nach ſeinen Gräuelthaten in Conſtantinopel zu einer Theilung des Reiches verſtehen. Conſtantius ward Beherrſcher des Oſtens, und bekam außerdem Conſtantinopel nebſt einem Theile von Thracien, Conſtantinus erhielt den nördlichen und Conſtans den ſüdlichen Theil des Weſtens. Conſtantius hatte gleich anfangs einen Krieg mit den Perſern zu führen. Während desſelben geriethen die beiden anderen Brüder über die Grenzen ihrer Reiche in Zwiſt. In dem Kriege, den ſie mit einander führten, fiel Conſtantin gleich anfangs in einen Hinterhalt und ward erſchlagen (340). Seine Truppen gingen zu Conſtans über, und dieſer nahm vom ganzen Weſten Beſitz, ohne ſich dabei um Conſtantius zu bekümmern.

Conſtans überließ ſich jetzt ganz ſeinen ungezügelten Leidenſchaften. Er ſchwelgte in Genüſſen jeder Art, übte ganz nach Laune Unrecht und Gewalt, und ſah ruhig mit an, daß ſeine Lieblinge und Luſtgenoſſen mit rückſichtsloſer Willkür die Regierung leiteten. Deſſen ungeachtet ward er von denjenigen chriſtlichen Geiſtlichen, die ſich Rechtgläubige nannten, in den Himmel erhoben, weil er die Kirche mit den Früchten ſeiner Gewaltthaten

bereicherte, die athanaſianiſche oder, wie ſie von ihren Anhängern genannt ward, die rechtgläubige Partei ſchützte, und dagegen die Arianer und Donatiſten mit Härte verfolgte. Der ſpäter unter die Heiligen verſetzte Athanaſius ſcheute ſich ſogar nicht, den wollüſtigen Tyrannen wegen dieſes Verfahrens einen Gebenedeiten und Märtyrer zu nennen. Conſtans brachte ſich durch ſein Verfahren ſehr bald um die Zuneigung ſeiner Unterthanen, und da er thörichter Weiſe auch die Truppen durch ſeine Kargheit und Strenge beleidigte, ſo grub er ſich ſelbſt ſein Grab. Magnentius, ein in Gallien geborener Franke und Befehlshaber der kaiſerlichen Leibgarden, welche ſeit Diokletian's Zeit den Namen Jovianer und Herculianer führten, wußte dieſe und einen Theil der anderen Truppen zu gewinnen, warf ſich im Januar 350 zum Kaiſer auf, und ließ Conſtans, der ſogleich die Flucht ergriff, durch leichte Reiter verfolgen und erſchlagen. Es iſt für den Zuſtand und das bevorſtehende Schickſal des römiſchen Reiches bezeichnend, daß Conſtans durch einen Franken geſtürzt wurde, daß es ein Franke war, der ihn auf der Flucht tödtete, und daß der einzige von ſeinen Dienern, der ihm bis zum letzten Augenblick treu blieb, ſeiner Abkunft nach ebenderſelben Nation angehörte. Magnentius ward in Italien, Spanien, Britannien und Afrika als Herrſcher anerkannt. Die illyriſchen Legionen dagegen riefen einen alten General, Vetranio, zum Kaiſer aus, und Magnentius hielt nicht für rathſam denſelben anzugreifen.

Der Krieg, welchen Conſtantius unterdeſſen im fernen Oſten führte, war für die Perſer und die Römer in gleichem Grade verderblich. Beide Theile erlitten abwechſelnd Niederlagen, verwüſteten bei ihren Einfällen das flache Land und die offenen Orte, errangen aber keinen entſcheidenden Vortheil. Rühmlich war es übrigens für Conſtantius, daß er einige militäriſchen Einrichtungen, durch welche die Feinde ihm überlegen waren, auch bei ſeinem Heere einführte, und die zum Schutze gegen die Perſer erbauten Bollwerke durch eine zweckmäßig angelegte neue Feſtung vermehrte. Sobald es ohne Gefahr für die Sicherheit der Grenzen möglich war, den Kriegsſchauplatz zu verlaſſen, brach er mit einem Theile des Heeres gegen Magnentius auf (350), der unterdeſſen Zeit gewonnen hatte, ſich feſtzuſetzen. Mit einer Feſtigkeit, die man

von ihm kaum hätte erwarten ſollen, wies er jede Unterhandlung mit dem Mörder ſeines Bruders zurück; dagegen erkannte er Vetranio als Reichsgenoſſen an. Dieſer alte und ſchwache Mann ließ ſich gleich nachher von Magnentius gewinnen und ebenſo leicht wieder vom Bunde mit ihm abziehen. Conſtantius täuſchte ihn durch eine nochmalige förmliche Anerkennung, wußte aber einen Theil ſeiner Truppen zu gewinnen, und zwang ihn, als dieſe ſich mit den ſeinigen vereinigten, zur Abdankung. Vetranio ward übrigens nachher freundlich behandelt, er durfte ſich nach Kleinaſien zurückziehen, und beſchloß ſein Leben in friedlicher Ruhe, entfernt von den Stürmen, denen Conſtantius mitten im Glück und im Glanz ausgeſetzt blieb. Der Letztere wandte ſich nach Vetranio's Sturz gegen Pannonien hin, um daſelbſt ſeinen zweiten und mächtigeren Gegner zu erwarten. Beide Kaiſer ließen übrigens furchtbare Feinde hinter ſich, als ſie gegen einander zu Felde zogen. Einerſeits verheerten die Perſer die öſtliche Grenze des Reiches, und andererſeits hatte Conſtantius ſelbſt den Alemannen-Bund zu einem Einfall in die Provinz Gallien gereizt, aus welcher Magnentius faſt alle Truppen an ſich gezogen hatte. Conſtantius veranlaßte durch dieſen Schritt ſehr großes Unheil; denn die Alemannen ſetzten ſich damals in Gallien feſt, und konnten ſpäter erſt nach einem langen und hartnäckigen Kampfe wieder vertrieben werden.

Der Krieg zwiſchen Magnentius und Conſtantius zog ſich in die Länge, weil der Letztere einſah, daß er das hauptſächlich aus römiſchem und germaniſchem Fußvolk beſtehende Heer ſeines Gegners nur dann beſiegen könne, wenn die entſcheidende Schlacht in einer Ebene geliefert werde, indem er ſonſt von ſeiner zahlreichen und nach perſiſcher Weiſe ſchwer gerüſteten Reiterei keinen Gebrauch machen könnte. Er zog ſich deswegen, nicht ohne großen Verluſt an Truppen, vor dem Feinde immer weiter zurück, bis er endlich hinter der Donau und Sau bei der Stadt Murſa, dem jetzigen Eſſek in Slavonien, ein Haupttreffen annahm (352). Dieſe Schlacht war für das römiſche Reich verderblicher, als der furchtbarſte Krieg mit einem auswärtigen Feinde geweſen ſein würde; denn der Kern der römiſchen Heere des Oſtens und Weſtens ſtand ſich hier gegenüber, auf beiden Seiten wurde mit Ausdauer geſtritten, und beide Theile erlitten ſchwere Verluſte. Magnentius

mußte endlich weichen, doch wagte Conſtantius mehrere Monate lang nicht, ſeinem beſiegten Gegner nach Italien zu folgen. Als er endlich dahin aufbrach, zeigte ſich für Magnentius erſt die Wirkung der bei Murſa erlittenen Niederlage. Ganze Schaaren fielen von ihm ab, und er ſah ſich dadurch genöthigt aus Italien nach Gallien zurückzuweichen. Hier ward er an den Ufern der Dürance völlig geſchlagen. Als er merkte, daß ſeine Soldaten ihn dem Feinde ausliefern wollten, eilte er ihnen zuvorzukommen, ließ ſeine eigene Familie und viele Anderen niederhauen, und tödtete ſich dann ſelbſt (353). Conſtantius, welcher ohne Nachtheil für ſich und das Reich hätte Vergebung üben können, that dies nicht, ſondern ließ alle Anhänger und Diener des Magnentius grauſam verfolgen und umbringen.

Conſtantius war jetzt Alleinherrſcher im römiſchen Reiche. Seine Regierung würde, was die innere Verwaltung angeht, nicht unrühmlich geweſen ſein, wenn er nicht von den Geiſtlichen und von ihren Freunden am Hofe zu ſehr abhängig geweſen wäre. Unter ihm war der Arianismus Hof- und Staatsreligion, und die Geiſtlichen dieſer Partei benutzten ihren Einfluß auf die weltliche Macht, um den Ihrigen zu Stellen und Genüſſen zu verhelfen und die Andersdenkenden zu verfolgen. Während die arianiſchen Geiſtlichen und die vertrauten Diener des Kaiſers die Staatsgewalt zu ihren Zwecken misbrauchten, war das Reich im Oſten den Perſern, im Weſten den Germanen preisgegeben, und die beiden einzigen noch übrigen männlichen Verwandten des Kaiſers erhielten dadurch unerwarteter Weiſe eine Bedeutung im Reich. Beide waren fern vom Hofe nach der neuen mönchiſchen Erziehungs-Methode erzogen worden, dieſe hatte aber ein ſehr verſchiedenes Reſultat: der ältere Prinz Gallus ward durch dumpfes Hinbrüten und blinden Glauben finſter und tyranniſch, der jüngere, Julian, durch unterdrückte Zweifel widerwillig, verſchloſſen und ſpöttiſch; jener ward zuletzt ein chriſtlicher Fanatiker ohne Gefühl und ohne Sittlichkeit, dieſer dagegen ein Ungläubiger, aber zugleich auch ein tüchtiger und rechtlicher Mann. Als Conſtantius gegen Magnentius zog, hatte er Gallus mit ſeiner herrſchſüchtigen und grauſamen Schweſter Conſtantina vermählt, zur Würde eines Cäſars erhoben und mit der Leitung der orientaliſchen Angelegenheiten

beauftragt. Gallus ließ ſich in Antiochia nieder, führte ein willkürliches und grauſames Regiment, und erweckte bald den Argwohn des Kaiſers oder vielmehr der Lieblinge und Miniſter desſelben, denen der junge Prinz durch die Ermordung einiger an ihn abgeordneten Hofbeamten bange gemacht hatte. Er ward zuerſt mit Spähern und Beobachtern umgeben, nach dem Tode ſeiner Gemahlin durch erheuchelte Freundlichkeit an den Hof gelockt und in Folge eines Kabinetsbefehles, zu welchem ſeine Feinde den Kaiſer in einem ſchwachen Augenblicke bewogen, ums Leben gebracht (354). Seine Mörder würden damals auch ſeinen Bruder Julian aus dem Wege geräumt haben, hätte ſich nicht die Kaiſerin Euſebia desſelben angenommen. Sie arbeitete ihnen bei ihrem Gemahle entgegen und brachte es dahin, daß der Prinz die Erlaubniß erhielt, die Studien, denen er ſich mit allem Fleiße widmete, in Athen fortſetzen zu dürfen. Hier bildete er ſeine trefflichen Anlagen noch mehr aus, und nährte unter den heidniſchen Sophiſten und Rhetoren den ſchon längſt gehegten Widerwillen gegen das ihm aufgedrungene Chriſtenthum, gegen einen Köhlerglauben, welcher alles Selbſtdenken als Sünde und als abtrünnige Gottloſigkeit verbot. Er faßte ſchon damals den Entſchluß, die alte Staatsreligion und die Poeſie, die ihr zu Grunde lag, wieder hervorzuziehen, wußte aber ſeine Anſichten und Gedanken ſehr geſchickt zu verbergen. Noch ehe ein Jahr verfloſſen war, berief ihn Conſtantius auf Betreibung ſeiner Gemahlin, trotz der Kabalen ſeiner Umgebung, an den Hof zurück, weil er ſich bei den Gefahren, welche zugleich von Gallien und von Perſien her das Reich bedrohten, den Geſchäften der Herrſchaft nicht mehr gewachſen fühlte. Julian ward zum Cäſar ernannt, mit einer Schweſter des Kaiſers vermählt und an die Spitze der Verwaltung des Weſtens geſtellt (355). Conſtantius ſelbſt zog nach Aſien, um die Perſer zu bekriegen, hielt aber vorher mit einem großen Theile des Heeres einen glänzenden Einzug in Rom, von welchem ſich eine ausführliche Beſchreibung erhalten hat, die uns aufs klarſte zeigt, wie ſehr die Einführung des orientaliſchen Hofweſens ſeit Diokletian's Zeit fortgeſchritten war. Der Kaiſer ſaß bei dieſem Einzuge, den er mit ungeheuern Koſten ſo glänzend als möglich hatte einrichten laſſen, auf einem goldenen, mit Edelſteinen verzierten Wagen,

und wahrte die Hof-Etikette, deren Vorſchriften er immer als die heiligſten Geſetze achtete, mit ſolcher Ängſtlichkeit, daß er während des ganzen Einzuges weder die Hand noch den Kopf bewegte und, wie es in der Beſchreibung heißt, völlig einer Bildſäule glich.

Da zu Julian's Zeit der Ruhm des römiſchen Namens zum letzten Male im Weſten wie im fernen Oſten die Grenzvölker in Staunen ſetzte, ſo müſſen wir auf das Verhältniß dieſer Völker zum Reiche einen Blick werfen. Die von den Perſern drohende Gefahr ſchien zwar am größten und furchtbarſten zu ſein, doch konnte man aus vielen Urſachen bei allen Raubzügen dieſer Nation ruhiger ſein, als beim Vordringen der germaniſchen und ſarmatiſchen Völker. Erſtens war das Reich der Perſer ein despotiſches und alterndes, es litt alſo an denſelben Übeln, wie das römiſche; dann waren ihre Einrichtungen und Sitten nicht von der Art, daß die perſiſchen Könige fremde Eroberungen hätten behaupten können; endlich waren die Perſer weder geneigt, ſich in den römiſchen Provinzen niederzulaſſen, noch auch in Maſſe im römiſchen Heere zu dienen. Im Weſten fand von allem dieſem das Gegentheil Statt, und es kam noch der beſondere Umſtand hinzu, daß die deutſchen Völkerſchaften bereits viele Eigenthümlichkeiten ihres Urzuſtandes verloren hatten. Dieſe Stämme, welche früher nichts als Jäger und Krieger geweſen waren, hatten die römiſchen Sitten und Genüſſe liebgewonnen, und wurden in Folge davon Räuber, die ſich von ihren Führern noch weit begieriger als vorher überallhin ziehen ließen, wo reiche Beute ihnen winkte. In ihre Heimath ſchleppten ſie Tauſende von Menſchen mit, um ſich derſelben für den Ackerbau und für die Gewerbe zu bedienen; dadurch erhielt Deutſchland eine ganz neue Geſtalt, ſo daß damals das rechte Rheinufer bis tief nach Schwaben und Weſtphalen hinein beſſer angebaut war, als das von germaniſchen Raubhorden verwüſtete und von vielen ſeiner unglücklichen Bewohner freiwillig verlaſſene Gallien.

Julian ward, als er nach Gallien kam, plötzlich aus einem Stubengelehrten ein tüchtiger Kriegsmann und Regent. Die Lächerlichkeit abgerechnet, daß er insgeheim die heidniſchen Götzen ſtatt des Gottes der Chriſten anbetete, den ihm die Theologen fälſchlich als einen Gott der Trägheit, der eingebildeten Unwiſſenheit und des todten Grübelns vorgeſtellt hatten, richtete er ſein Leben und ſeine Thätig-

keit muſterhaft ein. Er theilte ſeine Zeit genau zwiſchen den Geſchäften des Krieges, der Sorge für die Verwaltung und den Studien. Der Kriegserfahrung bedurfte er gegen Barbaren weniger, als der unverdroſſenen Ausdauer und Übernahme von Beſchwerlichkeiten. Außerdem ward er vom Glücke begünſtigt. Er wußte durch Freundlichkeit, durch Muth und durch ſeine Theilnahme an allen Mühſeligkeiten bald die Soldaten zu gewinnen, und ſeine einſichtsvolle Verwaltung erwarb ihm ebenſo ſchnell auch die Liebe der Gallier. Nachdem er zuerſt durch einige kleinen Züge in Gallien ſelbſt die eingedrungenen Germanen geſchreckt hatte, wandte er ſich 357 gegen die alemanniſchen Völkerſchaften, welche längs dem Oberrhein bis zum Main hin wohnten, und ſich einige Zeit vorher unter dem mächtigſten ihrer Stammfürſten, Chnodomar, vereinigt hatten. Dieſer ſtand ſeit Magnentius Zeit in Gallien, und war nicht wenig überraſcht, an Julian einen Gegner zu finden, der den Krieg auf eine ganz andere Weiſe führte, als die ſeitherigen römiſchen Befehlshaber. Ungeachtet einer von Julian's Generalen aus Trotz und Neid die erwartete Unterſtützung verweigerte, erfocht doch Julian bei Straßburg den glänzendſten Sieg, der ſeit dreißig Jahren über Barbaren errungen worden war. Chnodomar ſelbſt ward gefangen, die anderen Führer der Alemannen zerſtreut; Julian drang über den Rhein, ſtellte die ehemaligen römiſchen Befeſtigungen am Taunus wieder her, und nöthigte die Alemannen zu einem Waffenſtillſtand. Hierauf wandte er ſich gegen den Bund der Franken, der am Niederrhein ebenſo übermächtig geworden war, als der alemanniſche am Ober- und Mittelrhein. Da Julian nicht daran denken konnte, ſie von dort zu vertreiben, ſo ſuchte er durch Freundlichkeit die benachbarte Provinz gegen ſie zu ſchützen, zeigte ihnen aber vorher, daß er nicht aus Schwäche oder Feigheit ſo handle. Er trat den Franken die Landſtriche, deren Wiedereroberung dem Reiche mehr geſchadet als genützt hätte, freiwillig ab, und nahm eine große Zahl dieſer Barbaren in römiſche Dienſte. Unterdeſſen verlor er die Alemannen nicht aus den Augen, deren Bund damals weit mehr innere Feſtigkeit hatte, als die loſe Vereinigung der unter einander zum Theil ſehr verſchiedenen Völkerſchaften, die den gemeinſchaftlichen Namen der Franken führten. Kein Jahr verging, in welchem

er nicht die Alemannen in ihrem eigenen Lande aufgeſucht hätte. Die Eroberungen, die er machte, waren freilich von keiner Bedeutung, und die Punkte, die er beſetzte, wurden in den folgenden unruhigen Zeiten bald wieder aufgegeben; allein er brachte es doch wenigſtens dahin, daß alle Völkerſchaften auf dem rechten Rheinufer die römiſchen Gefangenen herausgeben mußten.

Während ſich Julian durch den Kampf mit den Germanen und durch ſeine treffliche Verwaltung von Gallien Ruhm erwarb, gaben ſich Conſtantius Hofleute Mühe, des Kaiſers Neid und Ängſtlichkeit zu Julian's Verderben zu benutzen, und dies gelang ihnen nur zu gut. Der Kaiſer ſelbſt hatte ſich von Rom nach den Donau-Provinzen begeben, welche von den Quaden und Sarmaten und von den Limiganten, einer aus Sklaven der Letzteren entſtandenen Räuberhorde, verwüſtet wurden. Er vertilgte zwar die Letzteren völlig, und zwang die Anderen zum Frieden, dieſe warteten aber nur auf die Entfernung des Kaiſers, um dann wieder in die von Vertheidigern entblößten Provinzen einzubrechen. Conſtantius mußte eilen, ſich an die Oſtgrenze des Reiches zu begeben, weil die dortigen Provinzen durch die erneuerten Einfälle der Perſer in große Gefahr gekommen waren. Auf dem Wege dahin erhielt er die Nachricht, daß Julian ihm den Gehorſam aufgekündigt habe (360). Dieſer hatte ſchon längſt allen Grund, das Schickſal ſeines Bruders Gallus zu befürchten, wenn er ſich ebenfalls blos auf ſeine nahe Verwandtſchaft mit dem Kaiſer verließe. Die Diener und Vertrauten des Letzteren, deren Argwohn er erregt hatte, ſuchten ihn auf jede Weiſe zu verderben. Der perſiſche Krieg gab ihnen endlich eine erwünſchte Gelegenheit dazu. Sie bewogen den Kaiſer, die tüchtigſten Leute des galliſchen Heeres zu ſich in den Orient zu entbieten, weil ſie hofften, daß dadurch Julian um einen großen Theil ſeiner Macht werde gebracht und zugleich außer Stand geſetzt werden, den errungenen Kriegsruhm zu behaupten. Julian unterwarf ſich ſcheinbar dieſem Befehle, und als ein Theil der entbotenen Truppen murrte, ermahnte er die Soldaten zum Gehorſam; insgeheim aber ließ er, wie es ſcheint, eben dieſelben Truppen zum Aufſtand anreizen. Zu Paris hätten ſich dieſe von ihm trennen ſollen, ſie empörten ſich aber und riefen ihn zum Kaiſer aus. Anfangs weigerte ſich

Julian, der Forderung der Soldaten nachzugeben, welche die ganze Nacht hindurch ſeinen Palaſt umgaben und ihn zu ſehen verlangten; erſt um neun Uhr des anderen Morgens erſchien er. Die Soldaten erhoben ihn auf einen Schild, trugen ihn durch die Straßen der Stadt, und begrüßten ihn als Kaiſer. Ihrem Beiſpiele folgten bald alle anderen Truppen in Gallien. Julian wäre verloren geweſen, wenn er die dargebotene Würde zurückgewieſen hätte; denn Conſtantius und ſeine Hofleute würden ihn gewiß für den Aufruhr der Soldaten haben büßen laſſen. Er ging daher auf der betretenen Bahn muthig weiter, und traf ſogleich die nöthigen Maßregeln, um ſich auf dem eingenommenen Thron zu befeſtigen. Er gelobte dem Heere feierlich, allen Pflichten eines tüchtigen Regenten entſprechen zu wollen, und ließ das übliche Thronbeſteigungsgeſchenk unter ſie austheilen; da er aber das Reich nicht den Soldaten verdanken wollte, ſo ſchlug er ihnen gleich anfangs einen Theil ihrer Forderungen ab. Die Mäßigung und Gerechtigkeit, welche er damals bewies, iſt einer der ſchönſten Züge in ſeinem ganzen Leben: niemand ward wegen ſeiner Anhänglichkeit an Conſtantius verfolgt, keine einzige der gewöhnlichen Gewaltthaten wurde ausgeübt.

Julian ſchickte an den Kaiſer Conſtantius einen eigenhändigen Bericht über das Geſchehene, in welchem er Unterhandlungen anbot. Hätte er es mit dem kinderloſen Conſtantin allein zu thun gehabt, ſo wäre die Sache leicht beigelegt geweſen; der ſchwache Kaiſer ward aber von Leuten beherrſcht, welche Julian's Rache fürchteten, und dieſe bewirkten den Befehl einer unbedingten Unterwerfung. Einem ſolchen Gebot konnte Julian nicht gehorchen, ohne ſich ſelbſt und alle die, welche ſich für ihn aufgeopfert hatten, zu verderben. Die Waffen mußten alſo entſcheiden. Julian rüſtete ſeine ganze Macht, und brach dann gegen Conſtantius auf, welcher anfangs ſeinen Zug gegen die Perſer fortgeſetzt hatte. Erſt als der Letztere die Nachricht erhielt, daß Julian bereits bis an die thraciſche Grenze vorgerückt ſei, ſetzte er ſich mit ſeinem ganzen Heere gegen ihn in Marſch. Unterwegs erkrankte er und ſtarb (361). Da niemand mit einiger Hoffnung Anſpruch auf den Thron hätte machen können, ſo ward Julian ſogleich allgemein als Herrſcher anerkannt.

Julian's erſte Regentenhandlungen zeugen mehr von Leidenſchaft und Vorurtheil, als von Weisheit. Statt Amneſtie zu verkündigen, ließ er alle Feinde ſeines Bruders Gallus und ſeine eigenen grauſam verfolgen. Ein anderer großer Fehler war ſein Verfahren in Betreff der chriſtlichen Religion. Er fiel, nachdem er ſchon längſt insgeheim Heide geweſen war, öffentlich vom Chriſtenthum ab, und ſuchte die alte heidniſche Religion wieder herzuſtellen. Dieſer Schritt, wegen deſſen er den Beinamen Apoſtata d. i. der Abtrünnige erhielt, war eine unverſtändige Widerſetzung gegen den Zeitgeiſt, der dem Chriſtenthume günſtig war, und den er hätte leiten ſollen, ſtatt ſich ihm entgegen zu ſtemmen. Julian hoffte der abgeſtorbenen griechiſch-römiſchen Religion, die er der Anſicht der Neu-Platoniker gemäß auffaßte, durch myſtiſch-ſymboliſche Träume neues Leben einhauchen zu können. Nur ein Büchergelehrter, dem die Kenntniß des wirklichen Lebens mangelte, konnte ſich einbilden, daß ein Hirngeſpinnſt von Poeſie, Philoſophie und Aberglauben ſich an die Stelle der Religion ſetzen laſſe. Überdies war alles, was ſich vom Heidenthume erhalten hatte, ſchon längſt unter anderer Form in die Ceremonien des chriſtlichen Gottesdienſtes übergegangen. Die zänkiſche, abergläubige und ſpitzfindige chriſtliche Geiſtlichkeit hätte Julian immer entfernen mögen; aber ſtatt dieſer Menſchen, welche die göttliche Lehre ihres Meiſters prahlend zu einer menſchlichen Wiſſenſchaft auszubilden ſuchten, zog er armſelige Sophiſten, leere Schwätzer und myſtiſche Deuter der heidniſchen Mythologie hervor, die nicht beſſer waren, als die chriſtlichen Heuchler, welche Conſtantius begünſtigt hatte. Selbſt ſein Streben, die Wohlthätigkeitsanſtalten und hierarchiſchen Einrichtungen, welche der chriſtlichen Geiſtlichkeit einen ſo großen politiſchen Einfluß gewährten, auch im Heidenthum einzuführen, blieb fruchtlos, weil die frühere Staatsreligion ihre äußere Form bereits verloren hatte und durch kein inneres Band mehr zuſammengehalten ward. Das Härteſte, was er gegen die Chriſten unternahm, war unſtreitig die von ihm verordnete allgemeine Duldung, ſowie das Verbot, die Chriſten zu dem Unterricht über die klaſſiſche Literatur zuzulaſſen. Doch hatten auch dieſe Maßregeln keineswegs den erwarteten Erfolg. Durch das Duldungs-Decret wurden zwar alle verbannten Geiſtlichen, Arianer

wie Athanaſianer, in ihre Städte und Sprengel zurückgeführt und der Streit der chriſtlichen Parteien erneuert, dieſer hielt ſich aber in gewiſſen Schranken, weil beide Parteien den Hof fürchten mußten. Dagegen würde das Gebot der Ausſchließung der Chriſten von den klaſſiſchen Studien die Abſichten des Kaiſers ſehr gefördert haben, wenn es nur ausführbar geweſen wäre. Wie konnte dies aber der Fall ſein, da alle Rhetoren und Sophiſten viel zu ſelbſtſüchtig waren, als daß ſie den Ruhm und den Vortheil ihrer zahlreich beſuchten Schulen dem Kaiſer und ſeiner Religion zu Liebe hätten aufopfern mögen! Kurz, Julian's Plan, die poetiſche Lehre und die vergeſſenen Ceremonien der alten Staatsreligion wieder herzuſtellen, war ebenſo unverſtändig, als es in unſeren Tagen ſein würde, die Klöſter, die geiſtliche Zucht und die andächtige Sitte des Mittelalters oder auch nur die ſtrenge Glaubenslehre der Reformatoren wieder einzuführen. Die bloßen Gelehrten, ſowie die Prieſter der heidniſchen Myſterien und die grübelnden Philoſophen der neu-Platoniſchen Schule waren die Einzigen, auf welche Julian bei ſeinem Streben ſicher rechnen konnte; denn ihr eitles, armſeliges Treiben ſcheiterte an der chriſtlichen Lehre von Liebe und Barmherzigkeit und an der Richtung auf Sittlichkeit, die ſich bei den Chriſten trotz aller Zänkereien erhielt.

Ebenſo verkehrt, als dieſes Streben, war Julian's Bemühung, am Hofe die Einfachheit älterer Zeiten wieder einzuführen. Der Orient will ſeinen Herrſcher mit Glanz umgeben ſehen, und wer den Haufen regieren will, muß die Vorurtheile desſelben benutzen. Außerdem war der Geiſt der alten Zeit, deren Sitten Julian zurückführen wollte, völlig untergegangen. Die Abſchaffung der prächtigen Hofhaltung des Conſtantius, die Entlaſſung der Schaaren von Köchen, Haarkräuslern, Ceremonienmeiſtern und anderen kaiſerlichen Dienern war freilich nothwendig und heilſam; ſie hätte aber geſchehen können, ohne daß zahlreiche Familien auf ein Mal ins Elend geſtürzt worden wären, und ohne daß Julian nöthig gehabt hätte, ſich durch zu große Einfachheit in Kleidung, Nahrung und Lebensweiſe lächerlich zu machen. Übrigens ſetzte er an die Stelle jenes zahlloſen Hofgeſindes, welches unter Conſtantius auf Koſten des Staats gefüttert worden war, eine Menge anderer Leute, die durch ihr Treiben weit verderblicher waren. Sobald

nämlich ſeine Vorliebe für Rhetorik, Sophiſtik, Myſtik und heidniſchen Aberglauben kund geworden war, drängten ſich unzählige Myſtiker, Gaukler, Betrüger, Wortkünſtler und Schwätzer an den Hof. Der Kaiſer vergaß in ihrer Geſellſchaft gar oft, was er ſeiner Würde ſchuldig ſei, wiewohl freilich mit Ausnahme von zweien keiner dieſer Leute Einfluß auf die Reichsangelegenheiten erhielt. Julian fand, wie Friedrich der Große, mehr Unterhaltung in der Geſellſchaft ſchalkhafter Spötter, als bei den trüben und empfindſamen Frömmlern und Kopfhängern der früheren Regierung. Er unterſchied aber, wie Friedrich, die Leute, welche zur geſelligen Unterhaltung gut waren, recht wohl von denen, die er zu Geſchäften gebrauchen könne.

Im nächſten Jahr nach ſeinem Regierungsantritt begab ſich Julian in den Orient, um zu den Lorbeeren, die er im Kriege mit den Barbaren des Weſtens erworben hatte, andere hinzuzufügen, welche er durch die Beſiegung der Perſer zu erlangen hoffte. Dieſer Entſchluß war ſehr unklug von einem Regenten, der als Reformator auftrat, und deshalb vor allem Anderen auf die Befeſtigung ſeiner neuen Einrichtungen hätte bedacht ſein ſollen. Auch erforderte der Weſten des Reiches die ganze Aufmerkſamkeit und Kraft der Regierung. Leider hatte aber Julian zu großes Vertrauen in ſeine Fähigkeiten, und ließ ſich ganz von Ruhmbegierde leiten. Er hätte mit den Perſern einen ehrenvollen Frieden ſchließen können, er warf aber den Brief, der die perſiſchen Friedensanträge enthielt, unwillig auf den Boden, und rief aus, die rauchenden Trümmer römiſcher Städte verlangten einen Rachezug. So ſchön das klingt, ſo hätte ihn doch Trajan's Beiſpiel von einem Eroberungszug jenſeit des Tigris abhalten ſollen. Er ließ ſich nicht warnen, und zog im Frühling des Jahres 363 mit dem Kern der öſtlichen und weſtlichen Kriegsmacht des Reiches gegen die Perſer. Unglücklicher Weiſe hatte er weder einen feſten Kriegsplan entworfen, noch die feindliche Macht und die Beſchaffenheit der Gegenden, die er angreifen wollte, gehörig erforſcht. Er vertraute außerdem zu viel auf den flüchtigen perſiſchen Prinzen Hormisdas, der ſich bei ſeinem Heere befand, und deſſen er ſich zu bedienen hoffte, um innere Unruhen zu erregen; er bedachte aber nicht, daß man im Orient, wo der Patriotismus eine

Art von thieriſchem Inſtinkt iſt, nicht überlegt, warum man einem Despoten anhängt, welcher Recht und Gerechtigkeit mit Füßen tritt, daß man aber den verabſcheut, der ſich zur Unterjochung ſeiner Landsleute an Fremde anſchließt. Unter großen Schwierigkeiten drang das römiſche Heer bis über den Tigris hinaus vor, ohne daß weder ein perſiſcher General, noch auch eine einzige Stadt abfiel. Der König von Armenien, deſſen Truppen Julian am Tigris erwartete, ließ ihn im Stich. Treuloſe Führer leiteten das römiſche Heer in öde Gegenden, und die Perſer umſchwärmten dasſelbe, ohne ſich je in einen offenen Kampf einzulaſſen. Julian mußte ſich endlich unter ſehr ſchwierigen Umſtänden, und nachdem ſeine Soldaten bereits laut ihre Unzufriedenheit zu erkennen gegeben hatten, zum Rückzuge entſchließen Übrigens zeigte er auf dem ganzen Zuge die größte Entſchloſſenheit, und ſuchte die Soldaten durch ſein eigenes Beiſpiel zu ermuthigen. Er ſelbſt ging überall voran, war meiſtens zu Fuß, ertrug alle Beſchwerlichkeiten wie einer der Gemeinen, und kämpfte an jedem Orte, wo der Feind ſich zeigte, unter den Vorderſten. Das Letztere war vielleicht Heldenmuth an der unrechten Stelle, da an der Erhaltung ſeines Lebens Alles lag. In der That ward er auch bei einem unbedeutenden Scharmützel tödtlich verwundet, und ſtarb bald nachher (363).

Julian hatte keinen Nachfolger ernannt; die Soldaten verfügten alſo über den erledigten Thron. Sie riefen den Oberſten Jovianus zum Kaiſer aus. Daß der Gewählte ein Chriſt war, beweiſt die überwiegende Bedeutung der neuen Religion ſogar in einem Heere, deſſen Kern dem heidniſchen Julian zum Thron verholfen hatte. Eine fanatiſche Gegenwirkung zu Gunſten der Chriſten kann man jedoch dem neuen Kaiſer nicht Schuld geben. Dagegen übereilte er den Frieden mit den Perſern. Dieſe boten ihm ſogleich Unterhandlungen an, er ging darauf ein, ließ ſich aber durch allerlei diplomatiſche Künſte ſo lange täuſchen und hinhalten, bis das römiſche Heer alle ſeine Vorräthe aufgezehrt hatte. Jovian hätte übrigens ſelbſt dann noch harten und entehrenden Bedingungen ausweichen können, wenn er ſeinen Rückmarſch nur fünfzig Stunden weiter fortgeſetzt hätte. Er that es aber nicht, und verſtand ſich zu einem Frieden, wie ihn ſeit der Gründung

der Stadt Rom nie ein römiſcher Feldherr geſchloſſen hatte. Die Grenzen des Reiches wurden beſchränkt, einige durch ſteten muthigen Kampf gegen die Perſer ausgezeichneten Städte den Feinden abgetreten, der König von Armenien ihrer Willkür preisgegeben, und das römiſche Heer von perſiſchen Commiſſären begleitet, welche über die augenblickliche Erfüllung der einzelnen Bedingungen wachten. Jovian, der auf dieſe Weiſe den Thron unter höchſt ungünſtigen Verhältniſſen beſtiegen hatte, ſtarb ſchon im Februar 364, noch ehe er die Hauptſtadt Conſtantinopel erreicht hatte.

Die Wahl eines neuen Kaiſers blieb wieder dem Heere überlaſſen. Auf den Vorſchlag der angeſehenſten Führer desſelben wurde Valentinian I. als Kaiſer ausgerufen, ein Mann, der als General ausgezeichnet, beim Heere beliebt und mit den Verwaltungsgeſchäften nicht unbekannt war. Die Überzeugung, daß ein einziger Mann den Umſtänden und der Größe des Reiches nicht gewachſen ſein könne, war ſo allgemein, daß das Heer ſelbſt verlangte, Valentinian ſolle ſich einen Mitregenten wählen. Er gab dieſem Verlangen erſt dann nach, als er nicht mehr zu fürchten brauchte, es möchte den Anſchein haben, daß er der Forderung der Soldaten gewichen ſei. Unglücklicher Weiſe zog er ſeinen Bruder Valens, dem alle Eigenſchaften eines tüchtigen Regenten mangelten, würdigeren Männern vor. Er theilte mit ihm das Reich ſo, daß er ſelbſt den Weſten für ſich behielt und den Oſten ſeinem Bruder abtrat. Valentinian verdient wegen der Kraft und Strenge, mit der er Recht und Gerechtigkeit übte und das Reich gegen auswärtige Feinde ſchützte, zu den vorzüglichſten Regenten der letzteren römiſchen Zeiten gerechnet zu werden; er zeigte aber in ſeinem Verfahren eine wahrhaft empörende Härte und Grauſamkeit, die den römiſchen Geſetzen und Einrichtungen durchaus fremd war, obgleich ſie andrerſeits zu den Sitten der vielen ausländiſchen Beamten paßte, welche damals die erſten Stellen bekleideten. Valens dagegen bewies ſich von Anfang an als einen unfähigen Regenten. Er vernachläſſigte die Regierungsgeſchäfte, ließ ſich bei der Erhebung der Abgaben von wahrhaft ſchmutzigen Grundſätzen des Erwerbs leiten, und beſetzte die wichtigſten Stellen mit ungeſchickten und unwürdigen Leuten. Auch in der Stellung zu der Kirche und ihren Parteien zeigten ſich beide Kaiſer verſchieden.

Valens trat, durch ſeine Gemahlin bewogen, zum Arianismus über, Valentin dagegen blieb dem Athanaſianismus oder der rechtgläubigen Kirche getreu. Der Letztere war bei aller Härte ſeines Weſens viel zu gerecht und ſelbſtſtändig, als daß er ſich zum Werkzeug der Geiſtlichkeit hätte gebrauchen laſſen, er verfuhr im Gegentheil rückſichtslos gegen dieſelbe, wenn es galt, eingeriſſene Misbräuche abzuſtellen, und übte Duldung ſowohl gegen die Heiden, als gegen die Arianer. Ganz anders Valens. Dieſer hing ganz von ſeinen Geiſtlichen ab, und verfolgte die Heiden und die Athanaſianer mit gleicher Härte. Die Erſteren, beſonders die Philoſophen und Grübler unter ihnen, welche auf Myſterien Bedeutung legten, ſah er nach dem damals herrſchend gewordenen Aberglauben als Verehrer des Teufels, als Zauberer und Schwarzkünſtler an. Gegen ſie, wie gegen die Rechtgläubigen erließ er öfters grauſame Verordnungen, und dieſe wurden von ſeinen Dienern und Soldaten nur zu ſtrenge ausgeführt.

Die Lage des Reiches in Beziehung auf auswärtige Feinde war um die Zeit, als Valentinian und Valens daſſelbe theilten, in hohem Grade bedenklich. Gallien und Rhätien wurden von den Alemannen, Pannonien von den Sarmaten und Quaden, Thracien von den Gothen verheert; Pikten, Skoten, Sachſen, Franken und Frieſen plünderten Britannien, mauriſche Völkerſchaften aber verwüſteten die afrikaniſche Provinz; im Oſten endlich erklärte der Perſer-König, daß der Vertrag, den er mit Jovian geſchloſſen, durch deſſen Tod aufgehoben ſei, und ſuchte Armenien an ſich zu reißen. Valentinian, mit deſſen Geſchichte wir die Überſicht der Begebenheiten in den nächſten zehn Jahren am beſten beginnen, ward während ſeiner Regierung vorzugsweiſe von den Kriegen mit den Barbaren in Anſpruch genommen. Er ſelbſt wandte ſich gegen die Alemannen; ſeine Generale kämpften gegen die Barbaren in Britannien, gegen die Franken, Sachſen und Frieſen am Niederrhein und an der Nordſee, ſowie gegen die Quaden und Sarmaten an der Donau, welche den kurz vorher geſchloſſenen Frieden lange genau beobachteten, bis ſie ein römiſcher Statthalter von Pannonien durch die treuloſe Ermordung eines ihrer Fürſten zu neuen Raubzügen reizte. So ausgezeichnet auch Valentinian als General war, ſo konnte er doch die Alemannen

nicht bezwingen; er drang in ihr Land ein, er legte neue Burgen und Schanzen gegen ſie an, er nahm zu Verrath und Mord ſeine Zuflucht, er wußte die Burgunder, welche ſchon lange mit den Römern in Verbindung geſtanden und ſich am meiſten von allen Barbaren der Civiliſation genähert hatten, gegen die Alemannen aufzuregen; aber alles dies nützte durchaus nichts, die unbändige Nation war nicht zu überwältigen, nach jeder Niederlage erhielt ſie ſogleich die verlorene Kraft wieder, weil immer wieder neue Schaaren und andere Stämme ſich mit ihr vereinigten. Unterdeſſen erwarb ſich der General Theodoſius der Ältere, der Vater des nachherigen Kaiſers gleichen Namens, um Britannien ein ebenſo großes Verdienſt, als dreihundert Jahre früher Agricola. Er befreite dieſe Inſel von ihren raubgierigen Feinden, ſtellte die faſt ganz aufgelöſte römiſche Herrſchaft wieder her, und führte eine muſterhafte Verwaltung ein. Ähnliche Verdienſte erwarb ſich Theodoſius nachher in Afrika, wohin er von Valentinian geſchickt wurde. Hier hatten nämlich die römiſchen Statthalter, im Vertrauen auf ihre Verbindungen am Hofe und auf ihre Entfernung vom Sitze der Regierung, unerhörte Bedrückungen geübt und beſonders die Partei der Donatiſten grauſam verfolgt. Ein mauriſcher Prinz, Firmus, hatte dies zu einer Empörung benutzt und, mit Hülfe mehrerer benachbarten Nomaden-Völker, ſo wie der Donatiſten und anderer unzufriedenen Bewohner der Provinz, einen großen Theil des Landes erobert. Theodoſius unterdrückte dieſe Empörung bald, und ſtellte die Ruhe in der ganzen Provinz wieder her; er fand aber unmittelbar nachher durch eine in ihrem Zuſammenhange uns nicht bekannte Intrigue ein ſchmähliches Ende. Er hatte gleich nach ſeiner Landung den Statthalter Romanus, durch deſſen Bedrückungen die Empörung hauptſächlich hervorgerufen worden war, in Verhaft genommen; dieſer ward bald nachher ungeſtraft entlaſſen, Theodoſius dagegen, der Retter des Landes und der einzige Mann im Reiche, der den Umſtänden gewachſen war, auf Befehl ſeiner eigenen Regierung in einen Proceß verwickelt, zum Tode verurtheilt und in Karthago hingerichtet.

Im letzten Jahre ſeines Lebens wandte ſich Valentinian gegen die Quaden. Bei dieſem Zuge ging ihm ein ſolcher Schrecken voran, daß die Feinde ihm eine Geſandtſchaft entgegenſchickten,

um ſich zu rechtfertigen. Er wies dieſelbe ſchnöde zurück, zog über die Donau und verwüſtete das Land der Feinde mit rückſichtsloſer Grauſamkeit. Als die Quaden darauf nochmals Geſandte an ihn ſchickten, überhäufte er dieſe mit den bitterſten Vorwürfen, und gerieth dabei in eine ſolche Wuth, daß er ein Blutgefäß in ſeiner Bruſt zerſprengte und wenige Minuten nachher ſtarb (375). Zorn, Härte und ein furchtbar despotiſcher Sinn waren angeborene Eigenſchaften dieſes Kaiſers geweſen. Sie zeigten ſich daher auch bei allen ſeinen Maßregeln, welche die innere Verwaltung betrafen. Er leitete dieſe nicht nur mit derſelben unerbittlichen Strenge, wie das Kriegsweſen, und verfuhr auch in bürgerlichen Dingen ſtets ganz militäriſch, ſondern er übte auch eine ächt orientaliſche Juſtiz, die um ſo mehr Schauder erregt, je vortrefflicher ſeine Abſichten waren, und je weniger man ihn zu den ſchlechten Regenten des Reiches rechnen darf. Man hat ihm ſogar, wiewohl dies gewiß ein Mährchen iſt, nachgeſagt, daß er ſtets in der Nähe ſeiner Zimmer zwei Bärinnen gehabt habe, durch welche er ſeine häufigen Todesurtheile vollziehen ließ. Sein Nachfolger war ſein ſiebenzehnjähriger Sohn Gratianus, den er ſelbſt ſchon früher zum Mitregenten ernannt hatte. Einige elende Hofleute, die unter dem Namen eines Kindes zu herrſchen hofften, wußten dem neuen Kaiſer mit Hülfe der Soldaten ſogleich ſeinen vierjährigen Bruder Valentinian II. zum Reichsgenoſſen aufzudrängen.

Wenden wir uns von der Betrachtung der weſtlichen Hälfte des Reiches zu der öſtlichen, ſo ſehen wir hier während der Regierung des elenden Valens Verhältniſſe entſtehen, welche für das Schickſal des Reiches entſcheidend wurden. Nachdem der unwürdige Regent einige Jahre lang mit einem Verwandten Julian's, der ſich als Gegenkaiſer aufgeworfen, um den Thron geſtritten, und die Beſiegung desſelben zur Befriedigung ſeiner Habgier und Grauſamkeit benutzt hatte, unternahm er einen Kriegszug gegen die gothiſchen Völkerſchaften, die ſich damals in zwei Hauptmaſſen vereinigt hatten. Die Einen, welche die Therwinger oder Weſtgothen genannt wurden, wohnten im Norden der unteren Donau, und hatten verſchiedene Häuptlinge oder Fürſten, von welchen Athanarich der angeſehenſte war; die Anderen führten den Namen Gruthunger oder Oſtgothen, und bildeten unter

ihrem König Hermanrich in Verbindung mit vielen unterworfenen Völkern von anderer Abſtammung ein großes Reich, welches ſich bis an den Don erſtreckte. Ein Theil der gothiſchen Völkerſchaften hatte damals das Chriſtenthum, und zwar die arianiſche Form desſelben, angenommen. Der weſtgothiſche Biſchof Ulphilas erfand, um ſeinen Landsleuten die chriſtlichen Bücher zugänglich zu machen, beſondere Schriftzüge für ihre, von dem Griechiſchen und Römiſchen ſehr verſchiedenen Sprachtöne, und verfaßte eine gothiſche Überſetzung der Evangelien, als deren Überreſt man ein altes, jetzt in Upſala befindliches Manuſcript anſieht. Valens führte mit den Weſtgothen drei Jahre lang einen Krieg, der zwar für ihn ſelbſt nicht unrühmlich war, dem Reiche aber keinen Nutzen gewährte. Nach der Beendigung desſelben begab er ſich in den Orient, wo die Perſer ganz Armenien erobert hatten, und die Empörung perſiſcher Statthalter eine gute Gelegenheit darzubieten ſchien, dieſes Land ihnen wieder zu entreißen. Valens ließ durch ſein Heer den Verſuch dazu machen, während er ſelbſt in Antiochia blieb. Mehrere Jahre lang ward um den Beſitz des Landes oder vielmehr um das Recht, den Armeniern einen König zu geben, geſtritten, bis der Andrang neuer barbariſcher Horden den Kaiſer an die Donau zurückrief.

4. Beginn der ſogenannten Völkerwanderung.

Zu der Zeit, als Valentinian I. ſtarb, wurden die Gothen durch eine bisher unbekannte aſiatiſche Nation überwältigt, welche den nächſten Anlaß zu den Bewegungen in Europa gab, die man gewöhnlich mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt. Dieſes Volk führte den Namen der Hunnen, und gehörte dem mongoliſchen Menſchenſtamme an. Wenigſtens glaubt man dieſe Abſtammung aus der Beſchreibung ſchließen zu können, welche die Geſchichtſchreiber der nächſten Zeiten uns von der Geſtalt und den Sitten der Hunnen gegeben haben. Die Hunnen waren Nomaden, bequemten ſich nie zum Ackerbau, kannten keine Verfaſſung und hatten kein Band, durch welches ſie mit einander verknüpft wurden; die einzelnen Horden folgten auf ihren Zügen beſonderen Führern, und dieſe vereinigten ſich nur gelegentlich einmal zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen, bis im nächſten

Jahrhundert einer von ihnen, Attila, die Andern von ſich abhängig machte und Einheit in die Bewegungen brachte. Alle Hunnen waren beritten, lebten unter Zelten oder Hütten, zeichneten ſich durch Raubgier und wilde Rohheit aus, und wurden, gleich den Mongolen des Mittelalters und den Beduinen unſerer Zeit, von Begierde nach Gold und Silber getrieben, ohne daß ſie den Gebrauch der Reichthümer kannten. Sie vergruben die geraubten Schätze, von deren Reiz ſie ſo mächtig angezogen wurden, ſtreiften, um zum Beſitze derſelben zu gelangen, in die Länder civiliſirter Völker, und verbreiteten durch ihre Geſtalt, durch die Rohheit ihres Weſens und ihrer Lebensweiſe, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und durch ihre entſetzlichen Verwüſtungen überall Schrecken. Ihre Raubzüge waren furchtbarer, als die irgend eines anderen Volkes jener Zeit; denn ſie zerſtörten aus bloßer Freude am Zerſtören, ſchleppten die Menſchen mit ſich in die Sklaverei fort, und ließen ſie Hunger und Mishandlungen aller Art erleiden. Doppelt furchtbar wurden dieſe verheerenden Züge dadurch, daß die Hunnen den Affen, denen ſie an Geſtalt ähnlich waren, auch an Schamloſigkeit glichen, weshalb das weibliche Geſchlecht, welches von den meiſten germaniſchen Stämmen ſelbſt auf ihren Raubzügen mit Achtung behandelt wurde, ganz beſonders ihren Mishandlungen ausgeſetzt war. Wenn man alles dies bedenkt und dabei noch die Berichte neuerer Reiſenden über die Völker des inneren Aſiens und die Nachrichten von den Raubzügen der Mongolen und Tataren des Mittelalters vergleicht, ſo wird man ganz gut begreifen, daß die Erſcheinung der Hunnen in Europa Alles mit Schrecken erfüllen mußte. Wo übrigens der Urſitz dieſer wilden Schaaren zu ſuchen iſt, und was ſie zur Wanderung nach Weſten veranlaßt hat, iſt völlig unbekannt; denn die Angaben der Alten darüber gehören zu jenen Sagen und Mährchen, welche allen Völkern in ihrer Kindheit die wahre Geſchichte erſetzen und ſie zu kriegeriſchen Thaten begeiſtern. Nur das Eine ſcheint feſtzuſtehen, daß ſchon ſeit der Zeit, wo die ſkandinaviſchen und germaniſchen Stämme ihre Wohnſitze zu wechſeln begannen, auch die vielen Nomaden-Völker des weſtlichen Aſiens in Bewegung gekommen, und zum Theil gegen Weſten vorgedrungen waren. Dieſe Wanderungen in Aſien hörten manchmal eine Zeitlang auf, und fingen

wieder von neuem an, je nachdem die wandernden Horden entweder kräftigen Widerſtand fanden, oder die Völker, auf welche ſie ſtießen, mit ſich fortriſſen.

Zu Valens Zeit überwältigten die Hunnen die Alanen und andere Raubvölker des Kaukaſus, und drangen mit ihnen vereinigt gegen das Reich der Oſtgothen vor. Dieſes befand ſich gerade damals im Zuſtande der Auflöſung. Der König Hermanrich hatte zwei roxolaniſche Häuptlinge, deren Stamm ſeinem Reiche einverleibt worden war, durch furchtbare Strenge ſchwer beleidigt, und war, als dieſe einen Verſuch machten ſich zu retten, von ihnen tödtlich verwundet worden. Auch andere Führer der vielen dem oſtgothiſchen König unterworfenen Völker hatten ihm den Gehorſam aufgekündigt. Als daher die Hunnen und Alanen erſchienen, ſtürzte ſich der greiſe König, welcher ein Alter von hundert und zehn Jahren erreicht haben ſoll, aus Verzweiflung in ſein Schwert. Sein Nachfolger Withimer behauptete ſich eine Zeitlang gegen die wilden Feinde, ward aber zuletzt in einem unglücklichen Treffen erſchlagen (375). Das Reich fiel ſeinem unmündigen Sohne zu, deſſen Vormundſchaft zwei gothiſche Heerführer, welche lange in römiſchen Dienſten geſtanden hatten, Alatheus und Saphrax, übernahmen. Dieſe entzogen ſich und die unter ihrer Leitung vereinigten Stämme, durch Auswanderung in das innere Land, den Angriffen der Hunnen. Jetzt geriethen auch die Therwinger oder Weſtgothen in Schrecken und Bewegung. Ihr König, der den Kaiſer Valens beleidigt hatte, wagte nicht denſelben um ſeinen Schutz zu bitten, und rettete ſich mit einem Theile ſeines Volkes in das Gebirge der Sarmaten, die er verjagte. Die Übrigen aber zogen unter zwei anderen Führern, Alawif und Fritigern, nach der Donau, und ſuchten bei Valens um die Erlaubniß nach, über dieſen Grenzfluß des römiſchen Reiches ſetzen und ſich in den verödeten und unbewohnten Strichen der Bulgarei niederlaſſen zu dürfen. Valens erfüllte ihre Bitte, weil er als eifriger Arianer den Weſtgothen gewogen war, und ſeine geſchwächte Kriegsmacht durch ihre rüſtige Mannſchaft zu verſtärken hoffte. Unglücklicher Weiſe knüpfte er ſeine Zuſage an ſehr harte Bedingungen: die Gothen ſollten nicht nur ihre Waffen abliefern und einen Theil ihrer Kinder als Geißeln in die kleinaſiatiſchen Städte

vertheilen laſſen, ſondern auch die Lebensmittel, die ihnen gereicht wurden, theuer bezahlen. Das Letztere ſtürzte den Kaiſer ins Verderben, weil ſeine Beamten in der Bulgarei daraus Nutzen zogen, um ſich auf eine ſchmutzige Weiſe zu bereichern. Übrigens wird die Zahl der damals in das Reich aufgenommenen Weſtgothen auf eine Million angegeben, worunter ſich zweimal hunderttauſend ſtreitbare Männer befunden haben ſollen. Viele von ihnen behielten ihre Waffen, weil die habgierigen römiſchen Beamten ſich die Erlaubniß dazu leicht abkaufen ließen. Kaum waren die Gothen in die römiſche Provinz eingelaſſen, als ſie durch dieſelben Beamten zur Verzweiflung getrieben wurden. Sie konnten von ihnen die ſchlechteſten Nahrungsmittel nur zu den theuerſten Preiſen erhalten, und mußten zuletzt ihre Sklaven und ſogar ihre Kinder verkaufen, um nicht Hungers zu ſterben. Sie fragten daher bald nicht mehr nach den Anordnungen der römiſchen Regierung, übten Gewaltthätigkeiten, und durchzogen raubend das Land. Um dieſe Zeit erzwangen auch Alatheus und Saphrax mit ihren Schaaren den Übergang über die Donau, und vermehrten die Zahl der Barbaren, welche verheerend in Thracien hauſten.

Valens wandte ſich in ſeiner Noth an Gratian, den Beherrſcher des Weſtens, um Hülfe; die von dieſem abgeſchickten Truppen kamen aber, durch zufällige Umſtände aufgehalten, zu ſpät. Die Gothen, an die ſich alle im Süden der Donau angeſiedelten Barbaren und alle von den Römern ehemals gemachten Gefangenen anſchloſſen, ergoſſen ſich über Thracien und Macedonien, zerſtörten alle offenen Orte, und ſchleppten die Einwohner und ihre bewegliche Habe mit ſich fort. Nur die feſten Städte behaupteten ſich, weil die Barbaren die Belagerungskunſt nicht verſtanden. Nachdem die römiſchen Truppen ein ganzes Jahr vergebens mit den Gothen gekämpft hatten, brach Valens ſelbſt mit einem Theil des orientaliſchen Heeres von Aſien nach Europa auf. Er erhielt bei ſeiner Ankunft die Nachricht, daß Gratian mit ſeiner ganzen Kriegsmacht auf dem Marſche nach Thracien begriffen ſei, konnte ſich aber nicht entſchließen, ihn zu erwarten, weil er die Gothen, die ſich in drei Schaaren getrennt hatten, noch vor ihrer Vereinigung angreifen wollte. Ungeachtet dieſes Entſchluſſes ließ er ſich gleich nachher von Fritigern durch angebotene Unterhandlungen ſo

lange hinhalten, bis ſich die verſchiedenen gothiſchen Schaaren mit einander vereinigt hatten. Valens ſtürzte ſich alſo zugleich durch unzeitige Eile und durch unbedachtſames Zögern ins Verderben. Bei Adrianopel kam es am 9. Auguſt 378 zu einer entſcheidenden Schlacht, deren Ausgang für das römiſche Reich ſo vernichtend war, daß ein Geſchichtſchreiber des folgenden Jahrhunderts ſie mit Recht der Schlacht bei Cannä zur Seite geſtellt hat. Die Gothen, von welchen ſehr viele Führer, Offiziere und Gemeine früher im Dienſte der Feinde die Kriegskunſt erlernt hatten, beſiegten und vernichteten das römiſche Heer, deſſen kräftigſte Soldaten und beſte Führer ebenfalls Germanen waren. Kaum der dritte Theil der römiſchen Truppen entging der Niederlage; alle Generale bis auf drei und der Kaiſer ſelbſt verloren das Leben. Das ganze Land bis nach Conſtantinopel hin war jetzt den Barbaren preisgegeben; nur von den befeſtigten Städten wurden dieſe überall mit Verluſt zurückgetrieben.

5. Von Valens Tod an bis auf Alarich's Einfall in Griechenland.

Mit Valens Regierung beginnt die Zeit, wo ſich der Orient nach und nach ganz vom Occident trennt, wo im Erſteren ein Staat voller Klöſter, Mönche und Grübler, aber ohne Freiheit, ohne Wiſſenſchaft und ohne Kunſt entſteht, der unter ſteten inneren Unruhen ein tauſendjähriges trauriges Daſein fortſchleppt, während im Abendland zwar das Reich dem Andrange roher Völker erliegt, zugleich aber auch neues Leben und neue Kraft in ſeine Provinzen eindringt, und neue Staaten mit einer neuen Art von Civiliſation ſich auf den Trümmern des alten römiſchen Staates erheben. Wir wenden uns daher jetzt ganz dem Weſten zu, und werden die Geſchichte des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen Reiches nur flüchtig und im Vorbeigehen erwähnen, weil ſie blos in Beziehung auf den Zuſtand dieſes Reiches im Mittelalter und im Zuſammenhange mit demſelben anziehend und wichtig iſt. Über den Geiſt des Lebens und den Charakter des Staates in dieſer letzten Zeit des abendländiſchen Reiches iſt es nicht nöthig ausführlich zu reden; es genügt die kurze Bemerkung, daß üppige Schwelgerei und gedankenloſe Genußſucht den Menſchen dieſer

Zeit ebenſo, wie denen der nächſtvorhergehenden, eigenthümlich blieben, und daß Regierung und Privatleute zugleich durch kirchliche Zwiſte und durch die Furcht vor der von allen Seiten her einbrechenden Überſchwemmung barbariſcher Völker in Anſpruch genommen wurden.

Der Jüngling Gratianus, der die Herrſchaft des Weſtens mit ſeinem unmündigen Bruder Valentinian II. hatte theilen müſſen, war von Auſonius, dem erſten Dichter und Redner ſeiner Zeit, erzogen worden, und da dieſer verſtändige und wohlmeinende Mann anfangs einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte, ſo war die Regierung in den erſten Jahren nicht ſchlecht. Nachher aber hing Gratian faſt ganz allein ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zur Jagd nach, verkehrte nur mit ſeinen Jagdgenoſſen, und beleidigte durch die Begünſtigung der alaniſchen Bogenſchützen und anderer Barbaren, die ſich als geübte Jäger auszeichneten, alle ſeine übrigen Truppen. Indeſſen muß man eingeſtehen, daß Gratian ungeachtet dieſer Schwäche während ſeiner ganzen Regierung überall, wo Gefahr drohte, perſönlich gegenwärtig und thätig war. Kurz vor der Schlacht bei Adrianopel hatte er bei Kolmar ſogar einen glänzenden Sieg über die Allemannen erfochten. Nach demſelben erwarb er ſich um das Reich dadurch ein ausgezeichnet großes Verdienſt, daß er Theodoſius den Großen, den Sohn des gleichnamigen Generals, zum Mitregenten ernannte, und nach Thracien gegen die Gothen ſchickte (379). Dieſer zeigte ſich gleich anfangs ſeiner Erhebung würdig, und rettete das Reich aus den Händen der Gothen auf dieſelbe Weiſe, wie einſt Fabius Maximus Cunctator Italien aus der Gewalt Hannibal's gerettet hatte (ſ. Th. III. S. 378). Er wich, wie dieſer, dem Kampfe auf offenem Felde aus, ſuchte jede Blöße, welche der Feind ihm darbot, zu benutzen, gab dadurch ſeinen Truppen das verlorene Selbſtvertrauen wieder, und verhinderte die Eroberung der feſten Städte. Freilich zog er auch einen gothiſchen Führer nach dem andern an ſich, nahm viele Tauſende ihrer Landsleute in ſeine Dienſte, und räumte den Übrigen Wohnſitze auf dem rechten Donau-Ufer ein. Erſt nach ſieben Jahren gelang es ihm, dieſes Volk, das ſeither ſtets plündernd und zerſtörend in Thracien, Illyrien, Macedonien und Theſſalien umhergeſtreift war, völlig

zu bändigen und zu Anſiedelungen zu zwingen. Während Theodoſius die Gothen bekämpfte, führte Gratian die Zügel der Regierung mit unſicherer Hand, bis er endlich ein Opfer der übermäßigen Jagdliebe wurde, durch welche er die Achtung der Unterthanen und die Liebe der Soldaten verſcherzt hatte. Maximus, ein Kriegsgenoſſe des älteren Theodoſius, benutzte die allgemeine Unzufriedenheit. Er gewann die Truppen in Britannien, ließ ſich zum Kaiſer ausrufen, und ſetzte ſogleich nach Gallien über. Gratian eilte ihm muthig entgegen, konnte aber aus Mangel an Geld die ihm ohnedies abgeneigten Miethlinge ſeines Heeres nicht befriedigen; er ward von ſeinen Truppen verlaſſen, von einem treuloſen Statthalter feſtgehalten und auf Maximus Befehl getödtet (383). Da Maximus nicht allein faſt alle römiſchen Truppen, ſondern ſogar einen Theil der brittiſchen Nationalmiliz mit nach Gallien genommen hatte, ſo ward Britannien durch dieſe Regierungsveränderung am härteſten betroffen. Die Pikten und Skoten einerſeits, die Sachſen und Frieſen andererſeits plünderten und verheerten von neuem das wehrloſe Land.

Maximus ward von Theodoſius nach langen Unterhandlungen als Mitregent anerkannt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſich mit der Herrſchaft über die jenſeit der Alpen gelegenen Länder begnüge, und den jungen Kaiſer Valentinian II., der unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Juſtina ſtand, im ungeſtörten Beſitze von Italien, Afrika und Illyrien laſſe. Schon wenige Jahre nachher brach Maximus dieſes Verſprechen, weil der Kampf der arianiſchen und athanaſianiſchen Partei die Hoffnung in ihm erweckte, den jungen Kaiſer und ſeine Mutter zu vertreiben. Juſtina, welche zu Mailand reſidirte, gehörte zu der kleinen Zahl Arianer, die es damals in Oberitalien gab, und hatte unter ihrem Gemahle, der ſie ihrer Schönheit wegen geheirathet hatte, die Kirche der Athanaſianer beſuchen müſſen. Nach dem Tode desſelben ſuchte ſie ſich für dieſen Zwang dadurch zu entſchädigen, daß ſie ihren Glaubensgenoſſen gewiſſe Kirchen einräumte. Dies erbitterte die Athanaſianer, und der vornehmſte Geiſtliche derſelben, der heilige Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand, regte ſeine Gemeinde, wie den Kaiſer Theodoſius gegen Juſtina auf. Zum Glück für dieſe hatte ihre Tochter Galla die Schönheit der Mutter

geerbt, der ſtreng athanaſianiſche Theodoſius überſah, wie vorher Valentinian I., der Schönheit zu Gefallen die Ketzerei der Mutter und Tochter, und vermählte ſich mit Galla im Jahre 386. Maximus benutzte die Zwietracht zwiſchen der Kaiſerin und den meiſten Geiſtlichen von Italien, und zog mit ſeinem Heere ganz unerwarteter Weiſe über die Alpen (387). Juſtina mußte mit ihrem Sohne die Flucht ergreifen. Sie rettete ſich zu Theodoſius, welcher zu Theſſalonich reſidirte. Dieſer beſann ſich anfangs ſehr, ob er, um ſie zurückzuführen, einen koſtſpieligen Kriegszug unternehmen ſollte, und entſchloß ſich wahrſcheinlich erſt dann dazu, als er erfahren hatte, daß Maximus die Italiäner durch harte Behandlung gegen ſich gereizt habe. Er brach 388 mit ſeinem Heere nach Italien auf. Um ſeinen Gegner im Rücken zu beunruhigen, bewog er die Sachſen und Franken zu einem Einfall in Gallien, während Maximus ſeinerſeits die fremden Truppen des Theodoſius zu gewinnen ſuchte, und in dieſem Verſuche auch ſo glücklich war, daß Theodoſius ſelbſt einen großen Theil derſelben zuſammenhauen laſſen mußte. Maximus ward bald nach dem Beginne des Krieges völlig geſchlagen, von ſeinen Truppen ausgeliefert, und von Theodoſius der Wuth der Soldaten geopfert. Der Letztere verweilte hierauf einige Jahre im Weſten, und ſuchte daſelbſt beſonders die Reſte des Heidenthums zu vertilgen und die arianiſche Ketzerei auszurotten. Als er (391) in den Oſten zurückkehrte, überließ er die Herrſchaft des Weſtens ſeinem zwanzigjährigen Schwager Valentinian II., deſſen Mutter um dieſelbe Zeit ſtarb. Der eigentliche Regent war jedoch der Franke Arbogaſt, welcher früher unter Gratian, dann unter Theodoſius gedient, nach deſſen Sieg über Maximus die Statthalterſchaft von Gallien erhalten und dieſes Land den Germanen wieder entriſſen hatte. Valentinian II. ward der Abhängigkeit von Arbogaſt bald überdrüſſig, und gerieth darüber in einen heftigen Zwiſt mit demſelben. Arbogaſt erhielt ſeine Entlaſſung, erklärte aber dem Kaiſer vor dem ganzen Hofe, daß er ſein Amt von Theodoſius erhalten habe und deshalb auch durch keinen Anderen abgeſetzt werden könne. Wenige Tage nachher ward der junge Kaiſer todt im Bette gefunden, und man ſagte allgemein, er ſei auf Befehl des trotzigen Franken ermordet worden (392). Arbogaſt durfte nicht hoffen,

daß Theodoſius den Mord ſeines Schwagers ungerochen laſſen werde, und wagte daher das Äußerſte. Da er aber als Fremder das Reich nicht ſelbſt übernehmen zu können glaubte, ſo ſetzte er Eugenius, einen der Hofleute Valentinian's, der ſich zu einem bloßen Werkzeug eignete, als Kaiſer ein. Bei der Bekriegung Beider bot Theodoſius den ganzen Aberglauben der Zeit zu ſeinen Gunſten auf, ſo daß er ſich ſogar von einem berühmten Eremiten in Egypten eine Weiſſagung über den Ausgang des Krieges geben ließ. Arbogaſt und Eugenius dagegen ſuchten die immer noch zahlreichen Anhänger der alten Religion zu gewinnen, machten ſich aber dadurch die italiäniſchen Geiſtlichen zu Feinden. Gegen den Mord des Kaiſers Valentinian war keine Stimme laut geworden; als aber den Heiden Duldung zugeſichert ward, ſchloß die mailändiſche Geiſtlichkeit Arbogaſt und Eugenius von der Kirchengemeinſchaft aus. Die Letzteren wurden von Theodoſius in einer einzigen Schlacht beſiegt; Eugenius gerieth in Gefangenſchaft und mußte den kurzen Genuß der Herrſchaft mit dem Leben büßen, Arbogaſt tödtete ſich ſelbſt (394).

Theodoſius, welcher ſein ganzes Leben hindurch Heidenthum und Arianismus mit Strenge und Härte verfolgte, ward nach ſeinem letzten Siege noch weit rückſichtsloſer in ſeinem Glaubenseifer. Er verbot nicht allein den Götzendienſt aufs ſtrengſte, ſondern erklärte auch alle Ketzer für ehrlos, nahm ihnen das Recht, über ihre Güter durch Teſtament zu verfügen, und erließ neben manchen trefflichen Verordnungen, durch welche dieſer tüchtige Regent den Verfall des Reiches aufhielt, noch andere ähnliche Gebote, welche Fanatismus und Unduldſamkeit unterſtützten, und den Kabalen der zänkiſchen Geiſtlichen ein freies Feld öffneten. Wie weit es bereits mit der Macht des Klerus gekommen war, beweiſt uns ein Schritt, welchen Ambroſius gegen einen ſo kräftigen Kaiſer wagen zu können glaubte. Dieſer hatte bei einem Aufſtande in Theſſalonich die grauſamſten Strafen gegen die Theilnehmer desſelben verordnet; als er darauf nach ſeinem Siege über Eugenius und Arbogaſt nach Mailand kam, nahm Ambroſius ſich der Rechte der Menſchheit an, trat als Sprecher für dieſelben auf, tadelte den Kaiſer im Angeſichte des Volkes, und verweigerte ihm den Eintritt in die Kirche, wenn er nicht vorher Buße thue.

Der Kaiſer erkannte ſeinen Fehler, und that, was der Biſchof forderte. Wir ſehen hier deutlich den Erſteren Nathan's, den Letzteren David's Rolle ſpielen, wiewohl freilich ein alter Schriftſteller vollkommen Recht hat, wenn er ſagt, daß Beide ſich als große Männer bewieſen hätten, daß dem Einen ſein Muth für die gute Sache, dem Anderen ſeine Reue und Demuth auf gleiche Weiſe Ehre machten. Theodoſius ſtarb im Anfange des Jahres 395, nachdem er den älteren von ſeinen beiden Söhnen, Arkadius, zum Erben des öſtlichen, den jüngeren, Honorius, zum Erben des weſtlichen Reiches ernannt hatte.

Arkadius und Honorius waren bei ihrer Thronbeſteigung noch ſehr jung, jener erſt achtzehn, dieſer ſogar nur elf Jahre alt. Beide ſcheinen von der Natur gänzlich vernachläſſigt geweſen zu ſein, und Theodoſius hatte ſie leider durch Geiſtliche mönchiſch erziehen laſſen, ſie wurden daher zwar fromm und andächtig, aber weder umſichtig, noch kräftig und thätig. Ihr ganzes Leben hindurch blieben ſie ein Spielzeug ihrer Umgebung. In der erſten Zeit war Stilicho am Hofe des Honorius, Rufinus am Hofe des Arkadius Regent und Reichsverweſer. Stilicho, welcher ſeiner Abkunft nach ein Vandale war, hatte ſich unter Theodoſius als General ſo ſehr ausgezeichnet, daß dieſer ihn nicht nur an die Spitze der eigentlich römiſchen Heeresmacht ſtellte, ſondern ihm auch ſeine Nichte Serena zur Gemahlin gab. Er zeigte ſich auch nachher ſtets als tüchtigen General und Staatsmann, und war unſtreitig der einzige von allen Großen des Reiches, welcher den Umſtänden gewachſen war. Rufinus dagegen, der unter Theodoſius als Präfect des Orients eine der wichtigſten Stellen bekleidet hatte, war zwar ein ſehr verſchlagener, aber zur Anführung im Kriege durchaus untauglicher Mann. Beide waren übrigens habgierig und räuberiſch, Beide misbrauchten ihre Gewalt, um ihre Töchter mit den von ihnen geleiteten Kaiſern zu vermählen, und für ihre eigenen Nachkommen auf einen königlichen Reichthum kaiſerliche Macht zu gründen. Stilicho ſtrebte von Anfang danach, die Stellung, die er im Weſten hatte, auch auf den Oſten auszudehnen, und ſuchte daher den Reichsverweſer des Arkadius zu ſtürzen. Es gelang ihm durch Kabale und Mord ſchon nach zehn Monaten. Die Gothen hoben nämlich bald nach Theodoſius Tode die unter

demſelben eingegangene Verbindung mit den Römern wieder auf, und durchſtreiften unter der Anführung Alarich's, eines tapferen Mannes aus einem ihrer vornehmſten Geſchlechter, den ſie bald nachher als ihren König anerkannten, die Provinzen Theſſalien, Macedonien, Thracien und Illyrien. Stilicho eilte, ohne den Ruf des byzantiniſchen Hofes abzuwarten, mit der Heeresmacht des Weſten zu ihrer Bekämpfung herbei. Dies erregte Rufin's Eiferſucht; er ließ in ſeines Kaiſers Namen Stilicho's Gegenwart im öſtlichen Reiche verbitten, und forderte von ihm zugleich Arkadius Antheil an ſeines Vaters Heeren und Schätzen zurück. Stilicho gehorchte der Aufforderung. Er kehrte nach Italien zurück und ſchickte die verlangten Truppen, trat aber mit den Feinden und Neidern, welche Rufinus am Hofe ſeines Herrn hatte, in Verbindung. Der Eunuche Eutropius, der ſchon vorher Rufin's Macht durch die Vermählung des Kaiſers mit Eudoxia, der Tochter des Franken Bauto, untergraben hatte, verſchwor ſich mit dem Gothen Gainas, welcher die von Stilicho überſchickten Truppen anführte. Als dieſe Truppen nach ihrer Ankunft in Conſtantinopel ſich vor dem Kaiſer aufſtellten, und der Letztere in Begleitung ſeines Miniſters vor ihren Reihen her ritt, ward Rufinus plötzlich von den Soldaten umzingelt und niedergeſtoßen. An ſeine Stelle trat Eutropius als leitender Miniſter des Reiches.

6. Die Wanderungen der Gothen und die Geſchichte des römiſchen Reiches während derſelben.

Die Gothen hatten unterdeſſen ihre Raubzüge fortgeſetzt. Sie waren nach Stilicho's Abzuge ſogar durch die Thermopylen gedrungen, und hauſten nun im eigentlichen Griechenland. Alle Städte von Mittelgriechenland, mit Ausnahme von Theben, wurden von ihnen erobert; alle wurden geplündert, nur Athen blieb verſchont, weil es ſich freiwillig unterworfen hatte. Alarich wandte ſich darauf nach dem Peloponnes, deſſen Bollwerke auf dem Iſthmus von den griechiſchen Soldaten eben ſo feige verlaſſen wurden, wie vorher der Engpaß von Thermopylä. Korinth, Argos, Sparta und die übrigen Städte der Halbinſel fielen in die Gewalt der Barbaren, welche plündernd und verwüſtend den ganzen Peloponnes durchzogen. Von dort aus bedrohten ſie dann mit ihren Fahr-

zeugen auch die Oſtküſten des adriatiſchen Meeres und ſogar Italien. Dabei konnte Stilicho unmöglich ruhig bleiben. Er eilte einer Landung der Gothen in Italien zuvorzukommen, und ſetzte mit ſeinen Truppen nach dem Peloponnes über. Alarich zog ſich vor ihm in die Gebirge Arkadiens zurück, ward daſelbſt enge eingeſchloſſen, entrann aber der drohenden Gefahr der Vernichtung. Er benutzte nämlich entweder eine augenblickliche Nachläſſigkeit des römiſchen Feldherrn, oder dieſer ließ ihn aus politiſchen Rückſichten entſchlüpfen. Die Gothen zogen aus dem Peloponnes nach Illyrien, und hier ward plötzlich zum Staunen der Welt der gothiſche König zum Oberfeldherrn dieſer Grenzprovinz ernannt und ſeine Schaaren für Hülfsvölker des oſtrömiſchen Reiches erklärt. Eutropius hatte dabei die Abſicht, ſich der Gothen gegen den gehaßten Stilicho zu bedienen, dem er ſogar durch gedungene Mörder nach dem Leben getrachtet haben ſoll.

Das oſtrömiſche Reich befand ſich damals in einer ſchrecklichen Lage. Die meiſten Provinzen waren von den Gothen verwüſtet worden, in Aſien waren Alanen und andere Barbaren zur Beſchützung der nördlichen Grenzen angeſiedelt, und dieſe verheerten um jene Zeit, von Trebigild, einem ihrer Fürſten, angereizt, die ihrem Schutze anvertrauten Länder. Trebigild war dazu durch den Gothen Gainas bewogen worden, welcher den Miniſter Eutropius zu ſtürzen ſuchte, und aus dieſem Grunde eine Kabale anſpann, für die er auch Trebigild zu gewinnen wußte. Ein von Eutropius gegen Letzteren abgeſchicktes Heer ward geſchlagen, der Pöbel von Conſtantinopel erhob über dieſe Niederlage und über die Verwüſtung von Kleinaſien tobendes Geſchrei gegen den Miniſter, und Gainas, welcher mit ſeinen gothiſchen Truppen gegen Trebigild ziehen ſollte, weigerte ſich zu gehorchen, wenn nicht Eutropius entlaſſen werde. Da der Letztere auch mit der Kaiſerin zerfallen war, ſo konnte er den drohenden Sturm nicht länger beſchwören. Er ward abgeſetzt, und nicht nur ſeines Vermögens, ſondern auch des Lebens beraubt. Er hatte ſich vor ſeinen Feinden in eine Kirche der Hauptſtadt geflüchtet; in dieſer Freiſtädte ſuchte ihn der heilige Chryſoſtomus, welcher damals Patriarch von Conſtantinopel war, vergebens zu ſchützen, Eutropius mußte ausgeliefert werden, und ward zuerſt nach Cypern verbannt, dann

aber hingerichtet (399). Nach ſeinem Sturze leitete die Kaiſerin Eudoxia die Regierung; Gainas verband ſich aber jetzt ganz offen mit Trebigild, und Beide hauſten in Kleinaſien ſo fürchterlich, daß die Regierung ſich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen, und ihnen auf ihr Begehren drei der angeſehenſten Beamten zur Hinrichtung ausliefern mußte; das Reich befand ſich alſo in einem Zuſtande, wie wir ihn heut' zu Tage nur im türkiſchen Reiche finden. Trebigild kam zum Glück bald nachher um; Gainas mis⸗handelte aber mit ſeinen Horden die Hauptſtadt und das umliegende Land auf eine entſetzliche Weiſe, bis ſich endlich die Bevölkerung ermannte, und mehr als ſiebentauſend Gothen tödtete. Ein anderer Gothe, Fravitta, der ſeit langer Zeit in griechiſchen Dienſten ſtand und aus Aſien gegen Gainas zu Hülfe gerufen wurde, ſchlug ihn zuletzt noch einmal völlig, ſo daß der Verwüſter mit dem Reſte ſeiner Schaaren ſich bis in die Nähe der Donau zurück⸗ziehen mußte. Hier ward er bald nachher in einem Kriege mit den Hunnen erſchlagen.

Unterdeſſen leitete Stilicho die Regierung des Weſtens mit kräftiger Hand, und eichnete ſich als Staatsmann und Feldherr durch glänzende Thaten aus. Er behauptete gegen Franken und Alemannen den Ruhm der römiſchen Waffen, und unterdrückte glück⸗lich und ſchnell eine gfährliche Empörung, durch welche Gildo, der Bruder des oben ewähnten Firmus (ſ. S. 489), ſich zum Herrn von Afrika gemacht hatte. Wir kennen Stilicho's Privat⸗leben und ſeinen moraliſchen Charakter zu wenig, um mit Sicherheit zu beſtimmen, ob er, wie einige Schriftſteller ihm vorwerfen, wirk⸗lich den Plan verfolgt habe, den Kaiſer Honorius zu ſtürzen, um ſeinen eigenen Sohn auf den Thron zu bringen. Es iſt dies übrigens durchaus nicht wahrſcheinlich, zumal da er ſeine beiden Töchter nach einander mit Honorius vermählte. Unmittelbar nach Gildo's Beſiegung mußte Silicho das Reich gegen eine neue Ge⸗fahr ſchützen, die von einer anderen Seite her drohte. Alarich hatte nämlich den ihm übertrgenen Titel eines oſtrömiſchen Ober⸗befehlshabers benutzt, um au den Zeughäuſern in Illyrien ſeine Gothen vollſtändig mit Waffe zu verſehen, und brach, auf An⸗reizung des Hofes von Conſtntinopel, verwüſtend in das weſt⸗römiſche Reich ein (400). Da r indeſſen damals aus unbekannten

Gründen nur bis in das Venetianiſche vordrang, ſo hatte Stilicho Zeit ſich zu rüſten. Dieſer zog von allen Seiten her Truppen an ſich, und als zwei Jahre nachher Alarich von neuem erſchien (402), verzagte Stilicho allein nicht, während ganz Italien zitterte, und der Kaiſer ſelbſt von Mailand in das ſtark befeſtigte Ravenna floh. Stilicho führte den Krieg ſehr vorſichtig, und ließ ſich nicht eher in eine Schlacht ein, als bis er die Gothen unter günſtigen Umſtänden angreifen konnte. Dieſe Gelegenheit zeigte ſich bei der Stadt Pollentia in Ligurien, und hier nahm er daher im Frühling 403 ein Treffen an. Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu; der Hauptvortheil aber war auf Seiten der Römer, welche in dieſem Treffen Tauſende ihrer gefangenen Landsleute befreiten, und das Gepäck der Feinde plünderten. Doch waren die Gothen keineswegs beſiegt worden; denn ſie behaupteten ſich noch den ganzen Sommer hindurch in der Nähe der Apenninen, und hielten die Stadt Rom in ſtetem Schrecken. Erſt im Herbſte traten ſie den Rückzug aus Italien an, und Stilicho ließ ſie mit ihrem Raube ruhig abziehen, weil er für rathſam hielt, einem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen. Er beobachtete jedoch ihren Marſch, ſuchte einzelne Stämme, die unter Alarich dienten, von ihm abzuziehen, und lieferte ihnen endlich bei Verona ein zweites Treffen, welches für den Gothen-König verderblicher war, als die Schlacht bei Pollentia; denn er erreichte nur mit einem kleinen Theile ſeines Heeres ſeine alten Sitze wieder.

Die Gothen blieben nachher einige Jahre lang ruhig, Italien ward aber bald nach ihrem Abzuge durch andere Germanen mit noch ärgeren Verwüſtungen heimgeſucht, als jene geübt hatten (406). Rhadagais, einer der deutſchen Fürſten, welche Alarich auf ſeinem erſten Zuge nach Italien begleitet hatten, ſammelte im Norden der oberen Donau eine Anzahl von einzelnen Abenteurern und ganzen Stämmen, die er nach Rom ſelbſt zu führen verſprach, da er Gelegenheit und Wege erkundet habe. Sein Zug glich einer Völkerwanderung, weil Weiber und Kinder das Heer begleiteten, das ſich nach der geringſten Angabe auf zweimal hunderttauſend Mann, nach einer anderen und wahrſcheinlicheren aber auf die doppelte Zahl belief. Dieſem Strome ſich entgegen zu ſetzen, wagte Stilicho nicht, er ſuchte ihn vielmehr durch die Art, wie er ſeine Truppen

vertheilte und aufſtellte, nur zu dämmen. Von allen Seiten beobachtet, drangen die Horden der Barbaren durch die Lombardei und über die Apenninen bis in die Gegend von Florenz. Hier beſetzte Stilicho, der dem Zuge gefolgt war, alle Zugänge zum Gebirge, warf Verſtärkung in die Städte, ließ ſein eigenes Heer von der See her verſorgen, und erwartete ruhig die Folgen des Mangels, die eine zahlloſe und ungeordnete Menge bald empfinden mußte. Von allen Seiten durch die römiſchen Truppen eingeſchloſſen, litten die Barbaren in kurzer Zeit Hungersnoth, Krankheiten und Elend jeder Art. Stilicho vernichtete einen Theil der ganzen Maſſe, der größere übrige Theil ward durch Mangel getödtet. Etrurien glich einem weiten Grabe; der Anführer des unglücklichen Schwarmes ſelbſt verſuchte vergebens ſich durchzuſchlagen, er ward gefangen und hingerichtet. Alaniſche Reiter, Hunnen, Gothen und andere Barbaren, welche in römiſchem Solde ſtanden, leiſteten damals die beſten Dienſte. Dies verdient beſonders hervorgehoben zu werden, weil es uns zeigt, daß die Bewohner des ſchönſten Landes, deren Vorfahren alle Völker der Erde beſiegt hatten, ſo tief geſunken waren, daß ſie ſelbſt Barbaren herbeizogen, um ſich gegen andere Barbaren zu vertheidigen. An ihrer Weichlichkeit, an ihrer Liebe zu Ruhe und Genuß ſcheiterte jedes Geſetz ihrer eigenen Regierung, ſelbſt wenn dieſe ſie durch harte Strafen zum Kriegsdienſte zu zwingen ſuchte. Sie verſtümmelten lieber ſich ſelbſt, als daß ſie zur Rettung des Vaterlandes Gefahren und Beſchwerlichkeiten übernommen hätten.

Stilicho hatte Italien zum zweiten Male gerettet; ſein Verdienſt war ſogar größer, als das eines Camillus und Marius (ſ. Th. III. S. 235—237 und S. 513—517), da er nicht, wie dieſe Männer, eine kriegeriſche Nation in den Kampf führte, ſondern ſich ſeine Heere erſt ſchaffen mußte. Außerdem war ſein ganzes Leben nicht nur ein Kampf der Civiliſation mit der Barbarei, ſondern zugleich auch ein Kampf der Kraft mit der ſchleichenden Kabale. Wir dürfen daher auch ſeine Privateigenſchaften ebenſo wenig gegen ſeine politiſchen Verdienſte abwägen, als die der meiſten andern römiſchen Helden, beſonders des Camillus und Marius. Manches, was ihm vorgeworfen ward, iſt ihm geradezu als ein Verdienſt anzurechnen. Er hielt z. B. ſeinen Kaiſer unter beſtändiger Vormundſchaft, es zeigte ſich aber

gleich nach Stilicho's Tode, wie gut es geweſen war, daß Honorius nicht ſelbſt regierte. Eine noch größere Ungerechtigkeit war es, daß man ihm den, in die nächſte Zeit nach Rhadagais Zug fallenden, Untergang der Blüthe von Gallien und Spanien zum Verbrechen gemacht hat. Stilicho hatte die römiſchen Truppen Galliens an ſich gezogen, und behielt ſie auch nach der Befreiung Italiens bei ſich, weil er die Abſicht hatte, die Gothen in Illyrien aufzuſuchen. Dies benutzten die Barbaren in Deutſchland zu einem Angriffe auf Gallien (407). Quaden, Vandalen, Sueven, Alanen, Heruler, Sachſen, Burgunder, Franken und andere Barbaren brachen verheerend in das unglückliche Land ein, während die Gepiden, Sarmaten und Hunnen in die Donau-Provinzen, welche einige dieſer Völker ſeither inne gehabt hatten, eindrangen und ſich daſelbſt niederließen. Straßburg, Speier, Worms, Mainz und andere Städte, welche bis dahin den Barbaren einen Damm entgegengeſetzt hatten, wurden zerſtört, und die Barbaren ergoſſen ſich, gleich einem reißenden Strome, über alle Theile von Gallien hin. Die Provinz Britannien, aus welcher Stilicho die römiſchen Truppen ebenfalls weggezogen hatte, traf daſſelbe Loos. Die ihrem Schickſal überlaſſenen Milizen dieſes Landes, unter welchen ſich nur noch wenige römiſchen Soldaten befanden, riefen 407 einen aus ihrer Mitte, Conſtantinus, zum Kaiſer aus, und ſetzten unter der Anführung deſſelben nach Gallien über. Hier ward Conſtantin von den hülfsbedürftigen Einwohnern allgemein als Regent anerkannt. Ein Heer, welches Honorius unter dem General Sarus gegen ihn ſchickte, ward geſchlagen. Auch die Barbaren bekämpfte Conſtantin nicht ohne Glück Da Honorius und ſeine Miniſter damals wegen der ſchwierigen Lage von Italien und Gallien an Spanien nicht denken konnten, ſo hielt Conſtantin den Augenblick für günſtig, um ſich auch dieſes Land zu unterwerfen. Die religiöſen Streitigkeiten, durch die Spanien damals ebenſo wie Afrika zerriſſen ward, und die Verfolgungen, welche die dortigen Donatiſten und Arianer von dem rechtgläubigen Honorius und ſeinen Hofgeiſtlichen zu erdulden hatten, erleichterten Conſtantin's Unternehmen. Die römiſchen Truppen und Milizen wurden von ihm beſiegt und faſt das ganze Land erobert. Unglücklicher Weiſe erſetzte Conſtantin die tapfere Nationalmiliz der Berg-

bewohner, welche bis dahin die Pyrenäen-Päſſe vertheidigt hatten, durch ſeine aus allerlei Volk beſtehenden Miethlinge, dieſe vereinigten ſich bald nachher mit den aus Gallien herüberſtreifenden Barbaren, und wurden ihre Begleiter und Wegweiſer.

Conſtantin ſtand damals auf dem Gipfel ſeines Glückes. Er erklärte ſeinen älteſten Sohn, Conſtans, zum Mitregenten, ward von Honorius, der ihn ſeither noch immer vergebens hatte bekriegen laſſen, endlich als Beherrſcher von Britannien, Gallien und Spanien anerkannt, und dachte ſchon daran, nach Italien zu ziehen, um ſich die Herrſchaft des ganzen weſtlichen Reiches zu verſchaffen. Ein einziger verkehrter Entſchluß ſtürzte bald nachher ſeine ganze Macht. Er rief ſeinen General Gerontius, welchem er den Sieg über Sarus und die Eroberung von Spanien verdankte, von der Statthalterſchaft des letzteren Landes ab, dieſer glaubte ſich dadurch beleidigt, ließ einen ſeiner Freunde, Maximus, zum Kaiſer ausrufen, und brach mit ſeinem Heere gegen Conſtantin auf (409). Der junge Conſtans wurde von ihm überraſcht, gefangen genommen und getödtet, ſein Vater aber in der Stadt Arles eingeſchloſſen. In dieſem Augenblick erſchien ein römiſches Heer, welches Honorius zur Wiedereroberung von Gallien und Spanien geſchickt hatte, und der Führer desſelben, der Illyrier Conſtantius, ward der Retter des auf allen Seiten zerfallenden römiſchen Reiches. Conſtantius wandte ſich zuerſt gegen Gerontius; es gelang ihm die Truppen desſelben zu gewinnen. Von ſeinen eigenen Leuten verrathen, bewies Gerontius einen ächt römiſchen Heldenmuth, den wir in dieſen traurigen Zeiten, wo die Menſchen der römiſchen Welt mehr zum Dulden als zum Wagen erzogen wurden, doppelt bewundern müſſen. Seine treuloſen Soldaten wollten ſich durch die Auslieferung ihres Befehlshabers die Gunſt ſeiner Feinde erkaufen, und umringten in der Nacht ſein Haus. Nur wenige Sklaven waren ihm treu geblieben; von dieſen Wenigen unterſtützt, wehrte er ſich gegen die Angreifenden mit ſolcher Geſchicklichkeit und Tapferkeit, daß über dreihundert derſelben durch Pfeile getödtet wurden. Er hätte ſich jetzt retten können, davon hielt ihn aber die Liebe zu ſeiner Gattin ab, die er nicht ihrem Schickſal überlaſſen wollte. Alle ſeine Getreuen flohen, nur ein einziger, ein Alane, blieb bei ihm. Dieſer flehte, ihn nicht lebendig

in der Hände der Feinde fallen zu laſſen; Gerontius erfüllte ſeine Bitte und enthauptete den treuen Diener. Dann tödtete er auch ſeine Gattin, die ihn um die gleiche Gunſt bat, und zuletzt brachte er ſich ſelbſt im Angeſichte der herandringenden Soldaten ums Leben. Der von ihm auf den Thron erhobene Maximus wurde bald nachher gefangen genommen und hingerichtet. Conſtantin hatte daſſelbe Schickſal, obgleich er ſich dem Feldherrn des Honorius nur auf die Bedingung ergeben hatte, daß man ſeines Lebens ſchone (411). Noch ehe Conſtantius ſich ſeiner bemächtigt hatte, erhob ſich ein neuer Rebell: Jovinus ließ ſich in Mainz zum Kaiſer ausrufen, und behauptete ſich einige Jahre lang im Beſitz eines Theiles von Gallien. Die traurigſte Folge dieſer verſchiedenen Empörungen war unſtreitig, daß Vandalen, Sueven und andere Völkerſchaften Gelegenheit erhielten, ſowohl in Gallien nach Willkür zu hauſen, als auch in Spanien einzudringen, wo ſie große Verwüſtungen anrichteten und ſich zum Theil niederließen.

Auch Italien ward während dieſer Begebenheiten die Beute der Barbaren. Stilicho hatte nämlich den gothiſchen König Alarich aus dem Dienſte des griechiſchen Reiches in den des lateiniſchen gezogen, und mit ihm irgend eine geheime Verabredung getroffen, über die wir jedoch völlig im Unklaren ſind Nach einer höchſt unwahrſcheinlichen Angabe hätte Stilicho Alarich's Gothen gegen ſeinen eigenen Herrn gebrauchen wollen; nach einer anderen, welche ebenſo unzuverläſſig iſt, hätte er die Abſicht gehabt, mit den Gothen gegen Conſtantinopel zu ziehen, und ſeinem Sohn den griechiſchen Thron zu verſchaffen. Wie ſich die Sache auch verhalten mag, irgend ein gemeinſchaftliches Unternehmen hatten Stilicho und Alarich mit einander verabredet; denn der Letztere erſchien, gerade als jener mit einem Heere gegen Conſtantin ziehen wollte, plötzlich an den Grenzen Italiens, beſchwerte ſich, daß man ihn hintergangen habe, und forderte Entſchädigung. Der römiſche Senat, dem die Verhandlung der Sache übergeben ward, wollte dieſen ſchimpflichen Tribut durchaus nicht bewilligen, und verſtand ſich zuletzt nur auf Stilicho's dringendes Begehren dazu. Dies benutzten die Feinde des Miniſters zu ſeinem Sturze, und der ſchwache Kaiſer gab den elenden Neidern Stilicho's Gehör, die ſeine Furchtſamkeit benutzten, um ihm den einzigen Mann, der das Reich

retten konnte, verdächtig zu machen. Honorius ſelbſt, ſein Günſtling Olympius und der General Sarus machten eine förmliche Verſchwörung gegen Stilicho; denn öffentlich wagten ſie den mächtigſten Mann im Reiche nicht anzugreifen. Sie reizten zuerſt in Pavia einen Theil des Heeres zu einem Aufſtande, in welchem die dem Stilicho ergebenen Beamten und Officiere ermordet wurden. Wie es ſcheint, forderten die übrigen Truppen, welche in und um Bologna lagen, erbittert über dieſe Mordthaten, Stilicho auf, ſie nach Pavia gegen den Kaiſer zu führen; Stilicho bebte aber vor dem Gedanken eines bürgerlichen Krieges zurück, und begab ſich wieder nach Ravenna, der Reſidenz des Kaiſers. Dieſer blieb in Pavia, billigte und belohnte das grauſame Verfahren der dortigen Soldaten, und ließ Stilicho nebſt ſeinem Sohne plötzlich verhaften und dann ſogleich hinrichten (408). Olympius, der an des geſtürzten Miniſters Stelle trat, gebrauchte ſeine Macht vom Anfang an zum Verderben des Reichs. Er beſetzte die Stellen im Heer und im Staat mit ſeinen Creaturen, ließ Stilicho's ganze Familie und alle ſeine Freunde und Schützlinge umbringen, ſuchte auf jede Weiſe den herrſchſüchtigen Geiſtlichen willfährig zu ſein, und ging in ſeiner heuchleriſchen Frömmigkeit ſo weit, daß er, als nachher Alarich die Stadt Rom bedrohte, nicht den Tapferſten und Erfahrenſten, ſondern den Frömmſten zum Oberanführer ernannte. Auch bewog er den Kaiſer in einer Zeit, wo vor Allem Einigkeit nöthig geweſen wäre, zu einer Reihe unduldſamer Verordnungen. Es ward nicht nur verordnet, daß kein Arianer zu einem Amte zugelaſſen werden ſollte, ſondern es wurde auch allen Behörden zur Pflicht gemacht, die Ketzer von Amtswegen zu verfolgen; ja, Honorius gab ſogar die Unterſuchung über Ketzereien der Geiſtlichkeit anheim, und errichtete alſo ein eigentliches Inquiſitionsgericht. Die arianiſchen Gothen im römiſchen Heere wurden durch dieſe Maßregeln zur Verzweiflung gebracht, und da man nach Stilicho's Ermordung auch die Weiber und Kinder von barbariſchen Soldaten, welche als Unterpfänder der Treue in den Händen der Römer waren, getödtet hatte, ſo flüchteten viele Tauſend Gothen, Alanen und andere Fremde des römiſchen Heeres zu Alarich, und erboten ſich ihm als Mitſtreiter und Wegweiſer, um an den Römern Rache nehmen zu können. Olympius war als

Regent ſo erbärmlich, daß er nicht einmal Gegenanſtalten gegen Alarich traf, welcher Italien mit einem neuen Einfall bedrohte, weil ihm entweder die verſprochenen viertauſend Pfund nicht bezahlt worden waren, oder weil man neue Forderungen, die er machte, zurückgewieſen hatte.

Alarich drang (408), ohne Widerſtand zu finden, in Italien ein, und zog plündernd und verheerend bis vor die Stadt Rom, welche er ſogleich enge einſchloß und jeder Zufuhr beraubte. Bald drückten Hunger und Krankheiten die Römer ſo ſehr, daß der Senat, ohne vorher beim Kaiſer anzufragen, Unterhandlungen mit Alarich anknüpfte. Dieſer verſtand ſich dazu, gegen die Entrichtung von fünftauſend Pfund Gold, dreißigtauſend Pfund Silber, viertauſend ſeidenen Kleidern, dreitauſend Fellen rothen Saffians und dreitauſend Pfund Pfeffer die Belagerung der Stadt aufzuheben. Zur Zahlung dieſer Contribution mußte jeder Römer, der Gold und Silber beſaß, beitragen, die Tempel wurden ihrer letzten Zierden beraubt, nur die chriſtlichen Kirchen wurden verſchont. Ein Theil der Zahlung ward ſogleich geleiſtet, und Alarich zog, noch ehe die verlangten Geißeln geſtellt waren, von Rom ab (Ende des Jahres 408). Der Kaiſer weigerte ſich, ungeachtet der dringenden Bitten des römiſchen Senats, den geſchloſſenen Vertrag zu beſtätigen; Alarich fuhr daher fort, die Römer zu bedrängen, und eröffnete den vielen Barbaren, die als Sklaven in Rom waren, eine Freiſtätte in ſeinem Lager. Nicht weniger als vierzigtauſend Sklaven flüchteten zu den Gothen, und machten ſich dieſen nachher beſonders durch ihre Angaben über die Lage des römiſchen Volkes und über die Verhältniſſe der einzelnen Bürger nützlich. Sechstauſend Mann, die man von Ravenna aus der Stadt zu Hülfe ſchickte, wurden unterwegs angegriffen und zerſtreut, und zum Unglück erhielt Alarich damals auch eine bedeutende Verſtärkung ſeines Heeres, welche ſein Schwager Ataulf aus Pannonien herbeigeführt hatte. Dieſe Lage der Dinge wurde von den Feinden des Olympius benutzt, um den allmächtigen Miniſter zu ſtürzen. An ſeine Stelle trat der Präfect Jovius, ein ehemaliger Bekannter des Gothen-Königs. Dieſer begab ſich zu Alarich, um perſönlich mit ihm zu unterhandeln; es war aber keine Vereinigung möglich, weil Alarich durchaus als erſter General in Honorius

Dienſte genommen ſein wollte, oder mit andern Worten, weil er verlangte, daß dieſer ſich ganz in ſeine Hände gebe. Der Gothen-König ſuchte hierauf ſeinen Zweck auf andere Weiſe zu erreichen. Er bewog Attalus, den Präfecten von Rom, die Kaiſerwürde von ihm anzunehmen, und bemächtigte ſich dann des Hafens von Oſtia, in welchem die Getraidevorräthe von Rom lagen. Er bedrohte alſo die Stadt noch einmal mit Mangel und Elend, und zwang dadurch den Senat und das Volk, dem von ihm ernannten Kaiſer zu huldigen. Dieſer Schritt war jedoch ſchlecht berechnet geweſen, und brachte den Gothen-König in eine neue Verlegenheit, ohne daß er auf der anderen Seite zu ſeinem Zwecke gelangte. Attalus that nämlich zwar, was Honorius nicht hatte thun wollen: er ernannte Alarich zum Oberbefehlshaber des Reichsheeres und Ataulf zum General der Haustruppen (Ende 409); allein Alarich ward in ſeiner neuen Würde faſt nirgends anerkannt, und der Statthalter von Afrika, welcher dem Honorius treu blieb, hemmte die Getraidezufuhr nach Rom. Deſſenungeachtet war Honorius ſelbſt kleinmüthig genug, dem Attalus eine Theilung des Reichs anzubieten, welche dieſer jedoch ausſchlug. Alarich marſchirte nun mit ſeinen Gothen gegen Ravenna, und ſchloß den Kaiſer in ſeiner Hauptſtadt ein. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich der Charakter des Hofes und der Reichsregierung auf eine recht auffallende Weiſe. Der begünſtigte Miniſter Jovius trat mit den Feinden in ein geheimes Einverſtändniß, und ging dann zu ihnen über, ſein Nachfolger ward von Ellobich, dem Befehlhaber der fremden Truppen, vor den Augen des Kaiſers getödtet, und Honorius konnte dieſes Verbrechen nur durch Meuchelmord rächen. Das Glück begünſtigte indeſſen den Kaiſer in Ravenna gegen die Gothen und gegen ſeinen Nebenbuhler Attalus. Der Statthalter von Afrika verſah das belagerte Ravenna mit Geld und Getraide, während er den Bewohnern von Rom die gewöhnliche Zufuhr verſagte; zugleich landete eine Verſtärkung von viertauſend Mann im Hafen von Ravenna. Alarich erkannte die Unmöglichkeit, die Stadt einzunehmen und den durch Attalus Ernennung beabſichtigten Zweck zu erreichen; er gab daher, wahrſcheinlich in Folge einer Unterhandlung, welche der Verräther Jovius zwiſchen ihm und Honorius eingeleitet hatte, ſeinen Kaiſer auf, und erklärte ihn (Februar 410) für abgeſetzt.

Der Zuſammenhang der Begebenheiten, welche auf dieſen Schritt folgten, iſt in Dunkel gehüllt. Alarich blieb, während die Unterhandlungen fortgeſetzt wurden, in der Nähe von Ravenna, weil er Honorius in ſeine Gewalt zu bekommen hoffte, er ward aber von ſeinem Todfeinde, dem General Sarus, hinterliſtig angegriffen, und erlitt einen bedeutenden Verluſt. Dadurch wurden die Unterhandlungen auf einmal abgebrochen, und Alarich's ganze Wuth wandte ſich jetzt gegen die Stadt Rom, welche für den Verluſt büßen mußte, den er bei Ravenna erlitten hatte. Er zog gegen Rom, und zwar mit der entſchiedenſten Abſicht, die Stadt zu plündern. Die eilig errichteten Mauern und die unkriegeriſche Bevölkerung von Rom konnte eine Stadt von ſo bedeutendem Umfange unmöglich auf die Dauer ſchützen; eine kleine Zahl Gothen überſtieg unbemerkt die Mauern und öffnete ihren Landsleuten ein Thor (410). Über das Schickſal der eroberten Stadt haben wir keine genauen Nachrichten; nur ſoviel ſteht außer Zweifel, daß ſie drei Tage lang den Truppen Alarich's zur Plünderung preisgegeben wurde, daß aber die Gothen, obgleich Arianer, gegen die Kirchen und Geiſtlichen der herrſchenden Secte Schonung und Achtung bewieſen. Wenn man übrigens bedenkt, daß vierzigtauſend Sklaven aus allerlei Volk vorher zu den Gothen übergegangen waren, und daß ſich Schaaren von Hunnen und andern rohen Völkern unter ihnen befanden, ſo wird man die vielen überlieferten Angaben von Einäſcherung, Plünderung und Mord, von Zerſtörung der Kunſtwerke und von Fortſchleppung mancher Bürger nicht für durchaus übertrieben halten. Übrigens erholte ſich die Stadt bald wieder, ja, ſie nahm in der nächſten Zeit ſogar an Einwohnerzahl bedeutend zu. Alarich verließ Rom und die Umgegend ſchon wenige Tage nach der Einnahme, wahrſcheinlich weil er einſah, daß er Italien nicht behaupten könne, ohne im Beſitz von Sicilien und Afrika zu ſein. Er eilte an die Meerenge von Meſſina, um nach dieſen beiden Ländern überzuſetzen. Seine Abſicht ward durch einen Sturm vereitelt, welcher die von ihm ausgerüſteten Fahrzeuge vor ſeinen Augen vernichtete. Bald nachher ſtarb er in der Nähe der calabreſiſchen Stadt Coſenza (410). Seine Gothen begruben ihn auf eine merkwürdige Weiſe. Sie ließen durch Gefangene den Fluß Buſento ableiten, und in dem Bette desſelben

ein Grab graben. Nachdem die Leiche des Königs mit vielen Schätzen in dieſes Grab verſenkt worden war, ließen ſie den Fluß wieder darüber leiten, und tödteten dann alle dazu gebrauchten Arbeiter, damit die Stätte den habgierigen Bewohnern Italiens unbekannt bleibe.

Die Anführung der Weſtgothen übernahm Alarich's Schwager Ataulf. Dieſer wünſchte mit Honorius ein Übereinkommen zu treffen, weil er ſich um die Hand der Placidia, der Schweſter des Kaiſers, die bereits unter Alarich in gothiſche Gefangenſchaft gerathen war, entweder ſchon damals bewarb, oder doch zu bewerben geſonnen war. Dieſe Unterhandlungen, ſowie Ataulf's Unternehmungen in den beiden erſten Jahren ſind uns nicht genau bekannt. Im Jahre 412 zog er mit ſeinen Gothen nach Gallien, ohne daß wir wiſſen, was ihn zu dieſem Zuge bewog. Er wollte ſich dort anfangs an den Uſurpator Jovinus anſchließen, brach aber die Unterhandlungen mit ihm ſogleich wieder ab, als er erfuhr, daß ſein Todfeind Sarus, welcher mit Conſtantius nach Gallien gezogen war, von Honorius abgefallen ſei und mit ſeinen Truppen zu Jovinus übergehen wolle. Ataulf zog mit einem Theile ſeiner Gothen dem Sarus entgegen, beſiegte ihn nach einem hartnäckigen Kampfe, und ließ ihn, als er in ſeine Hände fiel, auf grauſame Weiſe umbringen. Er knüpfte darauf wieder mit Honorius Unterhandlungen an, beſiegte während derſelben Jovinus, und tödtete ihn ebenfalls. Die Gothen konnten in dem verwüſteten Gallien nicht leben, wenn ſie nicht von außen her Zufuhr erhielten; Honorius verſprach ihnen dieſe, hielt aber nicht Wort oder konnte wahrſcheinlich nicht Wort halten. Ataulf mußte ſich daher ſelbſt helfen, und griff zu dieſem Behuf Marſeille an, er wurde jedoch von dem römiſchen General Bonifacius mit Verluſt zurückgeſchlagen. Der Zuſammenhang der nächſten Begebenheiten iſt wieder in Dunkel gehüllt; Thatſache iſt, daß Honorius nach langem Sträuben endlich in die Vermählung Ataulf's mit der gefangenen Placidia einwilligte, und daß der Gothen-König dieſe Heirath im Jahre 414 zu Narbonne aufs prachtvollſte feierte. Nicht lange nachher zerfiel Ataulf ſchon wieder mit dem römiſchen Hofe. Der General Conſtantius, welchem Honorius früher ſeine Schweſter verſprochen hatte, und der in Ravenna Alles vermochte, begann die Feindſeligkeiten von neuem, und ſchnitt den Gothen die Zu-

fuhr ab. Dieſe konnten ſich daher in Gallien nicht halten und zogen plündernd nach Spanien. Hier ſtarb Ataulf ſchon ein halbes Jahr nachher eines gewaltſamen Todes (415). Er erlag der Rachſucht eines ſeiner Gothen, den er durch Spöttereien über ſeine Geſtalt beleidigt hatte. Nach einer anderen Angabe dagegen hätten die Freunde des grauſam getödteten Sarus, welche genöthigt worden waren, in Ataulf's Heer zu dienen, den Mord angeſtiftet. Gewiß iſt, daß es dem Bruder des Sarus, Siegreich, gelang, die Königswürde an ſich zu reißen.

Dieſer neue König ließ während der kurzen Dauer ſeiner Regierung Ataulf's Kinder aus ſeiner erſten Ehe und ſeine Wittwe Placidia aufs ſchmählichſte mishandeln; denn ſie mußten gleich anderen gemeinen Gefangenen zu Fuß und vor dem Pferde Siegreich's dem gothiſchen Heere folgen. Doch iſt dieſes Verfahren gegen Placidia nicht ausgemacht gewiß. Siegreich ward ſchon nach ſieben Tagen erſchlagen, und die Gothen erwählten einen aus ihrer Mitte, Wallia, zum König. Dieſer bemächtigte ſich der Südküſte von Spanien, und ſchiffte ſeine Leute zur Eroberung von Afrika ein; aber ein Sturm, der ſeine Flotte in der Straße von Gibraltar überfiel und einen Theil der Gothen im Meere begrub, vereitelte dieſe Unternehmung. Unmittelbar nachher nahm er mit Freuden Honorius Friedensanträge an, weil er in dem verheerten Spanien großen Mangel litt. Er ſchickte Placidia ihrem Bruder zurück, der ſie ſogleich mit Conſtantius vermählte, übernahm die Vertreibung der in Spanien eingedrungenen Vandalen, Sueven und Alanen, und erhielt dagegen die nöthigen Lebensmittel für ſeine Gothen, ſowie das Verſprechen, daß dieſen im ſüdlichen Frankreich feſte Wohnſitze eingeräumt werden ſollten. Wallia rieb den größten Theil der Alanen auf, und drängte die Sueven und Vandalen, an welche ſich auch der Reſt der Alanen anſchloß, nach einem hartnäckigen Kampfe in die Gebirge von Gallicien. Die Gothen wurden hierauf dieſſeit der Pyrenäen angeſiedelt, und Toulouſe ward die Hauptſtadt ihres Reiches.

7. Die Wanderungen der Vandalen und Hunnen und die Geſchichte des römiſchen Reiches während derſelben.

Conſtantius war ſeit ſeiner Vermählung mit Placidia der eigentliche Regent des abendländiſchen Reiches, und erhielt 421 auch noch den Titel Auguſtus. Er ſtarb jedoch nicht lange nachher. Seine Wittwe, die ſeinen ganzen Einfluß erbte und von den Gothen im Heere unterſtützt ward, gerieth über dieſe Stellung mit ihrem Bruder und dem Hofe in einen ſo heftigen Zwiſt, daß man ſie zuletzt mit ihren Kindern zweiter Ehe, Honoria und Valentinian III., aus Italien vertrieb. Sie begab ſich nach Conſtantinopel, wo ſie vom Kaiſer Theodoſius II., dem Sohne des Arkadius, freundlich aufgenommen wurde. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft daſelbſt ſtarb Honorius (423). Er ließ bei ſeinem Tode das Reich in einer höchſt bedenklichen Lage. Im Inneren ſtand ein Kampf um den Thron bevor, und von außen her drohten große Gefahren. Die Burgunder hatten das Land am Jura und bis nach Langres hin, die Alemannen Elſaß und Lothringen, die Franken den ganzen Nordweſten von Frankreich beſetzt, in Britannien aber und im Lande Armorica oder in den Gegenden zwiſchen der Somme und dem Calvados-Felſen ſuchten die Einwohner, von römiſcher Hülfe verlaſſen, ſich ſelbſt zu helfen, und erkannten die Oberherrſchaft des Kaiſers nicht länger an. Zu allem dieſem kam noch, daß die Hunnen, welche bis Ungarn vorgedrungen waren, den griechiſchen und lateiniſchen Theil des Reiches mit Krieg und Raub bedrohten.

Theodoſius II., welcher im Jahre 408 die Regierung angetreten hatte, war, wie die meiſten byzantiniſchen Kaiſer, ein Spielzeug der Weiber, Geiſtlichen und Beamten des Hofes. Er theilte ſeine Zeit zwiſchen Vergnügungen und äußeren Andachtsübungen. Sechs Jahre lang ſtand er unter der Vormundſchaft des Präfecten Anthemius, der die Regierung ſehr rühmlich führte; nachher erhielt zuerſt ſeine Schweſter Pulcheria und dann ſeine Gemahlin Eudokia, eine gelehrte, gebildete Athenerin, die ſich ebenſo ſehr durch Prachtliebe als durch äußere Frömmigkeit auszeichnete, die Leitung der Regierung. Als nach Honorius Tode die Hofleute zu Ravenna

den regierenden Miniſter Johannes zum Kaiſer einſetzten, verſprach der byzantiniſche Hof der Kaiſerin Placidia, ihr zum Beſitz des abendländiſchen Reiches zu verhelfen, wogegen ſie die Verpflichtung einging, einen Theil der öſtlichen Grenzprovinzen abzutreten. Es ward ein griechiſches Heer unter dem General Aspar abgeſchickt, um ſie nach Italien zurückzuführen; die Sache erhielt aber ein bedenkliches Anſehen, weil der abendländiſche General Aëtius auf die Nachricht davon die Hunnen zu Hülfe rief. Zum Glück erſchienen dieſe zu ſpät; denn die Griechen gelangten durch Verrätherei ſehr bald in den Beſitz von Ravenna, nahmen Johannes gefangen und tödteten ihn. Über dem weiteren Verlauf des Krieges ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel. Aëtius ſoll mit ſeinen Hunnen von den Griechen geſchlagen worden ſei; es iſt aber, wenn dies der Fall war, ſchwer zu begreifen, warum eben derſelbe Mann gleich nachher von Placidia zum erſten General und Miniſter des Weſtens ernannt wurde. Jedenfalls kehrten die Hunnen wieder nach Hauſe zurück, Placidia und ihr ſechsjähriger Sohn Valentinian III. wurden Beherrſcher des Weſtens, und Aëtius ſöhnte ſich nicht nur mit der Kaiſerin aus, ſondern erhielt auch den größten Einfluß am Hofe (425).

Die wichtigſte Folge von Aëtius Erhebung war der Verluſt der Provinz Afrika. Hier war nämlich der ausgezeichnete General Bonifacius Statthalter. Dieſer hatte zwar allein von allen höheren Beamten den Thronräuber Johannes nicht anerkannt, und ſich von Anfang an für Placidia und ihren Sohn erklärt, er lebte aber längſt ſchon mit Aëtius in Zwietracht, und erbitterte durch ſeine Verheirathung mit einer arianiſchen Dame auch die Geiſtlichkeit des Hofes gegen ſich. Es kann uns daher nicht wundern, daß man in Ravenna Alles aufbot, um ihn aus einer ſo wichtigen Stelle, wie die Statthalterſchaft von Afrika war, zu verdrängen, und daß er durch dieſe Beſtrebungen ſeiner Feinde endlich zur Empörung getrieben ward. Über die Geſchichte ſeines Abfalles haben wir indeſſen nur den Bericht eines ziemlich unzuverläſſigen Geſchichtſchreibers, der außerdem noch mit der Verſicherung eines gleichzeitigen Schriftſtellers im Widerſpruch ſteht, nach welcher derſelbe Mann, der durch eine abſcheuliche Kabale den Statthalter von Afrika zur Empörung getrieben haben ſoll,

ſich durch Offenheit, Biederkeit und Treue ausgezeichnet hätte. Jenem unwahrſcheinlichen Berichte zu Folge wußte Aëtius in der Kaiſerin Argwohn gegen Bonifacius zu erregen, ſo daß ſie dieſen, um ſeine Treue auf die Probe zu ſtellen, von ſeiner Statthalterſchaft abrief; zu gleicher Zeit ſoll Aëtius insgeheim ſeinen Nebenbuhler gewarnt haben, dem Gebote der Kaiſerin Folge zu leiſten, weil man die Abſicht habe, ihn bei ſeiner Ankunft in Italien ſogleich feſtzunehmen. Bonifacius ließ ſich, wie es heißt, durch dieſe Kabale täuſchen, folgte dem Rufe der Kaiſerin nicht, und ſah ſich, als ihm ſeine Weigerung als offenbarer Verrath gedeutet wurde, zur Empörung gedrängt. Wenn dieſe Erzählung wahr iſt, ſo muß man das Schickſal des römiſchen Reiches aus dem Grunde doppelt beklagen, weil derſelbe Mann, der ſich zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes ſo kleiner und verächtlicher Mittel bedient haben ſoll, ſich gerade in den letzten Jahren vor Bonifacius Empörung große Verdienſte um den Staat erworben hatte. Aëtius hatte nämlich ſeit dem Regierungsantritt der Placidia faſt jedes Jahr eine rühmliche und nützliche Unternehmung gemacht. Er focht glücklich gegen die Burgunder, Alemannen und Franken, ſtellte an der ganzen Oſtgrenze von Gallien, ſowie in Norikum und Vindelicien die Ehre des römiſchen Namens wieder her, ſchlug die Weſtgothen, welche eine römiſche Stadt angegriffen hatten, zweimal mit großem Verluſte zurück, und wußte durch Unterhandlungen und Gefälligkeiten die Hunnen ſo ſehr zu gewinnen, daß ſie ihre Raubzüge mehr gegen das griechiſche, als gegen das lateiniſche Reich richteten.

Die Provinz Afrika befand ſich, als Bonifacius der Kaiſerin den Gehorſam aufkündigte, in einer entſetzlichen Lage. Dieſe Provinz, welche bis dahin den Barbaren des Nordens und Oſtens unzugänglich geweſen war, zeichnete ſich einige Zeit früher noch durch bedeutenden Wohlſtand aus, und der Eifer für Bildung und Literatur war dort ebenſo groß, als in irgend einem anderen Theile des Reichs; aber es herrſchte daſelbſt auch ebendieſelbe Vereinigung ſchwärmeriſcher Frömmigkeit mit Ausſchweifung und Üppigkeit, und der religiöſe Fanatismus war im ganzen Abendlande nirgends ſo ſtark, als bei den Bewohnern der Provinz Afrika. Die Donatiſten, beſonders der eifrigſte Theil derſelben

oder die ſogenannten Circumcellionen waren durch die harten Maßregeln, zu welchen die Geiſtlichkeit die Regierung des Weſtens getrieben hatte, eine politiſche Partei geworden, die ihre Verbindung und den Fanatismus des Pöbels zu Gewaltthat, Raub und Mord misbrauchte. Da allein die Zahl ihrer Biſchöfe nicht weniger als fünfhundert betrug, ſo ſieht man leicht, in welche Verlegenheit ſich die Regierung dadurch brachte, daß ſie einen ſo bedeutenden Theil der Einwohner des Landes zur Verzweiflung trieb. Afrika bot damals ungefähr denſelben Anblick dar, welchen in unſeren Tagen Irland von Zeit zu Zeit darbietet, und die rechtgläubige Geiſtlichkeit trieb ihre Regierung ebenſo unaufhörlich zu Gewaltthätigkeiten gegen die Donatiſten, wie die anglikaniſche Geiſtlichkeit die ihrige gegen die irländiſchen Katholiken. Ordnung und Sicherheit waren in Folge davon ganz verſchwunden, die Beamten konnten ſehr häufig nicht wagen, die Geſetze anzuwenden, weil ſie ohnedies vor Mord nicht ſicher waren. Die Donatiſten zerſtörten die Kirchen, mishandelten die rechtgläubigen Chriſten, marterten die Geiſtlichen derſelben, und waren in Grauſamkeiten eben ſo erfinderiſch, als ſpäter in denſelben Gegenden die Bekenner des Islams. Unglücklicher Weiſe ward das Land außerdem nicht nur von den Verwüſtungen der Nomaden heimgeſucht, ſondern die öfteren Empörungen von Statthaltern hatten auch den größten Theil des ſeitherigen Wohlſtandes vernichtet. Alle dieſe Verhältniſſe machten es dem Bonifacius, als er von Placidia abgefallen war, durchaus unmöglich, ſich zugleich gegen die Einwohner und Grenznachbarn der Provinz und gegen den von Italien her drohenden Angriff zu behaupten. Er rief deshalb die Vandalen, die ſich kurz vorher des ſüdlichen Spaniens bemächtigt hatten, um Hülfe. Die Vandalen, bei denen germaniſches Blut mit ſarmatiſchem gemiſcht war, zeichneten ſich von allen deutſchen Völkerſchaften am meiſten durch Rohheit und Grauſamkeit aus, und behielten dieſen Charakter bis zu ihrem Untergange. Auch das Chriſtenthum, welches ſie auf ihren Wanderungen angenommen hatten, äußerte auf ihren Charakter keinen veredelnden Einfluß, ſie ſcheinen vielmehr gerade in Spanien grauſamer geworden zu ſein. Übrigens bekannten ſie ſich zur arianiſchen Form des Chriſtenthums. Ihr König oder Führer

war zu Bonifacius Zeit Geiſerich, ein Mann, der die Wildheit und Raubſucht eines Barbaren mit der Argliſt und Rachgier eines Spaniers und mit der Unbarmherzigkeit eines afrikaniſchen Tyrannen verband. Er hatte ſo eben erſt beim Tode ſeines Bruders Gunderich die Regierung gewaltſam an ſich geriſſen, und dabei Gunderich's Wittwe nebſt ihren Kindern umbringen laſſen. Geiſerich nahm die Einladung an, und ſetzte mit achtzigtauſend Vandalen, unter denen ſich aber ſchwerlich mehr als dreißigtauſend ſtreitbare Männer befanden, über die Meerenge von Gibraltar (429).

Kaum waren die Vandalen gelandet, als ſie ſich wie eine Heerde Raubthiere über das Land verbreiteten und auf den, der ſie gerufen hatte, nicht im mindeſten Rückſicht nahmen. Die vielen Ketzer unter den Bewohnern des Landes vereinigten ſich ſogleich mit ihnen, und übten ebenſo, wie die Vandalen, die ärgſten Gräuelthaten. An eine Befreiung der Provinz von ihren Peinigern war daher nicht zu denken, wenn auch der athanaſianiſche Theil der Einwohner nicht durch Schwelgerei entnervt geweſen wäre. Über die entſetzlichen Leiden, welche die rechtgläubige Bevölkerung zu dulden hatte, finden ſich ausführliche Nachrichten in einer Schrift, die ein der Verfolgung entgangener afrikaniſcher Biſchof uns hinterlaſſen hat. Die Vandalen und ihre Verbündeten zerſtörten nicht allein die prächtigſten Gebäude und ganze Städte, ſondern ſie tödteten auch viele Menſchen, und verheerten die Äcker und Pflanzungen, damit die Unglücklichen, welche gegen ihre Grauſamkeiten in Grotten und Schluchten Zuflucht geſucht hatten, bei ihrer Rückkehr keine Mittel fänden, ihr elendes Leben zu friſten. Am ſchrecklichſten wurden die Geiſtlichen, die Frauen und alle Perſonen von Rang mishandelt. Die Erſteren wurden gemartert und gefoltert, damit ſie die Kirchenſchätze auslieferten; hatten ſie dies gethan, ſo quälte man ſie aufs neue, um noch mehr aus ihnen herauszupreſſen. Faſt kein Geiſtlicher konnte wagen, bei ſeiner Gemeinde zurückzubleiben. Leute aus den erſten Familien, ſelbſt Greiſe nicht ausgenommen, wurden wie Laſtvieh ſchwer bepackt und mit dem Stachel zum Gehen angetrieben. Kinder wurden an Steinen zerſchmettert oder an den Beinen gefaßt und mit dem Schwerte durchhauen. Die feſten Städte, gegen welche die Vandalen aus Unkenntniß der Belagerungskunſt nichts ausrichten

konnten, zwangen ſie auf eine unerhörte Weiſe zur Übergabe; ſie trieben ganze Schaaren von Menſchen zuſammen, tödteten ſie und häuften ihre faulenden Leichen rund um den belagerten Ort her auf, damit die Verpeſtung der Luft und die daraus entſtandenen Krankheiten die Feinde zur Ergebung nöthigten. Von allen dieſen Grauſamkeiten ließen übrigens die Vandalen nicht einmal nach der Unterwerfung des Landes ab. Sie ſiedelten ſich nicht gleich den anderen germaniſchen Stämmen förmlich an, ſondern ſie gründeten, wie die Türken in Algier, eine wahre Räuberherrſchaft, theilten ihre Zeit zwiſchen Schwelgen und Rauben, und behandelten die ackerbauenden und gewerbtreibenden Klaſſen der Geſellſchaft als ein Geſchlecht von Heloten, das nur zur Dienſtbarkeit geboren ſei (ſ. Th. I. S. 274). Bonifacius bereute ſeine Übereilung bald genug; denn er litt von den Vandalen mehr, als er von Rom her zu fürchten hatte. Er knüpfte daher mit Placidia Unterhandlungen an, und der heilige Auguſtinus, welcher kurz nachher während der vierzehnmonatlichen Belagerung der Stadt Hippo, deren Biſchof er war, ſtarb (430), war ihm dabei auf jede Weiſe behülflich. Die Ausſöhnung kam auch zu Stande, die Vandalen wieſen aber die Aufforderung des Bonifacius, nach Spanien heimzukehren, zurück. Dieſer ward hierauf zu ihrer Vertreibung an die Spitze der lateiniſchen Reichstruppen geſtellt, und auch der griechiſche Hof, deſſen Beſitzungen in Cyrene durch die Vandalen bedroht waren, ſchickte ein Heer unter dem tapferen Aspar. Allein weder Bonifacius noch Aspar konnte die Vandalen bezwingen. Beide wurden ſogar in einer Feldſchlacht beſiegt. Sie mußten mit ihren Truppen nach Hauſe zurückkehren. Hippo, Karthago und Cirta, die drei einzigen Städte, die ſich längere Zeit zu halten vermochten, fielen in die Hände der Barbaren, und die Provinz Afrika blieb in der Gewalt derſelben.

Bonifacius gewann in Ravenna aufs neue das Vertrauen der Placidia, und ward von ihr, während Aëtius am Rhein mit den Franken Krieg führte, zum Oberbefehlshaber des Reichs ernannt. Der Letztere, darüber aufs höchſte aufgebracht, verband ſich wieder mit den Hunnen, und zog gegen Bonifacius nach Italien. In einer blutigen Schlacht, welche beide Generale ſich lieferten, errang zwar Bonifacius den Sieg, er ward aber

tödtlich verwundet (432). Aëtius eilte wieder zu ſeinen alten Freunden, den Hunnen, und kehrte mit neuen Truppen zum Kampfe zurück. Sebaſtianus dagegen, welchem Placidia nach Bonifacius Tode den Oberbefehl anvertraut hatte, rief die Gothen zu Hülfe, und die römiſchen Feldherren und Heere bekämpften ſich alſo mit Hülfe derſelben Völker, welche das Beſtehen und die Civiliſation des Reiches ſelbſt bedrohten. Sebaſtian unterlag, Placidia und ihr Sohn mußten ſich mit dem Sieger ausſöhnen, und Aëtius wurde dadurch mächtiger, als er je zuvor geweſen war (433). Da der Letztere in Folge dieſer Verhältniſſe ſeinem eigenen Kaiſer nicht trauen durfte, und ſich deshalb fortwährend auf die Hunnen ſtützen mußte, ſo erhielt dieſes Volk einen Einfluß auf das Schickſal des Reiches, welcher dadurch noch mehr geſteigert ward, daß die wilden Schaaren der Hunnen gerade damals unter die Herrſchaft eines unternehmenden Fürſten vereinigt wurden. Die Raubzüge dieſes Volkes hatten bis dahin nur aus planloſen Verheerungen einzelner Provinzen beſtanden, ſie waren daher auch für das Reich ſelbſt und für deſſen Beſtehen nicht gefahrdrohend geweſen, weil die Macht der Hunnen zwiſchen zahlreiche Stammfürſten vertheilt war. Dies änderte ſich völlig, als einer der Hordenführer, Attila, um das Jahr 433 in Verbindung mit ſeinem Bruder Bleda alle Anderen theils unterwarf, theils tödtete. Selbſt diejenigen, die ſich auf das griechiſche Gebiet geflüchtet hatten, wurden in Folge eines ſchimpflichen Friedens-Vertrages, zu welchem Theodoſius II. durch die beiden Brüder gezwungen ward, an dieſe ausgeliefert und hingerichtet. Seit dem gehorchten alle hunniſchen Horden den beiden Brüdern, und auch die andern Völkerſchaften, welche zwiſchen dem kaspiſchen Meere und der Weſtgrenze von Ungarn wohnten, mußten denſelben huldigen. Der oſtrömiſche Hof war ſchon vor Attila's Auftreten zu einem jährlichen Tribut gezwungen worden, welchen Attila durch den erwähnten Vertrag auf das Doppelte erhöhte. Zwiſchen der Regierung des lateiniſchen Reiches und den Hunnen hatte Aëtius zwar eine freundliche Verbindung hergeſtellt, der Beherrſcher desſelben mußte aber deſſen ungeachtet den Winken Attila's ebenſo gehorchen, wie der oſtrömiſche Kaiſer. Die Verbindung mit den Hunnen gewährte dem Erſteren nur den Vor-

theil, daß eine Zeitlang die abendländiſchen Provinzen von Attila nicht heimgeſucht wurden; der Hunnen-König aber benutzte dieſelbe, um ſich aus Italien Leute von Talent und Kenntniſſen zu verſchaffen, deren er ſich bei den Unterhandlungen mit gebildeten Völkern bedienen konnte. Eine Menge Lateiner traten in Attila's Dienſte; der bedeutendſte unter ihnen war Oreſtes, welchen Attila zugleich mit einem durch Schlauheit ausgezeichneten hunniſchen Großen, Edeko, vorzugsweiſe zur Führung der Unterhandlungen gebrauchte.

Attila's Ehrgeiz duldete zuletzt ſelbſt den Bruder nicht mehr neben ſich. Bleda ward auf ſeinen Befehl getödtet (um 444), und Attila herrſchte ſeitdem mit ſchrankenloſer Gewalt über ein großes barbariſches Reich, welches er auch über viele germaniſchen Völker ausdehnte, ſelbſt über ſolche, die, wie die Oſtgothen, ſpäter den Römern weit länger furchtbar blieben, als die Hunnen. Die Zahl von Menſchen, welche Attila ins Feld geführt haben ſoll, grenzt ans Unglaubliche. Übrigens behielten alle unterworfenen Nationen ihre gewohnten Verfaſſungen und Einrichtungen bei, und ihre einzige Verpflichtung gegen den Oberherrn beſtand in der Heeresfolge und in einem jährlichen Tribut. Der Letztere war jedoch im Vergleich mit den Abgaben des römiſchen Reiches gering, und da überdies Attila die Gerechtigkeit ſehr ſtrenge handhabte und keinen Beamtendruck duldete, ſo ließen ſich Tauſende von Griechen und Römern, beſonders Künſtler und Gewerbtreibende, freiwillig in ſeinem Reiche nieder. Durch ſie erhielten die Hunnen alle Arten von Luxus und Bequemlichkeiten gebildeter Völker, und das Leben dieſer Barbaren zeigt uns daher eine ſonderbare Miſchung von aſiatiſcher Sitte und Rohheit mit griechiſch-römiſchen Genüſſen und Einrichtungen. Attila's Hoflager war mit dem ganzen Luxus der Höfe von Conſtantinopel und Ravenna ausgeſtattet. Seine Generale, ſeine Hofbeamten und ſeine zahlreichen Weiber hatten Teppiche, Bäder und Prachtgemächer; ſie ſpeiſten beim feſtlichen Mahle von ſilbernen Schüſſeln, hatten griechiſche Küche, und ſchmückten ſich und ihre Pferde mit den verſchiedenartigſten Koſtbarkeiten. Nur der König blieb der alten Sitte getreu; er aß und trank aus hölzernen Schalen, ſeine Nahrung und Kleidung war die eines mongoliſchen Hirten. Attila zeigte über-

haupt neben der Wildheit und Rohheit eines hunniſchen Eroberers große Regenten-Eigenſchaften und eine Feſtigkeit, Einſicht und Überlegenheit, welche jedem, der ihm gegenüberſtand, und ſogar ganzen Völkern das Gefühl der Scheu und Abhängigkeit einflößte. Wir brauchen daher auch, um uns die blinde Unterwürfigkeit der von ihm bezwungenen Völker zu erklären, nicht der Sage Gehör zu ſchenken, daß ein ungeheueres Schwert, das er in der Erde fand, von ſeinen Hunnen als ein ihm vom Kriegsgotte verliehenes Zeichen der Herrſchaft angeſehen worden ſei. Dieſes Schwert hatte wahrſcheinlich irgend einem Stamme als Fetiſch gedient, und ward von Attila nur in untergeordneter Weiſe zu ſeinen Zwecken benutzt.

Die Macht des Hunnen-Königs war dem griechiſchen Reiche ſehr verderblich. Er plünderte ungeachtet der mit den Griechen geſchloſſenen Verträge und ungeachtet ihres Tributs häufig ihre Grenzprovinzen, und benutzte außerdem alle Unterhandlungen mit ihnen, um durch Geſchenke, die ſeinen Geſandten gemacht werden mußten, die Großen ſeines Hofes auf Koſten der Griechen zu bereichern. Man mußte ihm Alles gewähren, und doch ergoſſen ſich ſeine Horden unaufhörlich über die nördlichen Provinzen des griechiſchen Reiches, und verwüſteten dieſelben. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts gerieth er endlich auch mit der Regierung des lateiniſchen Reiches in Feindſchaft. Die Geſchichte der Verhältniſſe, welche dieſen Bruch herbeiführten, wird etwas abenteuerlich erzählt. Honoria, die Schweſter Valentinian's III, war mit heftigen Trieben geboren, ſie ward deßhalb von ihrer Mutter Placidia ſtrenge behandelt, erhielt den Titel einer Auguſta oder Kaiſerin nur unter der Bedingung ewiger Eheloſigkeit, und wurde, als ſie einen Fehltritt beging, noch ſtrenger bewacht. Dieſe Prinzeſſin bot, um des drückenden Zwanges los zu werden, dem Hunnen-König durch Überſendung eines Ringes ihre Hand an, und Attila verlangte hierauf von Valentinian nicht nur ſeine Schweſter zur Ehe, ſondern auch einen Theil des Reiches als Mitgift. Man wies ſeine Forderung zurück, er beſtand aber aus dem Grunde hartnäckig darauf, weil damals ſeine Raubzüge in das griechiſche Reich gehemmt waren, und er deßhalb ſein Auge auf den Weſten werfen mußte; denn in Conſtantinopel war ein kräftiger Mann, Marcianus, Kaiſer geworden, und dieſer wußte ſein

Reich gegen die Hunnen zu ſchützen. Zu gleicher Zeit erboten ſich die Vandalen zu einem gemeinſchaftlichen Raubzug gegen das weſtliche Reich. Der Wütherich, welcher dieſes Volk beherrſchte, hatte eine Verbindung mit den Weſtgothen geſucht, und ſeinen Sohn Hunnerich mit der Tochter des weſtgothiſchen Königs Theoderich vermählt; er entzweite ſich aber bald mit ihr, und ſchickte ſie, nachdem er ihr Ohren und Naſe hatte abſchneiden laſſen, ihrem Vater zurück. Geiſerich mußte einen Rachekrieg erwarten, der um ſo bedenklicher werden konnte, da zu befürchten war, daß ſich der römiſche Kaiſer mit Theoderich verbinden möchte; er ſuchte ſich daher durch einen Bund mit Attila gegen beide Feinde zu ſchützen. Attila ſetzte ſich mit der ganzen ſtreitbaren Macht der ihm unterworfenen Völker gegen Gallien in Bewegung (451); er wandte ſich nach dieſem Lande und nicht nach Italien, weil er den abendländiſchen Kaiſer erſt nach Beſiegung der Weſtgothen angreifen wollte. Aëtius eilte ſogleich mit einem Heere nach Gallien, und vereinigte daſelbſt die Weſtgothen, die Burgunder, einen Theil der Franken und andere germaniſchen Volksſtämme Galliens zu einer gemeinſchaftlichen Vertheidigung des Landes.

Attila's Zug glich einer Völkerwanderung; denn alle germaniſchen und ſarmatiſchen Stämme, welche zwiſchen der Theiß und dem Rhein wohnten, ſollen ihm gefolgt ſein. In Frankreich ſchloß ſich auch ein Theil der Franken an ihn an, während die Übrigen unter ihrem Fürſten Meroväus ſich mit Aëtius gegen ihn verbunden hatten. Attila richtete ſich nach dem Nordweſten des Landes und drang bis zur Stadt Orleans vor. Hier bewies er ſich als einen erfahrenen Feldherrn; denn als dieſe Stadt nach einer langen Belagerung endlich in ſeine Hände fiel, gab er auf die Nachricht von der Annäherung des römiſch-weſtgothiſchen Heeres den Beſitz derſelben ſogleich wieder auf, und zog in die Ebenen der Champagne, in denen er von der ganzen Maſſe ſeines Heeres und von ſeiner zahlreichen Reiterei Gebrauch machen konnte. Die entſcheidende Schlacht, welche hier in den ſogenannten Catalauniſchen Feldern geliefert wurde (451), wird gewöhnlich nach der Stadt Chalons ſür Marne benannt, obgleich das eigentliche Schlachtfeld wahrſcheinlich ſehr weit von derſelben entfernt war. Dieſe Schlacht, welche über das Schickſal des Abendlandes ent-

ſchied, war eine der blutigſten der ganzen Weltgeſchichte, wiewohl die Angabe, daß einmal hundert ſechszigtauſend oder gar dreimal hunderttauſend Menſchen geblieben ſeien, gewiß übertrieben iſt. Einen ganzen Tag hindurch ward auf der unüberſehbaren Ebene geſtritten, und beide Theile führten immer wieder friſche Schaaren in den Kampf. Vergebens ſuchten jedoch die Hunnen mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit die Maſſen der Feinde zu durchbrechen, ſie wurden zum Rückzug genöthigt, und Attila mußte verzweifelte Mittel ergreifen, um die Wagenburg, welche ſein Lager bildete, vertheidigen zu können. Seine Feinde fanden nach ihrem Siege nicht rathſam, ihn zum Äußerſten zu treiben; ſie griffen die Wagenburg nicht an, und ſetzten nachher den Hunnen nicht nach, als dieſe ſchnell über den Rhein zurückkehrten. Das verbündete Heer löſte ſich übrigens bald nach der Schlacht auf, und die Weſtgothen, Burgunder und Franken durchzogen vereinzelt das Land, verheerten, was von den Hunnen verſchont geblieben war, und theilten ſich in den Beſitz von Gallien.

Attila gab ſeinen Angriff auf das römiſche Reich nicht auf, er änderte nur die Richtung desſelben. Er brach 452 in Italien ein, und drang verwüſtend bis zum Po vor. Hier hatte aber Aëtius die beſten Anſtalten getroffen, um ihn vom mittleren Italien abzuhalten, und die Hunnen litten in der verödeten Lombardei nicht nur Mangel an Lebensmitteln, ſondern die ungeſunden Sumpfgegenden am Po wurden ihnen auch verderblicher, als die blutigſte Schlacht. In dieſer Lage glaubte Aëtius das Meiſte von diplomatiſchen Verhandlungen erwarten zu dürfen. Er ſchickte eine Geſandtſchaft an Attila, bei welcher ſich auch der römiſche Biſchof Leo der Große befand, und die Hunnen ließen ſich wirklich zur Rückkehr nach Pannonien bewegen. Die Sage ſchreibt dies einem Wunder zu: es ſollen nämlich die Apoſtel Petrus und Paulus, von Leo aufgefordert, dem hunniſchen König erſchienen ſein, ihm mit dem Schickſale Alarich's, der bald nach der Plünderung von Rom geſtorben ſei, gedroht und ihn ſo ſehr erſchreckt haben, daß er ſogleich die Rückkehr beſchloß. Die römiſchen Geſandten mögen wohl den Volksglauben, daß Alarich's plötzlicher Tod eine Strafe für jene Plünderung geweſen ſei, benutzt haben, um in Attila's abergläubiſcher Seele Furcht zu erregen; die Haupturſache des Rück-

zugs war aber gewiß die ſchlimme Lage der Hunnen in Oberitalien. Glücklicher Weiſe ſtarb Attila ſchon im nächſten Jahre (453), und da Eigenſchaften und perſönliche Vorzüge der Regenten ſich nicht wie die Herrſcher-Rechte vererben, ſo hatte die Gefahr vor den Hunnen mit ſeinem Tode ein Ende. Seine Söhne geriethen unter einander in Zwiſt, die unterjochten Völker machten ſich frei, das große Reich löſte ſich auf, und die Hunnen wurden hinter den Pruth zurückgetrieben, ohne eine andere Spur ihrer Erſcheinung im römiſchen Reiche zurückzulaſſen, als Zerſtörung und Vernichtung. An ihrer Stelle gründete das ihnen ſeither unterworfene deutſche Volk der Gepiden ein großes Reich in Ungarn, und im Süden und Oſten desſelben ließen ſich die Oſtgothen nieder.

8. Der Untergang des weſtrömiſchen Reiches.

Valentinian III. hätte nach dem Untergange der Hunnen ſein Reich wohl neu begründen können, wenn er ſeine eigene Unfähigkeit erkannt und dem Aëtius unbedingt vertraut hätte. Allein wie konnte ein ſolcher Kaiſer oder ſein Hof dem Verdienſte den gebührenden Platz einräumen! Valentinian lebte in Weichlichkeit und Wolluſt, und dachte nur an die Befriedigung ſeiner gemeinen Leidenſchaften, um derentwillen er ſogar viele angeſehene Familien aufs empörendſte beleidigte. Seine elenden Luſtgenoſſen erweckten in ihm den vielleicht nicht ganz ungegründeten Argwohn, Aëtius ſuche ſeine eigene Familie auf den Thron zu bringen, und der Kaiſer, der ſich des läſtigen und gefürchteten Vormundes nur durch Meuchelmord entledigen zu können glaubte, entwarf einen Mordplan gegen ihn, ja, er legte bei der Ausführung desſelben ſogar ſelbſt mit Hand an. Auf dieſe Weiſe verlor Aëtius 454 das Leben. Schon im folgenden Jahre ward auch Valentinian ermordet, und zwar durch einen ſeiner Hofleute, den Senator Maximus, deſſen Gemahlin er entführt haben ſoll. Sein Mörder ward zum Kaiſer ausgerufen, und zwang Valentinian's Wittwe Eudoxia, eine Tochter Theodoſius II. und der Eudokia, ihm ihre Hand zu geben. Dieſe wandte ſich, um des gehaßten Gemahles los zu werden, an den Vandalen-König Geiſerich, der in der letzten Zeit mit Valentinian in freundſchaftlichen Verhältniſſen geweſen war. Geiſerich ließ ſich nicht vergebens bitten; er erſchien

mit einer Flotte in der Mündung der Tiber, jedoch nicht um Valentinian's Familie zu retten, ſondern um ſich durch Krieg und Raub zu bereichern. Der Schrecken vor den Vandalen brachte eine Verſchwörung gegen Maximus zum Ausbruch, und dieſer ward drei Monate nach ſeinem Regierungsantritt erſchlagen.

Rom war, als die Vandalen heranrückten, ohne Kaiſer und ohne Truppen. Vergebens ſchickte man denſelben Biſchof Leo, welcher früher an Attila geſandt worden war, an Geiſerich; der Vandale ließ ſich nicht gleich dem Hunnen ſchrecken, er verſprach nur, bei der Plünderung von Rom Mord und Brand abzuwehren. Vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen die Stadt (455), ſie ſchleppten nicht nur die Schätze der Privatleute, ſondern auch alles öffentliche bewegliche Eigenthum, die ehernen Statuen der Straßen und Plätze, das ſtark vergoldete Dach des Kapitols und ſogar die heiligen Geräthe in ihre Schiffe. Die koſtbarſten Kunſtwerke gingen bei der Überfahrt nach Afrika verloren, obgleich die Sage, daß von allen vandaliſchen Schiffen gerade das mit den beſten Kunſtwerken beladene ins Meer geſunken ſei, ſehr abenteuerlich klingt. Trauriger, als der Raub der Kunſtſchätze, war, daß die Vandalen gleich den Algierern der neueren Zeit auch die Menſchen als Beute betrachteten, und beſonders viele Leute der höheren Stände, von deren Angehörigen ſie großes Löſegeld zu erpreſſen hofften, fortſchleppten. Auch die Kaiſerin Eudoxia ward mit ihren Töchtern als Gefangene nach Afrika gebracht. Die unglücklichen Gefangenen wurden, wenn man ſie nicht auslöſte, auf die unwürdigſte Art behandelt; man trennte in Afrika ſogar die Weiber von ihren Männern und die Kinder von ihren Eltern, um ſie einzeln zu verkaufen. Dieſe Barbareien gaben aber auch Veranlaſſung zu rührenden Beweiſen von Menſchenliebe und Mitleid, und es bewährte ſich damals die wohlthätige Wirkung der chriſtlichen Religion auf eine glänzende Weiſe. Der Biſchof Deogratias von Karthago z. B. verkaufte das goldene und ſilberne Geräthe ſeiner Kirchen, um wenigſtens alle diejenigen Eheleute und Kinder, welche von den Ihrigen getrennt worden waren, wieder mit dieſen zu vereinigen; er trug kein Bedenken, zur Beherbergung der Losgekauften die Kirchen in Wohnſtätten und Hospitäler zu verwandeln; er ſelbſt war Tag und Nacht thätig, um die Unglück-

lichen zu tröſten und zu verpflegen, und bewog die Frauen ſeiner Gemeinde, dieſem Beiſpiele zu folgen. Ebendaſſelbe that ſchon vorher, als die Gefangenen in Italien eingeſchifft wurden, der Biſchof Paulinus von Nola; ja, dieſer gab ſich ſogar ſelbſt in die Hände der Barbaren, um den Sohn einer Wittwe, die ſich an ihn gewandt hatte, zu befreien.

Kaiſer des Abendlandes ward nach dem Abzuge der Vandalen aus Italien der römiſche General Avitus, der ſich damals bei den Weſtgothen befand, um im Auftrag des Maximus mit ihnen zu unterhandeln. Dieſe ſagten ihm nach dem Tode des Letzteren ihre Unterſtützung zu, und er erklärte ſich hierauf zum Kaiſer (455). Er wurde zwar in Gallien und in Italien als Herrſcher anerkannt, überließ ſich aber, wie Valentinian III., ſeinen Lüſten, und verlor daher ſchon im nächſten Jahre den Thron. Der Gothe Richimer, der die fremden Truppen im römiſchen Dienſte befehligte, und Majorianus, der angeſehenſte Mann in Italien, ſtifteten eine Verſchwörung gegen ihn und zwangen ihn, dem Kaiſerthum zu entſagen. Richimer ließ dann zwar ſeinen Freund Majorianus zum Kaiſer ausrufen, er ſelbſt war aber der eigentliche Regent. Übrigens war das Reich damals ſchon völlig aufgelöſt, und alle auf Valentinian folgenden Kaiſer konnten ihr Anſehen nur da geltend machen, wo ſie gerade anweſend waren. Eine Anzahl kriegeriſcher Stämme hatte faſt den ganzen Umfang des Abendlandes in Beſitz genommen. In der Provinz Afrika herrſchten die Vandalen. Auf der entgegengeſetzten Seite des Meeres hatten die Weſtgothen ihre Herrſchaft nach und nach von der Rhone und Loire bis an die Weſtküſte von Portugal ausgedehnt. Die Beſitzungen der Burgunder wurden allmälig von Wallis an bis nach Langres und Avignon ausgebreitet. In einem großen Theile der Schweiz und auf dem linken Rheinufer bis nach Koblenz hinab hauſten die Alemannen. In Isle de France und den benachbarten Gegenden ſaßen die Franken. Armorica und die von Britten beſetzte Bretagne waren ebenfalls völlig unabhängige Länder geworden. In der Gegend von Soiſſons behauptete der General Aegidius zwar die römiſche Herrſchaft, gleich nach Majorian's Tod aber warf er ſich ſelbſt zum unabhängigen Gebieter auf. Er ward ſogar, was vielleicht einzig in ſeiner

Art iſt, von den benachbarten Franken, als dieſe ihren eingeborenen Herrſcher verjagten, an deſſen Stelle geſetzt, und vererbte ſein Reich auf ſeinen Sohn Syagrius. In Britannien endlich hatten die Einwohner, von römiſcher Hülfe verlaſſen, im Jahre 449 die Anglen und andere ſächſiſchen Stämme aus Deutſchland herbeigerufen, um ſich durch dieſelben gegen ihre ſchottiſchen Peiniger zu ſchützen; dieſe Stämme, welche von Hengiſt und Horſa angeführt wurden, verließen die Inſel nicht wieder, andere Schaaren ihrer Landsleute folgten ihnen nach, und die Britten, denen ſie ſich als Gebieter aufdrängten, hatten ſowohl mit ihnen als mit den Schotten zu kämpfen.

Während das abendländiſche Reich gänzlich zerfiel, ward das oſtrömiſche durch zwei kräftige Regenten, Marcianus und ſeinen Nachfolger Leo I., auf neue und feſte Grundlagen gebaut. Dieſes Reich erhielt daher auch wieder einen entſcheidenden Einfluß auf das Abendland; Majorian und Richimer huldigten ſogar dem Beherrſcher des Oſtens. Die Regierung Majorian's (457—461) war übrigens rühmlich, ſeine Verordnungen zum Theil vortrefflich, und ſeine Thätigkeit unermüdet; nichts deſto weniger vermochte auch dieſer Mann nicht die ſchwachen Reſte des Reiches zu erhalten. Einzelne Führer und ganze Abtheilungen des aus Barbaren zuſammengeſetzten Heeres trotzten ſeinen Befehlen; ein Kriegszug, den er gegen die Vandalen unternahm, ſcheiterte gleich anfangs, doch ward nachher der König Geiſerich zu einem Frieden genöthigt, der den Raubfahrten der Vandalen auf einige Zeit Schranken ſetzte. Am glücklichſten war Majorian in Gallien, wo er den Burgundern, Franken und Weſtgothen einen Theil des eroberten Landes entriß. Als er nach Rom zurückkehren wollte, wurde er von Richimer, deſſen Einfluß und Anmaßung er zu beſchränken ſuchte, mit Hülfe der Soldaten geſtürzt und getödtet. Der Schattenkaiſer, welchen Richimer an ſeine Stelle ſetzte, Severus, war für das Reich eine ſo gleichgültige Perſon, daß er weder bei ſeinen Lebzeiten, noch auch durch ſeinen Tod (465) die geringſte Veränderung bewirkte; denn Richimer war und blieb der eigentliche und alleinige Regent. Nachdem dieſer nach Sever's Tode zwei Jahre lang unter dem Namen des griechiſchen Kaiſers Leo regiert hatte, traf er mit dem Letzteren die Überein-

kunft, daß Anthemius, der Schwiegerſohn des vorigen Kaiſers Marcianus, zum römiſchen Kaiſer ernannt werde, zugleich aber ſeine Tochter mit dem eigentlichen Regenten des abendländiſchen Reiches vermähle. Anthemius ward in Italien mit großem Jubel aufgenommen. Er ſuchte das Reich vor allem Anderen gegen die vandaliſchen Seeräubereien zu ſchützen, und ſchloß zu dieſem Ende einen Vertrag mit Leo. Beide rüſteten eine Flotte aus, und das Unternehmen hatte einen ſehr guten Anfang, allein es ſcheiterte bald durch die Verrätherei des griechiſchen Feldherrn, der ſeinen ehrgeizigen Planen zu Liebe die ihm anvertraute Flotte aufopferte. Auch Richimer fuhr fort, auf Koſten des gemeinen Beſten ſeinen Privatvortheil zu verfolgen. So zeigte ſich überall der gänzliche Untergang derjenigen Einrichtungen und Geſinnungen, welche allein einem Staate ſeine Fortdauer ſichern können. Richimer, der in Mailand wohnte und faſt unabhängig von Anthemius regierte, lebte mit dieſem oft ſogar in offener Fehde. Der griechiſche Kaiſer Leo hatte ähnliche Streitigkeiten mit dem allmächtig gewordenen General Aspar, der ihm auf den Thron geholfen hatte, entledigte ſich ſeiner aber durch Mord. Richimer ließ ſich vielleicht Aspar's Schickſal als Warnung dienen. Er verſammelte plötzlich ſein Heer in Mailand, rückte auf Rom los, ſchlug die Truppen des Anthemius, und drang in die Stadt ein (472). Anthemius ward ums Leben gebracht, und die Stadt mit Ausnahme von zwei Quartieren, die ſich ſchon vorher für Richimer erklärt hatten, nicht allein grauſam geplündert, ſondern auch mit Feuer und Schwert verwüſtet. Eine peſtartige Krankheit, welche während der Belagerung entſtanden war, machte dieſe dritte Verheerung von Rom noch ſchrecklicher; denn Tauſende von Menſchen erlagen derſelben. Auch der Urheber des ganzen Unglücks wurde ein Opfer der Seuche: Richimer ſtarb vierzig Tage nach Anthemius. Einen Monat ſpäter raffte die Peſt auch den von ihm als Kaiſer eingeſetzten Senator Olybrius hinweg (472).

Das Reich blieb in der Gewalt derſelben Heere, welche Rom verwüſtet hatten, und die Regierung in Italien löſte ſich ebenſo auf, wie ſich die römiſche Regierung in Gallien und Spanien ſchon längſt aufgelöſt hatte, nur daß keine Völkerſtämme in der Nähe waren, die den Augenblick benutzt hätten, um ſich in den

Beſitz des Landes zu ſetzen. Zwei römiſche Befehlshaber, der Barbar Odoaker und der Römer Oreſtes, welcher lange Zeit in Attila's Dienſten geſtanden hatte, regierten jeder über die Gegenden, welche die unter ſeinen Befehlen ſtehenden Heere inne hatten, und in Ravenna ward der General Glycerius durch den Burgunder Gundibal, der die fremden Truppen befehligte, zum Kaiſer ausgerufen. Glycerius war kaum in Rom angekommen, und vom Senat, welcher damals wegen der herrſchenden Verwirrung wieder einiges Anſehen erhielt, anerkannt worden, als ein neuer Kron-Prätendent auftrat. Dies war der vom byzantiniſchen Hofe zum Kaiſer ernannte Julius Nepos, ein Verwandter des oſtrömiſchen Kaiſers. Glycerius ward bei der Annäherung desſelben von ſeinen eigenen Soldaten und vom Senat verlaſſen, dem neuen Kaiſer ausgeliefert, und von dieſem genöthigt in den geiſtlichen Stand zu treten (474). Auch Nepos ward ſchon ein Jahr ſpäter wieder geſtürzt. Die ganze Geſchichte dieſer traurigen Zeit zeigt deutlich, daß gerade das wiederhergeſtellte Anſehen des Senats und die fortwährende Beibehaltung der alten Staatsformen den raſchen Untergang des Reiches befördern halfen; dieſe Formen, die man im Oſten ſchon längſt durch andere erſetzt hatte, widerſtritten den Verhältniſſen und dem Geiſte einer Zeit, welche nur eine militäriſch-despotiſche Regierung forderte und duldete. Der General Oreſtes, der ſich unabhängig von Glycerius behauptet und anfangs an Nepos angeſchloſſen hatte, fiel bald wieder von dem Letzteren ab, verjagte ihn, und ernannte ſeinen noch ganz jungen Sohn, Romulus Auguſtulus, zum Kaiſer (475).

Odoaker, welcher allen dieſen Veränderungen ruhig zugeſehen hatte, war bei Nepos Vertreibung mit einem Kriege jenſeit der Alpen beſchäftigt. Er ſah, daß das römiſche Reich untergegangen ſei, und ermunterte daher ſein aus lauter deutſchen Stämmen zuſammengeſetztes Heer, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, um aus Söldnern Grundbeſitzer, aus gemietheten Schützern fremden Eigenthums Vertheidiger des eigenen Beſitzes zu werden. Sie folgten ſeiner Aufforderung, riefen ihn zum König aus, und zogen unter ſeiner Führung nach Italien, wo ſie mit leichter Mühe Oreſtes und ſeinen Sohn überwältigten (476). Der Erſtere ward

gefangen genommen und hingerichtet, der Letztere aber auf ein Landgut in Campanien verbannt. Odoaker nahm den Kaiſertitel nicht an, ſondern nannte ſich König von Italien. Er befeſtigte ſich im Beſitze ſeines neuen Reiches, und verſchaffte dem unglücklichen Italien dreizehn Jahre lang eine Ruhe, deren es ſeit mehr als hundert Jahren nicht genoſſen hatte.

9. Odoaker und Theodorich der Große.

Die Geſchichte des weſtrömiſchen Reiches, die man gewöhnlich mit dem Sturze des Romulus Auguſtulus endigt, darf erſt achtzig Jahre ſpäter mit dem Untergange der oſtgothiſchen Herrſchaft geſchloſſen werden; denn Odoaker und die oſtgothiſchen Könige, welche nach ihm Italien beherrſchten, behielten die alten Einrichtungen und Geſetze der Römer bei, und erſt nach der Beſiegung der Oſtgothen ward durch die einwandernden Longobarden die Einheit Italiens zerriſſen, und aus dem bis dahin noch immer fortbeſtehenden lateiniſchen Reiche eine Anzahl kleiner Staaten gebildet.

Odoaker war kein roher Barbar, und trotzte nicht auf die bloße Militärmacht. Im Gegentheil, er regierte mit weiſer Mäßigung, und benahm ſich, obgleich er ſelbſt Arianer war, ſehr mild und duldſam gegen ſeine rechtgläubigen Unterthanen. In der alten Einrichtung und Verwaltung änderte er nichts; ſein Hof war ebenſo wie vorher der kaiſerliche eingerichtet, und die Ämter und Titel der früheren Zeit wurden beibehalten. Seinen Truppen gab er zwar den dritten Theil der Ländereien Italiens, allein er ſuchte dabei die alten Einwohner des Landes auf jede mögliche Weiſe zu ſchonen, und die Anſiedelung ſeiner barbariſchen Völker iſt nicht entfernt mit der Behandlung zu vergleichen, welche die Italiäner nach der Schlacht bei Philippi von ihren eigenen Mitbürgern zu erdulden gehabt hatten (ſ. oben S. 115). Den Colonen und den wenigen noch übrigen kleinen Freibauern ward kein Land entzogen, die großen Gutsbeſitzer aber konnten ohne Schaden Vieles abtreten, weil ganze Landſtriche verödet waren. Außerdem bildeten die Barbaren, welche damals Grundſtücke erhielten, unter Odoaker die einzige Truppenmacht des Staats, und erhielten nur dann Sold, wenn ſie im Dienſte waren, ſo daß alſo die Bezahl-

ung des Heeres aus der Staatskaſſe und die Unterhaltung von Staats-Magazinen ganz aufhörten.

Im elften oder zwölften Jahre ſeiner Regierung mußte Odoaker ſeine ganze in Italien zerſtreute Macht gegen die Rugier vereinigen, welche von der Donau her über Tyrol und Krain in Italien einbrachen und große Verheerungen anrichteten. Er beſiegte ſie, vergalt ihnen Gleiches mit Gleichem, und löſte das ganze Volk auf. Ein Theil der Rugier nahm ſeine Zuflucht zu den Oſtgothen, welche nach Attila's Tode frei geworden waren, und ſich längs den Ufern der Donau von Wien an bis nach Slavonien hinein niedergelaſſen hatten. Dieſes Volk hatte ſeither die inneren Streitigkeiten im griechiſchen Theile des Reiches benutzt, um bald als Schützer und Retter der Kaiſer, bald als Feinde und Räuber in die Donau-Provinzen einzufallen, Beute wegzuführen und Jahrgelder zu erpreſſen. Bei einem mit dem byzantiniſchen Hofe geſchloſſenen Vertrage war der ſiebenjährigen Sohn eines oſtgothiſchen Fürſten, Theodorich, welcher ſpäter den Beinamen des Großen erhielt, als Geißel nach Conſtantinopel geſchickt worden. Dieſer blieb dort elf Jahre, erwarb ſich Kenntniſſe, und erhielt eine Vorſtellung von den Vortheilen der Civiliſation. Bald nach ſeiner Heimkehr ward er König des ganzes oſtgothiſchen Volkes, und ſetzte die unter ſeinen Vorgängern begonnenen Raubzüge in das griechiſche Reich fort. Theodorich war es, bei welchem der Sohn des gebliebenen rugiſchen Königs mit dem Reſte ſeines Volkes Schutz und Rache gegen Odoaker ſuchte, und zwar zu derſelben Zeit, als der griechiſche Kaiſer, um die Oſtgothen aus ſeiner Nachbarſchaft zu entfernen, dieſe aufforderte, dem Reiche Odoaker's ein Ende zu machen. Theodorich und ſein Volk folgten gern dieſer zwiefachen Aufforderung, da die von den Oſtgothen bewohnten Gegenden nicht allein großentheils ſumpfig, ſondern auch ſeit der Zeit der Hunnen durchaus verwüſtet waren, und da ohnedies der Geiſt des Wanderns, des Ausziehens auf Abenteuer und Kriegsruhm eine Eigenthümlichkeit aller Völker iſt, welche auf derjenigen Stufe der Cultur ſtehen, auf der die Oſtgothen damals ſtanden. Im Herbſte des Jahres 488 brachen die Oſtgothen unter Theodorich's Führung aus ihren Wohnſitzen auf, warfen die Gepiden, durch deren Land ſie zwiſchen der Drau und Sau zogen, über den

Haufen, und drangen am Iſonzo in Italien ein. Hier, in der Gegend von Aquileja, und gleich nachher bei Verona ward Odoaker von ihnen geſchlagen. Sie rückten dann unaufhaltſam bis Pavia und Mailand vor, wo Theodorich faſt ein ganzes Jahr verweilte, um eine Verſtärkung zu erwarten, welche der ihm befreundete weſtgothiſche König ihm zugeſagt hatte. Odoaker ſammelte unterdeſſen eine neue Heeresmacht, und zog den Oſtgothen im Auguſt 490 bis an die Adda entgegen. Hier ward er in einer blutigen Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft blieb, zum dritten Male geſchlagen. Er zog ſich nach der feſten Stadt Ravenna zurück, ward ſogleich von den Gothen eingeſchloſſen, und hielt ohne irgend eine Hoffnung auf Entſatz eine dreijährige Belagerung aus. Endlich übergab er die Stadt den Feinden, nachdem er ſich durch einen Vertrag, deſſen Bedingungen wir nicht genau kennen, bedeutende Vortheile ausbedungen hatte. Ravenna war kaum in der Gewalt Theodorich's, als dieſer ſich nach den Grundſätzen rückſichtsloſer Staatsklugheit, wie ſie am byzantiniſchen Hofe herrſchten, eines Mannes entledigte, dem er nicht trauen zu können glaubte. Odoaker ward entweder von Theodorich ſelbſt oder doch auf ſeinen Befehl ermordet, viele ſeiner Freunde wurden ebenfalls niedergehauen, und die Barbaren, die unter ihm gedient hatten, verſtärkten Theodorich's Schaaren (März 493).

Italien, welches die Oſtgothen ſchon vorher theilweiſe beſetzt hatten, unterwarf ſich nach dem Fall von Ravenna dem Sieger ganz. Die Oſtgothen wurden in dem neuen Reiche Theodorich's angeſiedelt, eigneten ſich einen großen Theil der römiſchen Bildung und Sitte an, und gingen ebenſo, wie andere deutſchen Völker in anderen Provinzen des Reiches, in das gemiſchte germaniſch-römiſche Weſen über, aus welchem nachher allmälig der Charakter des Mittelalters entſtand. Da ſich dies bei keiner deutſchen Völkerſchaft ſo deutlich nachweiſen läßt, als bei den Oſtgothen und ihren Stammverwandten, den Weſtgothen, ſo müſſen wir hier die Einrichtungen und Verhältniſſe des oſtgothiſchen Reiches ausführlich erwähnen, vorher aber einige Bemerkungen über jene Verſchmelzung des Alten und Neuen, die den Charakter des werdenden Mittelalters bildet, vorausſchicken. Durch den beſtändigen Verkehr mit den Germanen, durch die Aufnahme derſelben ins römiſche Heer

und durch ihre Anſiedelungen in den Provinzen des Reichs näherten ſich beide Nationen während der letzten zweihundert Jahre in ihrem Weſen immer mehr. Die griechiſch-römiſche Bildung verſchmolz mit dem, was man bis dahin barbariſch genannt hatte, nach und nach ebenſo innig und durchgreifend, wie ſich in unſeren Staaten eine allgemeine europäiſche Bildung und Literatur entwickelt. Der Ton, die Sprache und die Sitten wurden dadurch ſo umgeändert, daß der Übergang zu dem, was wir den Geiſt des Mittelalters nennen, immer ſichtbarer hervortrat. Dieſe Veränderungen erſtreckten ſich ebenſowohl auf den Charakter der Germanen, als auf den der Römer. Selbſt die Vandalen, das roheſte deutſche Volk, wurden in dem römiſchen Afrika milder und zuletzt ſogar weichlich. Nirgends erfolgte jedoch dieſe Umwandlung raſcher, als in Gallien. Hier näherte ſich daher auch unter Weſtgothen und Burgundern die Lebensweiſe, Wohnung, Kleidung und ſelbſt die Waffenrüſtung zuerſt der Geſtalt, welche nachher im Mittelalter von dort aus zu den übrigen Völkern überging; ſchon Ataulf feierte ſeine Vermählung mit Placidia nach römiſcher Sitte, und erſchien dabei mit ſeinen Großen in römiſcher Kleidung. Die Beſchreibungen, welche die Schriftſteller uns von den Feſtlichkeiten einiger deutſchen Könige in Gallien geben, zeigen uns zum Theil ſehr deutlich eine Verbindung von angeborener Kraft und germaniſcher Sitte mit den Erfindungen, welche die alte Welt zur Verfeinerung und Erheiterung des Lebens gemacht hatte; dieſer Charakter des germaniſch-römiſchen Weſens war jedoch von keiner Dauer, er ging vielmehr bald zu dem ritterlichen Prunk und Luxus des Mittelalters über. Übrigens ward durch die Verſchmelzung des Römiſchen und Germaniſchen auch die Betriebſamkeit und der Handel des Alterthums erhalten, weil die germaniſchen Fürſten und Großen das Bedürfniß Beider zu ſehr empfanden, als daß ſie ſie nicht hätten unterſtützen ſollen. Leider nahmen die Deutſchen, wie das immer zu geſchehen pflegt, mit den fremden Sitten auch fremde Vorſtellungen an. Die Könige der Oſtgothen z. B. müßten nicht Menſchen geweſen ſein, wenn ſie der ſchädlichen Einwirkung römiſcher Hofleute, der in der Seele der Unterworfenen ſo tief eingewurzelten Schmeichelei und der von dieſen ſchon ſo lange geübten Kunſt, die ſchwachen Seiten der Fürſten zu benutzen, hätten

widerſtehen ſollen. Ging doch ſogar die Vorſtellung, daß den elenden Menſchen, die den Thron des oſtrömiſchen Reiches einnahmen, ein göttlicher Rang zukomme, auch zu den deutſchen Nationen über, und wirkte auf ihre Gemüther und auf ihre Anſicht vom Königthum ein! Auch die Hierarchie, die ſpäteren römiſchen Begriffe von Rang und Adel, die in den letzten Jahrhunderten entſtandene Verſchiedenheit der Städte-Verfaſſungen und ſogar die zu Conſtantin's Zeit errichtete Würde der Defenſoren oder Schirmvögte der Städte vererbten ſich auf die neuen germaniſchen Staaten, und zeigen uns ſchon vor der Gründung derſelben die Spuren des Mittelalters.

Wenden wir uns zu Theodorich und zu dem von ihm gegründeten oſtgothiſche Reiche zurück! Theodorich übernahm, als er Italien erobert hatte, die Rolle eines abendländiſchen Kaiſers und führte ſie bis an ſein Ende mit großer Staatsklugheit durch, machte es aber gerade dadurch ſeinem Volke unmöglich, ſich im Beſitze von Italien zu behaupten und gleich den Weſtgothen und Franken einen bleibenden Staat zu gründen. Theodorich ward nämlich durch dieſe von ihm eingeſchlagene Richtung in unzählige Widerſprüche verwickelt und wider Willen zu dem fruchtloſen Verſuche gedrängt, das an ſich Unhaltbare zu halten und ein altes, morſches Gebäude mit neuen, aber ungenügenden Widerlagen zu ſtützen. Der Druck der künſtlichen Staatsmaſchine der alten Zeit und die Laſten des Zuſtands fortgeſchrittener Cultur dauerten auf dieſe Weiſe fort, und raubten dem oſtgothiſchen Reiche alle die Vortheile, welche den Naturſtaaten bei allen ihren Mängeln eigen ſind. Die Oſtgothen blieben nicht, wie die Franken, ein wehrhaftes Volk, das ſich durch dieſelben Mittel, durch die es fremdes Eigenthum an ſich geriſſen hatte, im Beſitze desſelben erhielt; ſie wurden theils Beamte eines ſeiner Einrichtung und Verfaſſung nach für ſie fremdartigen Staates, theils dienten ſie als bloße Soldaten, theils endlich mußten ſie als Grundbeſitzer denſelben Steuerdruck tragen, wie die alten Einwohner des Landes. Theodorich gab ſeinen Gothen das Drittel der Ländereien, welches Odoaker's Leute gehabt hatten, machte ſie aber zugleich ſteuerpflichtig, ſo daß jeder Gothe, ſelbſt während er Kriegsdienſte that, die Laſten des Staates und der Gemeinde mittragen mußte. Ferner ließ Theodorich die

Geſetze und die ganze Verfaſſung des römiſchen Staates fortbeſtehen. Bei der Gerechtigkeitspflege wurde nicht etwa blos der Grundſatz aufgeſtellt, daß der Gothe nach gothiſchem, der Römer nach römiſchem Rechte gerichtet werde, ſondern das Letztere ward ſogar vorherrſchend. Theodorich erkannte ſelbſt die Ehrenrechte des griechiſchen Kaiſers über Italien an, ließ ſich von ihm im Beſitze des Landes beſtätigen, und nannte ſich ſelbſt nur König. Kurz, der oſtgothiſche Eroberer ſuchte das Alte und Neue mit einander auszugleichen. Dieſe Politik war indeſſen für Italien verderblicher, als die grauſamſte Zerſtörung für andere Länder, welche von ihren barbariſchen Eroberern mit rückſichtsloſer Härte behandelt wurden. Die Leiden dieſer Länder waren vorübergehend, und wenn auch Tauſende von freien Bürgern ihrer alten Rechte beraubt und zu Sklaven gemacht wurden, ſo erhob ſich dagegen an ihrer Stelle ein zwar rohes, aber auch kräftiges Geſchlecht, die Menſchheit verjüngte ſich, es trat ein ganz neuer Zuſtand ein, und das Elend der ausgearteten alten Civiliſation nahm ein Ende. In Italien dagegen ward durch das Syſtem der gerechten Mitte, welches die gothiſche Regierung befolgte, der Todeskampf der erſchlafften Generation verlängert und die Leiden eines Geſchlechtes, welches durchaus untergehen mußte, vermehrt; denn der an Altersſchwäche leidende Staat konnte nur durch fortdauernde gewaltſame Maßregeln erhalten werden. Die Oſtgothen verwickelten ſich alſo ſelbſt in den unvermeidlichen Untergang der ſeitherigen Staatsmaſchine.

Die Zahl der in Italien eingewanderten Gothen wird zwar von einem Schriftſteller der nächſtfolgenden Zeit auf etwa zweimalhunderttauſend ſtreitbare Männer geſchätzt; dieſe Angabe iſt aber gewiß übertrieben. Jedenfalls war die Zahl der Gothen im Vergleich mit der eingebornen Bevölkerung, die ſich doch wohl auf zwanzig bis dreißig Millionen belaufen haben mag, ſehr gering. Auch wurden die Gothen über einen ſehr weiten Länderraum ausgebreitet; denn Theodorich's Reich erſtreckte ſich zuletzt von der unteren Donau bis zur Rhone und von den Alpen bis an die Südſpitzen von Italien und Sicilien. Theodorich behandelte ſeinem Syſteme gemäß die Italiäner nicht als Unterworfene, ſondern er ſuchte vielmehr durch Mäßigung, Milde und Gerechtigkeit ihre Liebe zu gewinnen. Er nahm daher auch Italiäner in ſeine Dienſte,

und übertrug ihnen die wichtigſten Angelegenheiten. Liberius, welcher unter Odoaker die ganze Verwaltung geleitet hatte, wurde mit der Vertheilung der den Oſtgothen beſtimmten Ländereien beauftragt, und Caſſiodorus, einer der angeſehenſten italiäniſchen Gutsbeſitzer und zugleich einer der rechtlichſten, gebildetſten und erfahrenſten Geſchäftsmänner ſeiner Zeit, ward Theodorich's erſter Miniſter. Die Ernennung des Letzteren beweiſt mehr als alles Andere, daß der Oſtgothen-König Achtung für Religion, Sitte, Ordnung und Tugend hatte, und bei ſeiner Regierung ebenſowohl für die Italiäner, als für ſeine eigenen Landsleute Sorge trug. Sogar den alten Gebrauch der Getraideſpenden und der Veranſtaltung circenſiſcher Spiele in Rom befolgte Theodorich, als er im Jahre 500 ſechs Monate in dieſer Stadt verweilte. Dasſelbe that er in ſeiner Reſidenz Ravenna. Selbſt Kunſtwerke, Paläſte, Kirchen, Waſſerleitungen und andere öffentlichen Anlagen machte er in der Weiſe der alten römiſchen Kaiſer zum Gegenſtand ſeiner beſonderen Fürſorge, und da ſeine Nachkommen hierin ſeinem Vorgange folgten, ſo wurden mit den alten Gebrechen des römiſchen Staates wenigſtens auch die alten Künſte und Gewerbe erhalten. Freilich vererbte ſich damit auch eines Theils der alte Fehler auf die Oſtgothen, daß der Hof ſich um Alles bekümmerte und für Alles ſorgen wollte, und anderes Theils nahmen ſie mit den römiſchen Sitten und Verwaltungsformen auch die Verdorbenheit der Römer an. Schon nach kurzer Zeit machten ſich bei den Oſtgothen die Folgen der veränderten Lebensweiſe geltend. Von der beſten Seite zeigt ſich Theodorich's Staatsklugheit und Mäßigung in ſeinem Verhältniß zu dem Glauben ſeiner Unterthanen; denn in dieſer Hinſicht ragt er weit über ſeine Zeitgenoſſen hervor. Obgleich Arianer, ſtellte er doch den rechtgläubigen Caſſiodor an die Spitze der Regierung, bediente ſich des rechtgläubigen Biſchofs Epiphanius zu wichtigen Unterhandlungen, drang der rechtgläubigen Kirche nie einen Biſchof auf, miſchte ſich nur dann, wenn er von den Biſchöfen dazu aufgefordert wurde, in ihre Streitigkeiten, traf keine einzige Maßregel, um Italiäner zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, und zog diejenigen Gothen, welche dem ihrigen untreu wurden, nicht zur Rechenſchaft. In den Verhältniſſen zu den anderen germaniſchen Reichen

war Theodorich's Politik hauptſächlich darauf gerichtet, daß er die mächtigſten Fürſten derſelben durch Heirathsverbindungen an ſich knüpfte. Er vermählte eine ſeiner Töchter mit dem Könige der Burgunder, eine andere mit Alarich II., dem Beherrſcher der Weſtgothen, ſeine Schweſter Amalafride heirathete den Vandalen-König Thraſamund, ſeine Schweſtertochter den König der Thüringer Hermanfried; er ſelbſt vermählte ſich in zweiter Ehe mit einer fränkiſchen Prinzeſſin. Dabei wußte er mit großer Staatsklugheit die Verhältniſſe zu benutzen, um ſeine Macht auf Koſten anderer Völker zu erweitern; doch unternahm er nur auf ſicheren Erfolg hin und niemals in unbeſtimmter Ferne einen Krieg. Unter den Franken ſchuf ſich damals der König Chlodwig eine bedeutende Macht, die er immer weiter auszubreiten ſuchte. Chlodwig hatte 486 Syagrius, den Beherrſcher eines kleinen Staates im nördlichen Gallien, beſiegt, und damit den letzten Reſt der römiſchen Herrſchaft in dieſem Lande vernichtet. Im Jahr 496 unterwarf er ſich auch einen großen Theil der Alemannen. Erſt als er ſich dann gegen die Burgunder und Weſtgothen wandte, miſchte ſich Theodorich in den Streit; er war aber klug genug, keinen Krieg mit den Franken zu wagen, und ſuchte ſie nur mit diplomatiſchen Waffen zu bekämpfen. Neun Jahre lang hielt er durch geſchickte Unterhandlungen, zu welchen er Römer von Erfahrung gebrauchte, den Frieden aufrecht. Als endlich (507) doch ein Krieg zwiſchen den Weſtgothen und Franken ausbrach, und Chlodwig nach dem Tode des Königs Alarich II. einen Theil des weſtgothiſchen Reiches beſetzte, nahm ſich Theodorich ſeines Enkels Amalarich an, deſſen Rechte damals noch von einer anderen Seite her bedroht wurden; denn Amalarich's Halbbruder Geſalich warf ſich nach des Vaters Tode zum König auf. Theodorich ſchickte ein Heer nach Gallien, entriß den Franken einen großen Theil des eroberten Landes, und ließ Geſalich, der ſich nach der weſtgothiſchen Provinz Spanien gewendet hatte, dorthin verfolgen. Als der Letztere beſiegt worden war, erklärte Theodorich die Halbinſel Spanien und ein Stück von Südfrankreich für Theile des oſtgothiſchen Reiches; das übrige Land aber ließ er in ſeines Enkels Namen verwalten. Auch in der früheren Heimath der Oſtgothen führte Theodorich einen rühmlichen Krieg. Hier begann nämlich das wahrſcheinlich türkiſche

Raubvolk der Bulgaren um jene Zeit die verheerenden Züge, mit welchen es nachher noch oft die Bewohner des griechiſchen Reiches heimſuchte. Theodorich kämpfte (um 506) lange mit ihnen, und trieb ſie endlich in ihre Wildniß zurück, obgleich ſie von den Griechen insgeheim unterſtützt wurden.

So beſonnen und gemäßigt auch Theodorich handelte, ſo machte ihn doch jeder Anſchein, ſeiner Gewalt Grenzen geſetzt zu ſehen, zum Tyrannen. Dies zeigt ſich beſonders in der grauſamen Art, wie er in ſeinem Alter gegen die Stadt Rom verfuhr. Die erſte Veranlaſſung dazu ging höchſtwahrſcheinlich von Conſtantinopel aus. Hier ergriff nämlich die Regierung unter Kaiſer Juſtin I. von neuem die härteſten Verfolgungsmaßregeln gegen die Arianer, und gerade zu derſelben Zeit traten der Adel von Rom, der Biſchof dieſer Stadt und die italieniſchen Geiſtlichen überhaupt, welche ſeither mit der griechiſchen Geiſtlichkeit in Zwiſt geweſen waren, mit dieſer wieder in einen freundlichen und lebhaften Verkehr. Zugleich äußerten die Italiener laut ihren Beifall mit jenen Verfolgungen, und reizten dadurch ihren Beherrſcher, der ſeither immer die größte Toleranz gegen Andersgläubige geübt hatte. Theodorich nahm ſich ſeiner Glaubensgenoſſen an, und ſchickte in ihrem Intereſſe an Juſtin eine Geſandtſchaft, an deren Spitze er den römiſchen Papſt Johannes ſtellte. Seine Verwendung wurde in Conſtantinopel zurückgewieſen, dagegen nahm man dort aber ſeinen Geſandten Johannes perſönlich ſehr freundlich auf, und überhäufte denſelben mit großen Ehren. Dies erregte nicht mit Unrecht Mistrauen bei Theodorich, und Johannes ward deßhalb nach ſeiner Rückkehr in den Kerker geworfen. Soweit ließe ſich Theodorich's Verfahren vielleicht noch entſchuldigen, weil er in der That Urſache hatte, gegen Johannes mistrauiſch zu ſein. Dagegen kann man die damit in Verbindung ſtehende Grauſamkeit gegen einige edlen Römer, wodurch der größte der gothiſchen Könige ſeinen Ruhm befleckt hat, nur aus überhandnehmender Neigung zu Argwohn und Bitterkeit erklären. Der römiſche Senator Albinus ward nämlich bei ihm angeklagt, daß er einen geheimen Briefwechſel mit dem Kaiſer Juſtin unterhalte, und Theodorich ſchöpfte daraus gegen die ganze römiſche Ariſtokratie Argwohn. Um ihm dieſen ungegründeten Verdacht zu benehmen, ſchickte der Senat den angeſehenſten, reichſten

und gebildetſten Mann aus ſeiner Mitte, den edeln Philoſophen Boëthius, nach Verona, wo ſich Theodorich damals aufhielt. Unglücklicherweiſe vergaß dieſer, als er vor dem Könige von der Würde des Senats ſprach, ganz und gar, daß ſeit Brutus die Römer ihren Charakter, die Zeiten ihre Farbe und die Worte ihre Bedeutung geändert hatten; denn er ſagte, daß, wenn Albinus ſchuldig ſei, der ganze römiſche Senat das Verbrechen desſelben theile. Da Boëthius in jeder Hinſicht als Repräſentant der römiſchen Ariſtokratie angeſehen werden konnte, ſo gab dieſes ſeinen Worten eine gewiſſe Bedeutung, welche der ſchamloſe Ankläger des Albinus geſchickt zu benutzen wußte, um Theodorich dazu zu bringen, daß er jene Äußerung wörtlich nehme. An Zeugen, die für Geld Alles bekräftigen, fehlte es in Italien damals eben ſo wenig, als jetzt, und Theodorich, der ſchon längſt Argwohn genährt hatte, ließ ſofort die angeſehenſten Senatoren verhaften und eine Inquiſition über ſie verhängen. Die grauſamſten Mittel wurden angewendet, um Geſtändniſſe zu erpreſſen, und das Verdammungsurtheil ward geſprochen, ohne daß man die Vertheidigung hörte. Boëthius und ſein Schwiegervater Symmachus, die beiden angeſehenſten und würdigſten Mitglieder des Senats, wurden unſchuldiger Weiſe hingerichtet (525), und die Verfolgung gegen die römiſche Ariſtokratie und gegen die rechtgläubige Kirche nahm ſeitdem kein Ende mehr. Dadurch ward auch das ſeitherige Verhältniß Theodorich's und ſeiner Gothen zu den Italiänern völlig umgeändert, da in jenen Zeiten der religiöſe Haß die Feindſchaften unverſöhnlich machte. Die Verfolgungen würden gewiß noch weit härter und grauſamer geworden ſein, wenn nicht Theodorich ſchon ein Jahr nach dem Beginne derſelben geſtorben wäre (526).

10. Von Theodorich's des Großen Tod an bis zum Untergang des oſtgothiſchen Reiches.

Theodorich, welcher keinen Sohn gehabt hatte, hinterließ das oſtgothiſche Reich ſeinem erſt ſieben Jahre alten Enkel Athalarich, einem Sohn ſeiner Tochter Amalaſuntha, die mit einem ſchon vor Theodorich geſtorbenen vornehmen Oſtgothen vermählt geweſen war. Athalarich's Mutter, eine ganz auf römiſche Weiſe gebildete Frau, ſollte bis zu ſeiner Großjährigkeit die Regierung

führen, obgleich die Sitte und das Herkommen einer weiblichen Regierung entgegen waren, und die oſtgothiſchen Großen, welche Theodorich's Überlegenheit in Ordnung gehalten hatte, unter einer ſolchen Verwaltung mächtiger werden mußten. Selbſt ein erfahrener und kräftiger Mann würde kaum im Stande geweſen ſein, den Erſchütterungen vorzubeugen, denen das Reich der ganzen Lage der Dinge nach ausgeſetzt war. Es zeigte ſich nämlich gleich nach Theodorich's Tode, daß ſein Reich weder durch die angenommene römiſche Verfaſſung, noch durch den trefflichen Miniſter Caſſiodor, ſondern allein durch die innere Charakterkraft des Herrſchers ſelbſt erhalten worden war. Theodorich's Ableben veranlaßte daher im Inneren des oſtgothiſchen Reiches, wie in allen äußeren Verhältniſſen der damaligen Welt, eine große Veränderung, und die Folgen der unglücklichen Einrichtung, daß Verfaſſung und Verwaltung römiſch waren, das Militär dagegen und alles, was ſich geltend machen konnte, gothiſch, traten nur zu bald ein. Amalaſuntha fühlte ſich wegen der erhaltenen Bildung und wegen des feineren Tones der Römer mehr zu dieſen, als zu ihren Landsleuten hingezogen, ſie ſuchte alſo die Erſteren zu gewinnen, und knüpfte auch mit dem Hofe von Conſtantinopel Verbindungen an. Sie wollte das Unrecht, das ihr Vater in ſeinen letzten Jahren den Römern gethan hatte, wieder gut machen, gab ihnen viele Stellen, beſchenkte des Boëthius und Symmachus Anverwandte, und ließ, was das Wichtigſte war, ihren Sohn nicht zu den Waffen, ſondern zu den Wiſſenſchaften anhalten. Darüber gerieth ſie mit den gothiſchen Großen in einen offenen Zwiſt, ſo daß ſie drei derſelben aus dem Wege räumen ließ, und ſogar einmal nach Conſtantinopel zu entfliehen gedachte. Als endlich ihr Sohn in der Blüthe der Jahre ſtarb (534), weigerten ſich die Gothen, die Regierung unter ihrer Leitung fortdauern zu laſſen. Amalaſuntha vermählte ſich daher mit einem ihr nahe verwandten Gothen, deſſen Bildung ſie kannte, deſſen Einfluß unbedeutend war, und auf deſſen Dankbarkeit ſie rechnete.

Der neue Gemahl der Amalaſuntha, der durch ihre Wahl König der Oſtgothen wurde, war Theodorich's Schweſterſohn Theodat. Dieſer hatte mit den Künſten und Wiſſenſchaften der Römer auch alle ihre Laſter angenommen, und ſich ſeither nur

durch ſeine Schwelgerei ausgezeichnet, ſowie durch die Tücke, mit welcher er ſeine großen Beſitzungen auf Unkoſten ſeiner Nachbarn zu erweitern geſucht hatte. Sein Betragen als Regent entſprach ganz ſeinem früheren Benehmen, und man muß einen Mann wie Caſſiodor beklagen, daß er, weil er ſeinem Vaterlande nützlich ſein wollte, auch einem ſolchen Herrſcher als Miniſter dienen, und ſein Talent den Verbrechen desſelben leihen mußte. Theodat war kaum als Mitregent anerkannt, als er die Königin verhaften und aus dem Wege räumen ließ. Der Zuſtand und die Spaltung, in welche das Reich unter einem ſolchen Regenten gerieth, ward von Juſtinian I., dem Nachfolger Juſtin's I., einem der bedeutendſten Kaiſer des byzantiniſchen Reiches, zur Wiedereroberung von Italien benutzt. Da dieſe Unternehmung mit der kurz zuvor Statt gefundenen Vernichtung des vandaliſchen Reiches in Afrika zuſammenhängt, ſo müſſen wir den Faden der oſtgothiſchen Geſchichte abbrechen, und unſeren Blick auf Conſtantinopel und Afrika richten.

Juſtinian und ſein Vorgänger Juſtin hatten kurz vorher mehrere Kriege mit den Perſern zu führen gehabt, die hauptſächlich dadurch wichtig ſind, daß ſich in ihnen die beiden Generale bildeten, welche nachher die Vandalen und Gothen nicht ſowohl durch Gewalt der Waffen, als vielmehr durch überlegene Kriegskunſt beſiegten. Dieſe Männer waren Beliſarius und Narſes. Der Erſte führte den vandaliſchen Krieg allein, im gothiſchen dagegen mußte er die Ehre der Eroberung von Italien mit Narſes theilen. Beliſar hatte ſich im Kriege mit den Perſern eine ſo große Erfahrung erworben, und bei einem äußerſt bedenklichen Aufſtande in Conſtantinopel ſeinen Kaiſer mit ſo vieler Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit gerettet, daß Juſtinian, als er die Wiedereroberung von Afrika und Italien beſchloß, ihn ſchon deshalb zum Anführer gewählt haben würde, wenn auch nicht die allmächtige Gemahlin des Kaiſers, Theodora, den begünſtigten General empfohlen hätte. Die Vandalen hatten unter Geiſerich und deſſen Sohn Hunnerich (von 477—484) nicht nur ihre rohen Gewaltthaten gegen die Einwohner ihres Reiches fortgeſetzt, ſondern auch eine Seemacht errichtet, und ſich als Seeräuber ebenſo furchtbar gemacht, wie in neuerer Zeit die

türkiſchen Raubſtaaten. Hunnerich's nächſte Nachfolger, Guntamund (484—496) und Thraſamund (496—523), waren duldſamer und milderer; aber mit den Räubereien nahm auch die Übung der Waffen und die Kühnheit unter dem herrſchenden Volke ab. Zugleich äußerte das afrikaniſche Klima ſeine Wirkung, und die Vandalen wurden ſo weichlich, daß ſie in den Kämpfen mit den nomadiſchen Ureinwohnern des Landes häufig unterlagen, und daß Thraſamund, um ſich gegen dieſelben behaupten zu können, ſich von Theodorich dem Großen eine Hülfsmacht von ſechstauſend Gothen erbitten mußte. Thraſamund's Nachfolger, Hilderich, verkündete allgemeine Duldung, ſteuerte dem Raubweſen und trat mit Juſtinian in enge Verbindung. Dies erweckte Unzufriedenheit im Volke, und es hielt daher dem ehrgeizigen Vetter Hilderich's, Gelimer, nicht ſchwer, ihn vom Throne zu verdrängen (530). Der griechiſche Kaiſer Juſtinian verwendete ſich zu Gunſten des unglücklichen Hilderich, der nebſt ſeinen Söhnen ins Gefängniß geworfen worden war, und ſuchte den neuen König, welcher nach der von Geiſerich feſtgeſetzten Thronfolge Hilderich's rechtmäßiger Erbe war, durch freundliche Vorſtellungen zu bewegen, daß er demſelben die geraubte Würde zurückgebe und ruhig ſeinen Tod abwarte. Gelimer beleidigte aber in dem darüber geführten Briefwechſel den griechiſchen Kaiſer durch bittere und zuletzt ſogar höhniſche Antworten. Juſtinian beſchloß, die ihm angethane perſönliche Beleidigung durch Krieg zu rächen, obgleich alle ſeine Miniſter einem Unternehmen widerſprachen, welches ſogar im Falle der völligen Eroberung des Vandalen-Reiches keinen wahren Vortheil bringen konnte, und doch bedeutende Kräfte in Anſpruch nahm, die man viel nützlicher am Euphrat und an der Donau hätte gebrauchen können.

Beliſar wurde zum Anführer ernannt, und ſegelte 533 mit einem Heere nach Afrika. Er ward bei ſeiner Landung freundlich aufgenommen, weil er bekannt machen ließ, daß er nicht als Feind der Vandalen, ſondern als Befreier ihres entthronten Königs komme. Gelimer erwiderte dieſe Erklärung mit der Ermordung Hilderich's und ſeiner Söhne. Er war jedoch als Feldherr einem Manne wie Beliſar nicht im mindeſten gewachſen, und beraubte ſich außerdem durch verkehrte Maßregeln ſelbſt aller Hülfsmittel

zur Führung des Krieges. Beliſar dagegen wußte die Häuptlinge der mauriſchen Stämme des Landes zu gewinnen, und benutzte mit großer Gewandtheit alle Blößen, welche Gelimer darbot. Dieſer, der nach Hilderich's Ermordung wahrſcheinlich ſeinen eignen Leuten nicht mehr traute, verlor gleich anfangs die Beſonnenheit, ließ ſich durch den erſten unglücklichen Kampf allen Muth rauben, und gab in Folge davon die Hauptſtadt Karthago den Feinden preis. Als er bald nachher in einem zweiten Treffen geſchlagen wurde, verlor er die Beſinnung ganz. Obgleich er in ſeinem feſten Lager, in welches er ſich zurückgezogen hatte, ſich noch lange hätte vertheidigen können, gab er plötzlich den erſtaunten Feinden Lager, Gepäck und Schätze preis, und floh in eine zwar unzugängliche, aber auch von allen Hülfsmitteln entblößte Bergfeſte. Hier erduldete er, von den Seinigen verlaſſen, mehrere Monate lang unſägliches Elend, und ſah ſich endlich zu einer Capitulation gezwungen (534). Ein griechiſcher Geſchichtſchreiber hat die unglückliche Lage, in welcher Gelimer ſich damals befand, auf poetiſche Weiſe geſchildert; er ſagt, der Vandalen-König habe den griechiſchen General, der ihn umlagert hielt, flehentlich um ein Stück Brod, einen Schwamm und eine Leier bitten laſſen, um das Brod, damit er ſeinen Hunger ſtille, um einen Schwamm, damit er ſeine Thränen trockne, um eine Leier, damit er ſeinen Schmerz durch die Macht der Töne mildere. In dem Vertrage, welchen Gelimer mit den Griechen ſchloß, ward ihm ſelbſt ſein Leben zugeſichert, ſeine Vandalen aber, die man im griechiſchen Heere gebrauchen zu können hoffte, wurden nach Kleinaſien übergeſchifft und dort angeſiedelt. Auf dieſe Weiſe ging das Volk der Vandalen unter; die Zahl desſelben war ſchon bei Geiſerich's Eroberung von Afrika nicht groß geweſen, die nach Aſien gebrachte ſtreitbare Mannſchaft wurde nach und nach durch den Kampf mit den Perſern aufgerieben, und die wenigen Vandalen, welche in Afrika zurückblieben, verloren ſich unter der übrigen Bevölkerung des Landes. Gelimer ſelbſt erhielt, nachdem er zu Conſtantinopel im Triumphe aufgeführt worden war, Güter in Kleinaſien, auf denen er ſein Leben endete.

Die Vernichtung der vandaliſchen Macht zog die Eroberung von Italien nach ſich. Amalaſuntha hatte den Griechen das Ge-

lingen ihrer Unternehmungen gegen Afrika durch einen Vertrag möglich gemacht, in Folge deſſen ſie die griechiſche Flotte in den Häfen von Sicilien zugelaſſen und mit Lebensmitteln verſorgt hatte. Schon während des vandaliſchen Krieges verlangten die Griechen von den Gothen den befeſtigten Hafen Lilybäum auf Sicilien, weil derſelbe früher einmal eine Beſitzung der Vandalen geweſen ſei. Die Unterhandlungen nahmen nachher eine ernſtere Geſtalt an, und trugen vielleicht ſogar zur Ermordung der Amalaſuntha bei. Nach der Unterwerfung von Afrika beſchloß Juſtinian, die durch dieſen Mord und durch Theodat's ſchlechte Regierung entſtandene Zwietracht unter den Oſtgothen und die Abneigung der rechtgläubigen Italiäner gegen die Herrſchaft derſelben zu benutzen, um auch Italien zu erobern. Beliſar wurde nach Sicilien geſchickt, und unterwarf bei den ſchlechten Anſtalten, welche Theodat getroffen hatte, die Inſel innerhalb weniger Wochen, während zu gleicher Zeit ein anderes griechiſches Heer die Oſtgothen in Dalmatien angriff und ihnen dieſes Land entriß (535). Der feige König der Oſtgothen wurde durch dieſe von den Griechen errungenen Vortheile ſo ſehr niedergebeugt, daß er ſich bereit erklärte, ein förmlicher Vaſall des griechiſchen Kaiſers zu werden, ihm einen Tribut zu zahlen und die gothiſchen Truppen zu ſeiner Verfügung zu ſtellen. Ein kleiner Vortheil, den ſein Heer in Dalmatien erfocht, machte ihn jedoch wieder trotzig, ſo daß er ſein Anerbieten gleich nachher zurücknahm. Beliſar bemächtigte ſich hierauf vermittelſt eines Verrathes, den ein naher Verwandter Theodat's beging, der beſten Landungsplätze von Unteritalien, wo die griechiſche Sprache Landesſprache war. Er kündigte ſich den Einwohnern ebenſo, wie in Afrika, als ihren Befreier von fremdem Joche an, ward ſogleich überall mit Freude aufgenommen, und fand nur in Neapel Widerſtand. Theodat that nichts zur Rettung dieſer Stadt, ſondern blieb mit ſeinem Heere in der Nähe von Rom ſtehen, um die Einwohner in Furcht zu halten. Als endlich Neapel nach einem hartnäckigen Kampfe fiel, und von den rohen Barbaren aller Länder, aus welchen Beliſar's Kriegsmacht größtentheils beſtand, ſchrecklich mishandelt wurde, brach in dem oſtgothiſchen Heere eine Empörung aus. Theodat wurde abgeſetzt, und Vitiges, der ſchon zu Theodorich's Zeit Beweiſe ſeiner Tapferkeit und Geſchicklichkeit

gegeben hatte, zum König ausgerufen (536). Theodat entfloh, ward aber unterwegs eingeholt und umgebracht.

Auch Vitiges war nicht im Stande, Beliſar aufzuhalten; er wagte nicht einmal Rom zu beſetzen, ſondern ging nach Ravenna und ſammelte hier nach und nach die ganze zerſtreute Kriegsmacht der Gothen, war aber ſchwach genug, zugleich neue Unterhandlungen mit Juſtinian einzuleiten. Beliſar vertrieb die kleine gothiſche Beſatzung aus Rom, und da er wohl fühlte, daß er ſich mit den Gothen auf offenem Felde nicht meſſen könne, ſo fing er an die Stadt zu befeſtigen. Unterdeſſen bedrohten die Franken, welche Juſtinian zu einem Einfall in Italien hatte bewegen laſſen, den gothiſchen König in ſeinem Rücken; er eilte aber dieſe Gefahr durch große Opfer abzuwenden. Schon Theodat hatte mit den räuberiſchen Fürſten aus Chlodwig's Geſchlecht unterhandelt, Vitiges ging noch weiter, und kaufte ſie damit ab, daß er ihnen alle gothiſchen Beſitzungen jenſeit der Alpen abtrat. Dies half freilich nur auf kurze Zeit; denn bald nachher wurden die fränkiſchen Könige von neuem Juſtinian's Bundesgenoſſen. Zuletzt befehdeten ſie ſogar Griechen und Gothen zugleich, und die neue Blüthe Italiens, welche Odoaker und Theodorich hervorgerufen hatten, ward in dieſem unheilvollen Kampfe ſowohl durch die Franken, an die ſich nachher auch alemanniſche Schaaren anſchloſſen, als durch die Barbaren des griechiſchen Heeres und durch die Gothen ſelbſt völlig vernichtet. Nachdem Vitiges die von den Franken drohende Gefahr beſeitigt, und endlich die ganze Volksmacht der Gothen vereinigt hatte, ſetzte er ſich gegen Rom in Bewegung, und nun ward der ganze Kampf um Italien in der Gegend dieſer Stadt zuſammengedrängt. Die Vertheidigung Rom's gegen die geſammte gothiſche Macht iſt unſtreitig Beliſar's größte Kriegsthat, da er mit ſehr geringen Mitteln ungemein viel leiſtete. Freilich zeigten die Gothen bei ihren Angriffen eine auffallende Ungeſchicklichkeit, und er ſelbſt war hart genug, die Hauptſtadt der Welt wie eine gewöhnliche Feſtung zu behandeln, und alle Einwohner, welche nicht genug Lebensmittel hatten, oder zur Vertheidigung nicht gerade nöthig waren, nach Calabrien und Sicilien bringen zu laſſen. Ein ganzes Jahr hindurch (537) behauptete er die Stadt gegen die Gothen, welche durch den herrſchenden

Mangel weit mehr litten, als Beliſar und die Römer, weil der größte Theil von dieſen entfernt worden war, und weil ſich Beliſar um die Noth der Römer weniger zu bekümmern brauchte, als Vitiges um ſeine Gothen. Im Herbſt ſchloß endlich der Letztere einen Waffenſtillſtand, um des Friedens wegen eine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel zu ſchicken. Er gewährte dadurch dem griechiſchen Feldherrn den großen Vortheil, daß derſelbe ſich unterdeſſen mit Zufuhr verſorgen und durch neue Truppen verſtärken konnte. Die Zeit des Waffenſtillſtandes lief ab, ohne daß eine Antwort aus Conſtantinopel erfolgt war, und Beliſar ließ im Frühjahr durch ausgeſchickte Heeresabtheilungen eine Stadt nach der anderen im Rücken der Gothen wegnehmen. Vitiges mußte im März 538 die Einſchließung von Rom aufheben, und ſandte einen Theil ſeines Heeres als Beſatzungen in einige kleineren Städte.

Um dieſe Zeit fiel Mailand, die größte und blühendſte Stadt Italiens nächſt Rom, von den Gothen ab, und erhielt eine kleine Hülfsmacht von Beliſar. Vitiges hatte ſchon vorher den Franken Geld gezahlt, um Truppen von ihnen zu erhalten, und da dieſe auch von den Griechen zum gleichen Zwecke Geld genommen hatten, ſo veranlaßten ſie große Schaaren von Burgundern und Alemannen, ſtatt ihrer nach Italien aufzubrechen. Dieſe vereinigten ſich mit einer kleinen Abtheilung der Gothen und belagerten Mailand. Die unglückliche Stadt hätte gerettet werden können, wenn nicht im byzantiniſchen Heere Zwietracht ausgebrochen wäre. Damals erſchien nämlich eine neue Verſtärkung aus Conſtantinopel unter dem General Narſes. Dieſer war auf Beliſar's Ruhm eiferſüchtig, und wagte im Vertrauen auf ſeinen eigenen großen Einfluß am Hofe, den Befehlen desſelben den Gehorſam zu verſagen. Darüber ward Mailand eine Brandſtätte und ein Ort des Jammers. Die Bürger der Stadt hatten, vergebens auf Hülfe harrend, mit unglaublicher Ausdauer gekämpft, endlich aber erlagen ſie aus Erſchöpfung den Feinden. Ihr Schickſal war ſchrecklich. Alle männlichen Einwohner, mehrere hunderttauſend an der Zahl, wurden niedergehauen, die Weiber von den Burgundern und Alemannen fortgeſchleppt und die Gebäude zerſtört. Gleich nachher ward die von den Franken geleiſtete Hülfe den Gothen ebenſo verderblich, als den Italiänern und Griechen; denn die ungeheuere Beute,

welche die Burgunder und Alemannen nach der Eroberung von Mailand mit nach Hauſe brachte, weckte die Habgier der Franken-Könige und ihrer raubſüchtigen Großen. Der fränkiſche König Theodebert zog mit einem ſtarken Heere nach Oberitalien, und behandelte Griechen, Italiäner und Gothen auf gleiche Weiſe (539). Er machte die Lombardei zur Einöde, ſo daß ſein eignes Heer endlich an Allem Mangel litt. Hunger und Krankheiten rafften den einen Theil der fränkiſchen Schaaren weg, die Anderen eilten über die Alpen zurück.

Um dieſelbe Zeit ſchloß endlich Beliſar, nachdem Narſes von Juſtinian zurückgerufen worden war, den gothiſchen König in Ravenna enge ein, und der Letztere knüpfte hierauf von neuem Unterhandlungen mit dem byzantiniſchen Hofe ſelbſt an. Man kam dahin überein, daß den Gothen die Lombardei überlaſſen werden ſollte. Dieſer Vertrag war für Beliſar, welcher gern über die Gothen einen glänzenden Triumph feiern wollte, ein Ärgerniß, und da er bei dem großen Einfluß ſeiner Gemahlin am Hofe etwas wagen konnte, ſo verweigerte er die Anerkennung des Vertrags, indem er behauptete, er ſei der Einnahme von Ravenna ſicher und werde dann den Gothen die Bedingungen vorſchreiben können. Hierin betrog er ſich freilich; allein die Unentſchloſſenheit und Furchtſamkeit des gothiſchen Königs zog ihn aus der Verlegenheit, und er ſelbſt hielt es nicht unter ſeiner Würde, durch Täuſchung und Meineid ſeinen Zweck zu erreichen. Er gab den Gothen zu verſtehen, daß ihr Volk unter byzantiniſcher Herrſchaft mit Beibehaltung aller ſeiner Einrichtungen fortbeſtehen könne, wenn nur ein Grieche ihr König ſei. Die Gothen, welche ihren König verachteten, gingen darauf ein, Vitiges ſelbſt willigte in ſeine eigene Demüthigung, und bot dem Beliſar die Königswürde an. Dieſer erklärte ſich ſcheinbar zur Übernahme derſelben bereit, und ward deshalb in Ravenna aufgenommen (540). Kaum hatte er aber die Stadt mit ſeinen Truppen beſetzt, als er ſein verdecktes Spiel endigte. Er wies die ihm dargebrachten Huldigungen zurück, und führte die Verwaltung nicht als gothiſcher König, ſondern als griechiſcher Statthalter. Seine Maßregeln waren übrigens vortrefflich, und die Unterwerfung der Gothen ſchien auf dieſe Weiſe ohne Schwertſtreich zu Stande gebracht zu ſein, als Beliſar

plötzlich abgerufen ward, weil Juſtinian ihm entweder nicht ganz traute oder auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig war.

Die Zurückberufung Beliſar's ermuthigte die Gothen. Sie hielten bei Pavia eine allgemeine Verſammlung, und erwählten einen ihrer Anführer, Ildebald, zum König. Gerade zu dieſer Zeit nahm der Gang der Dinge eine entſcheidende Wendung. Der griechiſche Kaiſer mußte ſeine Schätze und ſeine beſten Truppen zur Bekriegung der Perſer anwenden, welche von neuem in das Reich eingebrochen waren; ſeine Beamten in Italien mishandelten das eroberte Land, und entzogen den Italiänern ſogar die Vortheile, die ſie unter der gothiſchen Verwaltung genoſſen hatten; die Gothen endlich ſelbſt waren durch das Unglück gebeſſert worden, ſie warfen die Feſſeln des Römerthums, welche Theodorich ihnen angelegt hatte, wieder ab, entſagten der Civiliſation, um der dadurch unzertrennlichen Sklaverei zu entgehen, und ſchöpften aus ihrem wiederbelebten Nationalcharakter neue Kraft. Freilich konnten ſie zu ihrer vormaligen Einfalt und Armuth nicht zurückkehren, ſie behielten vielmehr die von den Italiänern angenommenen Laſter bei, und vereinigten dieſelben mit der Rohheit ihres früheren Naturzuſtandes. Übrigens ward Ildebald, welcher gleich anfangs mit den Anhängern der alten königlichen Familie in Zwiſt gerathen war, ſchon nach kurzer Zeit ermordet, und auch ſein Nachfolger, der Rugier Erarich, der ſich entweder mit Gewalt oder durch die Hülfe ſeiner Landsleute der Herrſchaft bemächtigte, ſtarb ſchon fünf Monate nach ſeinem Regierungsantritt eines gewaltſamen Todes. Die Gothen hatten gegen den Letzteren einen ihrer Führer, Totilas, erwählt (541), und in dieſem erhielten ſie endlich einen tüchtigen Feldherrn und Regenten.

Totilas Erhebung gab dem Kriege eine ganz veränderte Geſtalt. Die Gothen ſelbſt fühlten, daß es ſich nicht um eine bloße Eroberung, ſondern um die Selbſtſtändigkeit ihrer Nation handle, von den damaligen griechiſchen Anführern beſaß kein einziger militäriſches Talent, und der neue gothiſche König war ein Mann, gegen den die Feinde nur unter einem Beliſar etwas auszurichten vermochten. Totilas erfocht bei Faënza einen entſcheidenden Sieg, drang dann erobernd bis nach Calabrien vor, und nahm ſogar Neapel, die feſteſte Stadt von Unteritalien, ein. Dabei bewies er,

während ſeine Gothen Alles verheerten, ſoviel als möglich Milde und Schonung, und zeigte einen Edelmuth, der die auf ihre Recht-gläubigkeit und Bildung ſtolzen Griechen beſchämte. Als Neapel gefallen war, ſchickte endlich Juſtinian Beliſar aufs neue nach Italien (Frühjahr 544); allein man gab ihm ein ſo ſchwaches und ſchlecht ausgerüſtetes Heer mit, daß er nichts Bedeutendes unternehmen konnte. Totilas ſchloß endlich Rom ein, und Beliſar vermochte ungeachtet aller Anſtrengungen die Stadt nicht zu retten. Sie ward nach einer langen Belagerung, bei der die Einwohner den gräßlichſten Mangel erduldeten, von den Gothen beſetzt (546). Totilas mußte nach der Einnahme der Stadt ſeinen Gothen freilich eine Plünderung erlauben, doch traf er die beſten Maßregeln zur ſchnellen Wiederherſtellung der Ordnung, ſo daß nur wenige Römer das Leben verloren. Sowie er auf dieſe Weiſe ſeinen edeln Sinn bewährte, ſo zeigte er, was ſelten damit verbunden iſt, gleich nachher die Eigenſchaften eines klugen Staatsmannes: er ließ ſich nämlich durch die augenblickliche Gunſt der Umſtände nicht blenden, ſondern benutzte die Eroberung von Rom zu einem Friedens-Anerbieten, welches freilich auf Beliſar's Rath nicht angenommen wurde. Der Gang des Krieges machte es kurze Zeit nachher nöthig, daß Totilas wieder von Rom abzog. Da er keine Beſatzung zurücklaſſen wollte, ſo zerſtörte er einen Theil der Mauern, und beſchloß, auch Hadrian's Grabmal und andere großen Gebäude, welche als Caſtelle dienen konnten (ſ. oben S. 291), zu vernichten; er ſtand aber davon ſogleich wieder ab, als Beliſar ihn durch einen Abgeſandten bitten ließ, nicht die größten Werke des größten Kriegsvolkes muthwillig zu zerſtören. Unmittelbar nach Totilas Entfernung (Februar 547) beſetzte Beliſar die offene Stadt, und ließ die Lücken ihrer Mauern nothdürftig ausfüllen. Manches Bauwerk der ewigen Stadt fand dabei ſeinen Untergang, weil Beliſar, um Zeit zu erſparen, es der behauenen Steine wegen niederreißen ließ. Auch in anderen Städten hatte Beliſar, weil er den Kampf auf offenem Felde nicht wagen konnte, Mauern und Gebäude niederreißen laſſen, und von den Gothen war dasſelbe geſchehen, um den Griechen ihre Zufluchtsorte zu rauben. Auf dieſe Weiſe breitete ſich die Verwüſtung, als eine nothwendige Kriegsmaßregel, über ganz Italien aus; viele Tempel, Grab-

mäler, Theater und andere großen Werke der alten Zeit wurden damals zerſtört, und was die Gothen und Griechen verſchonten, ward von den fränkiſchen und alemanniſchen Raubſchaaren vernichtet. Erſt während dieſes Krieges ging daher die alte Cultur und Pracht Italiens unter; alle früheren Einfälle der Barbaren hatten nur vorübergehendes Unglück herbeigeführt, aber von jetzt an wurde die Verwüſtung nicht allein ärger, ſondern ſie nahm auch kein Ende mehr.

Während der Krieg im mittleren und unteren Italien mit verdoppelter Wuth fortgeſetzt ward, überſchwemmten die Franken aufs neue die Lombardei, und zogen raubend und zerſtörend bis zum Var einerſeits und bis ins Venetianiſche andererſeits (548). Beliſar, der, weil er von Conſtantinopel aus nicht unterſtützt ward, keine ſeines Namens würdige Unternehmung machen konnte, ſuchte beim Kaiſer um ſeine Abberufung als um eine Gnade an, und erhielt ſie auch (549). Bald nach ſeiner Entfernung fiel Rom wieder in die Hände des gothiſchen Königs, welcher damals noch milder verfuhr, als bei der erſten Eroberung. Totilas rüſtete um dieſe Zeit auch eine Flotte aus, um Sicilien den Griechen zu entreißen, er hatte aber daſelbſt kaum feſten Fuß gefaßt, als er durch eine ſtärkere griechiſche Flotte zur Heimkehr genöthigt wurde. Er verwüſtete dagegen einen Theil der joniſchen Inſeln, nahm griechiſche Proviantſchiffe weg, und beſetzte ſogar Sardinien und Korſika. Dies war aber auch der Gipfel ſeines Glückes; denn gleich nachher erſchien ein neues und zahlreiches griechiſches Heer unter Narſes, dem Günſtling des byzantiniſchen Hofes, in Italien (552), und dieſer hatte Einfluß genug, ſich die nöthigen Gelder zu verſchaffen, um ſowohl Barbaren anzuwerben, als auch Vorräthe zu ſammeln. Er umging das gothiſche Heer, welches Tolitas ihm unter Tejas Führung entgegengeſandt hatte, ſowie die fränkiſchen Schaaren, die ſich damals mit den Gothen verbunden hatten, und lieferte der Hauptmacht der Letzteren bei der alt-etruriſchen Stadt Iguvium (Gubbio oder Eugubbio) eine entſcheidende Schlacht (Juni 552). Totilas leiſtete in dieſer Schlacht alles, was man von einem erfahrenen und gebildeten General erwarten konnte, und ſeine Gothen ſtritten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit; Narſes trug aber den Sieg davon, weil er in ſeinem aus den

verſchiedenſten Völkern zuſammengeſetzten Heere alle Waffengattungen, beſonders aber treffliche Bogenſchützen hatte, und davon einen ſehr geſchickten Gebrauch machte, während die Gothen ihre leichten Truppen nicht bei ſich hatten, und nur aus der Nähe mit Schwert und Lanze fochten. Sechstauſend Gothen, der Kern der gothiſchen Kriegsmacht, fielen, und der König ſelbſt ſtarb kurz nachher an einer in der Schlacht empfangenen Wunde.

Die Gothen wählten in einer Verſammlung bei Pavia Tejas an die Stelle ihres gefallenen Königs (552). Ihre Lage war ſehr ſchwierig, weil ſie in zwei Theile getrennt waren, von denen der eine in Oberitalien, der andere in Unteritalien ſtand. Tejas wußte aber die Griechen zu täuſchen, und die beiden Theile ſeiner Landsleute mit einander zu vereinigen. Er warb zugleich um alemanniſche Hülfstruppen, und ſuchte bis zur Ankunft derſelben einer Schlacht auszuweichen. Dabei bewies er eine militäriſche Geſchicklichkeit, die ſelbſt in unſerer Zeit, wo die Kriegswiſſenſchaft ſo ſehr fortgeſchritten iſt, Bewunderung erregt. Zwei Monate lang behauptete er ſich in einer feſten Stellung am Fuße des Veſuv, und machte es den Feinden unmöglich, ihn mit einigem Vortheile anzugreifen. Endlich ward er durch den Verrath des Anführers ſeiner Flotte, die ihn bisher mit Lebensmitteln verſorgt hatte, außer Stand geſetzt, ſich länger zu halten Es blieb ihm nur die Wahl zwiſchen einer Capitulation und einem Kampfe der Verzweiflung. Er wählte den Kampf, obgleich er ihn unter den ungünſtigſten Umſtänden wagen mußte. In dieſer Schlacht, die den Untergang eines der germaniſchen Hauptvölker herbeiführte, fochten die Gothen mit einem Muthe, der kaum ſeines Gleichen hat. Tejas fiel tapfer kämpfend ſchon am Ende des erſten Tages; die Gothen ſetzten aber den Kampf auch am folgenden Tage bis zum Abend fort, obgleich an keinen Sieg mehr zu denken war. Sie waren entſchloſſen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen; Narſes ließ aber, um ſeine Truppen nicht unnöthiger Weiſe leiden zu laſſen, den verzweifelten Kriegern leidliche Bedingungen anbieten. Tauſend Gothen nahmen dieſen Vertrag, nach welchem ſie ſich in die Gegenden, wo ihre Güter waren, zerſtreuen und ihre Schätze behalten ſollten, nicht an, ſondern ſie bahnten ſich mit dem Schwerte in der Hand den Weg

nach Oberitalien, wo ſie ſich mit den Franken und Alemannen vereinigten. Dieſe waren nämlich, ſiebenzigtauſend Mann ſtark, unter der Anführung zweier Brüder, Buccellinus und Leutharis, über die Alpen gezogen, und drangen verheerend nach dem mittleren und unteren Italien. Narſes, der ſich einer ſolchen Menge kriegeriſcher Barbaren im offenen Felde unmöglich widerſetzen konnte, ergriff ſehr kluge Maßregeln. Er ſuchte die feſten Städte zu behaupten, gab das platte Land preis, erwartete die nachtheilige Wirkung, welche das Klima auf die Barbaren üben mußte, und ließ ſich nur unter den günſtigſten Umſtänden in einen Kampf ein. Er täuſchte ſich nicht: die Barbaren erlagen dem Klima, dem Mangel an Lebensmitteln und dem Schwerte der Griechen, und von der ganzen Schaar ſollen nur fünf Alemannen ihr Vaterland wiedergeſehen haben. Nach ihrem Untergange ward es dem griechiſchen Feldherrn nicht ſchwer, auch die Reſte der Gothen, die ſich hier und da noch vertheidigten, zu unterwerfen (bis zum Jahre 555 oder 563). Italien blieb einige Zeit hindurch eine Provinz des oſtrömiſchen Reiches, und ward von Narſes als kaiſerlichem Statthalter im Ganzen genommen auf dieſelbe Weiſe, wie früher von Odoaker und Theodorich, regiert.

XVI. Religion, Bildung und Literatur in den letzten zwei Jahrhunderten des Alterthums.

1. Das Chriſtenthum.

Die Entſtellungen, welche die chriſtliche Lehre früher erfahren hatte, das Aufkommen eines Prieſterſtandes und der dogmatiſchen Wiſſenſchaft mit ihrem Schulgezänke, die Entſtehung einer Hierarchie im römiſchen Reiche und der Misbrauch, den die Prieſter, der Hof und die erſchlaffte vornehme Welt mit dem göttlichen Worte Chriſti trieben, wirkten auf Staat, Sitten und Bildung ſehr verderblich ein. Wir müſſen dieſe Wirkungen des veränderten Chriſtenthums nachweiſen, weil ſie für die innere und äußere Geſchichte der letzten Zeiten des Alterthums und für die Erkenntniß des Mittelalters höchſt wichtig ſind. Wenn wir dabei den wohlthätigen Einfluß des Chriſtenthums im Einzelnen nur gelegentlich erwähnen, ſo hat dies ſeinen Grund durchaus nicht in einer Verkennung desſelben, ſondern in ſeiner für die damalige Welt im Allgemeinen untergeordneten Bedeutung. Das Chriſtenthum hat zu allen Zeiten, ſelbſt bei dem ärgſten Misbrauche, welchen Menſchen mit den göttlichen Wahrheiten desſelben trieben, ſeine beſeligende und veredelnde Wirkung geäußert. In den Jahrhunderten aber, von welchen hier die Rede iſt, übte das Chriſtenthum ſogar durch die ſeinem Weſen ſo ſehr widerſtreitende Form, die man ihm gegeben hatte, den wohlthätigſten Einfluß aus. Nur in dieſer Form nämlich konnte es ebenſowohl bei den erſchlafften Römern und Griechen, als bei den rohen Barbaren, welche berufen waren die Welt zu erneuen, Eingang finden, um

den Erſteren den nöthigen Troſt und Halt zu gewähren, und in dem wilden und raubgierigen Gemüthe der Letzteren die Keime eines edleren Daſeins zu entwickeln.

Eine der wichtigſten Folgen der veränderten chriſtlichen Lehre und Verfaſſung war die dem griechiſchen und römiſchen Alterthume ſonſt faſt ganz fremd gebliebene Verfolgung der Meinungen. Die Welt ward, ſobald das Chriſtenthum Staatsreligion geworden war, durch dieſelbe Religion, welche die Menſchenliebe als höchſte Pflicht predigte, in Secten zerriſſen und zu Haß und Zwietracht entflammt. Von Conſtantin's Übertritt an wurden faſt beſtändig alle die Meinungen und Menſchen verfolgt, welche dem Syſtem der herrſchenden Geiſtlichen entgegen waren, und die Härte, mit der dies geſchah, vermehrte die Verfolgungswuth in den Ländern, in welchen die entgegengeſetzte Anſicht eine officielle Geltung hatte. Der Streit über Glaubenslehren ward auf dieſe Weiſe den unglücklichen Einwohnern des ſinkenden Reiches verderblicher, als manche Kriege, und führte in vielen Provinzen ſogar noch größeres Elend herbei, als die Einfälle der Barbaren. In Afrika übten z. B. die Vandalen, von ihren Geiſtlichen angetrieben, mehr Grauſamkeiten aus, als ſie vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum jemals ausgeübt hatten. Wie verderblich der Streit der Arianer und Athanaſianer in allen Theilen des Reiches waltete, iſt bereits in der politiſchen Geſchichte angedeutet worden. Dieſe unfruchtbaren Zwiſtigkeiten über unerforſchliche Glaubensſätze nahmen alle Klaſſen des Volkes ſo ſehr in Anſpruch, daß man das Intereſſe an jeder anderen öffentlichen Angelegenheit verlor. Volk und Hof ſahen unbeſorgt das ganze Reich von Hunnen, Gothen und anderen Barbaren bedroht, aber an dem Gezänk der Biſchöfe nahmen ſie den lebhafteſten Antheil. Die Ketzer, d. h. in dem einem Theile die Arianer, in dem anderen die Athanaſianer, wurden wie Verbrecher von Staats wegen verfolgt und grauſam mishandelt. Unter Honorius entſtanden ſogar förmliche geiſtliche Inquiſitions-Gerichte, und es wurden alſo die ſchrecklichſten Einrichtungen des Mittelalters bereits eingeführt, noch ehe das römiſche Reich untergegangen war. Dieſer Verfolgungsgeiſt, der durch jede neu entſtehende Glaubensanſicht neue Nahrung erhielt, richtete ſich natürlich auch gegen das Heidenthum. Man

beſchränkte ſich dabei aber nicht auf die Ausrottung des alten Götterdienſtes, ſondern die Wuth des Fanatismus zerſtörte auch alles Schöne und Große, was auf irgend eine Weiſe mit demſelben in Verbindung ſtand. Theodoſius der Große begann die fanatiſche grauſame Verfolgung des Heidenthums; ſchon ſeine Söhne Arkadius und Honorius überboten ihn darin, und erließen Zerſtörungs-Dekrete gegen die alten Kunſtwerke. Die Tempel wurden theils niedergeriſſen, theils den Chriſten übergeben, die Götterſtatuen zerbrochen, ja ſelbſt Bildſäulen und Grabmäler verdienter Männer zerſtört. Die einzelnen Theile dieſer Kunſtwerke warf man in tiefe Gruben oder in die Grundlagen neuer Gebäude; die Steine der niedergeriſſenen Tempel verwendete man nach türkiſcher Manier zur Ausbeſſerung der Brücken, Heerſtraßen und Waſſerleitungen.

Durch dieſe Verfolgungen und durch die traurigen Zeitverhältniſſe überhaupt würde die Sittlichkeit völlig untergraben worden ſein, wenn nicht der tiefere Gehalt des Chriſtenthums auch in der größten Entartung wirkſam geblieben wäre, und der Fanatismus der verſchiedenen Religionsparteien mitten unter den gegenſeitigen Verfolgungen die rührendſten und bewunderungswürdigſten Beweiſe von Standhaftigkeit hervorgerufen hätte. Wenn man an die unerhörten Qualen der verfolgten Parteien in Afrika und in anderen Gegenden oder an die Hartnäckigkeit denkt, mit welcher die Geiſtlichkeit und das von ihr aufgeregte Volk zuweilen gegen die weltliche Regierung auftraten, ſo muß man ſogar ſtaunen, daß bei einem und demſelben Geſchlecht von Menſchen die größte Schlaffheit mit der größten Heftigkeit und Ausdauer vereinigt ſein konnte. Die letzten Zeiten des Alterthums bieten uns auf dieſe Weiſe eine eigenthümliche und, ſo oft ſie ſich auch in der Geſchichte wiederholt, ſehr überraſchende Erſcheinung dar. Die Bewohner eines ganzen Reiches ſehen Verfaſſung und Freiheit, Recht, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit ruhig untergehen, ſie ertragen den Druck der grauſamſten Despoten und die unwürdige Knechtſchaft unter rohen Barbaren aufs geduldigſte, ſie haben allen Sinn für Wahrheit und Tugend verloren, und doch dulden ſie für die Schattenbilder von Beiden nicht allein Unglaubliches, ſondern ſie kämpfen auch mit Muth und Ausdauer dafür. Außer-

dem weckte und nährte gerade das Unglück der Zeiten den Sinn für Menſchenliebe, den die Wuth des Fanatismus und der herrſchende Eigennutz zu erſticken drohten, und die chriſtliche Lehre von Mildthätigkeit, obgleich ſie zum Müßiggang und zur Herabwürdigung des großen Haufens Veranlaſſung gab, linderte die Übel, welche durch die Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung herbeigeführt worden waren. Die oben angeführten Beiſpiele aufopfernder Liebe eines Paulinus von Nola und eines Deogratias (ſ. S. 527 f.), die ſich leicht durch andere aus anderen Provinzen des Reiches vermehren ließen, zeigen aufs deutlichſte, wie das Chriſtenthum gerade in der für uns und unſere Zeiten höchſt unpaſſenden Form, die es durch die Concilien erhalten hatte, für jene Zeiten und Menſchen wohlthätig ward.

Eine für die chriſtliche Religion, wie für den Staat ſehr wichtige Sache war die Stellung, welche die Kirche und die Geiſtlichkeit ſeit Conſtantin dem Großen erhalten hatten. Damals begann eine in der Weltgeſchichte ganz neue Erſcheinung, welche durch das Mittelalter hindurch fortdauerte, daß nämlich die ganze innere Bewegung im Staat und die Kraft ſie zu erregen auf die Kirche und auf die Geiſtlichkeit übergingen. Der Staat kam völlig in die Gewalt der Kirche. Die Biſchöfe erhielten ein heiliges Anſehen, die Kirchenverſammlungen galten für eine Art von göttlichen Gerichten oder für die zur Geſetzgebung in der Chriſtenheit verordneten und dazu durch wunderbare Wirkung des heiligen Geiſtes befähigten Vereinigungen der gottgeweihten Nachfolger der Apoſtel, und gegenüber den höchſten Geiſtlichen des Reiches hatten einige Kaiſer dieſelbe demüthige Stellung, welche nachher den deutſchen Kaiſern von den Päpſten angewieſen ward. Übrigens hatte dieſes Verhältniß der Kirche zum Staat auch ſeine wohlthätige Seite. Biſchöfe wie Ambroſius und Chryſoſtomus waren durch ihre Macht dem Volke und ſeinen Rechten oft nützlich, und man vergaß in einem militäriſch-despotiſchen Staate das Gefährliche der neuen hierarchiſchen Gewalt um ſo lieber, als die Nation nur durch die Geiſtlichkeit einen Einfluß auf die Geſetzgebung und einen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Während die weltlichen Behörden damals immer als Dienerinnen der Tyrannei und als Feinde des Volkes erſchienen, zeigte ſich die geiſtliche Macht zu-

weilen als Freundin und Beſchützerin desſelben. Ein recht deutliches Beiſpiel davon gibt das oben (S. 499 f.) angeführte Benehmen des heiligen Ambroſius gegen Theodoſius den Großen. Ebenderſelbe Ambroſius behauptete gegen Valentinian's II. Mutter, Juſtina, die Rechte der Athanaſianer an die Kirchen, welche dieſe ihnen entreißen wollte, und ſtand dabei wie eine förmliche Macht der Kaiſerin gegenüber. Mit nicht geringerem Erfolge widerſetzte ſich Ambroſius nachher den Beſtrebungen Arbogaſt's, als dieſer ſich durch Begünſtigung des Heidenthums im Beſitze der kaiſerlichen Macht zu befeſtigen ſuchte. Die nämliche Stellung und Macht hatte der heilige Chryſoſtomus als Erzbiſchof von Conſtantinopel: er bildete eine förmliche Oppoſition gegen Arkadius und ſeinen Hof, und die innere Geſchichte des byzantiniſchen Reiches drehte ſich eine Reihe von Jahren hindurch hauptſächlich um ihn und ſein Verhältniß zum Hofe. Leider war dieſer wohlthätige Einfluß der Hierarchie nicht die Regel, ſondern die Geiſtlichkeit bildete nur in einzelnen Fällen ein Gegengewicht gegen die weltliche Despotie; gewöhnlicher Weiſe war ſie mit dieſer vereinigt, um jedes freie Streben zu unterdrücken und die herrſchende Form in der Kirche und im Staate aufrecht zu erhalten. Die chriſtliche Religion, die den Despotismus einer militäriſchen Regierung hätte mildern ſollen, ward auf dieſe Weiſe eine der Hauptſtützen für die Anmaßungen und Ungerechtigkeiten der Staatsgewalt.

Mit der Veränderung, welche in der Anſicht vom Weſen des Chriſtenthums und in den äußeren Verhältniſſen der Kirche eingetreten war, erhielt auch der Gottesdienſt einen ganz anderen Charakter. Früher war bei den chriſtlichen Verſammlungen das Vorleſen der Evangelien und der Schriften der Apoſtel Hauptſache geweſen. Jetzt dagegen hörte man dort Vorträge über die Streitigkeiten der Geiſtlichen oder über Mönchsmoral, und die Einbildungskraft der Zuhörer wurde durch die Ceremonien eines Cultus beſchäftigt, der ſich ganz nach jüdiſchem und heidniſchem Muſter gebildet hatte. Man muß ſogar geradezu ſagen, daß die Hörſäle der Sophiſten in die Kirche verlegt wurden. Die Prediger ſtrebten, wie dieſe, nach Pomp und Schein, und zogen den Klingklang der Worte der Wahrheit und Kraft der Gedanken vor. Unter den Zuhörern ward das Nachſchreiben der Predigten in der

Kirche ebenſo eifrig getrieben, als vorher das Nachſchreiben der leeren Declamationen in den Hörſälen der Sophiſten. Ja, man beklatſchte ſogar die Prediger, wie früher die Sophiſten, und jene hielten ebenſo in der Kirche, wie zu unſerer Zeit die Schauſpieler in den Theatern, eine Schaar gedungener Klatſcher, die an gewiſſen Stellen lauten Beifall gaben. Selbſt ein Mann, wie Gregor von Nazianz, der zu den frömmſten und verdienteſten Kirchenlehrern ſeiner Zeit gehörte, duldete nicht allein ſolchen Unfug, ſondern er beförderte ihn auch. In eben dem Maße, als das Predigen einen theatraliſchen und ſophiſtiſchen Charakter erhielt, wurde auch das Herſagen gewiſſer Gebetsformeln oder die rein mechaniſche Andachtsübung herrſchend. Zu gleicher Zeit wurde die heidniſche Muſik in den Gottesdienſt aufgenommen, um die Phantaſie und die Sinne zu beſchäftigen, während man den Verſtand abſichtlich einſchläferte. Die Einführung des Kirchengeſanges fand übrigens zuerſt im Orient Statt, und ging von dort in das Abendland über. Derſelben Zeit gehört ferner auch die Einführung gewiſſer ſymboliſcher Handlungen, wie des Anhauchens, des Räucherns, des Bezeichnens mit dem Kreuze, an. Kurz, die einfache Religion des Herzens ward in einen prunkvollen, ſklaviſchen Hofdienſt der Gottheit verwandelt. Damit ſtand denn die Verehrung der Reliquien, der Dienſt der Heiligen und die Einſetzung vieler Feſt- und Feiertage auf ganz natürliche Weiſe in Verbindung. Mit den Gebeinen der Heiligen ward ein Misbrauch getrieben, der die chriſtliche Religion in ein förmliches Heidenthum verwandelte. Man ſchob die Märtyrer und Heiligen nach und nach den ehemaligen Göttern unter, und wies ihnen wie jenen Elemente, Meere, einzelne Länder und Städte zur beſonderen Beſchützung an. Die großen Erinnerungen der früheren Zeit wurden völlig verdrängt und durch die Verherrlichung der Apoſtel und Märtyrer erſetzt. Schon früh finden wir der Sonntagsfeier, ſowie der kirchlichen Andacht am Sonnabend, am Freitag und ſogar auch am Mittwoch erwähnt. Als beſondere Feſttage feierte man bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nur das Leiden und die Auferſtehung Chriſti, die Himmelfahrt und das Pfingſtfeſt. Bald kam das Feſt der Taufe Chriſti und das Feſt ſeiner Geburt hinzu. Nicht lange nachher ſtiftete man durch Einführung der Faſtenzeit auch

eine Art chriſtlicher Saturnalien; auf die vierzig Faſtentage folgten nämlich von Palmſonntag an zwei Wochen, in denen man ſich durch Müßiggang und Ausgelaſſenheit entſchädigte: alle Geſchäfte ruhten dann, der ſchnelle Übergang von Buße und Entbehrung zu rauſchender Luſt erhöhte den Genuß, und der Neigung ſüdlicher Völker zu Müßiggang und ſinnlichen Freuden war gerade durch dieſen Gegenſatz recht gefröhnt.

So wurde das ganze Leben in eine kirchliche Uebung umgewandelt, und zugleich die göttliche Religion Chriſti zu den gemeinen Zwecken der Sinnlichkeit misbraucht. Man hat zwar in unſerer Zeit alle dieſe Dinge auch anders aufzufaſſen und als große und herrliche Erſcheinungen darzuſtellen geſucht, und man hat dabei namentlich auf die in jenen Zeiten entſtandene und durch das ganze Mittelalter fortdauernde chriſtliche Kunſt hingewieſen; allein geſetzt auch, eine ſolche Anſicht ließe ſich begründen, ſo könnte man doch die Folgen aller dieſer Entſtellungen der chriſtlichen Religion nicht hinwegläugnen, die ſich im Mittelalter allenthalben und noch gegenwärtig in Italien und Spanien zeigen. Jene chriſtliche Kunſt insbeſondere entſchädigte nur einige Wenige, welche Sinn für Kunſt hatten, dafür, daß Alle den inneren und einzig wahren Gottesdienſt dem äußeren aufopferten. Aus den einfachen Sälen, in denen ſich die erſten Chriſten zu gemeinſchaftlicher Andacht und zu brüderlichen Mahlen verſammelt hatten, waren glänzende Kirchen geworden, die nach dem Muſter der heidniſchen Tempel oder anderer öffentlichen Gebäude mit Marmor geſchmückt und durch Bildhauereien verziert waren. Dies war eine natürliche Folge der Ausbreitung des Chriſtenthums, ebenſo wie die Vertauſchung der einfachen Geräthe der erſten Kirche mit koſtbaren. Die Kunſt ſelbſt gewann dadurch nicht, im Gegentheil, ſie verlor. Die Zeichen und Gebräuche der neuen Religion waren orientaliſch und fremd, ſie paßten daher wohl zu der neuen Art und Weiſe der Verwaltung und zu dem ganz veränderten Geiſte des Lebens, aber ſie waren nicht mit den alten nationalen Zeichen und mit den ſchönen Kunſtformen des klaſſiſchen Alterthums zu verbinden. Dieſe wurden daher nicht nur durch die Hinzufügung von jenen entſtellt, ſondern man zerſtörte ſie auch mit fanatiſcher Wuth, und raubte ſo der Menſchheit einen bedeutenden Theil der herrlichſten Kunſtbildungen,

an denen die Nachwelt ſich hätte erheben und erfreuen können. Anfangs ſuchten ſogar einige der angeſehenſten Geiſtlichen der Kunſt und ihrer Anwendung auf den Gottesdienſt entgegen zu wirken. Chryſoſtomus und viele Geiſtlichen des Orients eiferten, geſtützt auf das Moſaiſche Geſetz, das ſie auch für Chriſten verbindlich achteten, gegen jede Art von bildlicher Darſtellung Chriſti oder der Apoſtel und Heiligen, und der heilige Auguſtinus erklärte die Bilderanbeter für Leute, die den Namen Chriſten nicht verdienten; allein dieſe Männer waren, ſo großen Einfluß ſie auch ſonſt hatten, nur dann mächtig, wenn ſie dem Zeitgeiſt huldigten, gegen dieſen vermochten auch ſie nichts. Es lag in dem Charakter der Zeit, daß man nach ſinnlichen Eindrücken haſchte, daß man ſich an Glanz und Pracht erfreuen wollte, und den Gottesdienſt durch bildliche Darſtellungen genußreicher zu machen ſuchte. Aber eine Kunſt, zu welcher man auf dieſem Wege gelangte, konnte die untergegangene alte nicht im geringſten erſetzen. Statt nach wahrer Schönheit und nach innerer Bedeutung der Formen ſtrebte man nach Glanz und Reichthum. Ja, man verlor den Sinn für das Schöne völlig, und ſcheute ſich z. B. nicht, die Abbildung eines Marterwerkzeuges und anderer chriſtlichen Zeichen an Gebäuden und Denkmälern des Alterthums anzubringen, die dadurch nothwendiger Weiſe entſtellt wurden. Auch die Wahl der Gegenſtände für neue Kunſtwerke verräth eine Zeit, die für wahre Kunſt keinen Sinn hatte. Gerade ſolche Gegenſtände des alten und neuen Teſtaments, die ſich am beſten als Stoffe für künſtleriſche Darſtellung eigneten, wurden am ſeltenſten gewählt. Es iſt überhaupt in Betreff der Darſtellungen der erſten chriſtlichen Kunſt intereſſant zu ſehen, daß ſich auch im Religiöſen und Moraliſchen die Ordnung ebenſo umkehrte, wie im Politiſchen. Die häufigſten Darſtellungen waren Bilder von Märtyrern, Biſchöfen und Mönchen, während die Statuen der alten Zeit faſt nur Kriegshelden und Staatsmänner dargeſtellt hatten. Es wurden alſo die Bilder derjenigen, welche in der Verborgenheit und bei Gott ihre Belohnung hätten finden ſollen, der Nachwelt überliefert, die Denkmäler derer aber, die für das Leben thätig geweſen waren, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben, wurden vertilgt.

Aus der nämlichen Anſicht vom Leben ging auch das Eremiten-

und Mönchsweſen hervor. Dieſe bisher dem Abendlande ganz fremden Erſcheinungen, welche mehr als irgend eine andere Neuerung den Geiſt des ächten und thätigen Chriſtenthums verdrängen halfen, hatten ihren Urſprung im Orient, wo der thörichte Aberglauben vom Verdienſt der Selbſtpeinigung und des Ertödtens der Sinnlichkeit ſeit der Urzeit einheimiſch war. Man leitet die Entſtehung des chriſtlichen Eremitenweſens und Mönchthums gewöhnlich von Egypten her. Hier hatte ſchon in der Mitte des dritten Jahrhunderts, zur Zeit der Verfolgung des Kaiſers Decius, Paulus von Theben ſich in eine einſame Grotte zurückgezogen, um durch ein blos betrachtendes Leben und durch Faſten und Kaſteiungen ſich ein vermeintliches Verdienſt vor Gott zu erwerben. Er wird für den erſten der vielen chriſtlichen Einſiedler oder, wie ſie in der griechiſchen Sprache hießen, der Eremiten, Anachoreten und Mönche gehalten. Als die Stifter des eigentlichen Kloſterweſens aber ſieht man Antonius und Pachomius an, weil das von ihnen gegebene Beiſpiel Nachahmung fand, und die Ausbreituug des Mönchthums bewirkte. Antonius war ebenfalls ein Egypter, und wurde um das Jahr 251 geboren. Er zog ſich ſchon früh in die Einſamkeit zurück, um der Sinnlichkeit abzuſterben und ungeſtört frommen Betrachtungen, ſtillen Andachtsübungen und ſtrengen Kaſteiungen zu leben. Er erwarb ſich dadurch bald den Ruf der Heiligkeit und Wunderthätigkeit, ward nicht blos von der großen Menge, ſondern ſogar von Conſtantin und andern Kaiſern geehrt, und reizte viele Männer, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Die Einöden Egyptens füllten ſich bald mit Eremiten-Zellen, und auch in Syrien und Paläſtina traten ſchon zu Antonius Lebzeiten viele Einſiedler auf. Als er 356 in einem Alter von hundert und fünf Jahren ſtarb, war aus dem Eremiten-Weſen bereits das eigentliche Mönchthum entſtanden. Sein jüngerer Zeitgenoſſe Pachomius hatte nämlich auf einer Nil-Inſel in Ober-Egypten eine große Zahl Eremiten zu einem gemeinſchaftlichen Leben der Entbehrung und Selbſtpeinigung in der Weiſe vereinigt, daß ſie ihre Zellen oder Hütten auf einem und demſelben Platze aufſchlugen. Man nannte ſolche Eremiten-Genoſſenſchaften im Griechiſchen Cönobien, d. i. Vereine, im Lateiniſchen Clauſtra (Klöſter), d. i. Einſchließungen, und übertrug auf die Theilnehmer derſelben den Namen Mönche,

welcher eigentlich nur ſo viel als Eremiten bedeutete. Schon Pachomius ſtiftete auch Nonnenklöſter. Übrigens dauerte neben dem Mönchthum, das ſich bald über alle Länder des Orients und ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts auch im Abendlande verbreitete, das Eremiten-Weſen nicht allein fort, ſondern es erhielt auch eine zunehmende Bedeutung für die Kirche und das Leben. Die chriſtlichen Büßer wurden von allen Enden her in ihrer Einſamkeit aufgeſucht, ihre Worte galten für Orakel, ihren Gebeten und Handlungen ſchrieb man eine wunderthätige Kraft zu. Man wählte ſie vorzugsweiſe zur Beſetzung der Bisthümer, und der Einfluß ihrer Grundſätze auf das Leben wurde noch dadurch ſehr vermehrt, daß Conſtantin ſie der weltlichen Gerichtsbarkeit entzog. Das Chriſtenthum erhielt in den Eremiten, Büßern und Selbſtpeinigern eine eigenthümliche Art von Helden, deren Ruhm ebenſo groß wurde, als der der Kriegshelden und Staatsmänner von Griechenland und Rom, und zur Verbreitung der ſonderbarſten Grundſätze und Anſichten ebenſo viel beitrug, als das Andenken der Letzteren einſt auf die Belebung des Patriotismus und des kriegeriſchen Muthes gewirkt hatte. Die Geſchichte dieſer Helden zeigt uns eine Menge der auffallendſten Verirrungen und eine ſo raſche und ausgedehnte Verbreitung derſelben, daß wir darüber erſtaunen müſſen. Paläſtina, Syrien und Egypten wimmelten, wie ſich ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ausdrückte, von Einſiedlern und Mönchen. Von dem einen dieſer vielen Büßer rühmte man, daß er durch ſein Gebet Krankheiten heile, und, was beſonders hervorzuheben iſt, daß er nicht leſen könne, von einem Andern, daß er in dreißig Jahren kein Wort geſprochen habe, von einem Dritten, daß er Feuer im Schoße ſeines Gewandes tragen könne, von einem Vierten, daß er die Gedanken aller Menſchen errathe.

Im Orient waren die Schaaren von Mönchen und Einſiedlern bald ſo groß, daß ſie alle Klaſſen und Stände in ſich faßten. Sie erregten ſogar häufig Unruhen, und waren bei jeder Gelegenheit bereit, ihren eigenſinnigen Fanatismus mit gewaffneter Hand durchzuſetzen. Um den Charakter dieſer Zeiten und eine dem Orient bis auf den heutigen Tag eigenthümliche Erſcheinung anſchaulich zu machen, muß hier noch die Geſchichte zweier Männer berührt werden, die man freilich eher in Indien und Perſien unter den

Büßern des Wiſchnu und den Fakir's und Derwiſchen des Islam, als unter den Chriſten ſuchen würde. Es ſind die Heiligen Simeon und Daniel. Der Erſtere ſuchte ein Verdienſt darin, auf der Spitze einer Säule zu wohnen, und gab dadurch zur Entſtehung der ſogenannten Styliten oder Säulenheiligen Veranlaſſung. Er brachte nicht weniger als vierzig Jahre ſtehend auf Säulen zu, und zwar zuletzt auf einer Säule von 36 Ellen Höhe. Sein Ruhm ward ſo groß, daß die Kaiſerin Eudokia, um den Ausſpruch der Gottheit aus ſeinem Munde zu vernehmen, ſich in der Einſamkeit, in welcher ſeine Säule ſtand, einen Thurm bauen ließ, und eine Zeitlang in demſelben wohnte. Sein berühmteſter Nachahmer, Daniel, errichtete ſich ſeine Säule in der Nähe von Conſtantinopel, ward das Orakel der ganzen Stadt, und bildete durch ſeinen Einfluß auf das Volk eine förmliche Staatsgewalt. Das Auftreten ſolcher Säulenheiligen dauerte im Orient Jahrhunderte lang fort; im Abendlande dagegen fand es niemals Eingang. Hier machte überhaupt das ganze neu entſtandene Büßer-Weſen anfangs nur langſame Fortſchritte, obgleich dasſelbe hier wie dort großes Aufſehen erregte, und die Schriften über das Leben der Eremiten und Mönche ebenſo verbreitet waren und ebenſo häufig geleſen wurden, wie in unſeren Tagen die Romane. Am früheſten ward dieſe Art von Fanatismus in der Provinz Afrika und auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres herrſchend. Die Letzteren waren ſchon längſt mit Mönchen überſäet, während das Weſen und Treiben derſelben in Italien und Frankreich noch nicht recht Eingang finden wollte.

Nachdem wir die verſchiedenen Einrichtungen und Verhältniſſe der Kirche, welche durch das ganze Mittelalter hindurch herrſchend geblieben ſind, haben entſtehen ſehen, kehren wir zu dem Gedanken zurück, von welchem wir ausgegangen ſind. Das Chriſtenthum konnte nur in der entſtellten Form, die man ihm nach und nach gegeben hatte, bei den Bewohnern des römiſchen Reichs und unter den germaniſchen Barbaren herrſchende Religion werden. Die entarteten Griechen und Römer waren nicht fähig, die reine und einfache Predigt Chriſti und der Apoſtel in ſich aufzunehmen, ſie bedurften eines neuen poetiſchen Glaubens, der an die Stelle der verſchollenen alten Mythen trete, ſo wie einer äußeren, ſinnlichen Religionsübung und der ſtrengen hierarchiſchen Herrſchaft. Die

rohen Gemüther der Barbaren aber konnten dem Chriſtenthume und ſeinen veredelnden Wirkungen nicht anders gewonnen werden, als durch den Pomp und Prunk des Gottesdienſtes, durch die unbeſchränkte Gewalt eines Prieſterſtandes, deſſen Waffen der Bannfluch und die furchtbaren Vorſtellungen von ewigen Strafen waren, und durch Legenden und Traditionen, welche allein in den der reinen Wahrheit unzugänglichen Seelen der Barbaren die ſanften Empfindungen der Liebe und Barmherzigkeit zu erwecken vermochten.

2. Literatur und Bildung der letzten Zeiten des Alterthums.

Die Literatur der letzten Jahrhunderte des Alterthums iſt nicht wegen ihres inneren Werthes, ſondern blos wegen ihrer hiſtoriſchen Merkwürdigkeit wichtig. Sie zeigt uns nämlich einerſeits die völlige Auflöſung der eigenthümlichen Richtung und Bewegung, die den Charakter der alten Literatur gebildet hatte, und wir ſehen andererſeits in den Schriften jener Zeit die Entſtehung der wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Bildung des Mittelalters. Dieſe neue chriſtliche Bildung entſprang aus einer Miſchung jüdiſcher und chriſtlicher Begriffe, Ideen und Traditionen mit der entarteten heidniſchen Poeſie, der in gehaltloſe Künſtelei und Spielerei ausgearteten alten Beredſamkeit und der zu bloßer Dialektik und Myſtik gewordenen griechiſch-römiſchen Philoſophie. Sie war, ſo ſonderbar dies uns auch oft vorkommen mag, den Umſtänden und Verhältniſſen angemeſſen; denn ſie ſtand den Vorſtellungen und Dichtungen, welche die Germanen und Araber, die das Erbe Rom's theilten, aus ihrer Heimath mitbrachten, weit näher, als die Bildung der Griechen und Römer.

Übrigens gab es in dieſen Zeiten neben der neu entſtehenden chriſtlichen Literatur auch noch eine heidniſche, die jener gerade entgegenſtand, und auf dieſe müſſen wir vor allem Anderen unſeren Blick richten. Die Lehranſtalten der vorhergehenden Zeit dauerten fort, und es war rühmlich, daß ſich, beim Untergange der ganzen Grundlage der alten Bildung, die Regierung, beſonders im Abendland, der Schulen fortwährend thätig annahm. Zu Julian's Zeit blühten die Studien des heidniſchen Alterthums am meiſten im eigentlichen Griechenland und in Vorderaſien; ſeit

Alarich's Einfall in Griechenland aber flüchteten ſie ſich in den fernſten Oſten, wo ſie ſich bis zur Zeit der Araber erhielten. Von den griechiſchen Schulen war die zu Athen beſtehende die bedeutendſte. Aus allen Gegenden des Reiches begaben ſich junge Leute dahin, um ſich die Bildung des Alterthums anzueignen, aus welcher freilich der Geiſt der Alten ſchon längſt gewichen war. Ganz Griechenland nahm an dem Parteikampf der atheniſchen Lehrer Antheil, und ſtrömte ebenſo zahlreich nach Athen, wie einſt zu den olympiſchen Spielen, um bei der von Zeit zu Zeit Statt findenden neuen Beſetzung der Lehrerſtellen dem Wettſtreit der Bewerber beizuwohnen. Die ganze Regſamkeit des erloſchenen politiſchen Lebens hatte ſich auf die Angelegenheiten der Literatur und der Schule von Athen geworfen. Der Zudrang der Menge und der Kampf der Parteien war in dieſer Stadt oft ſo groß und für die öffentliche Ruhe ſo gefahrdrohend, daß die Statthalter von Griechenland polizeiliche und gerichtliche Maßregeln nehmen mußten. Die wahre Wiſſenſchaft war freilich erloſchen und das Streben der mit der alten Literatur beſchäftigten Gelehrten, die man mit dem allgemeinen Namen der Sophiſten benannte, drehte ſich nur um Redensarten, um dialektiſche Fertigkeiten, um myſtiſche Deutung der alten Religionslehre und um einen derſelben angemeſſenen Schein von Philoſophie. Deſſen ungeachtet blieb dieſer verderbte Überreſt der alten Bildung für die Staatsgeſchäfte und im Orient ſogar für das Privatleben unentbehrlich, und ſelbſt ſtreng chriſtliche Kaiſer, wie Conſtans und Conſtantius, bewieſen deßhalb einigen von den heidniſchen Sophiſten, deren Verachtung ihnen täglich gepredigt ward, nicht blos Aufmerkſamkeit, ſondern ſie ertheilten ihnen auch große Ehren. Wie innig aber die Studien damals in Griechenland mit dem Leben zuſammenhingen, geht aus dem angedeuteten großen Antheil hervor, den man an den Angelegenheiten der Literatur und der Haupt-Lehranſtalten nahm, ſo wie aus dem Aufſehen, welches die Sophiſten und die in ihrer Art predigenden chriſtlichen Geiſtlichen überall, wo ſie auftraten, erregten. Übrigens waren Libanius und der Kaiſer Julianus Apoſtata die bedeutendſten unter allen Sophiſten der letzten Zeit des Alterthums. Ihre Wirkſamkeit muß daher näher beleuchtet werden.

Die Schriften des Kaiſers Julianus laſſen ſich in vier Klaſſen eintheilen. Die erſte enthält ſophiſtiſche Aufſätze, die er ſelbſt Reden nennt. Die Schriften der zweiten Klaſſe, unter welchen ſich auch einige in Lucian's Manier abgefaßten Satyren befinden, behandeln ſein Verhältniß zur Wiſſenſchaft und zu ſeinen Zeitgenoſſen. Die dritte Klaſſe machen die Briefe aus, die er theils als Regent aus ſeinem Kabinet ausfertigen ließ, theils ohne officielle Beziehung an Freunde und Bekannte ſchrieb. Von der vierten Klaſſe, welche ſeine Schriften gegen das Chriſtenthum in ſich begreift, haben ſich nur Bruchſtücke erhalten. Die ſämmtlichen Werke Julian's ſind in mehrfacher Hinſicht höchſt wichtig. Sie drehen ſich um alle die Gegenſtände, welche das Ziel des Strebens eines der merkwürdigſten römiſchen Kaiſer bildeten. Sie zeigen uns ſeinen Geiſt, ſeinen Charakter, ſeine Bildung und ſeine Abſichten, laſſen uns in die Staatsgeſchäfte, in den Zuſtand des Unterrichts und in den Charakter des Lebens jener Zeit tiefe Blicke thun, und enthüllten uns die reformatoriſchen Beſtrebungen, durch welche Julian den alten heidniſchen Volksglauben in eine myſtiſch-ſymboliſche Religion umwandeln wollte, um dem herrſchend gewordenen Chriſtenthum entgegen zu wirken.

Es iſt erfreulich, in Julian's Schriften einen Mann zu erkennen, der in einer Zeit des Eigennutzes, der Schlaffheit und der Schwelgerei von der reinſten Bewunderung des klaſſiſchen Alterthums durchdrungen war, und ſeinem Wirken ein ideales Ziel ſteckte. Wir lernen aus dieſen Schriften einen Kaiſer hochſchätzen, der, ungeblendet von dem übermäßigen Glanze, mit welchem die Erbärmlichkeit der Menſchen die Herrſcherwürde umgeben hatte, nur nach der Auszeichnung in Wiſſenſchaft und Literatur ſtrebte. Dabei geben uns Julian's Schriften einen tiefen Ernſt der Vorſätze und eine wahre, aus edler Seele quellende Beſcheidenheit zu erkennen, und wir müſſen dieſen Vorzug um ſo höher anſchlagen, weil er ſowohl gegen den herrſchenden Hochmuth der damaligen Sophiſten, als gegen den bußfertigen Schein falſcher Demuth unter den Chriſten ſehr abſticht. Sein Brief an die Athener z. B., der eine Art Manifeſt über ſeinen Abfall von Conſtantius iſt, zeichnet ſich durch Einfalt, Wahrhaftigkeit und

Beſcheidenheit vor unzähligen Actenſtücken gleicher Art ſehr vortheilhaft aus, und beweiſt uns, daß das Studium der Alten ſogar auf den Lehranſtalten jener geſunkenen Zeit keineswegs unfruchtbar war. Freilich zeigen uns Julian's Werke auch die ſchädlichen Einflüſſe ſeiner Zeit und die Verkehrtheit des Strebens, Dinge wieder herzuſtellen, welche für immer untergegangen waren. Seine Manier iſt in der Regel gekünſtelt und geziert, und der Ausdruck iſt auch ihm meiſtens wichtiger, als der Gedanke und Inhalt. Seine Bildung iſt eine ſophiſtiſch-diplomatiſche, und kann den Charakter ſeiner ſklaviſchen, despotiſchen, verkehrten Zeit nicht verläugnen.

Was die wichtigſte Seite von Julian's Streben, ſeinen Kampf für das ſchwindende Heidenthum, betrifft, ſo zeigt er ſich dabei in den Schwächen und Irrthümern ſeiner Zeit befangen. Er verkennt die Natur des Menſchen, und täuſcht ſich über den Charakter und die Aufgabe der damaligen Welt. Um den erſtorbenen Nationalglauben wiederzubeleben, ſchiebt er dem klaren Sinn der alten poetiſchen und ſinnlichen Religion die trüben Grübeleien des Neu-Platonismus unter, und ſetzt der ſchlichten Lehre Chriſti, die dem natürlichen Sinne jedes Menſchen zugänglich iſt, ein Religionsſyſtem entgegen, das ſeinem eigentlichen Weſen nach nur den Gelehrten deutlich zu machen war, allen Anderen aber verſchloſſen bleiben mußte. Wie ſehr arbeitete er dadurch ſelbſt ſeinem Zwecke entgegen! und wie viel paſſender war für jene Zeit die dem Chriſtenthum aufgedrungene Myſtik, welche mit dem herrſchenden Geiſte übereinſtimmte, und alles Haltbare aus dem Heidenthum in ſich aufgenommen hatte! Julian verkennt ganz und gar den Unterſchied zwiſchen der, aller Entſtellungen ungeachtet, ſo praktiſchen und wohlthätigen chriſtlichen Lehre und dem bloßen wiſſenſchaftlichen Syſtem der myſtiſch-philoſophiſchen Neu-Platoniker. Er verwechſelt das Weſentliche des Chriſtenthums mit dem Unweſentlichen, gibt dem Wunderglauben der Chriſten eine Bedeutung, die er nicht hat, und ſetzt ihrer Religion ein philoſophiſch-poetiſches Gebilde entgegen, welches ebenſo leer und unnütz für das Leben, als unwirkſam für das Gemüth, unverſtändlich für den einfachen natürlichen Sinn und unfruchtbar für thätige Liebe war. Dabei ſchadete er ſeinen Zwecken noch durch die Heftigkeit

und Bitterkeit, mit der er die gehaßte Religion ſeiner Gegner angreift, und zeigte ſich ebenſo fanatiſch, als die chriſtlichen Geiſtlichen und Mönche waren, die er bekämpft. Ja, er ſelbſt huldigte ſogar dem chriſtlichen Zeitgeiſte, ohne es zu wiſſen, obgleich er ihm aus allen Kräften entgegenzuarbeiten ſuchte. Er gibt z. B. dem betrachtenden Leben den Vorzug vor dem thätigen, ertheilt der Auszeichnung durch Wiſſenſchaft einen höheren Werth, als den Thaten der größten Könige und Helden, und hebt in einer Schrift, in welcher er die römiſchen Kaiſer beurtheilt, einen Marc Aurel ſeiner Philoſophie und Schulgelehrſamkeit wegen über alle Anderen hervor. Auch ſeine Bemühungen, die chriſtlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen den Heiden zu empfehlen und unter ihnen polizeilich einzuführen, beweiſen klar und deutlich, daß das Chriſtenthum nicht durch den Einfluß der Regierung und durch die Künſte der Pfaffen herrſchende Religion geworden war, ſondern weil die Lehren desſelben von aufopfernder Liebe und von der Gleichheit vor Gott dem Zuſtand und Bedürfniß der Zeit entſprachen.

Libanius, welcher um 314 geboren ward und bis zu Arkadius Zeit lebte, war Lehrer in Conſtantinopel, in Nikomedien und in ſeiner Vaterſtadt Antiochia am Orontes. Er hat uns außer einer Anzahl Briefe zwei Arten von Schriften hinterlaſſen, nämlich rhetoriſche Übungsſtücke für ſeine Schüler und ſophiſtiſche Schriften, die er unter der Form von Reden verfaßte. Er war als Lehrer und Schriftſteller für die griechiſche Bildung thätiger, als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen, und wirkte für die Aufrechthaltung der alten Literatur und der an dieſelbe geknüpften Wiſſenſchaft ebenſo eifrig, als ein Baſilius, Gregorius und andere Gelehrten unter den Chriſten jener Zeit für die neue chriſtliche Wiſſenſchaft. Dieſe große, in ihrer Art faſt einzige Bedeutung behauptete Libanius ſein ganzes Leben hindurch, von Conſtantius Zeit an bis auf Arkadius und Honorius, und es iſt keine leere Prahlerei, wenn er ſelbſt in einer ſeiner Schriften rühmt, daß alle drei Welttheile und alle Inſeln bis zu den Säulen des Herkules von ſeinen Schülern angefüllt ſeien. Die Lebensgeſchichte und die Schriften eines ſolchen Mannes ſind daher für uns ſehr wichtig. Wir erkennen daraus die innere Geſchichte ſeiner Zeit, beſonders aber den Charakter der Bildung und der Lehranſtalten

in der griechiſchen Hälfte des Reiches. Libanius Angaben und Urtheile ſind uns, trotz des falſchen Geſchmacks und des Aberglaubens, der ſich auch bei ihm zeigt, um ſo wichtiger, da er zu den ſeltenen Männern jener Zeit gehörte, die ihrer einmal gewählten Lebensaufgabe unwandelbar treu blieben, und alſo auch einen beſtimmten und feſten Standpunkt der Betrachtung hatten. Selbſt gegen einen Julian behauptete Libanius, obgleich er ihm die höchſte Achtung zollte, ſeine Selbſtſtändigkeit und die Würde der Wiſſenſchaft; denn er verſtand vortrefflich, ſeine Ergebenheit gegen dieſen Kaiſer mit ſeiner Scheu vor dem Hofe zu vereinigen, und ſich von dem gelehrten Geſindel fern zu halten, welches Julian's Liebe zur Wiſſenſchaft auf eigennützige Weiſe misbrauchte.

Zu Libanius Zeit war, wie aus ſeinen Schriften hervorgeht, noch nicht Alles den Wiſſenſchaften entzogen und den Geiſtlichen und Mönchen zugewendet worden; doch mußte er ſelbſt es noch erleben, daß der alte Geiſt und die alte Wiſſenſchaft den orientaliſch-chriſtlichen Vorſtellungen wichen, daß leere Frömmelei und nichtiger Formendienſt allgemein herrſchend wurden. Noch förderten die Kaiſer, die erſten Beamten und die Magiſtrate der Städte gern Wiſſenſchaft und Bildung, und es lag daher an den Gelehrten ſelbſt und an dem inneren Charakter der Zeit, daß dieſe Bildung und Wiſſenſchaft immer tiefer herabſanken. Libanius ſelbſt deutet uns den zunehmenden Verfall der höheren geiſtigen Cultur an, und beurtheilt das Weſen derſelben und ihr Verhältniß zum Leben mit großer Schärfe und Beſtimmtheit. Die Gelehrten nahmen immermehr den Handwerksgeiſt und den niedrigen Sinn der geringen Volksklaſſen an, und verloren dadurch nicht nur die Freiheit des Sinnes, die Würde des Charakters und das Selbſtbewußtſein des aufſtrebenden Geiſtes, ſondern auch ihre äußere Bedeutung. Sie wurden ganz und gar von dem Publikum und von ihren Schülern abhängig. Dabei galt es ihnen nicht um die Erkenntniß ſelbſt, ſondern um das Aufſehen, welches ſie mit derſelben machen konnten, ihre Schüler aber wurden durch die ihnen empfohlene Sorgfalt für die Form von den Gedanken abgeleitet. Es geht ferner aus Libanius Schriften hervor, daß auch die häusliche Erziehung verfallen war, daß man von dem Jugendunterricht nicht mehr Bildung des Verſtandes und Geſchmackes, ſondern

blos die Mittel ſich durchs Leben zu bringen erwartete und forderte. Dies hing freilich auch mit dem Verfall des Staatsweſens und der Regierung zuſammen. Der ſinkende römiſche Staat litt nämlich an demſelben Übel, welches in den neueren monarchiſchen Staaten, beſonders in Deutſchland, drückend gefühlt wird. Die Verwaltung, das Leben, die Bewegung und der geſunde Verſtand wurden unter Stößen von Acten begraben; der Mann von ſtarkem Gedächtniß, von mechaniſcher Gewandtheit und von eiſernem Fleiß war zu den Staatsgeſchäften am tauglichſten. Leute, die ſich durch Fertigkeit im Schreiben, durch Kenntniß des Geſchäftsganges und der üblichen Kanzleiformen auszeichneten, wurden daher in allen oberen Stellen gebraucht, zu welchen vorher nur gute Köpfe und regſame Gemüther gelangt waren; Männer von Geiſt und Bildung dagegen wurden zurückgewieſen. Was Wunder, daß die Eltern ihre Söhne nicht mehr in freier Kunſt und Wiſſenſchaft unterweiſen ließen! —

Wenden wir uns von der griechiſchen Literatur zu den heidniſchen Schriftſtellern der lateiniſchen Hälfte des Reiches, ſo finden wir dieſe weit bedeutender und wichtiger für die Cultur der Menſchheit; denn ihre Beſtrebungen bildeten den unmittelbaren Übergang zu dem, was nachher im ganzen Mittelalter die wiſſenſchaftliche Bildung ausmachte. Die Betrachtung dieſes Überganges iſt beſonders dadurch intereſſant, daß ſich dabei dieſelbe Erſcheinung zeigt, wie bei der römiſchen Literatur zur Zeit ihrer erſten Entſtehung. Wie nämlich bei der Letzteren die griechiſche Literatur den Verhältniſſen und der Natur der Italiäner angepaßt worden war, ebenſo ging es am Ende des Alterthums auch mit der römiſchen und chriſtlich-orientaliſchen Literatur in Bezug auf die germaniſchen Völker, deren Lehrer die Römer wurden. Freilich waren die Reſte der alten Literatur, welche den Letzteren übergeben wurden, kaum noch ein Schattenbild deſſen zu nennen, was einſt Griechen und Römer in ihrer großen Zeit geſchaffen hatten. Schwulſt des Ausdruckes, trockene Gedächtnißwiſſenſchaft, Wortgelehrſamkeit, Spalten der Begriffe und eine unverſtändliche Philoſophie, die ſich in Allegorie, Myſtik und Symbolik verſteckte, dies war der Charakter der ausgearteten alterthümlichen Bildung, die den neueren Völkern aufgedrungen wurde. So wohlthätig und

gewiſſermaßen nothwendig für dieſelben dieſer Weg zur Bildung war, ſo wurde dadurch doch Jahrhunderte lang das Erwachen eines eigenthümlichen geiſtigen Lebens bei den Völkern des Mittelalters gehindert, und die Menſchheit entfernte ſich immer weiter von der Wahrheit, Natur und Einfalt der alten guten Zeit Griechenlands und Rom's, bis ſie endlich im vierzehnten Jahrhundert nach und nach wieder aus ihrem Schlummer erwachte.

Da die Schriftſteller jener letzten Zeiten den Leſern dieſes Werkes weder von der Schule her, noch auch durch Überſetzungen oder durch öftere Bezugnahme auf ſie in neueren Schriften bekannt ſind, ſo iſt es nicht möglich, ſie einzeln durchzugehen, um an ihren Werken den Gang der Cultur nachzuweiſen. Wir müſſen uns begnügen, nur ihre Namen zu nennen und über die weitere Entwickelung oder vielmehr Ausartung der Literatur einige allgemeinen Bemerkungen zu machen. Die wichtigſten römiſchen Schriftſteller des vierten und fünften Jahrhunderts waren: der Grammatiker Macrobius, der Redner Symmachus, welcher nicht mit dem auf Theodorich's Befehl hingerichteten Senator Symmachus verwechſelt werden darf, der Dichter Auſonius (ſiehe oben S. 496), der Dichter Sidonius Apollinaris, der zwar ein Chriſt war, aber der heidniſchen Bildung angehörte, und die ebenfalls chriſtlichen Dichter Salvianus, Prudentius und Prosper, welche den Jammer der Zeiten beſungen haben. Alle dieſe hängen, obgleich der Inhalt ihrer Schriften chriſtlich iſt, doch mehr mit der alten lateiniſchen, als mit der neuen chriſtlichen zuſammen.

Die lateiniſchen Schriftſteller jenes Zeitraums gingen alle auf dem Irrwege weiter, der von uns bereits früher angedeutet worden iſt, und da die neuen Völker, die an die Stelle der Römer traten und die Bildung derſelben annahmen, gleich anfangs auf dieſen Weg geleitet wurden, ſo entſtand daraus die eigenthümliche Erſcheinung, daß durch das ganze Mittelalter hindurch Leben und Wiſſenſchaft von einander getrennt blieben, und daß die Letztere nur das bloße Knochengerüſte einer Wiſſenſchaft war. Aus dem nämlichen Grunde finden wir im Mittelalter auch die Nationalpoeſie ſtets im Kampfe mit der Schulbildung und auf einem der Richtung der Letzteren ganz entgegengeſetzten Wege. In den Schulen ward das Pathetiſche oder Rührende, das durch Worte

und bloße äußere Kunſt Bewegende, das erhaben Klingende als das Höchſte geprieſen; im Volke dagegen lebte eine ungekünſtelte Naturpoeſie, welche durch den einfachſten Ausdruck natürlicher Gefühle die Bewegung, durch bloße Andeutung des wahrhaft Großen im Menſchen das Erhabene hervorzubringen ſuchte. Die Schule kannte alſo im Mittelalter, wie in den letzten Jahrhunderten des Alterthums, keine wahre und unmittelbare, ſondern nur eine redneriſche und künſtlich hervorgebrachte Poeſie. Dieſe Richtung der Schule wurde dadurch, daß alle Lehranſtalten den Mönchen und Geiſtlichen anheimfielen, für das ganze Mittelalter feſtgeſtellt, und ging ſo ſehr in das Weſen der Bildung neuerer Zeiten über, daß ſie ſich ſogar noch lange nach jener dunkeln Zeit in der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Dichtkunſt behauptete.

Beſonders folgenreich war der Umſtand, daß man am Ende des Alterthums die Wiſſenſchaften als begrenzt und als abgeſchloſſen anſah. Zufolge dieſer Anſicht, die auch im Mittelalter herrſchend blieb, änderte die Wiſſenſchaft ihren ganzen Charakter, und verlor die große Bedeutung, die ſie in früheren Zeiten gehabt hatte. Sie hörte auf, die Quelle wahrer Bildung und ein Hauptelement des inneren Lebens zu ſein, und ward eine trockene, blos mit dem Gedächtniß zu erfaſſende Schulweisheit. Daher kam es auch, daß man ſich ſchon in den letzten Zeiten des Alterthums mit dem bloßen Sammeln begnügte, und die ganze Wiſſenſchaft in Encyklopädieen und Compendien niederlegte. Dies mußte auch auf den Jugendunterricht einwirken, und in der That finden wir ſchon in den Schriften eines Macrobius und Anderer alles das, worin im Mittelalter die Einrichtung, die Tendenz, die Unterrichtsweiſe und der Lehrgang der Schulen beſtand; ſelbſt die Eintheilung der Lehrgegenſtände in ſieben freie Künſte, die Sonderung derſelben in zwei Klaſſen und der darauf beruhende Unterſchied zwiſchen höheren und niederen Klaſſen (trivium und quadrivium) wird bereits von Macrobius ausgeſprochen. Ebenſo iſt auch ſchon am Ende des Alterthums von einer Anleitung zur Verſtandesbildung oder zur Anwendung des Erlernten keine Spur mehr zu finden, ſondern die Schriften, welche das Unterrichtsweſen behandeln, weiſen nur auf Definitionen oder Worterklärungen hin, die der Schüler auswendig lernen ſoll. Schon damals war alſo jene

Schulwiſſenſchaft geſchaffen, welche bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein die geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchheit befriedigte.

Sehr wichtige Veränderungen wurden in der letzten Zeit des Alterthums mit der Philoſophie und mit den ſogenannten exacten d. i. den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften vorgenommen. Die Philoſophie, die ſchon längſt in ein bloßes Grübeln und Schwärmen ausgeartet war, wurde dem unglücklichen Zuſtande der damaligen Zeit angepaßt; ſie ſollte eine Arznei kranker Gemüther ſein, und dazu eignete ſie ſich in ihrer verderbten Geſtalt und bei der völligen Erſchlaffung der gebildeten Theile der Menſchheit vollkommen. Durch chriſtliche Gelehrte ward ſie nachher in ähnlicher Weiſe auch mit den Lehren der Kirche und mit den hierarchiſchen und ariſtokratiſchen Verhältniſſen, welche unter den germaniſchen Völkern entſtanden, in Verbindung gebracht. Dieſe Philoſophie oder vielmehr dieſe philoſophiſch-poetiſche Schwärmerei verknüpfte man aber ſeit Macrobius Zeit auch auf eine eigenthümliche Weiſe mit den exacten Wiſſenſchaften. Man verband nämlich das Studium der Mathematik, der Aſtronomie und der Naturkunde mit jenen philoſophiſchen Träumereien ſo innig, daß dieſe Wiſſenſchaften nachher auf keine andere Weiſe mehr getrieben wurden, bis ſie endlich erſt nach vielen Jahrhunderten wieder von der Schwärmerei getrennt und auf das Feld der Erfahrung zurückgeführt wurden. So entſtand z. B. in der Mathematik ein aus Erfahrungsſätzen, aus Phantaſie-Geſpinnſten und aus logiſchen Schlüſſen zuſammengeſetztes Syſtem über Raum und Zeit oder über Zahlengeheimniſſe, das im Mittelalter bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Muſik zu Grunde gelegt, und ſowohl auf alle anderen Künſte, als auch auf die Theologie und auf das Symboliſche des Cultus angewendet wurde. Dieſe ſonderbare Verbindung einer ſchwärmeriſchen Philoſophie mit der Mathematik und mit den Naturwiſſenſchaften findet ſich bei allen Philoſophen und Dichtern des Mittelalters, auch bei Dante, bei Petrarca und bei den vielen ſogenannten Platonikern des fünfzehnten Jahrhunderts, ja ſogar noch bei dem größten Aſtronomen aller Zeiten, bei Johannes Kepler. —

Der Einfluß der chriſtlichen Literatur auf die allgemeine Bildung beginnt nicht mit der Abfaſſung der Schriften des neuen Teſtaments, ſondern erſt einige Zeit ſpäter. Dieſe Schriften, ſo-

wie die Werke der nächſten Nachfolger der Apoſtel gehören nur der Religionslehre und der Religionsgeſchichte an, nicht aber der wiſſenſchaftlichen Bildung und der Literatur im Allgemeinen. Eine Wechſelwirkung zwiſchen den inneren Beſtrebungen der Chriſten und den herrſchenden Ideen der Welt zeigt ſich erſt in den ſogenannten Apologieen oder Vertheidigungsſchriften, welche die Chriſten von Hadrian's Zeit an ſchrieben. Sobald nämlich das Chriſtenthum in die höheren Stände drang, entſtand auf ganz natürliche Weiſe das Bedürfniß, die Einwürfe der Heiden, beſonders der heidniſchen Gelehrten, zu widerlegen, und dies hatte zur Folge, daß man eine Lehre, welche nur dem Gemüthe hatte eingeprägt werden ſollen, auch dem Verſtande zu empfehlen ſuchte. Das Chriſtenthum ward alſo ſeitdem mit den wiſſenſchaftlichen Begriffen und mit der Philoſophie des Alterthums in Beziehung gebracht, und dadurch einerſeits der allgemeinen Bildung genähert, andererſeits aber auch auf entſchiedene Weiſe entſtellt. Es begann damals die Vermiſchung der orientaliſchen Vorſtellungen von Religion, von göttlicher Eingebung, von Regierung, Geſetz und Prieſterſchaft mit den Anſichten der Griechen und Römer über menſchliche Weisheit und weltliche Ordnung, über prophetiſche Begeiſterung und verſtändiges Nachdenken. Aus dieſer Verbindung entwickelte ſich nachher ein ganz neuer Geiſt und eine neue Literatur, die ſich erſt von dieſer Zeit an beſtimmter nachweiſen läßt. Der älteſte von jenen apologetiſchen Schriftſtellern, deſſen Werke ſich erhalten haben, iſt Juſtinus, welcher zu Marc Aurel's Zeit den Märtyrer-Tod ſtarb und deshalb den Beinamen Martyr erhielt. Seine Schriften können uns am beſten zeigen, auf welche Weiſe die heidniſchen Ideen ſchon frühe mit dem Chriſtenthum verknüpft wurden. Er ſpricht z. B. die Behauptung aus, daß die abgefallenen Engel die Geſetze der heidniſchen Religion aufgeſtellt hätten, und daß die Götter der Griechen und Römer von dieſen Engeln abſtammten; er hat alſo ebenſo, wie dies ſchon von Porphyrius und anderen heidniſchen Neu-Platonikern gethan worden war, eine Geiſterlehre aufgeſtellt, ohne zu ahnen, daß er dadurch die moraliſche Weltordnung des Chriſtenthums vernichte. Ganz anders verhält es ſich mit dem, was Juſtinus von dem Verhältniß des Glaubens zur Pflichtenlehre ſagt; dieſe Seite ſeiner Schriften eröffnet uns einen

ſehr erfreulichen Blick in den Geiſt des früheren Chriſtenthums. Während Juſtinus nämlich überall da, wo er ſeine eigenen Meinungen vorbringt, die wunderlichſten Sätze aufſtellt, kann er doch, ſobald vom kirchlichen Glauben die Rede iſt, nicht verbergen, daß daß thätige Chriſtenthum, daß Leben und Wandel eigentlich den Chriſten ausmache, daß Chriſtus und die Evangeliſten den Glauben in die zweite Ordnung geſetzt hätten. „Wer ſein Leben und ſeine Handlungen, ſagt er, nicht den Lehren Chriſti anpaßt, von dem wird man erkennen, daß er kein Chriſt iſt, wenn er gleich die Lehre mit der Zunge bekennt; wer aber, wie z. B. der Philoſoph Sokrates, den Geſetzen der Vernunft gemäß lebt, der iſt ein ächter Chriſt, wenn er auch zu den Heiden gezählt wird.“

Die Apologieen konnten die chriſtliche Lehre noch nicht in den Kreis der allgemeinen Bildung einführen, weil in ihnen noch nicht die wiſſenſchaftliche Methode angewendet ward. Dies geſchah erſt durch die beiden berühmten Religionslehrer von Alexandria, Klemens und Origenes, welche im Anfang des dritten Jahrhunderts eine große Umgeſtaltung des Chriſtenthums bewirkten (ſ. oben S. 426). Der Erſtere war ein an Geiſt und Gemüth ausgezeichneter, mit einer lebhaften Phantaſie begabter und dabei ſehr gelehrter Mann, der ſich in den Sophiſten-Schulen von Athen und Kleinaſien gebildet, und in Egypten die neu-Platoniſche Philoſophie aus der Quelle geſchöpft hatte; er war alſo ganz dazu geeignet, den Hang zur Schwärmerei zu benutzen, um ein neues geiſtiges Leben zu ſchaffen, eine neue Art geiſtiger Thätigkeit anzuregen. Die Erklärung der alten Schriftſteller und diejenige Kunſt, welche ihre Darſtellungen aus der alten Geſchichte und Poeſie entlehnte, ſchien erſchöpft, das bisherige Feld ſchien dem menſchlichen Geiſte zu eng, die alten Ideen paßten nicht mehr zur Verfaſſung und Regierung der Welt; Klemens, ſein Schüler Origenes und die anderen Kirchenlehrer, welche ſeinen Spuren folgten, erweiterten daher das Gebiet menſchlicher Beſtrebungen, indem ſie den Orient und ſeine Geſchichte auf eine geiſtreiche Art mit der abendländiſchen Literatur verbanden. Klemens Zeitgenoſſen waren geneigt, dem ſogenannten Neu-Platonismus zu huldigen, Poeſie und Philoſophie mit einander zu verſchmelzen und die Lehre des Chriſtenthumes, d. h. die Verbeſſerung der alten jüdiſchen Religion

und Poeſie durch die Lehre von der Liebe und vom göttlichen, Fleiſch gewordenen Wort, als übereinſtimmend mit dem Sinn der alten Mythologie und mit dem Geiſte der beſſeren alten Dichter und Philoſophen anzuerkennen. Es kam nur darauf an, daß die neue Lehre auf geiſtreiche und gelehrte Weiſe dargeſtellt, und den Gelehrten auf eine andere Art empfohlen werde, als der keineswegs wiſſenſchaftlich gebildete Juſtinus und ähnliche Schriftſteller es ſeither gethan hatten. Dazu war Niemand mehr geeignet, als Klemens von Alexandria und ſein Schüler Origenes, beſonders aber der Letztere; denn dieſer war von Haus aus ein ſehr guter Kopf und dabei fanatiſch, wortreich, ſehr dreiſt und raſtlos thätig, er beſaß alſo alle Eigenſchaften, um die vornehme Welt zu gewinnen. Wie ſehr ihm dies, nachdem Klemens einen vortrefflichen Grund gelegt hatte, gelungen iſt, kann man aus dem hohen Werthe erkennen, den man noch hundert Jahre nach ſeinem Tode in Italien auf ſeine Schriften legte: ein chriſtlicher Schriftſteller dieſer Zeit behauptet geradezu, daß Origenes die Tiefen der Gottheiten durchforſcht, ihre Geheimniſſe ergründet und das, was allen früheren Philoſophen dunkel geblieben wäre, ans Licht gezogen habe.

Was Klemens und Origenes geleiſtet haben, kann hier nicht im Einzelnen aus ihren hinterlaſſenen Schriften nachgewieſen werden; es mag daher die allgemeine Bemerkung genügen, daß dieſe Männer die chriſtliche Lehre mit dem Zeitgeiſt in Einklang brachten, und dieſelbe eines Theiles in eine Wiſſenſchaft, anderes Theils aber auch in einen myſtiſchen Glauben umwandelten, der den herrſchenden Hang zur Schwärmerei und Grübelei befriedigte. Klemens und Origenes ſind auf dieſe Weiſe die Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft und Kunſt geworden, welche von ihrer Zeit an durch das ganze Mittelalter hindurch fortgelebt hat. Der Hauptſache nach beſtand ihr Wirken darin, daß ſie das Chriſtenthum als die Lehre aller beſſeren Denker und Dichter des Alterthums, als die einzig wahre Philoſophie und Poeſie darſtellten. Sie benutzten die vorherrſchende Stimmung und Richtung ihrer Zeit und die Ideen der Neu-Platoniker, um das Chriſtenthum philoſophiſch und poetiſch aufzufaſſen und zu behandeln, übertrugen die myſtiſchen Lehren des Alterthums auf die neue Religion, kleideten dieſe in ein wiſſenſchaftliches Gewand, und ſetzten ſie ſo als

die wahre Philoſophie, Poeſie und Religion der alten Gottesverehrung als einem bloßen Volksglauben und leeren Aberglauben entgegen. Sie entfernten dadurch zwar das Chriſtenthum von der verſtändlichen, dem natürlichen Sinne des Menſchen entſprechenden Lehre Jeſu und der Apoſtel; aber ſie begründeten damit zugleich auch eine Wiſſenſchaft und Literatur, welche den Geiſt der alten Welt in neuen Formen zu erhalten ſuchte, und ſpäter von den gelehrten Schulen des Mittelalters in anderer Geſtalt unter das Volk gebracht wurde. Das poetiſche und philoſophiſche Element, welches ſie dem Chriſtenthume beimiſchten, ſtimmte freilich mit den praktiſchen und moraliſchen Zwecken der chriſtlichen Religion nicht ganz überein, und erfüllte dieſelbe mit Fabeln und Träumen; allein es war zeitgemäß, und ließ ſich weit beſſer mit der bereits entarteten chriſtlichen Lehre verbinden, als mit dem griechiſch-römiſchen Heidenthum, welches zu derſelben Zeit die Neu-Platoniker auf ähnliche Weiſe zu reformiren ſuchten. Klemens und Origenes haben auf dieſe Weiſe zugleich die nachher herrſchend gewordene Myſtik der Chriſten ins Leben gerufen, oder jene allegoriſche und ſymboliſche Deutung der chriſtlichen Religionslehre und jene blos betrachtende und ſchwärmende Richtung, nach welcher Selbſtpeinigung und dumpfes Brüten über ſich ſelbſt und über die Gottheit als die wahre Weisheit und Tugend angeſehen wurde. Dieſe Anſchauungsweiſe breitete ſich bald nachher über das römiſche Reich aus, ſie ging ſpäter auch in das Leben der neueren Völker über, und ward im Mittelalter allenthalben herrſchend.

Wie Klemens und Origenes für die Schrifterklärung einen neuen Weg bahnten und die chriſtliche Philoſophie und Myſtik ſchufen, ſo war Conſtantin's des Großen Zeitgenoſſe, der Biſchof Euſebius von Cäſarea, der Schöpfer der chriſtlichen Geſchichtſchreibung und für das ganze Mittelalter eine Hauptquelle der Chronologie und der Weltgeſchichte. Seine Hauptwerke ſind: eine Chronologie, eine Geſchichte der chriſtlichen Kirche bis zum Jahr 324, eine Chronik der Weltgeſchichte und eine theologiſche Schrift, welche den Titel evangeliſche Vorbereitung trägt. Der wichtigſte Einfluß des Euſebius beſteht darin, daß die ganze Geſchichte durch ihn eine theologiſche Richtung erhielt. Die philoſophiſche Richtung der älteren Geſchichtſchreibung verſchwand ſeitdem, Alles

ward dem Glauben untergeordnet und von der geiſtlichen Seite her angeſehen, und zugleich die jüdiſche Geſchichte und Lebensanſicht zur Grundlage der hiſtoriſchen Behandlung gemacht. Außerdem iſt Euſebius eine Hauptquelle für die Geſchichte der erſten Zeiten des Chriſtenthums, und hat in ſeiner evangeliſchen Vorbereitung, in welcher er die göttliche Weisheit des Chriſtenthums als die vorzüglichſte aller Philoſophieen darzuſtellen ſucht, die beſten Materialien für die Geſchichte der philoſophiſchen Meinungen und der theologiſchen Überlieferung geſammelt.

Euſebius bezieht ſeine Geſchichte ſtets auf die chriſtliche Kirche; die Dinge werden alſo ganz anders aufgefaßt und von einem anderen Standpunkt aus beurtheilt, als die Griechen und Römer oder wir ſie anſehen. Ungeachtet dieſer Einſeitigkeit ſind Euſebius Schriften, beſonders ſeine Kirchengeſchichte ſehr bedeutend; denn er hat alle ſeine Werke urkundlich abgefaßt, oder mit anderen Worten er hat in ſeinen Vortrag beſtändig Actenſtücke und Beweisſtellen aufgenommen. Kritik hat er aber dabei ſo wenig geübt, daß er ſich nicht einmal das Anſehen zu geben ſucht, als wenn er unparteiiſch ſein wollte; er hat z. B. alles, was er in einem Buche zum Lobe von Conſtantin's unglücklichem Sohne Crispus geſagt hatte, in dem anderen ganz weggelaſſen, weil es den Ruhm Conſtantin's würde verdunkelt haben, obgleich der Zuſammenhang erforderte, daß er dasſelbe wiederholte und weiter ausführte. Sehr wichtig iſt der Umſtand, daß Euſebius, um die Übereinſtimmung der jüdiſchen Geſchichte mit allen alten Überlieferungen nachzuweiſen, aus den ſpäteren orientaliſchen Geſchichtswerken ein Gemiſch von Urgeſchichten, Prieſtermährchen und anderen gehaltloſen Notizen aufnahm, welches nachher in allen Chroniken des Mittelalters wiederholt und zum Nachtheil der hiſtoriſchen Belehrung verbreitet ward. Man legte alſo ſeit Euſebius Vorgang in den chriſtlichen Geſchichtsbüchern Bedeutung auf Namen und Nachrichten, die uns ebenſo gleichgültig ſein können, als die Namen und Geſchichten amerikaniſcher Negerfürſten. Der Zweck aller Geſchichtſchreibung, Belehrung des Geiſtes und Erweckung eines wirklichen Antheils an allem wahrhaft Menſchlichen, konnte natürlich durch ſolche Schriften nicht erreicht werden; dagegen boten ſie den für das Leben abgeſtumpften Büchergelehrten des Mittel-

alters und der ſpäteren Zeit reichen Stoff für unfruchtbare Beſchäftigungen dar.

Unmittelbar nach Euſebius Zeit erhielten die Literatur und der Unterricht im griechiſchen Theile des Reiches den Charakter, der ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Sie wurden nämlich nicht nur ganz theologiſch, ſondern auch aſcetiſch, d. h. auf die Ertödtung der Sinnlichkeit gerichtet. Man drängte ſie auf dieſe Weiſe hinter gewiſſe Schranken zurück, und hemmte ſie durch dogmatiſche Beſtimmungen auf immer in ihren Fortſchritten. Die Entſtehung dieſer unglücklichen Richtung, oder mit anderen Worten die beginnende Herrſchaft des für die Bekenner des griechiſchen Chriſtenthums bis auf die gegenwärtige Stunde ſo verderblichen Mönchsweſens, die allgemeine Einführung der Mönchsſchulen und die Errichtung einer rein geiſtlichen Aufſicht über den Unterricht, läßt ſich am beſten an den Schriften zweier berühmter Biſchöfe und Kirchenlehrer, Baſilius des Großen und Gregorius von Nazianz, anſchaulich machen. Jene traurigen Erſcheinungen müſſen nämlich vorzugsweiſe auf dieſe Männer und ihren Einfluß zurückgeführt werden. Beide lebten zur Zeit des Kaiſers Julianus. Sie waren in der Schule der heidniſchen Sophiſten gebildet worden, erkannten einen Libanius als ihr höchſtes Muſter, den Ruhm desſelben als ihr höchſtes Ziel, und wandten auf die geiſtliche Beredſamkeit jene Regeln und Künſte an, welche die Sophiſten für die weltliche Schulberedſamkeit erfunden hatten. Sie unterſchieden ſich von einem Libanius und ſeines Gleichen nur dadurch, daß ſie ihr Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen ſuchten, und daß ſie von dem, was ſie vortrugen, überzeugt waren, während die Sophiſten es immer nur mit dem Scheine zu thun hatten. Da beide Männer großes Talent beſaßen, die wichtigſten Stellen in der chriſtlichen Hierarchie des Oſtens bekleideten, und auch im Staate das größte Anſehen hatten, ſo mußte ihr Beiſpiel und ihr Einfluß im Orient entſcheidend wirken. Doch ging dieſe Wirkung nicht ſowohl von ihren Schriften, als vielmehr von ihrem unmittelbaren perſönlichen Einfluß, beſonders von ihren Predigten aus.

Ihre Schriften ſind für das Studium der inneren Zeitgeſchichte von großer Wichtigkeit, weil ſie uns beweiſen, daß die

Neigung zur Beſchaulichkeit und zum Mönchsleben allgemein geworden war, und daß das theologiſche Intereſſe in allen Ständen, bei jedem Alter und Geſchlecht vorherrſchte. Baſilius und Gregor haben dieſe Richtung durch alle Künſte der Sophiſten zu befeſtigen geſucht, und für die Beförderung des Geiſtes der byzantiniſchen Zeit, für den Einfluß der Mönche und Geiſtlichen auf alle Staats- und Familienangelegenheiten, auf das Armenweſen und auf die Knechtung des Volkes unter die kirchliche Gewalt ſo thätig und erfolgreich gewirkt, daß ihre Schriften dem Verſtändigen die Einſicht in die Urſachen des Verfalls aller alten Einrichtungen im Orient ſehr erleichtern. Durch beide Männer und durch die Gelehrten, welche in den nach ihrer Vorſchrift eingerichteten Schulen gebildet wurden, verbreitete ſich im Orient die Geſinnung oder vielmehr Geſinnungsloſigkeit, die bis heute unter den Griechen allgemein herrſchend geblieben iſt. Baſilius und Gregor haben die griechiſche Welt von der eigentlichen und wahren Wiſſenſchaft zum bloßen Glauben abgerufen, und eine Morallehre verbreitet, welche durch eine bis ins Einzelnſte gehende Ängſtlichkeit und Pedanterie jede freie Bewegung hemmte und jede Selbſtſtändigkeit aufhob. Die von ihnen und ihren Nachfolgern gebotene Zucht und Disciplin, dieſe kleinliche Abtheilung des Lebens und der Zeit, dieſe peinliche Behutſamkeit und Bedachtſamkeit, dieſe rein mechaniſche Andachtsübung lähmte die Triebfedern zu großen Handlungen, welche die Gottheit dem Menſchen in der Sinnlichkeit gegeben hat; ſie erſtickte die natürlichen Empfindungen und Leidenſchaften, und erregte dadurch die unnatürlichſten und gehäſſigſten Triebe. Eine ſolche künſtliche Lebensweiſe, eine ſolche peinliche Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, dieſer Sklavenſinn gegen Gott und gegen den geiſtlichen Oberen, welcher die Stelle desſelben vertrat, waren mit dem wirklichen Leben durchaus unverträglich; es mußte alſo daraus nothwendig Heuchelei entſtehen, es mußte aus dem Leben und aus den Schriften alle Wahrheit völlig verſchwinden. Welcher Geiſt die beiden Männer leitete, deren mächtiger Einfluß dieſe Verirrung herbeiführen half, zeigt ſich am deutlichſten in Gregor's Predigten gegen Julian, die das Muſter der Streitſchriften des Mittelalters gegen Zweifler und Ungläubige geworden ſind. Julian achtete in Gregor und Baſilius wenig-

ſtens doch die Wiſſenſchaft, er ehrte ihre Talente und ſchrieb ihnen freundlich; ſie dagegen verkannten ſowohl ſeine wohlthätigen Abſichten, als ſeine nützliche Thätigkeit und ſeine Aufopferung für den ſeiner Fürſorge anvertrauten Staat. Gregor zeigt ſich in den beiden Reden, die er nach Julian's Tod verfaßte, als einen furchtbaren Fanatiker. Er erlaubt ſich nicht nur die gröbſten und unſchicklichſten Schmähungen, er frohlockt nicht allein über Julian's Tod, ſondern er macht auch alle Tugenden desſelben zu Laſtern, und geht hämiſch des Kaiſers ganze Lebensgeſchichte durch, um zur Erbauung der Gläubigen zu beweiſen, daß ein Ungläubiger auch ein Nichtswürdiger ſein müſſe.

Gregor hat auch die eigentliche Mönchspoeſie ins Leben gerufen. Um die verhaßten heidniſchen Gedichte ganz aus den Schulen zu verdrängen, verfaßte er ſelbſt chriſtliche Poeſieen der verſchiedenſten Art. An die Stelle der doch gewiß unſchädlichen gnomiſchen Poeſie der Griechen (ſ. Th. I. S. 335) ſetzte er chriſtliche Gnomen. Ebenſo verfertigte er ein Heldengedicht, deſſen Gegenſtand er ſelbſt war. Er brachte ferner einzelne Stücke aus den Evangeliſten, ſowie das Geſchlechtsregiſter Chriſti in Hexameter. Im elegiſchen Versmaß ſang er auf erbauliche Weiſe von Mönchen und Nonnen, von Faſten und bußfertigem Schweigen, von ſich ſelbſt und von Baſilius. Auch ſatyriſche Gedichte findet man unter ſeinen Poeſieen. Beſondere Aufmerkſamkeit aber verdient eine dramatiſche Dichtung Gregor's. Dieſes Drama, welches den leidenden Chriſtus darſtellt, iſt das Muſter der geiſtlichen Kirchen- und Schul-Schauſpiele des Mittelalters geworden, nur daß Gregor's Verſe den alt-griechiſchen Tragikern entlehnt und daher beſſer ſind, als die Verſe der Paſſionsſpiele des Mittelalters zu ſein pflegten. —

Auch im Abendlande verbreitete ſich um dieſelbe Zeit der Einfluß des Chriſtenthums auf Literatur und Bildung, obgleich hier in den Schulen und auf den Univerſitäten die alte Lehrart fortdauerte. Erſt hundert Jahre ſpäter ward auch für die lateiniſche Bevölkerung durch Ambroſius und Auguſtinus eine chriſtliche Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt geſchaffen, die ſich nachher durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt, und ſelbſt noch in neueren Zeiten einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die Literatur und auf das Leben gehabt hat. Die beiden älteſten von den berühmteren Kirchen-

lehrern, welche dort durch Schriften für das Chriſtenthum wirkten, Irenäus und Tertullianus, lebten im Anfange des dritten Jahrhunderts. Wir können ſie aber übergehen, weil ſie keinen Einfluß auf das größere Publikum hatten; denn ſie wirkten nur auf ſolche Leſer, die ſich mit gelehrter Theologie zu beſchäftigen Luſt hatten. Erſt die Kirchenväter Arnobius und Lactantius, Diokletian's Zeitgenoſſen, nahmen auf das Volk Rückſicht, und ſuchten die chriſtlichen Vorſtellungen römiſch vorzutragen. Arnobius wandte die gerichtliche Beredſamkeit auf das Geiſtliche an, und ſuchte in derſelben Weiſe, wie Cicero die Aufmerkſamkeit der Lateiner auf die griechiſche Philoſophie gerichtet hatte, die Aufmerkſamkeit auf die chriſtlich-religiöſen Vorſtellungen zu lenken. Noch wichtiger als er iſt Lactantius; denn dieſer verhält ſich ſeinem Streben nach zur lateiniſchen Literatur faſt ebenſo, wie Gregor und Baſilius zur griechiſchen. Er war Rhetor, wie dieſe beiden Männer Sophiſten waren, und ſuchte das Studium Cicero's und ſeiner Nachahmer entbehrlich zu machen, wie Gregor und Baſilius die Sophiſten-Schulen. Sein Talent war jedoch weniger bedeutend, ſeine Kenntniß der alten Philoſophie weit geringer, und ſeine Wirkung auf die Mitlebenden nicht gerade ſehr ſtark. Er hat unter Andern ein Werk über die chriſtliche Lehre geſchrieben, welches ganz nach dem Muſter der philoſophiſchen Schriften Cicero's und in einer dem Style deſſelben nachgebildeten Sprache abgefaßt iſt. In dieſer Schrift ſucht er das Chriſtenthum den Bewohnern der lateiniſchen Hälfte des Reiches zu empfehlen, und zwar ſo, daß er alles Jüdiſche, Barbariſche und Fremde durch die redneriſche Einkleidung verhüllen zu müſſen glaubt. Lactantius Werke ſind zwar weniger ermüdend und pedantiſch gründlich, als die Schriften Gregor's, ſie zeigen aber auch die Flachheit und Geſchmackloſigkeit der ganzen lateiniſchen Literatur jener Zeit, und man ſieht auf jeder Seite, daß der lateiniſche Rhetor weit hinter dem griechiſchen Sophiſten zurückſteht.

Die bedeutendſten lateiniſchen Kirchenväter und zugleich diejenigen Schriftſteller, welche den größten Einfluß auf die chriſtliche Literatur, Kunſt und Kirche des Mittelalters gehabt haben, waren der heilige Ambroſius und der heilige Auguſtinus. Wir müſſen daher über Beide ausführlicher reden.

Ambroſius ſtammte aus einem edlen römiſchen Geſchlechte, bekleidete eine Zeitlang mit Ruhm die Stelle des erſten weltlichen Beamten in der Lombardei, und vertauſchte dieſes Amt im Jahr 374 mit der biſchöflichen Würde von Mailand. Er gehörte zu den wenigen Männern, welche durch die Übernahme des Biſthums keinen Vortheil zu erlangen ſuchten, ſondern vielmehr dabei ein Opfer brachten, um für ihre Überzeugungen zu kämpfen. Er war klaſſiſch gebildet, aber kein bloßer Sophiſt oder Katheder-Gelehrter, ſondern ein durchaus klarer, der Beredſamkeit mächtiger, in allen Geſchäften erprobter und unverdroſſen thätiger Mann. Er war ferner ein Geiſtlicher im vollen Sinn des Wortes und von den Lehren, die er vortrug, in Wahrheit überzeugt. Ein ſolcher Mann mußte als Biſchof und als geiſtlicher Redner nothwendiger Weiſe einen ungeheueren Einfluß auf ſeine Zeit und auf die Nachwelt ausüben. In Betreff ſeiner bedeutenden biſchöflichen Macht iſt bereits in der politiſchen Geſchichte angegeben worden, daß er als allmächtiger geiſtlicher Gewaltherr ſogar gegen das Oberhaupt des Reiches auftrat, und als ein Mann des Volkes die Maſſe zu ſeinen kirchlich-politiſchen Zwecken zu gebrauchen verſtand. Er ſpielte gegen Theodoſius den Großen, gegen die Kaiſerin Juſtina, gegen den Uſurpator Eugenius die Rolle, welche die jüdiſchen Propheten den Despoten ihrer Nation gegenüber geſpielt hatten. Durch ihn und ſeinen Vorgang breitete ſich daher die im Orient von einem Baſilius und Gregorius feſt gegründete Prieſterherrſchaft auch über den Occident aus. Die Zeit war für ſolche Beſtrebungen ſehr günſtig, und Ambroſius Schriften ſind deshalb auch dadurch ſehr belehrend, daß ſie uns die im bürgerlichen Leben der Römer eingetretene Veränderung und das Aufkommen der mittelalterlichen Einrichtungen in den neuen germaniſchen Staaten zeigen. Die politiſche Richtung der alten Welt war damals ebenſo eine religiöſe geworden, wie die religiöſe des ſechszehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gegen das Ende des Letzteren ſich in eine politiſche umgewandelt hat. Wie auffallend ſticht Ambroſius Schrift über die Moral von Cicero's ähnlichem Werke ab, welches der Biſchof von Mailand ſeinem Buche zu Grunde legte! Ambroſius ſchiebt das Theologiſche dem Bürgerlichen unter, er vermiſcht die Ciceroniſche Moral mit chriſt-

lichen Betrachtungen, gebraucht die Geſchichten des alten Teſtaments ſtatt der Beiſpiele römiſcher und griechiſcher Helden, und wendet die Lehre vom Glauben und von der Liebe ſtatt der politiſchen Philoſophie, welche Cicero vorträgt, die fromme Salbung ſtatt der Beredſamkeit auf die Handlungen des bürgerlichen Lebens an. Kurz, ſeine Schrift zeigt uns eine Zeit, in welcher Ergebung ſtatt kräftigen Handelns und Gnade ſtatt des Verdienſtes erſtrebt ward.

Die Hauptbedeutung des Ambroſius beſteht darin, daß er mit Hülfe der von Klemens und Origenes erfundenen Myſtik die poetiſche und allegoriſche Anſicht des Chriſtenthums im Abendlande einführte. In ſeinen Schriften wird ſtets der Grundſatz gepredigt, den man in allen Büchern, Dichtungen Malereien und Bauwerken des Mittelalters befolgt findet, daß in jedem Sinnlichen eine überſinnliche Bedeutſamkeit geſucht und da, wo der Wortſinn einer bibliſchen Stelle anſtößig ſei, ohne Bedenken ein bildlicher und allegoriſcher hineingetragen werden müſſe. Ambroſius ſetzt bei ſeinen Zuhörern und Leſern einen unbedingten Glauben voraus, und ſucht ihnen dieſen Glauben mit Hülfe deſſen, was er aus Origenes, aus dem Juden Philo (ſ. oben S. 357) und aus Baſilius dem Großen gelernt hat, anziehend zu machen und gewiſſermaßen zu vergeiſtigen. Er wandelt das, was in den jüdiſchen und chriſtlichen Büchern nur Erzählung und Geſchichte iſt, in eine Art Philoſophie oder Poeſie um, und ſchiebt auf dieſe Weiſe der Lehre der Propheten und Apoſtel, die keiner Deutung bedarf, ſondern durch ſich ſelbſt klar iſt, in der beſten Abſicht eine ganz andere Lehre unter, welche nachher allgemeine Aufnahme fand. Sein geiſtreicher Witz und der Strom der Rede, der ihm zu Gebote ſtand, ſo wie wahrſcheinlich auch ſein großes geiſtliches Anſehen und die Zierlichkeit ſeiner äußeren Beredſamkeit erſetzten bei ſeinen Zuhörern und Zeitgenoſſen das, was etwa an den Gründen fehlte. Die Nachwelt nahm aber Alles auf guten Glauben an, ſobald einmal das neue Gebäude der kirchlichen Lehre und der darauf gegründeten Hierarchie feſt erbaut da ſtand. Dazu wirkte auch ſein Styl mit. Dieſer verräth nämlich den Geſchäftsmann, der nicht für Gelehrte, ſondern für das große Publikum ſchrieb. Ambroſius war zu ſehr mit Geſchäften überhäuft und ſchrieb zu viel, um auf die Einkleidung ſeiner Gedanken große Sorgfalt verwen-

den zu können; aber gerade dieſe Vernachläſſigung ſtellte ihn den weniger gebildeten Schriftſtellern des Mittelalters näher, und ſeine Breite machte ihn den Geiſtlichen dieſes Zeitalters werth, da er ihnen auf dieſe Weiſe am beſten als Muſter dienen konnte. Als Beiſpiele ſeiner Schrifterklärung, die einen blos erbaulichen Zweck hat, mögen ſeine Allegorieen über Abraham, Iſaak und Jakob dienen. Mit gänzlicher Verkennung der Einfalt und Natur des patriarchaliſchen Lebens bemüht ſich Ambroſius, Abraham als Bild des Glaubens, Iſaak als die reine Seele und als den mit Gott vermählten menſchlichen Geiſt, Jakob als die perſonificirte Geduld und Ausharrung in Mühſal und Arbeit darzuſtellen. Von Jakob's Weibern aber dient ihm Rahel als das Symbol des betrachtenden und Lea als das Symbol des thätigen Lebens. Dieſe ganz willkürlichen Einfälle, welche zum Theil in Alexandria entſtanden waren, wurden von den der erbaulichen Betrachtung zugeneigten Schriftſtellern, Rednern und Dichtern des Mittelalters vorzugsweiſe gern aufgegriffen. Ambroſius Werke dienten daher in dieſem Zeitalter nur allzu häufig dazu, die Welt von der heiligen Schrift und ihrem einfachen Sinne zu den Erfindungen zu leiten, welche dem Gebäude der Kirche ſo lange zu Grunde lagen, bis daſſelbe durch die Reformation erſchüttert ward.

Ganz beſonders wichtig iſt Ambroſius endlich noch für die kirchliche Muſik geweſen. Er hat nämlich den allgemeinen Kirchengeſang oder das regelmäßige Chorſingen zuerſt im Abendlande eingeführt. Er hat aber außerdem auch auf die Ausbildung dieſes Theiles des Gottesdienſtes eingewirkt, indem er nicht nur die alten Pſalmen und Hymnen abſingen ließ, ſondern auch ſelbſt Kirchenlieder verfaßte. Er iſt dadurch das Muſter für die geiſtlichen Dichter geworden, welche der Kirchenmuſik ihre eigenen Worte unterlegten.

Weit bedeutender, als des Ambroſius von den Griechen erborgte Betrachtungen, ſind Auguſtin's Schriften. Dieſe waren Jahrhunderte lang die Hauptquelle der chriſtlichen Philoſophie und Theologie, und haben auf die allgemeine Literatur, ja ſogar auf die politiſche Geſchichte der neueren Völker den mächtigſten Einfluß ausgeübt. Man braucht, um dieſes Verhältniß Auguſtin's zur Bildung und Geſchichte der Menſchheit im Allgemeinen zu

veranſchaulichen, nur auf einige der Bewegungen aufmerkſam zu machen, welche durch ſeine Schüler und Anhänger in den verſchiedenſten Zeiten hervorgerufen worden ſind. Bei dem wichtigen theologiſchen Streit z. B., den im zwölften Jahrhundert Abälard mit dem heiligen Bernhard führte, kam es beſonders auf den Hauptpunkt der Auguſtiniſchen Philoſophie an. Dieſer Streit erneuerte ſich zwiſchen dem Calvinismus und dem Lutherthum, und veranlaßte nachher auch eine Spaltung in der reformirten Kirche. Der Kampf der Janſeniſten, der vor hundertfünfzig Jahren die katholiſche Kirche Frankreichs erſchütterte und ſogar zum Ausbruch der Revolution beitrug, hing ebenfalls aufs engſte mit Auguſtin's Anſichten und Lehren zuſammen. Selbſt die Fehler in Auguſtin's Schriften, ſeine ſich überall ausſprechende afrikaniſche Natur, ſein Schwulſt und ſeine Leidenſchaftlichkeit mußten ihm in den Herzen und in den Schulen Eingang verſchaffen, weil der verſtändige und natürliche Sinn des Alterthums allenthalben der orientaliſchen Prophetenweisheit und der überſchwenglichen Kriegsbegeiſterung der neuen Völker wich. Freilich war aber auch mehr wahre Poeſie in ſeinen Schriften, als in allen den breiten Predigten und langweiligen Schriftdeutungen, welche die griechiſchen Kirchenväter in die Welt ſchickten und Männer wie Ambroſius ins Lateiniſche überſetzten oder nachahmten. Die Wirkung von Auguſtin's Schriften ward dadurch noch vermehrt, daß der Gang ſeines Lebens ihn mit dem menſchlichen Herzen und den Forderungen desſelben völlig vertraut gemacht hatte. Er war in der Provinz Afrika geboren und von ſeiner Mutter nach frommen Grundſätzen erzogen worden, verirrte ſich aber ſchon früh ſowohl in die Leidenſchaften und Lüſte der ſinnlichen Welt, als in die unſinnigen Vorſtellungen der manichäiſchen Secte (ſ. oben S. 433). Zu gleicher Zeit eignete er ſich aber auch die lateiniſche Bildung an, welche damals in der Provinz Afrika ebenſo eifrige Anhänger hatte, wie die dahin verpflanzten Laſter und Sittenloſigkeiten. Ganz beſonders zog ihn die Beredſamkeit und Philoſophie Cicero's an. Erſt gegen ſein dreißigſtes Lebensjahr, nachdem er eine Zeitlang in Rom gelebt und ſich dann in Mailand niedergelaſſen hatte, wurde er durch eine ſittliche und philoſophiſche Revolution ſeines Inneren auf die ganz entgegengeſetzte Bahn des Strebens geführt. Ambroſius Art

die Schrift zu deuten, die Myſtik und Allegorie, welche derſelbe von Origenes entlehnt hatte, und die veränderte Form, die er dem chriſtlichen Cultus gab, zogen den jungen Auguſtinus an, und zu gleicher Zeit brachte das Studium der Neu-Platoniker in ſeiner geiſtigen Anſchauungsweiſe und Beſtrebung eine Veränderung hervor. Er ging von einem leichtfertigen Leben zu ſtrenger Sittlichkeit, von der Bewunderung der heidniſchen Weisheit und Kunſt eines Cicero zu der neuen Weisheit eines Ambroſius, von den manichäiſchen Irrlehren zu dem athanaſianiſchen Glauben, von der Myſtik der Neu-Platoniker zu der des Origenes über. Er gelangte auf dieſem Wege zu einer ſo ſtrengen Rechtgläubigkeit, daß er der heftigſte Gegner des brittiſchen Mönches Pelagius ward, welcher damals die Lehre von der Erblichkeit der Sünde bekämpfte, und die Befähigung des Menſchen zur Tugend durch ſeine eigene Kraft predigte, während Auguſtinus die Lehre des Apoſtels Paulus von der Rechtfertigung durch den Glauben verfocht, und die Prädeſtination d. i. die unabänderliche Vorherbeſtimmung der Menſchen zur Seligkeit oder zur Verdammniß für den Hauptſatz des chriſtlichen Glaubens erklärte. Einem mit den ausgezeichnetſten Talenten und mit großer Tiefe der Empfindung begabten Manne, deſſen Geiſt dieſen Entwickelungsgang durchgemacht hatte, konnte es an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken nicht fehlen, er mußte daher auch durch ſeine Schriften eine ganz andere Wirkung ausüben, als ein Baſilius, Gregor oder Ambroſius. Auguſtinus ward in der That der einflußreichſte von allen Kirchenvätern, und ſchuf, ohne es zu ahnen, eine neue chriſtliche Literatur, Kunſt und Weltanſicht.

Eines der Hauptwerke Auguſtin's, welches der Staat Gottes betitelt und nach Plato's Schrift über den Staat (ſ. Th. II. S. 260) eingerichtet iſt, beruht auf dem Grundgedanken, daß die Menſchheit aus zwei Theilen beſtehe, aus fleiſchlich Geſinnten und Verdammten und aus ſolchen, die nach dem Geiſte leben und zur Seligkeit berufen ſind. Daraus hat Auguſtinus die Dichtung von zwei Staaten gebildet, welche neben einander in der Welt beſtehen, bis einſt beim jüngſten Gericht der Eine im Weltenbrande untergehen wird. Dieſer vergängliche Staat, deſſen König der Teufel iſt, hat die Selbſtliebe zur Grundlage und leitet die Menſchen zur

Verachtung Gottes, der andere oder der himmliſche Staat dagegen, deſſen König Gott iſt, entſpringt aus der Liebe zu Gott und führt zur Verachtung unſerer ſelbſt. Auguſtinus ſtellt alſo die Welt der Erſcheinung, als ein Reich der Sünde, der Welt des Glaubens und der Seligkeit göttlicher Seelen gegenüber, ohne zu ahnen, daß er damit der Rohheit und Gewalt die Herrſchaft in irdiſchen Dingen überlaſſe, indem er die ganze menſchliche Natur als verdorben, jede äußere Thätigkeit und Beſtrebung als ſündhaft ſchildert, und eine Art von übernatürlicher Leitung der irdiſchen Dinge, welche Gott gewiſſen Bevollmächtigten überlaſſen habe, annimmt. Übrigens iſt der Gegenſtand der Schrift vom Staate ſo allgemein und unbegrenzt, daß Auguſtinus dadurch Gelegenheit erhält, die ganze Moral und Dogmatik ſeinem Werke einzuverleiben und alle möglichen anderen Materialien zu behandeln. Deshalb hat dasſelbe auch unter den Chriſten auf die verſchiedenſten Arten von Vorſtellungen und Anſichten beſtimmend eingewirkt. Das ganze römiſche Alterthum, welches als jener ſündhafte irdiſche Staat dargeſtellt wird, iſt in Auguſtin's Augen eine Herrſchaft des Teufels geweſen. Um dieſe Anſicht zu begründen, geht Auguſtin die Geſchichte des römiſchen Staates durch, und ſucht hiſtoriſch zu beweiſen, daß das Glück eines ſolchen Staates kein wahres Glück ſei, daß dieſes nur in dem Gottesſtaate gefunden werde. Da aber Auguſtinus ein beſſerer Rhetor als Hiſtoriker war, und einen rein theologiſchen Standpunkt hatte, ſo iſt ſeine Auffaſſung und Darſtellung ſtets einſeitig. Er erkennt in der ganzen römiſchen Geſchichte nur eine zuſammenhängende Kette von Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, und überſieht ganz und gar, daß einer jeden Zeit gewiſſe Geſinnungen und Einrichtungen nothwendig ſind, daß alſo die ſinnliche Religion und die ſtreng orientaliſche Anſicht des Lebens ebenſo im griechiſchen und römiſchen Alterthum beſtehen konnten und mußten, wie die ſpätere Zeit einer überſinnlichen Lehre und einer orientaliſchen Anſchauungsweiſe bedurfte. Freilich weiſt Auguſtinus dabei das Unzureichende der alten Religion und Philoſophie recht gut nach, und gibt den hiſtoriſchen Zuſammenhang der verſchiedenen Urſachen des Untergangs der Republik im Ganzen richtig an. Aber ſeine ganze Betrachtungsart würdigt die Geſchichte zu einer Magd der Theologie und der Kirche herab. Das

Heroiſche und der politiſche Charakter der alten Geſchichte wird in den Schatten geſtellt und dagegen das Religiöſe und Hierarchiſche hervorgehoben. Bedenkt man die unglückliche Lage des Reichs zu Auguſtin's Zeit und den rohen Geiſt des Mittelalters, ſo wird man es natürlich finden, daß dieſe Anſicht allgemein Eingang fand und im Mittelalter herrſchend wurde; denn von der Philoſophie und der politiſchen Freiheit des Alterthums konnten die Menſchen jenes Zeitalters die ſo ſchmerzlich vermißte Ruhe und Bequemlichkeit nicht erwarten, der blinde Glauben aber, ſowie die Polizeigewalt des Despotismus und der Hierarchie verhalfen viel beſſer dazu. Das geiſtreiche und fromme Werk Auguſtin's vom Staate hat daher für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die Regel gegeben, wie das Alterthum, ſeine Religion, ſeine Philoſophie und ſeine Geſchichte von Chriſten angeſehen und beurtheilt werden ſollte.

Auch in anderen Beziehungen iſt Auguſtin's Schrift vom Staate die Quelle der im Mittelalter geltenden Anſichten geworden. Der irdiſche oder heidniſche Staat wird nach ſeiner Lehre von Teufeln, von Philoſophen und von Verehrern böſer Weſen, der himmliſche oder chriſtliche dagegen von Engeln, Heiligen und Geiſtlichen regiert. Auguſtin ſpricht deshalb ausführlich von Engeln und Teufeln, von heiligen Menſchen und von böſen Weſen, und trägt dabei diejenige Lehre vor, welche nachher von den Künſtlern des Mittelalters und von den chriſtlichen Dichtern bis auf Milton herab benutzt worden iſt, um an die Stelle der alten heidniſchen Geſtalten und Wundergeſchichten neue chriſtliche zu ſetzen. Ebenſo paßte Auguſtin's Theorie von den Strafen derer, die nach dem Weltenbrande aus dem Staate Gottes ausgeſchloſſen bleiben, trotz des damit verbundenen craſſen Aberglaubens vortrefflich zu den Begriffen der Völker, welche zu Auguſtin's Zeit das römiſche Reich beſetzten. Auf dieſe Theorie gründete ſich endlich großentheils die Poeſie der chriſtlichen Dichter des Mittelalters, ſowie die Veredlung der groben und rein ſinnlichen Vorſtellungen von der Fortdauer nach dem Tode.

Ebenſo viel geleſen, als die Schrift vom Staate Gottes, und für die allgemeine Literatur und Bildungsgeſchichte der neueren Zeit von gleich großer Bedeutung ſind die ſogenannten Selbſtgeſtändniſſe Auguſtin's. Er trägt in dieſem Werke unter der Form

einer Beichte vor Gott die Entwickelung ſeines eigenen Inneren vor, und zwar von ſeiner Kindheit an bis zu der oben bezeichneten Bekehrung oder völligen Sinnes- und Glaubensänderung im Jahre 400. Die Selbſtgeſtändniſſe Auguſtin's waren eines der geleſenſten Bücher des Mittelalters; ſie erleichtern uns außerdem das Verſtändniß des einflußreichſten chriſtlichen Geiſtlichen und Kirchenlehrers, und geben uns eine lichtvolle Schilderung des Geiſtes ſeiner Zeit, des damaligen Jugendunterrichts, des ſittlichen Zuſtandes der Provinz Afrika und des Charakters der dortigen gelehrten Schulanſtalten. Auguſtin's Selbſtgeſtändniſſe ſind daher für die hiſtoriſche Erkenntniß im höchſten Grade wichtig. Eine ſolche Belehrung könnte indeſſen nur durch die Lectüre des Buches ſelbſt oder durch eine ausführliche Darlegung ſeines Inhaltes gewonnen werden; da aber dazu ein für den Umfang dieſer Weltgeſchichte allzu großer Raum erforderlich wäre, ſo müſſen wir uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. Dieſe werden am beſten an die Vergleichung Auguſtin's mit einem neueren Philoſophen (Rouſſeau) angeknüpft, der, wenn man den feſten und ſchwärmeriſchen Offenbarungsglauben des Kirchenvaters ausnimmt, mit Auguſtin ſehr viele Ähnlichkeit hatte, und ebenfalls Selbſtbekenntniſſe ſchrieb, welche auf den Glauben und die Richtung der neueren Zeit bedeutenden Einfluß gehabt haben.

Auguſtin will durch eine genaue Geſchichte ſeines inneren Lebens die Entſtehung ſeines Glaubens und der darauf gegründeten Lehre anſchaulich machen; ganz auf dieſelbe Weiſe ſucht Rouſſeau die Entſtehung ſeiner Philoſophie, die Quelle ſeiner Anſicht von göttlichen und menſchlichen Dingen zu erklären. Der Letztere, welcher für ganz andere Zeiten und Menſchen ſchrieb, als der Erſtere, macht oft die äußere Geſchichte zur Hauptſache, und webt unterhaltende Anekdoten ein, während Auguſtin, den vorzugsweiſe die innere Geſchichte beſchäftigt, alles Äußere nur im Vorbeigehen berührt. Auguſtin kennt und beurtheilt außerdem ſein Inneres viel beſſer, als Rouſſeau, der ſich ſelbſt misverſteht, Liebe und Luſt, Eitelkeit und Unbehaglichkeit mit Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl verwechſelt, und die Urſachen ſeiner Unzufriedenheit, welche in ihm ſelbſt lagen, außer ſich ſucht. Demuth und Einfalt des Herzens glauben Beide ſich zu eigen gemacht zu

haben; da aber Rouſſeau dem Publikum, Auguſtin dagegen Gott beichtet, ſo merkt man dem Letzteren weniger Eitelkeit und falſche Einbildung an, als dem Erſteren. Beide ſind übrigens oft gerade an den Stellen am meiſten gekünſtelt, wo wir den ungeſuchten Ausdruck für wahre Gefühle oder für wirklich große Gedanken am unangenehmſten vermiſſen. In der That ſind auch Auguſtins Selbſtgeſtändniſſe in Hinſicht auf die Behandlungsweiſe ebenſo ein rhetoriſches Kunſtwerk, wie ſein Buch vom Staate; doch hat an der Originalität der erſteren Schrift das Herz ebenſoviel Antheil, als der Kopf. Jedenfalls gehören ſeine häufigen Ausrufungen und Anrufungen, ſein Spielen mit Worten, die ſtete Wiederkehr wirklicher oder ſcheinbarer Gegenſätze, die nicht ſeltenen Anſpielungen und die Spitzfindigkeit mancher Sätze einer Art von Schriftſtellerei an, die auch in neueren Zeiten von guten Köpfen meiſterhaft getrieben worden iſt, und zahlreiche Leſer gefunden hat.

Als Beiſpiel deſſen, was zur Vergleichung beider Männer und ihrer Beſtrebung im Allgemeinen bemerkt worden iſt, können ihre Ausſprüche über ihre erſte Erziehung dienen. Auguſtin, der Vertheidiger der Erbſünde, der ſchon im Kinde und ſeinem Weinen die Spuren der künftigen wirklichen Sünde wahrnimmt, findet ebenſo, wie Rouſſeau, der Vertheidiger des Naturmenſchen, die Erziehung ſeiner Zeit durchaus fehlerhaft. Beide misbilligen die Strenge, mit der man ſie zum Lernen anhielt, und zwar aus dem gleichen Grunde, weil ſie eine Wiſſenſchaft verachteten, die durch Schläge in den Knaben hineingequält wird. Auguſtin will nur von Glauben und Andacht, von Beten und Beſchaulichkeit wiſſen, Rouſſeau dagegen nur von brauchbaren und anſchaulichen Kenntniſſen; Beide glauben aber ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß man die Jugend mit der Wahrheit, nicht mit der Dichtung beſchäftige, daß man nur den Verſtand, nicht die Phantaſie und das Gedächtniß übe. Beide Schriftſteller verkennen dabei, daß die Phantaſie allein den Menſch über die Scholle erhebt, und ihm Seligkeit oder Unglück des Lebens verſchaffen hilft. Es iſt in Auguſtin's und Rouſſeau's Anſichten über Erziehung und Jugendbildung viel Wahres; aber beide Männer wirkten durch das Misverſtändniß und die üble Anwendung ihrer Klagen ſehr nachtheilig. Die Leſer des chriſtlichen Kirchenvaters, wie die des franzöſiſchen Philoſophen nahmen als unumſtößliche Wahrheit und als praktiſche Regel an, was nur für eine geiſtreiche Be-

merkung oder für eine theologiſche Betrachtung hätte gehalten werden ſollen. Es erfolgte daher eine Umänderung der ganzen Erziehung der nächſten Generationen, und zwar nach Auguſtin's Zeit zum Verderben aller praktiſchen und nützlichen Wiſſenſchaften, nach Rouſſeau's Auftreten zum Nachtheile der Religion und der Begeiſterung für Güter, die der blos ſinnliche Menſch weder kennt noch anerkennt. Wollte man übrigens aus dem Reſultate, zu welchem der Genfer Philoſoph und der Kirchenvater für ihr eigenes Innere gelangt ſind, auf die Wirkung der Philoſophie bei dem Einen und des unbedingten Glaubens bei dem Andern ſchließen, ſo würde der Schluß unſtreitig ſehr zum Vortheile des Kirchenvaters ausfallen; doch wäre eine ſolche Folgerung ungerecht oder wenigſtens übereilt, weil es dabei ſehr viel auf den Charakter der Männer ankommt, welche ſich mit Philoſophie abgeben oder über ihren Glauben beichten. Jenes Reſultat beſteht indeſſen darin, daß Rouſſeau an ſich und an der Menſchheit verzweifelt, Auguſtin dagegen immer größeres Vertrauen auf die Gottheit und auf ihre Leitung der menſchlichen Angelegenheiten gewinnt.

Um auch noch ein Beiſpiel von der Wirkung zu geben, welche Auguſtin's vielgeleſene Schrift nicht blos im Allgemeinen, ſondern ſogar durch ihre Einzelnheiten auf die Nachwelt ausübte, wollen wir die Art, wie er vom Tode ſeiner Mutter redet, bezeichnen. Dieſe fromme Frau, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der größten Ängſtlichkeit, Anſtrengung und Aufopferung bemüht war, ihren Sohn für ihre Vorſtellungen von Seligkeit zu gewinnen, ſtarb gerade zur Zeit der völligen Bekehrung desſelben. Auguſtin widmet ihr daher da, wo er von ſeinem endlichen Durchdringen zum wahren Glauben handelt, eine Reihe anziehender Kapitel. Er preiſt ihren Charakter, beſchreibt ihre raſtloſen Bemühungen um den Sohn, ſchildert ſeinen Schmerz über ihren Verluſt und erklärt zum Schluſſe, er ſei überzeugt, daß Fürbitten anderer Chriſten ihr auch im anderen Leben zur Seligkeit verhelfen könnten. Er bittet daher ſeine Leſer, wenn er anders als Schriftſteller und Lehrer ihnen irgendwie nützlich geworden ſei, der Gebete für ſeinen Vater und ſeine Mutter nicht zu vergeſſen. Man ſieht hieraus, daß Auguſtin's ſchwärmeriſche Anſichten dem Mittelalter in einem vielgeleſenen Buche empfohlen wurden, und mit dazu dienten, aus dem Gottesdienſte einen todten Mechanismus zu machen.

Auguſtin ſchrieb unter dem Titel Selbſtgeſpräche eine Art Fort-

ſetzung ſeiner Selbſtgeſtändniſſe. Dieſes Werk hat den Hauptzweck, zu zeigen, daß jedes Glück von den ſogenannten theologalen Tugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung, ausgehen müſſe. Da dasſelbe Angelegenheiten des Herzens vorträgt, ſo müßte man eigentlich tadeln, daß es ebenſo, wie die Selbſtgeſtändniſſe, in einer gekünſtelten und weder einfachen noch würdigen Sprache verfaßt iſt; allein man darf nicht überſehen, daß zu Auguſtin's Zeit der antike Geſchmack und der Styl der alten Klaſſiker weder paſſend noch erreichbar waren, daß daher jene Künſtelei dem Zeitgeiſte und der herrſchenden Schulbildung entſprach. Auguſtin's Schriften ſind dieſer Rückſicht angepaßt, und äußerten gerade dadurch ihre große Wirkung.

Zum Schluſſe muß von den vielen Werken Auguſtin's noch eines beſonders hervorgehoben werden, da dasſelbe mehr der allgemeinen, als der wiſſenſchaftlichen oder gelehrten Literatur angehört, und einen großen Einfluß auf die nachfolgenden Zeiten gehabt hat. Dies iſt die Schrift von der wahren Religion. Sie iſt für uns auch deswegen wichtig, weil ſie von Seiten der katholiſchen Kirche noch jetzt benutzt wird, um fromme Proteſtanten für die Lehre von Tradition und Kirchengewalt zu gewinnen. Auguſtin hat dieſes Buch zur Bekehrung der Ketzer geſchrieben, und ſich durch dasſelbe ſein Bemühen, chriſtliche und kirchliche Wahrheit als gleichgeltend darzuſtellen, erleichtert. Er will das Weſentliche der chriſtlichen Lehre ſeinen Leſern vortragen, als dieſes Weſentliche ſtellt er aber mit Hülfe der Rhetorik und einer ſchwärmeriſchen Philoſophie nicht die ſittlichen Zwecke des Chriſtenthums hin, ſondern blos die Geſchichte der Offenbarung und der Ertheilung der göttlichen Gnade, ſowie eine ganz unbeſtimmte und unbeſtimmbare Tradition, die Zeichen der Gottheit in den Propheten und in den Wundergaben. Die inneren Beweiſe göttlicher Wahrheit müſſen alſo den äußeren nachſtehen. Indeſſen lehrt er keineswegs einen bloßen Autoritätsglauben, ſondern er trägt eine Religionsphiloſophie vor, die von den craſſen Lehren der damaligen griechiſchen Kirche und ihrem Götzendienſt mit Reliquien und Märtyrern weit entfernt bleibt. Streng logiſche Ordnung, Schärfe und Beſtimmtheit, ein gedrängter, zuſammenhängender Vortrag ſind natürlich in dieſem für den allgemeinen Gebrauch geſchriebenen Buche nicht zu finden; die Unbeſtimmtheit der Sätze und die Allgemeinheit der Behauptungen vermehren aber die Wirkſamkeit

ſolcher Schriften, wiewohl ſie freilich auch auf ähnliche Weiſe und mit gleicher Dreiſtigkeit der Behauptungen bekämpft werden. Die äußerſten Extreme berühren ſich auch hier, wie überall. —

Nach Auguſtin's Zeit nahm die Welt einen ganz theologiſchen Charakter an; die Menſchen wurden nicht mehr durch Verſtand und Lehre oder überhaupt durch rein geiſtige Intereſſen geleitet, ſondern durch Aberglauben, durch Gewalt und durch die Bedürfniſſe des äußeren Lebens. In dieſen traurigen Zeiten erhielt die Bildung, Wiſſenſchaft und Literatur den eigenthümlichen Charakter, welcher hauptſächlich durch Auguſtin's Wirkſamkeit hervorgerufen und feſt beſtimmt worden war. Um dies zu erkennen, iſt es nöthig, unſeren Blick noch der Literatur des oſtgothiſchen Zeitraums zuzuwenden, und die Schriften zweier Männer zu betrachten, welche die alte Literatur völlig zu dem Studium des Mittelalters hinübergeführt, und den Charakter der Bildung und des Unterrichts abgeſchloſſen haben. Dieſe Männer waren Caſſiodorus, der Miniſter der oſtgothiſchen Könige bis auf die Einnahme von Ravenna durch Beliſar, und Boëthius, der erſte und angeſehenſte der römiſchen Senatoren zu Theodorich's Zeit. Die alten weltlichen Studien und Lehranſtalten für Rhetorik, Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, welche noch unter Theodorich in großer Blüthe geſtanden hatten, gingen mit dem oſtgothiſchen Reiche unter, weil das Studium der Alten keinen Zweck mehr hatte, die Lehrer desſelben beim Publikum keine Aufmunterung mehr fanden, und die weltliche Macht die Anſtalten fallen ließ. Neben ihnen hatte Caſſiodor die erſte eigentlich theologiſche Schule des Weſtens gegründet, in welcher die Reſte der alten Bildung mit den blos theologiſchen Zwecken der neuen Zeiten nothdürftig verbunden wurden. Dieſe Anſtalt ward das Muſter der geiſtlichen Schulen des Mittelalters, ja, die ganze neuere Schuleinrichtung ging aus Caſſiodor's Unterrichtsplan hervor, und die gelehrte Bildung des Occidents ward auf die Lehrbücher gegründet, welche er und Boëthius verfaßt hatten. Dieſe beiden Männer haben alſo, als die Schöpfer des Schulweſens und des Lehrſyſtems der mittleren Zeiten, eine ſehr große Bedeutung.

Caſſiodorus, der ſich am Ende ſeines Lebens, nachdem er ſeine ſchönſten Hoffnungen hatte hinwelken ſehen, ſelbſt in ein Kloſter zurückzog, ſtiftete in der Nähe ſeiner Vaterſtadt Squillaci in Calabrien ein Kloſter, welches lebensmüde Männer zum Genuſſe eines ruhigen Lebens und zur Beſchäftigung mit geiſtlichen Dingen und

mit nützlichen Arbeiten aufnehmen, zugleich aber auch das Muſter einer geiſtlichen Schule werden ſollte. Für dieſe Männer ſchrieb er ein Werk, das ihnen Anweiſung geben ſollte, wie ſie die dürftige allgemeine Bildung jener Zeit oder die Pflege gewiſſer Theile der antiken Wiſſenſchaft mit einem aſcetiſchen und beſchaulichen Leben und mit nützlichen körperlichen Arbeiten verbinden könnten. Sein Plan beruhte darauf, daß die Schulen der früheren Zeit vor ſeinen Augen untergingen, und daß das Chriſtenthum und das Mönchsweſen zu ihren eigenen Zwecken doch wenigſtens eines Theiles der ſchwindenden Kenntniſſe und Studien bedurften. Auf dieſe Schrift Caſſiodor's ward ſpäter die Einrichtung des ganzen beſſeren Mönchsweſens im Abendlande gegründet. Aus der Art, wie in ihr die weltliche Bildung und Wiſſenſchaft dargeſtellt und anempfohlen wird, läßt ſich der Geiſt jener Zeit und der Charakter der neuen Cultur aufs deutlichſte erkennen. Die Bildung, durch welche damals die Reſte der alten Cultur völlig verdrängt wurden, war ſo ſehr eine geiſtliche und theologiſche, daß Caſſiodor in ſeiner Schrift ſich und ſeine Mönche gegen den etwaigen Vorwurf der Weltlichkeit ihres Wiſſens vertheidigen zu müſſen glaubt, und daß die von ihm vorgebrachten Gründe, durch welche er einen Theil der Wiſſenſchaft den Geiſtlichen zu empfehlen ſucht, für uns im höchſten Grade auffallend ſind. Er ſucht nämlich nachzuweiſen, daß die weltlichen Kenntniſſe einem chriſtlichen Theologen als ſolchem nützlich und unentbehrlich ſeien, ſtützt aber ſeine Behauptung hauptſächlich auf Gründe des Aberglaubens und auf das Beiſpiel der Heiligen und der angeſehenſten Kirchenväter. Die Mathematik z. B. empfiehlt er dadurch, daß er ausführt, wie einzelne Kirchenväter die Beſchäftigung mit ihr für ein Mittel erklärten, die Seele vom Sinnlichen abzuziehen und auf das Überſinnliche zu richten. Sogar Moſes dient ihm als Beiſpiel und Beweismittel, weil derſelbe ſich in der Egypter Weisheit habe unterrichten laſſen. Bezeichnend iſt außerdem, daß Caſſiodor ſelbſt ausſpricht, er gebe nur Regeln, um ſie dem Gedächtniß anzuvertrauen, ohne den Verſtand zu beläſtigen, und daß er den Geiſtlichen vorzugsweiſe die Sorge für das Gedächtniß, ſowie für Stimme und Vortrag empfiehlt, für jenes, weil man es zum Behalten der heiligen Schrift brauche, für dieſe, weil ſie beim Predigen und beim Abſingen der Pſalmen nöthig ſeien. Das iſt freilich eine traurige Art von Empfehlung; aber jede Zeit hat ihren eigenen

Charakter und ihren eigenen Maßſtab. Im Grunde iſt auch den Mönchen des Mittelalters durch ſolche Anweiſungen zur Wiſſenſchaft nichts Anderes gegeben worden, als eine Methode, vermöge deren ſie ihre Unwiſſenheit hinter Notizen-Kram und leere Grübeleien verſtecken konnten. Übrigens ſind die von Caſſiodor bezeichneten Schulwiſſenſchaften dieſelben, die wir vorher (ſ. oben S. 574) von einem heidniſchen Grammatiker als den Inbegriff aller nöthigen Kenntniſſe haben darſtellen ſehen, das ſogenannte Trivium und Quadrivium oder die ſieben freien Künſte, welche man nach Caſſiodor's Vorgang im ganzen Mittelalter in den Klöſtern und in Schulen lehrte, und die auch nachher noch bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein in katholiſchen Ländern als Inbegriff der Schulwiſſenſchaften beibehalten worden ſind. Das Trivium oder die Wiſſenſchaften der unteren Klaſſen ſind Grammatik, Rhetorik und Dialektik, das Quadrivium oder die Lehrgegenſtände der höheren Klaſſen ſind Arithmetik, Muſik, Geometrie und Aſtronomie.

Außer den dürftigen Reſten der alten Wiſſenſchaft empfiehlt Caſſiodor auch die Beſchäftigung mit Landwirthſchaft und Gartenbau. Die von ihm dafür angeführten Gründe ſind vortrefflich, und haben im Mittelalter manchen Mönch bewogen, der Welt noch auf andere Art nützlich zu werden, als durch Beten. „Die Sorge für Landwirthſchaft, Viehzucht und Obſt-Cultur, ſagt er, ſcheint zwar irdiſch, ſie wird aber himmliſch, wenn man bedenkt, welche Erquickung der Menſch dadurch Fremden und Kranken verſchaffen kann. Wie erfreulich iſt es, den ſchmachtenden Wanderer mit lieblichem Obſt zu erquicken, oder den Reiſenden mit jungen Trauben zu erfreuen, mit guten Fiſchen zu ſpeiſen und mit ſüßem Honig zu laben!“ Von den rein mechaniſchen Arbeiten ſtellt er das Bücherabſchreiben oben an. Bei ſeiner Empfehlung desſelben zeigt ſich die Geſchmackloſigkeit des Mittelalters recht deutlich in der geſucht frommen Antitheſe oder Gegenüberſtellung des Rohres, durch welches Chriſtus am Kreuz mit Galle gedrängt ward, und des Rohres, mit welcher der Abſchreiber himmliſche Worte auf das Pergament bringt.

Von den übrigen Schriften Caſſiodor's ward beſonders ſeine Chronik im Mittelalter ſehr wichtig, weil ſie hauptſächlich zum Behufe der Zeitrechnung geſchrieben war, und das Gerüſte der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſicherte, die bereits zur bloßen Sagenerzählung und zum Ritter-Roman geworden war. Caſſiodor hat auch eine

Kirchengeſchichte geſchrieben, oder vielmehr die Schriften von drei griechiſchen Kirchenhiſtorikern ins Lateiniſche überſetzt und zu einem einzigen Werke vereinigt. So mangelhaft dieſes Buch auch in Betreff des Ausdruckes und der Form iſt, ſo hat es doch den Werth, belehrend und auf beſtimmte Quellen gegründet zu ſein; und es wäre zu wünſchen geweſen, daß die klöſterlichen Schriftſteller des Mittelalters in Betreff der Sache ſelbſt das ihnen hierin aufgeſtellte Muſter befolgt hätten. Caſſiodor's vermiſchte Briefe und Abhandlungen endlich ſind in doppelter Hinſicht wichtig: ſie liefern uns ein treffliches Material, um die Bildung der letzten römiſchen Zeiten und ihr Verhältniß zum Leben zu erkennen, und wurden im Mittelalter das Muſter des Geſchäftsſtyls. In letzterer Hinſicht iſt nur zu bedauern, daß man zwar das Geſchraubte der Schreibart Caſſiodor's angenommen, nicht aber zugleich die Reinheit der Sprache und die Feinheit der Wendungen aus dieſer Schrift erlernt hat.

Weit bedeutender und umfangreicher iſt der Einfluß des zweiten Hauptſchriftſtellers der oſtgothiſchen Zeit, Boëthius. Er hat die meiſten Schulwiſſenſchaften des Mittelalters ſo ausführlich behandelt, daß Caſſiodor in ſeiner Anweiſung zum Unterricht die Lehrer vorzugsweiſe auf ihn verwies, und daß die Mönche neben ſeinen Schriften andere Bücher entbehren zu können glaubten. Er hat nämlich die Geometrie, Arithmetik, Muſik, Rhetorik und Dialektik nicht, wie Caſſiodor, blos überſichtlich und in Abriſſen, ſondern in beſonderen Schriften ſpeciell dargeſtellt, und dieſe Bücher bildeten im Mittelalter die Grundlagen des Schulunterrichts. Dies iſt jedoch nur ein Theil der Verdienſte, die ſich Boëthius um das Schulweſen der neuen chriſtlichen Staaten erwarb. Er hat außerdem viele Schriften des Ariſtoteles ins Lateiniſche überſetzt, und die Schulen des Mittelalters begnügten ſich mit dieſen Überſetzungen, die ſie dem Original gleich achteten, bis man gegen das zwölfte Jahrhundert durch die Araber auch mit den anderen Schriften des Meiſters der Philoſophie bekannt wurde. Boëthius hat endlich auch die Lehre von der Dreieinigkeit und von den Naturen in Chriſto, auf welche ſich im Mittelalter die ganze Theologie beſchränkte, in beſonderen Schriften behandelt, und dieſe haben hauptſächlich bewirkt, daß die chriſtliche Religionswiſſenſchaft jene enge Begrenzung erhielt. Ja, Boëthius iſt durch dieſe Schriften und durch ſeine Überſetzungen des Ariſtoteles ſogar der Schöpfer der eigenthümlichen Philoſophie des Mittelalters oder der ſogenannten Scholaſtik geworden.

So bedeutend die Wirkung aller dieſer Arbeiten des Boëthius auch war, ſo hat doch keines ſeiner Bücher, ja faſt kein Werk eines anderen Schriftſtellers des Alterthums einen ſo wohlthätigen Einfluß auf die Menſchheit im Mittelalter gehabt, als die Schrift über den Troſt der Philoſophie, die er kurz vor ſeiner Hinrichtung (ſ. oben S. 541) im Kerker geſchrieben hat. Boëthius war der angeſehenſte unter den römiſchen Senatoren ſeiner Zeit, beſaß glänzende Talente, war der glückliche Gatte des beſten Weibes, hatte den ausgezeichnetſten Bürger der Stadt Rom zum Schwiegervater, und erſchien in ſeinem Alter als Conſular in der Mitte von zwei Söhnen, welche Conſuln waren. Von dieſer Höhe des Glückes ward er durch den Neid der Hofleute und durch Theodorich's Argwohn plötzlich in den Abgrund des Unglücks hinabgeſtürzt. Er fand bei ſeinem unverdienten traurigen Geſchicke Beruhigung in der Erhebung und Kraft eines gebildeten Geiſtes, und ſchrieb die Gedanken, die ihm Troſt und Halt gewährten, in einem Buche nieder, welches er Tröſtung der Philoſophie im Unglück betitelte. Dieſe Schrift iſt das einzige lateiniſche Buch, welches neben ähnlichen Schriften Cicero's, Seneca's und Auguſtin's Erwähnung verdient. Was aber noch weit wichtiger iſt, Boëthius philoſophiſche Tröſtung im Unglück iſt die einzige Popularphiloſophie des Mittelalters geworden, die darin vorgetragenen Anſichten ſind in die Volksbildung übergegangen, und haben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein Tauſenden von Menſchen wirkliche Erhebung und Beruhigung gewährt. Alle die Seelen, denen weder die dürre Scholaſtik, noch der mechaniſche Gottesdienſt des Mittelalters Befriedigung gewährte, fanden in Boëthius Schriften eine wahre Erquickung des Herzens und Geiſtes. Sein Werk hat auf dieſe Weiſe Jahrhunderte lang einen Platz neben der Bibel eingenommen und es muß als eine beſondere Fügung der Vorſehung angeſehen werden, daß gerade ein ſolches Buch ſich neben dem gehaltloſen Wuſt theologiſcher und ſcholaſtiſcher Schriften erhalten und verbreitet hat. Der tief fühlende und wahrhaft gebildete Boëthius erſcheint uns daher ganz anders, als alle die unzähligen Büchermacher des untergehenden Alterthums und der mittleren Zeit, welche blos für ein leeres Wiſſen, für unfruchtbare Spitzfindigkeiten und für gelehrte Klopffechtereien Sinn hatten. Boëthius hat, als die alte Cultur vernichtet wurde, für das neue Geſchlecht den Samen einer wahrhaft ſchönen und edlen Schwärmerei ausgeſäet, durch welche ſpäter Barbarei und Fanatismus gemildert

wurden; er hat in den rohen Zeiten des Mittelalters Tauſenden von Leidenden der Weisheit Troſt ins Herz gegoſſen und, wenn harte Gewalthaber ſie wie ihn mit grauſamem Tode vertilgten, ihnen den Himmel offen gezeigt, den jeder Edle in ſich trägt; er allein hat die Unglücklichen in den öden Steppen roher Wirklichkeit auf das ſelige Land der Möglichkeit hingewieſen, und ihnen da, wo die Selbſtſucht der Halbbarbaren eine furchtbare Wüſte ſchuf, ewig grünende Auen der Hoffnung und der Liebe bereitet.

Die Schrift iſt in der Form eines Zwiegeſprächs abgefaßt, welches Boëthius im Kerker mit der als Perſon erſcheinenden Philoſophie hält. Die Sprache beſteht abwechſelnd aus einer rhetoriſchen und oft poetiſchen, nie aber ſchwülſtigen Proſa und aus Verſen, ſo daß das Gemüth in ganz eigener Weiſe bewegt wird. Es werden nämlich nicht allein alle Seelenzuſtände, die ſich nicht proſaiſch beſchreiben laſſen, dichteriſch dargeſtellt, ſondern Boëthius behandelt auch das, was in der Proſa bewieſen worden iſt, auf poetiſche Weiſe, und faßt die Wirkung desſelben lyriſch auf. Sehr befremdend iſt, daß derſelbe Mann, der das ganze Chriſtenthum in der Dreieinigkeits-Lehre fand und den Charakter der mittelalterlichen Theologie beſtimmen half, in dieſem Buche weder von einer Stelle der Bibel Gebrauch macht, noch Chriſtus oder irgend einen chriſtlichen Märtyrer als Beiſpiel der Standhaftigkeit des wahren Weiſen anführt, daß er überhaupt die eigentlich chriſtliche Philoſophie und die Grundſätze, auf welchen der Troſt der Chriſten beruht, nicht im mindeſten berückſichtigt. Es iſt in ſeinem Buche jede Spur des Chriſtlichen vermieden, und nur von demjenigen Troſte die Rede, den die wiſſenſchaftliche Philoſophie unabhängig von aller Religion dem Menſchen gewährt. Wahrſcheinlich liegt der Grund davon nicht ſowohl in der gewählten Form der Einkleidung, zu der das Chriſtliche freilich nicht gepaßt haben würde, als vielmehr in dem Charakter der Geiſtesbildung und in der gewohnten Beſchäftigung des Verfaſſers; denn wir finden in der Schrift ſelbſt einen Vorwurf angedeutet, den die Gläubigen ſeiner mönchiſchen Zeit ihm gemacht zu haben ſcheinen, daß er ſich nämlich nicht mit mechaniſchen Andachtsübungen, ſondern mit philoſophiſchen Studien beſchäftige.

Auch in Betreff dieſes Werkes geſtattet die Rückſicht auf den Raum und auf die Bildungsſtufe unſerer Leſer keine Darſtellung des Inhalts und des Zuſammenhanges, in welchem die Ideen desſelben zu

den herrſchenden Anſichten der damaligen und der folgenden Zeiten ſtanden. Nur einige Andeutungen, die den Geiſt des Werkes im Allgemeinen bezeichnen, können gegeben werden. Boëthius verſchmäht die gewöhnlichen Gemeinplätze, vermittelſt deren man den Leidenden durch die Erinnerung an vergangene Freuden und durch andere Beziehungen ähnlicher Art zu beruhigen ſucht. Er erweckt ſtatt deſſen zuerſt den Gedanken an die Menſchenwürde und Seelengröße, die ſich im Unglück offenbaren, und belebt dieſen Gedanken durch das Beiſpiel einiger großen Römer der Vorzeit. Dann ordnet er ſeine Tröſtungen ſo, daß er zuerſt das Herz durch ein Ausſprechen der Klage zu erleichtern ſucht. Dies gibt ihm Gelegenheit, die Geſchichte ſeiner eigenen Leiden zu erzählen, und was er hierbei über die oſtgothiſche Herrſchaft in Italien ſagt, zeigt uns aufs klarſte den traurigen Zuſtand eines Landes, das unter einer halb römiſchen, halb barbariſchen Regierung ſtand. Hierauf bereitet Boëthius die Seele durch leichteren Troſt und durch die gewöhnlichen Beſänftigungsmittel beſſerer Art auf die tiefere Betrachtung des göttlichen und menſchlichen Weſens und auf die daraus hervorgehende Beruhigung vor. Er ruft dem Leidenden die Erinnerung an das erworbene Verdienſt zurück, er macht ihn auf die Hand der Vorſehung, auf den Gang irdiſcher Dinge und auf den verſchiedenartigen Werth menſchlicher Güter aufmerkſam. Er ſpricht von dem, was ihm ſelbſt auch im Kerker noch geblieben ſei, von dem Ruhme ſeines Namens, von der Liebe ſeiner edlen Gattin und von anderen unzerſtörbaren Gütern. Alles dies wird zwar auf ſchöne und geiſtreiche Weiſe, aber durchaus ohne die zu ſeiner Zeit ſo gewöhnliche Spielerei und Künſtelei vorgetragen, und gerade deshalb mußte ſein Buch in den troſtloſen Zeiten des Mittelalters auf alle beſſeren und edleren Gemüther um ſo erhebender und erquickender einwirken. Dann geht Boëthius zur tieferen Betrachtung über; er redet vom Ziel und Zweck des Daſeins, vom wahren Glück des Menſchen, von der Nichtigkeit der äußeren Güter und des eingebildeten Glückes, von dem Unterſchied zwiſchen Schein und Wahrheit, zwiſchen der äußeren ſinnlichen Welt und dem unſichtbaren Reiche des Geiſtes. Hierbei ſtützt er ſich hauptſächlich auf Plato, und was dieſer in ſeiner Politik von dem Tyrannen und ſeiner jammervollen Lage ſagt (ſ. Th. II. S. 265 f.), wird von Boëthius auf die Böſen überhaupt angewendet. Schon hieraus allein kann man erkennen, warum ſeine Schrift in dem ganzen langen Zeitraum, wo Gewalt gegen Recht

und Geſetz geltend gemacht wurde und faſt immer obſiegte, ſo viel geleſen worden iſt. Es war den Leidenden und Unterdrückten ein Troſt, zu erfahren, wie leicht ſich beweiſen laſſe, daß jeder Tyrann und Unterdrücker unglücklich ſei. Der Gedanke, daß der Schlechte ſtets unglücklich iſt, daß alſo Schlechtigkeit eine Strafe, die Tugend aber an und für ſich ſelbſt ein Gut iſt, wird nachher weiter ausgeführt, um zu zeigen, daß der Gute ſeinen Lohn und ſein Glück in ſich ſelbſt trage. Dies leitet den Verfaſſer in den beiden letzten Abſchnitten ſeines Werkes zu einem Gegenſtande, der nachher der Hauptpunkt der Weisheit des Mittelalters, ſowie der beſſeren und höheren Dichtkunſt desſelben geworden iſt, bei deſſen Entwickelung wir ihm aber hier nicht folgen können, weil ſie uns in das Gebiet der ſtreng wiſſenſchaftlichen Theologie ziehen würde. Es iſt die Frage über das Verhältniß der menſchlichen Willensfreiheit zu der göttlichen Weisheit und ihren ewigen Rathſchlüſſen.

Die Tröſtung der Philoſophie fand während des Mittelalters überall, beſonders aber in Italien, Niederdeutſchland und England, ſehr viele Leſer, und ward häufig überſetzt und bearbeitet. Von dieſen Bearbeitungen iſt die des angelſächſiſchen Königs Alfred des Großen, der im neunten Jahrhundert lebte, die bei weitem intereſſanteſte, weil ſie uns am beſten zeigen kann, wie man Boëthius Schrift auf die verſchiedenartigſten Verhältniſſe und Zuſtände des Lebens anwandte. Alfred befand ſich, obgleich Boëthius nie König geweſen war, in einer ziemlich ähnlichen Lage, wie der römiſche Senator: er hatte den Gipfel der Ehre und Macht unter ſeinem Volke erreicht, und ward durch das Unglück von dieſer Höhe ins Elend hinabgeſtürzt. Er arbeitete deswegen Boëthius Schrift von neuem aus, um ſich durch den darin gebotenen Troſt in ſeinen eigenen Widerwärtigkeiten zu erbauen, und zugleich die praktiſche Philoſophie der beſten heidniſchen Weiſen ſeinen Angelſachſen zugänglich zu machen, welche von ihren gelehrten Geiſtlichen durch Spitzfindigkeiten aller Art um das eigentliche Chriſtenthum betrogen wurden. Alfred hat alſo für ſeine Zeit und ſein Volk aus Boëthius Schrift eine populäre Philoſophie gebildet, was nachher in ähnlicher Weiſe noch öfters im Mittelalter gethan worden iſt, und noch heutiges Tages in Italien geſchieht. Solche Bearbeitung mußte auf die eigentliche Volksbildung und auf die Poeſie der chriſtlichen Welt weit mehr Einfluß haben, als hundert gelehrte Abhandlungen. Es würde daher für die Erkenntniß des ver-

ſchiedenen Charakters und der verſchiedenen Bedürfniſſe der Zeiten ſehr belehrend ſein, wenn wir die Art, wie Alfred bei ſeiner Bearbeitung verfuhr, vergleichend darlegen könnten; dies würde aber nur durch eine ſpecielle Verfolgung des Inhalts der Werke beider Männer und durch die Anführung und Gegeneinanderſtellung ganzer Stellen möglich ſein. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß Alfred dem heidniſchen und ſtreng philoſophiſchen Werke des Boëthius einen chriſtlichen und gewiſſermaßen theologiſchen Charakter gegeben hat. Es galt ihm nämlich darum, des Boëthius Anſichten und Troſtgründe dem Gemüthe und der Faſſungskraft ſeiner halbgebildeten Angelſachſen nahe zu bringen. Er erweitert und umſchreibt daher die Gedanken, kleidet ſie in ein für ſeinen Zweck mehr paſſendes Gewand ein, und ſchiebt manchmal auch ſeine eigenen Gedanken unter. Boëthius Rede wird auf dieſe Weiſe zwar ſchwächer, aber auch einfacher und verſtändlicher, zugleich wird der Vortrag chriſtlich, was er bei Boëthius nicht iſt, und die philoſophiſchen Lehren werden zu einer Art von Volksmoral umgeſtaltet. Alfred's Bearbeitung zeigt aber deutlich, daß ihn dabei Erfahrung und Gemüth geleitet haben; auch huldigt der angelſächſiſche König, trotz der chriſtlichen Beziehung, die er den Worten des Boëthius gibt, der Mönchsanſicht vom Leben keineswegs unbedingt. Boëthius hat z. B. den Ruhm bei Menſchen nicht beſprochen; Alfred dagegen, der in einem heroiſchen Zeitalter lebte, zieht die Lehre des beſſeren heidniſchen Alterthums der Menſchenverachtung der Klöſter vor: er fügt einen Satz ein, in welchem er den guten Ruf als ein koſtbares und unvertilgbares Gut darſtellt. Kurz, des Boëthius tief durchdachtes Werk wird unter Alfred's Hand zu einem Volksbuch, ſeine philoſophiſchen Bemerkungen werden zu moraliſchen Betrachtungen, und das Buch mußte in dieſer Bearbeitung wie eine verſtändige erbauliche Predigt auf die Zeit einwirken.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlosser, Friedrich Christoph,

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk

Bd.: 4

Frankfurt a. M. 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Hist.o.26(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11749286-5